Die Schaubühne

Herausgeber Siegfried Jacobsohn

Die Schaubühne

Herausgeber
Siegfried Jacobsohn



XIII. Jahrgang

Verlag der Schaubühne
Charlottenburg

Neue Weltbühne

Die Schaubühne

Herausgeber Siegfried Jacobsohn



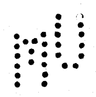
Dreizehnter Jahrgang / Erster Band

Verlag der Schaubühne / Charlottenburg 1917

Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten

*) A = Kammerspiele, B = Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, G = Deutsches Künstlertheater, K = Kleines Theater, L = Lessing-Theater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, R = Residenz-Theater, V = Volksbühne



Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Die diplomatische Offensive von Germanicus

Die Frankfurter Zeitung hat das Wort erfunden. Es stellt den Tatbestand einwandfrei fest: wir haben die diplomatische Offensive an uns gerissen; wir haben die Diplomatie der ganzen Welt in Bewegung gesetzt, haben die unsrer Feinde gezwungen, zu unsern Maßnahmen Stellung zu nehmen, und haben der neutralen Gelegenheit gegeben, in den Weltkrieg einzugreifen. Es ist keineswegs übertrieben, wenn man sagt, daß es beinah einerlei ist, wie die Tat des zwölften Dezember ausgehen mag; ob nun das erste Friedensgespräch, wie wir es in Beantwortung von Wilsons Note vorgeschlagen haben, zustande kommt, oder ob die Antwort der Entente auf unser Angebot undiskutierbar sein mag: die Initiative der Friedensfindung, die irgendwann einmal zum Vollzug kommen muß, bleibt bei Deutschland. Und so lange der Krieg auch weitergehen wird: nie wird vergessen werden können, daß wir bereit gewesen sind, der Menschheit das Blutopfer des Jahres 1917 zu ersparen. Die Stimmen der Neutralen, Amerikas, der Schweiz und Skandinaviens, stehen um uns wie ein Wall von Zeugen. Die vielen Tage aber, die unsre Feinde zu brauchen scheinen, um auf unser Friedensangebot direkte Antwort zu finden, ist ein nicht fortzudeutender Beweis für die Härte der Nuß, die wir ihnen zu beißen gegeben haben. Wobei nicht betont zu werden braucht, daß unser Vorgehen von aller Unehrlichkeit und banalen Verlegenheitsmacherei frei gewesen ist und wirklich das meinte, was in klaren und offenen Worten zum Ausdruck gebracht worden ist. Was kommen mag: wir haben, wie dies der Kanzler in seinem Schreiben an die Stuttgarter ausgesprochen hat, durch unsern diplomatischen Angriff, der den militärischen Operationen ein Ende setzen sollte, ein Beispiel „höchster Kraft, gepaart mit überlegener Mäßigung“ gegeben. Ein Beispiel, das im Zeichen unsrer immer näher an Südrußland heranrückenden Armeen umso unvergeßlicher bleiben muß.

*

Die ‚Times‘ lassen uns wissen, daß die Antwort der Entente als Voraussetzung jeder Friedenserörterung die Räumung der von uns besetzten Gebiete fordern wird. Einerlei, ob dies zutrifft oder nicht: die Tatsache, daß solch eine Zumutung überhaupt ausgesprochen werden konnte, zeigt die geistige Verwirrung, von der zum mindesten gewisse Kreise Englands befallen sein müssen. Es geht den Engländern nicht gut; das ist nun mittlerweile weltbekannt geworden. Der englische Ackerbauminister hätte gewiß nicht sein Land mit einer belagerten Stadt verglichen, wenn nicht die Anzeichen der verschiedensten Nöte sich bemerkbar machten. Wir

können uns sehr gut vorstellen, wie die Meldung der ‚Evening World‘, daß im amerikanischen Kongreß sich die erforderliche Mehrheit für ein Ausfuhrverbot gegen Kriegsmaterial, oder die andre des ‚Daily Chronicle‘ von der Beschlagnahme des argentinischen Weizens gewirkt haben mag. Selbst, wenn beide Nachrichten falsch gewesen sein sollten, so bleiben sie doch kennzeichnend für die Nervosität, für das Hangen und Bangen des in Not geratenden Englands. Wir lassen uns von Phantastereien nicht verführen, wir glauben nicht an Englands Zusammenbruch, glauben auch nicht, daß solch eine Katastrophe in unserm Interesse notwendig wäre: wir wissen aber sehr genau, daß der Mangel an Nahrungsmitteln und Rohstoffen, durch den England uns niederringen wollte, auch drüben spürbar wird und so aus den Machtmitteln, die gegen uns aufgeboten werden, ausscheidet. Da wir überdies noch einiges einzusetzen haben, was Englands Zufuhren recht empfindlich treffen kann, so können wir — wenn es sein muß — dem weitern Verlauf des Krieges mit Ruhe entgegensehen. Nach dem nächsten Waffengang wird die Sachlage für uns nicht schlechter sein; das politische und auch das moralische Recht aber, unsre Forderungen zu steigern, wird sich gemehrt haben.

*

Inzwischen tut man nur gut, noch einmal, soweit dies möglich, festzustellen, daß Deutschland heute bereit ist, einen Frieden zu schließen, der den europäischen Ausgleich bedeuten würde. Dazu ist freilich notwendig, zunächst deutlich festzustellen, daß die Hysteriker, mit denen wir nicht ganz so sehr wie die Länder der Entente, aber doch immerhin ausreichend gesegnet sind, nicht das Geringste mit der berufenen politischen Leitung des Reiches und der hinter ihr stehenden Mehrheit des deutschen Volkes zu tun haben. Wir empfinden es nur komisch, wenn der Graf Reventlow angstvoll aufstöhnt, daß es Deutschlands und seiner Bundesgenossen Ruin bedeuten würde, wenn der Friede „die Unabhängigkeit, die territoriale Integrität, die politische und wirtschaftliche Freiheit der Staaten, welche am Kriege gegen uns beteiligt sind, bringen würde“. Wir nehmen es auch ganz gewiß nicht ernst, wenn dieser weltpolitische Dilettant bezweifelt, daß sich ein deutscher Delegierter finden würde, der es fertig bekäme, neben Lloyd George und Briand an einem Verhandlungstisch Platz zu nehmen. Für eine derartige, nach dem studentischen Raufkomment betriebene Politik mangelt uns jegliches Verständnis; wir sind nicht dumm genug, um die Unerzogenheit unsrer diplomatischen Gegner so wichtig zu nehmen, daß sie uns bestimmen könnte, dem auszuweichen, was wir für Deutschland als nützlich erkennen. Nationalistische Empfindsamkeit ist kein Faktor der praktischen Politik. Im übrigen: der Anhang, den der Graf Reventlow unter den Deutschen aufzuweisen hat, ist, selbst Bassermann, Bernhard und Bülow eingerechnet, zu unbedeutend, als daß es sich verlohnte, mit besonderer Eindring-

lichkeit die Torheit seines unfruchtbaren Radikalismus zurückzuweisen. Die Gruppe der Alldeutschen ist kein Bestandteil des deutschen Volkes, ist nur eine zwar unangenehme, aber doch eng lokalisierte Hautkrankheit an einem durchaus gesunden Körper; diese gezählten Rechnungsräte, erledigten Offiziere, deklamierenden Gymnasiallehrer und ehrgeizigen Handlungscommis mögen vor Beginn des Krieges allerlei Spuk getrieben haben: sie sind durch die Katastrophe, die sie leichtsinnig zu fördern suchten, überwunden worden, sie haben sich selbst ausgeschaltet. Man braucht sich mit ihnen kaum noch zu befassen, wenn man bis auf weiteres auch leider genötigt sein wird, besonders um des Auslandes willen, sie in ihre Schranken zu weisen. Für die Erörterung des Friedens sind diese Kreise jedenfalls bedeutungslos; ihre Leichtfertigkeiten können die sachliche Aussprache über das, was der Friede uns bringen muß, nicht beeinflussen.

Für diese sachliche Friedenserwägung hat nun die Kölnische Zeitung kürzlich eine vortreffliche Formel gefunden. Sie erörtert die Frage, wer wohl am meisten die Welt in Aufregung versetzt habe: ob die Länder der Entente oder Deutschland; sie erinnert an die gewaltigen kolonialen Eroberungen Frankreichs und Englands während der letzten vierzig Jahre, an den russisch-japanischen Krieg, an den Kampf Englands gegen die Buren, an die Marokkokrise, sie erinnert an den damaligen Versuch, Deutschland von den Vorteilen des nordafrikanischen Marktes fernzuhalten, und sagt dann: „Lautet die Antwort der Entente auch heute noch, wie sie Frankreich und England auf der Algeciras-Konferenz gaben, so ist kein Friede möglich, weil sie dann heute noch nicht bereit wären, Deutschland dasjenige Maß von Bewegungsfreiheit zuzuerkennen, dessen ein Volk von siebzig Millionen und ständiger Bevölkerungszunahme auf vergleichsweise beschränktem Raume bedarf. Lautet die Antwort anders, dann ist die Möglichkeit zu friedlicher Auseinandersetzung gegeben. Dann ist die Frage nach Anerkennung des Sieges und die Frage der unmittelbaren Schuld am Ausbruch des Krieges, über die eine Verständigung zu erzielen aussichtslos erscheint, ohne Bedeutung — dann wäre der tote Punkt überwunden." Diese Fassung unsrer Friedenspräliminarien klingt zunächst nicht verführerisch und ist gewiß frei von aller Ideologie; wenn man sie aber recht versteht, so würde sie eine feste Basis geben, um die Erörterungen der sich heute gegenüberstehenden Lager zu entwickeln. Wenn die Völker der Entente durch die Lügen ihrer Regierung hindurch erst einmal begriffen haben, daß Deutschland keinen verschlingen will (auch den Russen die Ostsee nicht zuschließen möchte), daß es vielmehr in der Vorsorge gegen jeden Revanchekrieg, in der Aufrichtung des europäischen Gleichgewichts, in der Gewährleistung freiheitlicher Entwicklung für alle (auch der Dardanellendurchfahrt für russische Kriegsschiffe) das Ziel dieses Krieges sieht, dann wäre bereits vieles, wenn nicht vielleicht

alles erreicht. Dann würde sich vielleicht niemand, vielleicht auch jedermann rühmen können, den Krieg gewonnen zu haben; dann könnte aber niemand auf den andern als auf einen Vernichteten hinweisen, dann würde jeder in jedem einen, durch das Feuer des Krieges bewährten, Kronprätendenten und Mitbewerber im friedlichen Wettkampf um den wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritt erblicken müssen. Solch ein Ausgang wäre ein entscheidender Schritt zur Ueberwindung des Willens zum Kriege, ein erster Schritt zur Erkenntnis der Interessengemeinschaft auch Derer, die heute am besten zu fahren glauben, wenn sie sich aus der Gemeinschaft aller Uebrigen aussondern. Die diplomatische Offensive, die Deutschland eingeleitet hat, ist ein heftiger Anstoß, die Solidarität der Staaten und der Völker zum Grundstein aller zukünftigen politischen und wirtschaftlichen Erwägungen zu machen. Ohne Optimismus und auf alles, auch auf das Gegenteil des Erwünschten gefaßt, entschlossen, die Gegner niederzukämpfen, wenn sie sich der politischen Einsicht, der Kunst der Diagonale widersetzen sollten, wollen wir in kraftvoller Mäßigung, den Lauf der Ereignisse in der Hand behaltend, abwarten, was das neue Jahr uns bringen wird. Der rechten Erkenntnis ist noch immer der Sieg geworden. Poincaré und Trepow sind erledigte Leute, wenn (während Calais den Engländern verbleibt) das Elsaß nicht französisch und Konstantinopel nicht russisch werden. Hat sich aber die Unmöglichkeit solcher Eroberungen erst einmal den Völkern eingeprägt, dann dürfte es für Lloyd George schwer sein, die Entente als eine Verschwörung für Eroberungen auch nur um noch einen Tag zusammenzuhalten.

Das Wildschwein von Robert Breuer

In einem Zeitungsstand der Untergrundbahn, also an immerhin sichtbarer Stelle, entdecke ich eine Druckschrift, auf deren Umschlag in schwarz-weiß-roter Umrandung ein Wildschweinskopf zu sehen ist. Meine Vermutung, daß es sich um eine Zeitschrift zur Kennzeichnung des Judentums handelt, wird nicht enttäuscht; ich erwerbe für fünfzig Pfennige ein Exemplar der Monatsschrift des ‚Verbands gegen Ueberhebung des Judentums'. Der Titel ist: ‚Auf Vorposten'. Der Schweinskopf ist eigentlich ein Eberkopf und soll ein Symbol sein für die Schlachtordnung der Germanen. Ich möchte aber meinen, daß diese Deutung nicht die einzige ist, nicht einmal die einzige, die von den Erzeugern dieses Dokumentes der Rassenperversion gewünscht werden dürfte. Der ‚Verband gegen lichen Geschlechts, denn es ist Bedingung, daß das Deutschgeborene über zwanzig Jahre als Mitglied auf; anscheinend nur solche männlichen Geschechts, denn es ist Bedingung, daß das Deutschgeborene nicht mit einer Jüdin verheiratet ist. Wer dreihundert Mark zahlt, ist lebenslänglich Ehrenbürger dieser Rottung, die eine besondere

Auffassung von der Einheit des Volkes in schwerer Zeit zu haben scheint. Der ‚Verband gegen die jüdische Ueberhebung' hat übrigens eine Filiale; beim Durchblättern des Heftes trifft man den ‚Bund zur Wahrung deutscher Volksehre'. Dieses scheint eine besondere Form des delirierenden Stammtischs zu sein; er beschäftigt sich mit der Aufstellung von Friedensbedingungen, die England nach dessen völliger Niederwerfung zu diktieren sind. Die nachstehenden Proben werden die Geistesverfassung dieser Weltpolitiker bloßlegen:

Die südafrikanischen Kolonien bilden einen Staatenbund unter der Oberherrschaft Deutschlands, die übrigen englischen Kolonien in Afrika fallen an Deutschland. Aegypten und Cypern werden an die Türkei, Gibraltar an Spanien zurückgegeben, der Suez-Kanal wird der Verwaltung von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und der Türkei unterstellt. Alle übrigen Besitzungen, die England in andern Weltteilen und im Mittelmeer sich angeeignet hat, werden den Staaten zugeteilt, zu denen sie nach der geographischen Lage oder nach der Zusammensetzung der Bevölkerung gehören, soweit die Mittelmächte sie nicht als Flotten-Stützpunkte gebrauchen. Die englische Kriegsflotte wird an Deutschland ausgeliefert, das davon einen Teil an Oesterreich-Ungarn abgibt. England zahlt die Kriegskosten der Mittelmächte in einer von uns noch näher zu bestimmenden Form und ferner eine Entschädigung von hundert Milliarden, die in monatlichen Teilzahlungen von je einer Milliarde erfolgt. Sie darf nicht in Gold gezahlt werden, es muß vielmehr der Reichsbank ein Guthaben von einer Milliarde bei der Bank von England eingeräumt und die Kriegsentschädigung durch monatliche Zuzahlung von einer Milliarde geleistet werden. Eine Zinsvergütung wird nicht verlangt. Die Anstifter des Krieges: Sir Edward Grey, Herbert Henry Asquith und Lloyd George sowie die Besatzung des Hilfskreuzers ‚Baralong' werden der deutschen Regierung zur Aburteilung ausgeliefert. Die Grafschaften Hampshire, Sussex, Surrey, Middlesex, Kent und Essex werden von zehn deutschen Armeekorps auf Kosten der Regierung von Großbritanien besetzt und erst nach Erfüllung aller Forderungen geräumt.

Der ‚Bund zur Wahrung deutscher Volksehre' nennt diese Forderungen maßvoll; halbwegs vernünftige Leute werden fragen, wie es möglich ist, daß gegenwärtig, da jede Arbeitsleistung nützlich sein soll und jede Materialverschwendung zu vermeiden ist, solch ein offenkundiger Unfug vor sich gehen kann. Die irrsinnigen Kriegsforderungen einiger englischer Blätter sind uns bekannt; sie können nicht entschuldigen, daß der ‚Bund zur Wahrung deutscher Volksehre' das selten gewordene Schmieröl mißbraucht und Druckmaschinen für derartigen Stumpfsinn entwertet. Was aber viel wichtiger ist und zugleich bedauerlicher: es gibt also in Deutschland heute noch Menschen oder wenigstens ‚Menschen', deren Gehirn mißbildet genug ist, um solchen Wust von Dummheit und Frivolität aufzunehmen. Die alldeutschen Propheten können zufrieden sein; sie haben nun glücklich erreicht, daß der politische Veitstanz epidemisch zu werden beginnt. Eine bedauerliche Diagnose, die uns allerdings wenig zu beunruhigen braucht, denn (durchaus in der Absicht des Denunzierens gesagt) ein kräftiger Griff, der die Verbreiter solcher Verwirrungen stumm macht, wird vielleicht genügen, die Krankheit schnell erlöschen zu lassen. Bis auf einige alkoholisierte

Schwarmbrüder ist das deutsche Volk viel zu gesund, um von selbst auf dergleichen Tollheiten zu verfallen.

Was aber nun den ‚Verband gegen die jüdische Ueberhebung' betrifft, so finden sich im Zeichen des Eberkopfes noch allerlei reizvolle Bekenntnisse. Etwa dieses: „Es erscheint uns allerdings würdiger, daß der eiserne Stern Davids die jüdische Heldenbrust schmücke als das germanische eiserne Kreuz". Oder: „Zahlreiche Juden wurden in den alten Kulturländern nobilitiert, und wenn sie damit auch nicht die Einlaßkarte in wirklich vornehme Kreise erhalten hatten, so sind sie doch in einen großen Teil der Gesellschaft eingedrungen; auch konnten sie in Deutschland wie in Oesterreich erheblichen Grundbesitz erwerben." Nebenbei wird an den altdeutschen Spruch erinnert: „Die Juden seynd einem Land soviel nutz, als die Mäus dem Kornboden." Als ein besonders feiner Zug ist die Nachricht zu betrachten, daß „die jüngere Tochter des Chefs des Marinekabinetts, Admiral von Müller, mit dem Direktor der Deutschen Bank, Karl Strauß, verheiratet ist". Weitere Beispiele sind überflüssig; überflüssig scheint auch der Hinweis, daß solch eine Zeitschrift, wenn man dergleichen so nennen will, kein Daseinsrecht hat. Toleranz mag eine ganz schöne Einrichtung sein; es ist aber ohne Zweifel gefährlich, kondensierte Wahnbakterien für fünfzig Pfennige jedem Dummkopf zugänglich zu machen. Das ist dann nicht mehr Freiheit des Wortes, sondern Vogelfreiheit der Ungebildeten und Hysterischen gegenüber dem Fanatismus und der Unsauberkeit. Ich möchte also meinen, daß dieses verseuchte Wildschwein zur Strecke gebracht werden sollte.

Die ersten Tage

‚Die ersten Tage' ist der Titel einer kleinen Schrift (von 73 Seiten), die im Verlag Reuß & Itta zu Konstanz als Band 65 seiner ‚Zeitbücher' erscheint und fünfzig Pfennige kostet. Das Vorwort lautet:

Der Herausgeber der ‚Zeitbücher' schrieb mir: „Wollen und können Sie mir für ein Bändchen meiner ‚Zeitbücher' ein in sich abgeschlossenes Manuscript geben?" Ich antwortete: „Ich bin mehrfach von Verlegern aufgefordert worden, mein ‚Kriegstagebuch' vom August 1914, das damals einen großen ‚Erfolg' gehabt hat, und an das sich noch heute viele Leser der ‚Schaubühne' erinnern, als kleines Buch herauszugeben. Das wäre mir zu anspruchsvoll erschienen, und ich habe deshalb immer abgelehnt. Dagegen hatte ich immer den Wunsch, es einmal als Glied einer Serie wiederzusehen. Hier haben Sie's. Ich hänge sehr an dieser Arbeit. Sie scheint mir nicht wertlos als Dokument eines Menschen, der vom ersten Augenblick an seinen klaren Kopf behalten hat. Das mag gegen ihn sprechen; aber es macht Ihre Serie vielleicht erst wahrhaft vollständig, wenn sie wenigstens in Einem Exemplar auch diese Gesinnung und Haltung zum Ausdruck bringt." Der Herausgeber der ‚Zeitbücher' schrieb zurück: „Ich nehme Ihr Kriegstagebuch." Hier ist es.

Mosses Jubiläum

Daß ein großes Geschäftshaus fünfzig Jahre besteht, zwingt den Genossen und Deuter der Zeit, rückwärts zu schauen auf seinen Weg und womöglich vorwärts in seine Zukunft. Selbstverständlich ist der Ablauf einer bestimmten Zeitspanne noch kein Grund, solche Feste zu feiern. Mit der Firma Rudolf Mosse, die am ersten Januar fünfzig Jahre alt geworden ist, verhält es sich aber besonders. Die fünf Jahrzehnte ihres Daseins fallen nicht nur mit einem denkwürdigen und, wie es scheint, verflossenen Zeitalter zusammen, sondern sie spiegeln dieses Zeitalter auch in kennzeichnender Weise wieder. Es war eine Zeitwende, als das Haus Mosse entstand und eine neue Art Geschäfte zu machen aufbrachte; heute ist wiederum eine Zeitwende und auch bei der Firma Mosse ein Abschnitt oder ein Abschluß in die Nähe gerückt und bereits deutlich sichtbar.

Wer mit dem Namen Rudolf Mosse nur den Begriff der Zeitung zu verbinden gewöhnt ist, der geht nicht weit genug und nicht tief genug. Die Kraft dieses Namens wurzelt anderswo. Denn Rudolf Mosse, für uns Exponent und Beherrscher der kompakten Majorität, hat ursprünglich gar keine Zeitung machen wollen; und er will sie, richtig betrachtet, noch heute nicht, will sie wenigstens nicht als Ziel, sondern nur als Mittel. Die Zeitung, sowie sie dem unskeptischen Leser erscheint: das Blatt als Informationsträger, Nachrichtenvermittler oder auch Unterhaltungsdruckwerk, war für Mosse zunächst einmal ein Behelf und eine Stütze, war ihm nicht das Wesen, sondern die Form. Was ihm als geschäftliche Idee vorschwebte, und was zu verwirklichen ihm, soweit Menschenkräfte reichen, auch gelungen ist, war dieses: aus den sich immer vielfältiger knüpfenden Beziehungen der Menschen zueinander, aus dem immer wechselnden, immer neuen, tausendarmigen, zu allen Bahnen und durch alle Kanäle drängenden Verkehr, aus dem wachsenden Handel, aus dem erstaunlichen Gewerbfleiß des Volkes sich eine Einnahmequelle zu erschließen, indem er gewissermaßen vor der Schwelle zum gelobten Lande des modernen Gesellschafts-, Geschäfts- und Industriestaates ein Zwangs- und Bannrecht etablierte, dem jeder opfern mußte. Wer es nicht tat, der blieb draußen. Um es ohne Bild zu sagen: Rudolf Mosse hat bei uns als Erster einen wirklichen Sammelpunkt und Markt hervorgerufen für alle Anfragen und Angebote, die erdenklichermaßen im Zusammenleben des Volkes auf allen möglichen Gebieten laut werden konnten. Er sah mit visionärem Blick die ungeheure Bedeutung dieser Universalbörse vor sich, deren Größe und Kraft und — Einträglichkeit zusammen mit der Größe und Kraft des Volkes selbst sich entwickeln mußte: er wurde Inseratenpächter, Anzeigenvermittler und schließlich Anzeigendrucker. Das alte Ankündigungswesen war damit endgültig zu Grabe getragen. Anstelle des patriarchalischen Systems gelegentlicher Familienanzeigen, örtlicher Verkaufsangebote, naiver Mitteilungen über verlorene Gegenstände und was sonst den Annonceteil der Intelligenzblätter zufallsmäßig gefüllt hatte — an diese Stelle trat jetzt die Triebkraft der Organisation, die Zielbewußtheit eines starken und gescheiten kaufmän-

nischen Willens. Rudolf Mosse lehrte das Publikum, daß nicht die Gelegenheit die Anzeige, sondern daß die Anzeige die Gelegenheit schafft.

Als Anhang zu den gedruckten Anzeigen ließ Mosse, da er den Nutzen fürs Geschäft einsah, einen Text mit Nachrichten, Unterhaltungsstoff, Kunstbetrachtungen, politischen Raisonnements erscheinen: und die Zeitung war fertig. Das geschah erst nach 1870; die Jahre vorher waren ihm dazu da, sich hineinzuleben, hineinzufühlen in den neuen Gedanken, mit dem das Publikum, schwerfällig und erziehungsbedürftig auch hier, keineswegs gleich begeistert mitging. Aber als der Krieg vorüber war und das neue Reich mit unbegrenzten Möglichkeiten dastand, sah Mosse das Land vor sich liegen, das ihm gehören sollte. Alle Keime, die der Entwicklung harrten, offenbarten sich seinem geschärften Kaufmannsgeist. Und er steuerte mit erstaunlicher Energie, unbekümmert Richtung haltend, auf sein Ziel los — das ohne ein Unmaß von Geduld, Fleiß, Sorgfalt, Härte, Umsicht, besonderer Begabung und besonnenem Wagemut nicht zu erreichen war. Er gab seinem Traum endgiltig Gestalt. Er zog von dem Drang nach Oeffentlichkeit, der das gewerbliche, das gesellschaftliche, das Kunstleben mehr und mehr zu beherrschen begann, seinen Nutzen, unterwarf sich das Publikum nah und fern und machte es sich tributpflichtig, indem er wirklich Zollschranken errichtete vor dem Wege, der den Einzelnen zu den Mehreren und die Vielen zu der Gesamtheit der Uebrigen führte. Er begnügte sich auch nicht damit, für die von ihm selber gedruckten und weithin verbreiteten Anzeigen, die er geschickt an die richtigen Adressen leitete, die ihm zustehende Bezahlung zu erheben: durch ein Netz von Anzeigen-Annahme- und Vermittlungs-Stellen wußte er auf der einen Seite alle Annoncendrucker (deren Zahl wuchs und wuchs) in manchem Sinne von sich abhängig werden zu lassen, während er auf der andern Seite alle Arten von Anzeigen, gleichviel, ob sie für seine eigenen Blätter bestimmt waren oder sich nicht eigneten, an sich brachte, um für die Weiterleitung an die richtige Stelle eine Abgabe einzufordern. Er wartete auch von Anfang an nicht bloß auf die Leute, die etwa aus freiem Antrieb oder eigenem Entschluß zu ihm kommen würden; sondern er rüttelte die Schichten in der Tiefe auf, weckte sie und lud sie ein, seiner Vermittlung sich zu bedienen, um ans Licht, an die Oeffentlichkeit, an den freien Markt und an die Quellen der Publizität und des Wohlstandes zu gelangen: er ist der Schöpfer des modernen Anzeige-Gewerbes, des „Akquisiteurs" so gut wie der modernen Anzeige überhaupt — und dieses nicht in dem Sinne, daß er die neuerdings beliebt gewordene künstlerische oder scheinkünstlerische „Aufmachung" des Inserats mit Zeichenstift und Effektbuchstaben erfand oder zuerst zuließ; wohl aber, indem er als Propagator und Herold des Riesen-Inserats, der Serien-Anzeigen und der Spezial-Ankündigungen und Rubriken für bestimmte Marktgebiete auftrat.

Und die Zeitung?

Wer die bereits recht stattliche Anzahl der Jahrgänge des Berliner Tageblatts durchblättert, wird leicht feststellen können, wie mit der fortschreitenden Ausdehnung des Anzeigenteils, also mit dem flotten Gang des Inseratengeschäfts die Textseiten sich vermehrten und reichhaltiger

wurden; bis sich auf einigen Gebieten auch wechselweise eine Einwirkung zwischen Textteil und Annoncenteil ausbildete. Der literarische Teil der Zeitung wuchs mit der Zahl der Bücheranzeigen; der Handelsteil wurde reichhaltiger mit den zunehmenden merkantilen Ankündigungen; es entstanden Sonderrubriken für Spezialinserate. Das Sportblatt diente den sportlichen Anzeigen, die vier oder fünf ‚Extrabeilagen' wurden, mit Ausnahme des ‚Ulk', der aus irgendeinem merkwürdigen Eigensinn seiner Ueberlieferung treu blieb, in immer deutlicherem Maße zu Inseratenträgern. Mit der Einbeziehung der Berliner Volkszeitung in den Verlag Rudolf Mosse wurde der breite Mittelstand und die Handwerkerschaft als Anzeigenbringer gewonnen; mit der Berliner Morgenzeitung der kleine Mann in der Provinz und noch stärker jene betriebsamen Geschäftsleute und Versandfirmen, die sich an das gläubige Publikum draußen mit dem Angebot von allerhand Quacksalbereien und mehr oder minder bedenklichen Gebrauchsgegenständen wenden. Die Wochenausgabe des Berliner Tageblatts hatte den Außenhandel, die Schwerindustrie, die Maschinenfabriken, die großen chemischen Werke und die Elektrizitätskonzerne als Inserenten vor Augen; und da diese Großgewerbetreibenden dem „eigentlichen" Tageblatt seiner allgemeinen und seiner handelspolitischen Richtung wegen grollten, wurde die Wochenausgabe flugs mit einem industriefreundlichen Gesicht ausgestattet, tat gelegentlich und zur Not ein wenig alldeutsch und wurde, wenn es drauf ankam, sogar einigermaßen schutzzöllnerisch. Man weiß ja schließlich, was man will. Am deutlichsten blieben die Zwecke des großen Geschäftshauses indessen in seinen Anzeigen-Agenturen sichtbar, die sich, wachsend ohne Widerstand, über die deutsch sprechende Welt und darüber hinaus erstreckten, und die zwar grundsätzlich gravitätisch genug für alle Blätter Inserate entgegennahmen, es aber der Firma auch ermöglichen, über dieses oder jenes andre Zeitungs- und Anzeigen-Unternehmen eine wirksame Inseratensperre zu verhängen, wenn die Umstände, das heißt: Mosses Geschäftsinteressen es erfordern. Der Ehrgeiz Rudolf Mosses, der mit am meisten genannte Mann Deutschlands zu werden, hat sich auf diese Weise erfüllt; und erfüllt hat sich auf dieselbe Weise auch sein andrer Ehrgeiz: nämlich, mit der reichste Mann Deutschlands zu werden. Daß beide Ehrgeize in den Wurzeln zusammenhängen und verknüpft sind, ist ersichtlich.

Aber die Zeitung?

Es bedarf keiner Ausführung, wie schwer die ursprüngliche und unbefleckte Idee der Zeitung unter dem Räderwerk des Systems Mosse gelitten hat — nicht zuletzt dadurch gelitten hat, daß sich Jünger und Nachfolger fanden, die in Parallelstraßen Mosses Sache besonders unerschrocken betrieben, die vollends dem Amerikanismus und der Warenhausmanier verfielen. Wie bedauerlich also die Wirklichkeit der Zeitung, als sie ans Licht kam, von der Vorstellung abwich, leuchtet ein. Der Wucht des kapitalistischen Gedankens, dem von allen Zeitungsherausgebern Mosse zuerst den ungehemmtesten Ausdruck gegeben hat, mußte der Geist, der von Rechts wegen in der Zeitung seine Schwingen, wie es ihm

gefiel, rühren sollte, rettungslos weichen und unterliegen. Schon vor einigen Jahren, als die Pläne von einem Zeitungstrust unter Mosses Führung in der Luft lagen, war an dieser Stelle — in den Nummern 19, 49 und 50 des neunten Jahrgangs — die Rede davon, daß die Freiheit der Presse, eine stolz und laut verkündete Errungenschaft, in Wirklichkeit nie erreicht worden ist. Denn das, was früher der Polizeistaat mit einfacher Gewalt und gradeaus an der Presse verrichtet hat, genau dasselbe, nur schlimmer, weil versteckter, wirkt heut der stumme Befehl des Kapitals, das eifersüchtiger als ein Tyrann über seinen Rechten, Machtbefugnissen und Anmaßungen wacht und niemals duldet, daß seinen Interessen durch seine eigenen Geschöpfe Abbruch geschieht.

So gut und rein die Absichten der Schriftleitung, so stark und klar der Wille und das Ziel der einzelnen Mitarbeiter sein mögen: die Rücksichten auf die Inserenten beherrschen die Zeitung, müssen sie beherrschen, da der Zeitungsbesitzer keinen Augenblick daran denkt, für immaterielle Güter zu arbeiten, sondern immer nur für reale Greifbarkeiten da ist. (Was neben den Inserenten noch die Abonnenten wirken, ist ein besonderes Kapitel; aber der Einfluß der Abonnenten geht mehr auf die Verarbeitung des Stoffes als auf den Stoff selber.) Die Aufgabe Derer, die der Zeitungsverleger anstellt und bezahlt, ist: das Geschäft zu fördern.

Die Ergebnisse liegen der Mitwelt vor. Liest man, wie es erforderlich ist, durch die Zeitung hindurch; achtet man auf jene Dinge, die nur halb, und auf jene andern, die überhaupt nicht drinstehen; verschmäht man nicht, den Inseratenteil eingehender, als es der Brauch ist, im Zusammenhang mit dem Text zu würdigen: dann erkennt man, daß jede Zeile der Redaktion unbewußt oder halbbewußt im Hinblick auf das Geschäftsunternehmen des Verlegers abgewogen ist. Ueberall spürt man das Walten des Geldes, das in dem Unternehmen arbeitet, und die freie Meinung kommt höchstens da in der Zeitung zum Ausdruck, wo sie mit den Geschäftsinteressen des Verlegers keinesfalls in irgendeinen Widerspruch geraten kann. Das ist — unter anderm — bei einem Teil der Lokalnotizen, den Produkten des geistleersten Reportertums, auch sonst im Feuilleton und so gut wie völlig auf dem weiten Gebiet der Politik der Fall. Will man erfahren, wo es nicht der Fall ist, entweder garnicht oder doch zu verschiedenen Jahreszeiten nicht der Fall sein kann, dann blicke man in den Anzeigenteil, namentlich der Sonntagsausgabe.

Die Politik ist das Feld, auf dem Mosses Zeitungen unabhängig vom Inseratengeschäft bleiben konnten. Darum gab es in der Politik bei Mosse noch immer die größte Freiheit; und die politischen Redakteure hatten sich nur vorzusehen, daß sie nicht gar zu ungeschickt auf Stände und Erwerbsgruppen losschlugen. Mit einigen Einzelnen kanns eine Zeitung schließlich verderben; niemals aber soll sie mit einer ganzen Schicht anbinden, die, man weiß nicht wie, an Macht gewinnen und zur Mehrheit werden kann. In politischer Hinsicht also ist, da der Hemmschuh hier am lockersten saß, bei Mosse eine löbliche (im Kriege sogar hochlöbliche, um Menschheitsinteressen verdiente) Zeitung zustande gekommen. **Das Berliner Tageblatt behauptet hier seinen Rang — der im übrigen**

nicht mit dem Einfluß des Blattes zu verwechseln ist; denn der Einfluß ist lediglich eine Wirkung der Zahl und beruht auf der Suggestion, die von der häufigen und überall vernehmbaren Wiederholung des Gleichen bekanntlich ausgeht.

Durch den Besitz des Tageblatts sieht sich aber Rudolf Mosse, wie man weiß, und wie nochmals gesagt sei, nicht gehindert, auch in politischen Ueberzeugungen machen zu lassen, die von denen des Tageblatts abweichen; jeder Einsichtige wird indes zugeben, daß dieser Umstand weder zur Verwunderung noch zur Mißbilligung Anlaß gibt. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß Rudolf Mosse selber im Grund seiner Seele politisch nach der konservativen Seite neigt, und daß er der Politik seiner Redakteure, sei sie links, ganz links, verwaschen oder nationalliberal schillernd, gleichmäßig fernsteht — ganz zu schweigen davon, wie er die Ueberzeugungen der Herren und deren Festigkeit einschätzt. Denn darüber darf man keinen Augenblick im Zweifel sein: die Skepsis in der Beurteilung von Menschen ihrem Persönlichkeitswerte nach dürfte sich bei Rudolf Mosse mit der Zeit zu letzter Schärfe ausgebildet haben. Wer das Publikum und die Individuen so in ihren Trieben bloßgelegt und sich dienstbar gemacht hat, für den gibt es weder Glauben an Menschen noch Ehrfurcht vor ihnen.

Und hier ist der Punkt, wo der Mann und das Werk sich berühren: wo wir zu verstehen kriegen, daß es sich bei der Firma Rudolf Mosse nicht um ein abstraktes und losgelöstes Phänomen, sondern um die Lebensarbeit eines Mannes handelt, der begriffen hat, worauf es ihm ankommen mußte. Rudolf Mosse hat es aus der Zeit begriffen, in die er hineingeboren wurde; und ist ihr Herr geworden.

Rudolf Mosse hat, wie viele Schöpfernaturen, schließlich erleben müssen, daß sein Werk über ihn hinauswuchs. Es wurde stärker als er, und ihn selber schraubte es höher hinauf, als er je hatte steigen wollen. Er wollte Geschäfte machen, bekannt werden, reich sein: aber er wurde ein Machthaber und lenkte Schicksale. Für seine Menschlichkeit war das zuviel; er trat hinter seinem eigenen Erleben zurück in den Schatten, hielt sich mit seiner Person in der Dämmerung und suchte das Licht nur auf Umwegen: er ließ seinen Namen als Maecen, als Kunstfreund, als Wohltäter nennen. Aber er blieb hierbei in der Konvention stecken; sein Herz war an seinen Liebhabereien kaum beteiligt; es war und blieb im Geschäft investiert.

Und grade aus diesem Grunde ist die Firma Mosse kein „Unternehmen", sondern ein Geschäft. Das ruht noch immer, wie vor fünfzig Jahren, auf zwei Augen. Die Kraft des Hauses wurzelt seit jeher in der Einheit des Willens, der sich in der verantwortlichen Stelle verkörpert und konzentriert. Die Loslösung der Firma von der Persönlichkeit, die Versachlichung und Schematisierung des Betriebes würde den Untergang bedeuten. Ob der Niedergang aufzuhalten ist oder abzuwenden sein wird, wissen wir nicht. Tritt er ein, so werden wirs weder bedauern noch bewillkommnen; so wenig, wie wir die Zeit selbst, ihren Wandel und Verfall verherrlichen oder verdammen wollen.

Die Sekt-Eule von Peter Panter

Der Vogel denkt: „Weil dem so ist,
Und weil mich doch der Kater frißt,
So will ich mich denn auch nicht zieren,
Will noch ein wenig quinquilieren.“
Und pfeift sich wirklich etwas vor.
Der Vogel, scheint mir, hat Humor.

Busch

Als aber der Heilige Grotescus, der gerissene Gott, der alten Eule Champagner eingefüllt hatte, da begannen ihre Augen unheimlich zu glühen. Und es währte nicht lange — siehe, da begann der altehrwürdige Vogel auf einem Bein zu hüpfen und unaufhörlich zu lachen. Und er lachte mit gackernder Stimme und kniff abwechselnd das rechte und dann das linke Auge zu, und der schlaue Heilige freute sich diebisch in seinem Gemüte: denn die sonst so schweigsame Matrone plauderte alles aus, was sie wußte. So wurde das Geheimnis der alten Eule verraten.

Abgesehen davon hat Mynona im Verlage Kurt Wolff ein schmales Bändchen Grotesken: ‚Schwarz-Weiß-Rot‘ erscheinen lassen — und das Heft bewirkt etwas, was dicke Wälzer an Humor nicht fertig bekommen haben: Man lacht. Man rollt sich. Man trudelt über alle Treppengänge des stolzen Weltenbaus.

Seine Komik ist sehr schwer zu fassen, sie ist ganz unterirdisch. Zunächst fallen einmal alle Hemmungen weg, der Himmel öffnet sich, der liebe Gott selbst streicht sich seinen weißen Bart, aber er und der Bart sind aus Glas, man sieht durch sie hindurch, in den zweiten Himmel, da sitzt Haeckel und liest in einem dicken Buch ‚Welträtsel für artige Kinder‘, aber auch er ist gläsern, man sieht weiter, weiter. Und ein himmlisches Feixen durchzieht den Raum.

Daß unsre Erde bei einer solchen Betrachtungsweise nicht immer gut wegkommt, läßt sich wohl denken. Sie wird es verwinden. Aber der Schreck, wenn auch dieses Verwinden schon wieder bespöttelt ist!

Mynona möge mich keines Vollbartes zeihen, wenn ich sage, daß nicht alles künstlerisch geglückt ist. Technisch ist vieles ganz abstrus—viel zu lang, besonders gegen den Schluß der kleinen Geschichten macht sich häufig eine trunkene Schläfrigkeit bemerkbar. Dafür sind viele Passagen, besonders im Andante der Sonaten, hinreißend. So das: „. . . nach dem lieben alten Weimar, nebenbei gesagt, saß dort im Wartesaal Erster Klasse die stadtbekannte Schwester des weltbekannten Bruders im anmutigen Gespräch mit einer alten Durchlaucht von Rudolstadt; Abnossah hörte grade die Worte: ‚Unser Fritz hatte stets eine militärische Haltung, und doch war er sanft, er war mit Andern von echt christlicher Sanftmut — wie würde er sich über diesen Krieg gefreut haben! und über das herrliche, ja heilige Buch von Max Scheler!‘ Abnossah schlug vor Schrecken längelang hin.“ Bautsch! Und so kommt man in dieser

Goetheschen Liebesgeschichte aus dem Schmunzeln (der schönsten Form des Lachens) gar nicht heraus. Es ist gewissermaßen eine Welt in Anführungszeichen; nur je vorn und hinten ein " und noch ein " — und sie glänzt ganz und gar in buttriger Heiterkeit.

Und es ist alles da: Herr Boboll, der das Nötigste bei sich hat und der Mitwelt damit aushilft (Thermometer, Barometer, die vielen kleinen Bedürfnisse des Lebens ...), Herr Boboll, den man auch deklinieren kann: Boboll, Bobolls, Bobolln, Bobolln — und eine wehmütige Erinnerung an Paulum Scheerbart („Das vertikale Gewerbe' — befürchten Sie nichts, Leserin!) und der dativus disputationis ist Ihnen auch da — kurz: nur hereingetreten, meine Allerwertesten!

Das Bändchen kostet achtzig Pfennige. Vielleicht reizt es manchen, sich Rosan, der schönen Schutzmannsfrau (auch bei Kurt Wolff) zu verbinden. Sie wird ihm helfen, die große Zeit zu vertreiben.

Das Testament von Kurt Singer

Wilhelm Kienzl, allen Musikern lieb durch die samtweiche, leicht sentimentale Färbung seiner Melodien, durch die feine Linie seiner orchestralen Bauten, reich an Einfällen und klug in der Verwendung alter und neuer Opernmittel, kurz: der Kienzl des ‚Evangelimanns' und des ‚Knecht Rupprecht', der Oesterreicher, der Märchen- und Liebesweisen rein und ohne pathetischen Nachdruck erklingen ließ, hat in seinem neuen Werk versagt. Im ‚Kuhreigen' fand er neben dem gewaltsam Aufbegehrenden, das ein revolutionärer Hintergrund seiner Musik abverlangte, noch genug Ausweichungen in sein stilles, klangfrohes, immer wieder bezauberndes Reich der Lieder. Das ‚Testament' läßt den alten Meister der Kleinarbeit kaum und einen Neutöner schon garnicht erkennen. Kienzl quält sich mit Stimmungen, mit Abwechslungen, mit Handlung und Tönen reichlich ab und nötigt uns zu einem Dank an den Komponisten, der zwanzig Jahre jünger war. Mit unsicherer Hand reicht er uns ein paar Früchte dar, die uns erfreuen, aber nicht sättigen, die nicht von rauschend-freier, lockender Luft, sondern von warmer, züchtender Treibhaus-Atmosphäre künden. Wir hören dieses Werk, ohne daß es zu unsrer Seele spricht, wir tragen eine freundliche Erinnerung heim, aber kein Erlebnis, keine Sehnsucht, keine Bereicherung.

Die Fabel, die Kienzl sich geschrieben (und dem Landsmann Peter Rosegger gewidmet) hat, ist alt und, bei allem karnevalistischen und steiermärkischen Aufputz, nicht kurzweilig genug, um für die Trägheit der Handlung zu entschädigen. Stefan Holzer, der Bürgermeister von Fopphausen, wird von zwei geriebenen Burschen zu einer Wette gedrängt. Er glaubt an die ehrliche Freundschaft Derer, die er zu Erben eingesetzt hat. Zum Schein wird er totgesagt und erfährt nun beim Leichenschmaus die wahre

Gesinnung der lachenden Verwandten und Bekannten, als sie sich durch ein zweites Testament um Geld, Gut und Hof betrogen sehen. Reumütig tritt der Alte vom Plan und überläßt Lust und Liebe zum Leben den beiden jungen Menschenkindern Vroni und Florian, denen er den Segen bis zum Tage dieser Erkenntnis versagt hatte. Ein ganz moralisches Buch und in einem Milieu gutgläubiger, starrköpfiger, beschränkter Bauern nicht einmal ganz unwahrscheinlich. Sicherlich aber bot der Maskenscherz des ersten Aktes mit der Kapuzinerpredigt, der Leichenschmaus, die Erscheinung des lebenden Leichnams und andres selbst in spärlicher Verbrämung mit Witz und Humor einem malenden Tonkünstler Anregung zu mancherlei Zeugnissen seines Könnens. Eine komische Oper, eine wirklich mitreißende musikalische Komödie konnte entstehen, wenn unter einem Zündfeuer orchestraler und gesanglicher Einfälle, unter der Hitze Verdischer Geistes-Blitze die Dürftigkeit des Textes vergessen gemacht wurde. Dazu reichte Kienzls Gestaltungskraft, seine Kunst, Melodie durch Melodie zu überbieten, das Orchester in bunten Farben schillern zu lassen, Chören und Einzelgesängen eigenen Reiz und Wert zu geben, diesmal nicht hin. Ein leichter Walzer, ein frommer Kirchengesang, ein Liebeslied und eine gar zu musikdramatisch imponierende Orchestermusik zwischen den beiden Teilen des zweiten Aktes sind alles, was haftet. Zu wenig für einen Abend, wo so viel Lustiges, Launisches und Derbkomisches gesprochen oder agiert wird. Selbst das Vorspiel und die Zwischenaktsmusik, sonst der Sammelplatz aller guten Effekte und Einfälle — wie blaß und reizlos! Die Buffo-Partien beherrschen das Werk, die Lyrismen, in denen Kienzl Herrscher war, treten aufdringlich-bescheiden zurück und nehmen dem verehrten Tondichter das Zepter fort, das er in diesem Reich der Singe-Kunst so siegreich tragen durfte. Warum kehrte er sich ab? Man hat ihn oft zu Unrecht sentimental genannt, wo er echt, vornehm, weich und blühend erfinderisch war. Nun trieb er den lieben, lieben Teufel durch den beherzten, derben, gar zu bäurischen Beelzebub aus. Der Schluß des Werks läßt sein Naturell wieder erkennen. Da drücken wir dem reifen, vornehmen Künstler die Hand. Und werden ihm beide Hände reichen, wenn er die fremden Geister, die er nicht zu rufen und zu fesseln wußte, wieder vollkommen los ist.

Das Deutsche Opernhaus gab sich väterliche Mühe mit dem widerspänstigen Kind. Mörike dirigierte forsch und lebendig, Lagenpusch brachte Bewegung in die Volksmasse, das Bühnenbild war einfach und gefällig. Steier und Kandl führten ihre dankbaren Buffo-Partien charakteristisch und unterhaltsam durch, der Holzer des Herrn von Scheidt war in Stimme und Spiel ein bäurischer Pogner-Typ und als solcher eine geschlossene, treffliche Figur. Bötel, Lulu Kaesser und Louise Marck-Lüders fanden sich mit ihren etwas stiefmütterlichen Rollen ohne jeden Mißmut gegen den kargenden Dichter-Komponisten ab.

Rittner und Wildgans

Nicht allein Wildgans für einen triftigen Beweis von Begabung — auch Rittner verdient einen Preis für das Gegenteil, weil er hierin einen Rekord erreicht hat. „Wölfe in der Nacht": nach solchem Stück Unnatur wird man lange suchen müssen. Warum soll ein Dichter nicht fertig kriegen, um einen Mörder, der frei ausgeht, drei Lustspielakte zu machen? Wenn der ermordete Greis nichts mehr nütze war, ja, dem Mörder, der menschliche Zukunft hat, unerbittlich im Wege; und wenn überdies der Prozeß ein Anlaß wird, die Fehlbarkeit und Anmaßung der Justiz zu entblößen: dann braucht der Autor wahrscheinlich nichts als geistige Ueberlegenheit, um die Frage nach Schuld oder Unschuld zurückzudrängen. Bei Thaddäus Rittner habe ich überhaupt keine andre Empfindung, als daß es abgeschmackt bis zur Unerträglichkeit ist, einen belanglosen alten Mann von einem belanglosen jungen Windhund totbeißen zu lassen, damit wir Zuschauer einer Reihe von irrsinnigen Vorfällen werden. Dem Mörder ist möglich, der Frau seines Staatsanwalts in einem Brief den Mord zu gestehen. Ein fideles Untersuchungsgefängnis. Die Dame sieht ihm nach Güte und Einsicht aus und wird seine Tat begreifen. Zunächst freilich ist sie zu nervös, um ihre Briefe zu öffnen. Der Gatte tuts, freut sich seines Funds und würde ihn selbstverständlich verwerten, wenn nicht desMörders Freundin erschiene, den Mann des Gesetzes an eine verjährte, aber keineswegs folgenlose Begegnung erinnerte und ihm damit den Brief entlockte. Im zweiten Akt hat die Frau des Staatsanwalts seine alte Freundin samt 14 jährigem „Liebespfand" zu sich genommen und in ihre Wohnung ein Rendezvous mit dem Mörder gelegt. Als der hört, daß er keineswegs der Güte und Einsicht dieses hysterischen Frauenbilds den Freispruch verdankt, wird er tobsüchtig und bekennt sich vor keinem geringern Zeugen als dem Gerichtspräsidenten zu dem Mord. Der Staatsanwalt muß einen Haftbefehl schreiben. Wird die Geschichte etwa von vorn losgehen? Na, es kommt nicht dazu. Der interessante Fall zieht es vor, mit der Freundin zu fliehen, die ihr Töchterlein dem Verursacher hinterläßt; der hat inzwischen den Haftbefehl wieder aufgehoben; und ich hoffe inständig, daß die Inhaltsangabe mir die Kritik erspart. Für diese Herrschaften hat der Berliner das eine erschöpfende Wort: Plemm=plemm. Damit bedenkt er auch Wesen, zu denen wir zärtlich neigen? Gewiß. Herrn Rittner aber fehlt jede Fähigkeit, eine bürgerliche Verdrehtheit als Künstler zu legitimieren. Die Unternehmungen seiner Personen sind verschroben, nicht die Konturen. Zu einem Komödiendichter verhält er sich wie sein galanter Gerichtspräsident zum Gerichtsrat Brack. Volkes Stimme ist wirklich nicht immer Gottes Stimme. Aber das Weihnachtsfeiertagspublikum, das geduldigste von der Welt, das im Deutschen Künstlertheater nicht erst an den Aktschlüssen, sondern schon während des Spiels vor sich hinpfiff, übertraf an Verstand die Premierenbesucher, die zwei Tage später durch Beifall Barnowskys Irrtum bestärkten, als seis eine Förderung der deutschen Dramatik, solche alberne Hanswursterei aus Oesterreichisch-Polen auf uns loszulassen.

Ob man den reichlich geförderten und unbedingt fördernswerten Deutsch-Oesterreicher Anton Wildgans einen Dramatiker nennen darf? ‚Armut‘: der Titel besagt eigentlich schon, daß ein unentrinnbarer Zustand bedichtet, also wahrscheinlich lyrisch bedichtet werden wird. Dramatisch wäre: Kampf wider die Armut. Den führt hier keiner. Die Armut herrscht. Das Oberhaupt der kleinen Postbeamtenfamilie erliegt ihr physisch, die Mutter seelisch, der Sohn glossiert sie bitter, aber ergeben, und nicht einmal die hübsche Tochter schwankt ernstlich, ob sie für eine Badereise des kranken Vaters dem reichen Zimmerherrn . . . Dafür wird es zu spät. Es ist eins von den zartesten Worten der Dichtung, daß dieser Vater lieber gestorben sei, als ein Opfer von seinem Kind anzunehmen; wie denn in allen fünf Akten nichts der Beziehung der beiden Kinder zu diesem Vater an melancholischer Schönheit nahekommt. Siehe, sie hungern und hadern — doch wenn sie im ‚Faust‘ sich finden, dann verstehen sie sich gleich. Das trennt Wildgans von der Mehrzahl der frühen und späten Naturalisten: daß seine armen Leute bei Goethe zuhause sind und deshalb nie ganz unglücklich werden. Ihre Bildung, die ihre Lage erschwert, erleichtert sie ebensosehr. Es kann ihnen nix g'schehen. Von ‚Tragödie‘ ist gar keine Rede. Wohl aber von einer Elegie, deren hypnotisierender Zauber schon wirkt, bevor die Prosa zu Versen wird, bevor den gedämpften Krawall der irdischen Holzbläser eine hieratische Geigenmusik erst unterbricht, dann endgültig ablöst. Solist: der Sohn. Ein Virtuos. Er wiegt sich auf dem schwermütigen Rhythmus des Werkes, ohne daß ein oesterreichisches Künstlertum knochenlos ist. Er hat kein weinendes, sondern ein grimmiges Mitleid mit Angst und Elend des eigenen Hauses. Allerdings: dieser Grimm ist so unfruchtbar wie gewöhnlich Tränen. Seine große Geste des Aufschwungs bleibt leider Geste. Wenn sein Atem gegen die Wolken bläst, schimmert ein Streifen blauer Himmel durch — aber nur einen Augenblick: dann regnet es weiter, bald rieselnd, bald prasselnd, bald bindfadenhaft. Daß das nicht langweilig wird, ist kein geringes Verdienst von Wildgans. Verstellt er sich, um der Einförmigkeit zu entgehen, ab und zu strindbergisch? Sind manche Situationen nach diesem Vorbild zugeschärft und vergiftet? Gott, die Not hat sich wie ein bösartiges Schlinggewächs um die armen Seelen gepreßt, und was sich ihnen entringt, hat sich Keinem so qualvoll entrungen wie Strindberg und wird für Jahrzehnte in allen Sprachen so klingen. Noch der Nachklang ist echt. Der Nachklang einer Erscheinung aus ‚Hannele‘ minder. Der Tod ist bei Spullers fällig und bedarf keiner allegorischen Emballage und keiner Scheinwerferstrahlen. Ohne dergleichen Faxen wird ein wirklicher Leichenbestattungsinstitutsangestellter vor unsern sehenden Augen unwirklich, phantasmagorisch, grotesk. Wenn Dichtkunst erlernbar wäre: hier könnte Thaddäus Rittner lernen, wie man leise die Umrisse einer Figur verzerrt, indem man sie in einer andern sich spiegeln läßt. Es ist der Sohn, dessen Blick so unheimlich streckt und quetscht, bald verdickt, bald verdünnt, zerspaltet und wieder kittet. Und mit alledem ist ‚Armut‘ ein durchfühltes vornehmes Dramengebilde, sichtlich untheaterhaft und doch erprobtermaßen erfolgreich.

Bei Rittner waren die Schauspieler zu beklagen. Einen Satz durchschnitt ein gellender Pfiff, den nächsten ein wütender Zischlaut. Dazu war der Staatsanwalt ohne Probe eingesprungen. Herr Schroth ist an Farbenmischungen nicht so arm, wie er sich unter diesen Umständen ausnahm. Er gab als schwarzweiß getünchten Nußknacker eine Gerichtsperson, für die Rittner ein dramatischer Gulbransson sein müßte. Fräulein Binders affektiertes Gehabe kam der Pute von Staatsanwältin zustatten; aber da dieser Glücksfall unter zehn Rollen höchstens zwei-, dreimal eintritt, täte die garnicht talentlose Anfängerin gescheit, eine Geziertheit abzulegen, die sie sich als Primadonna wird leisten dürfen. Frau Bassermann, die verjährte Freundin des Staatsanwalts, schien für ein üppiges Liebespfand wie Frau Haack entschieden zu jung, für ein Zigeunerdasein dagegen genügend wuschelköpfig. Am schwierigsten hatte es Götz als Mörder. Es machte fast nichts, daß er einmal hinkte und einmal nicht; warum, da sonst in dem Stück nichts stimmt, sollte grade das stimmen! Uns über den Mord hinwegzubringen, hat Rittner durchaus nicht vermocht, wird bei der Dürftigkeit der Figur auch ein Schauspieler nicht vermögen. So war es schon viel von Götz, daß wir ihn mit der Sympathie der Staatsanwältin betrachteten. Eloessers Regie hat nichts verfehlt. Lichos, in den Kammerspielen, schon garnicht. Hier war nach Vorschrift die Atmosphäre eines bettelarmen, aber ehrlichen, saubern Beamtenproletariats angestrebt; und der Regisseur ging als Darsteller mit dem besten Beispiel voran. Es folgte die Tochter, Martha Angerstein, schlicht und beherzt. Die Frau, Rosa Bertens, gemilderter Strindberg, harte Kruste, die schmilzt und dabei keineswegs schleimig aufweicht. Der Zimmerherr, Hermann Thimig, ein Naturbursch von einer Zartheit, daß man bedauert, ihn so selten zu sehen. Der Handelsjude, Fritz Richard, mit den schlagenden Merkmalen seiner Rasse und seines Berufs. Der Leichenbeschauer, Max Kronert, bescheiden um Phantastik bemüht. Ein Fremdkörper wie im Stück der Amtsvorstand, so in der Aufführung Herr Gregori. Dieser urteilssichere Schriftsteller würde wissen und reizvoll begründen, daß der Tod mit einer durchsichtigen, unkörperlichen, gespenstischen Stimme zu geben ist. Aber sobald der Theoretiker in die Praxis tritt, ist er ein schmalziger Hofschauspieler der siebziger Jahre, und nicht einmal von Berlin, sondern günstigsten Falles von Gotha. Der Mittelpunkt wie des Stückes der Sohn, so der Aufführung Herr Ernst Deutsch. Am Anfang dachte man: ein jüdischer Moissi. Aber wie soll jemand Bühnenlyrik anders bewältigen als mit einem ausgeprägt schwärmerischen Tremolo? Wenns nur nicht „gemacht" ist. Das ists hier nicht. Es wird zur Inbrunst gesteigert, die an die Ekstase von Flagellanten erinnert. Dazu paßt Ernst Deutschs Asketengestalt, sein unweltlich glühendes Auge, sein herber Mund, aus dem es, wo nötig, züngelt und sticht. Sarkasmus und Büßertum sind organisch vereint. Ich bin begierig, wie der neue Mann Gestalten bewältigt, die ihm nicht so offenkundig bequem sind. Jedenfalls ist es viel für einen einzigen Theaterabend, zugleich einen Dichter und einen Darsteller von Gesicht und Seele uns vorzustellen.

Verse der Persuadenta von Strawotsch

Die Persuadenta ist nicht nur dadurch ausgezeichnet, daß sie als einzige Kunstrichtung nicht auf ismus endigt. Ihre Werke folgen dem Prinzip, das Persuadens der Dinge zu geben, das ist: was unmittelbar, ohne Zustimmung der Logik oder der Natur überzeugt.

Die Namenlose

Er, Fred, betrat die gelbgestreifte Frühe.
Sie trug den Dumpfkühlblick der Morgenkühe.
Er sagte weis: „. . und heißt du Tekla Beck? . ."
Sie aber lehnte das hinweg.

Der Klopstock

Am Himmel schwirrt die irre grüne Laune.
Die Sterne binzten streifend Schweife Blaus.
Da brach hochroh des Bodens Grollen aus:
Ein harter Klopstock stroppt die Nacht ins Braune.

Herbst

Der dürre Wind klappappert den verstrolchten
Frierbaum. Sein Kauz mißtraut mir, ob ich hörche.
Gestrüppe schwanken, ob sie mich erdolchten.
Egon entschweift wie alle, alle Störche.

Winter

Weit glatzt im lockern Raum das fette Weiß,
Nur schwarze Lachen kaven in das Schnein.
Hier träumt in ernster Dicke Mildgegleiß
Ein Fühlender. Es dürfte Anton sein.

Urvorschlag

Der Horizont beläuft die laffe Pappe
Der Berge unterm leeren, grauen Traum.
Einsam verbeugt sich oben in den Raum
Ein Vorschlag, freundlich lüftend seine Kappe.

Geistglock

Spät, wenn die Kirchglock zwölfe haut,
Ins Nachtland schaut, vom Mond betaut:
Auf krummen Feldern seufzt der Süd;
Die seltne Eule kräht und blüht.

Am Ziel

Aus lauem Grunde pfahlt die wache Natter.
Der Ritter wittert Kyritz an der Knatter.

Urteile in Serbien von Oscar Maurus Fontana

Sie werden rasch gesprochen, die Urteile im Felde. Es wird nicht lange untersucht, es tritt kein Ankläger auf, kein Verteidiger. Die Angeklagten sind allein und warten auf ihr Urteil, das nur heißen kann: Freiheit oder Tod. Kerker, Banden gibt es hier nicht, das Gericht tagt unter dem Himmel, den Richter, der im Hauptberuf das Regiment führt, kann in zwei Stunden eine Granate zu einem Fleischklumpen gemacht haben, und das Schicksal des Gerichteten ist in diesem toten Raume, wo die Häuser zu schlafen, die geschichteten Heuhaufen seit Ewigkeit zu stehen scheinen und kein Mund ruft oder lockt, so unsäglich winzig. In zwei Minuten ist er vergessen, ob er nun lachend lebt oder die Beine starr von sich spreizt, tot. Er wird fortgeschoben oder zerdrückt, wie eine lästige, kleine Motte, nicht länger dauert es, und nicht tiefer geht sein Schicksal . Mutter, Kinder, Vater, Geschwister, ein Stück Erde, ein Kuß — eh' man daran denkt, kann keiner ihn mehr fragen. Eh' er selber daran denkt. Denn sie, die Zerlumpten, verstehen ja nicht ihr Urteil. Die Männer in den Uniformen sprechen deutsch, und sie sind garnicht feierlich, sie nehmen nicht die Hüte ab, wenn sie es verkünden, sie haben keine Salbung, sie heben nicht die Stimme, sie sprechen ganz kurz, sie winken, sie wenden sich.

Und doch wissen die Andern es, wissen ihr Schicksal. Und in diesem Augenblick der Erkenntnis, wo sie aus fremden Lauten heraushören: Du mußt sterben, in einer, in zwei Minuten — in diesem Augenblick werden sie, was sie auch getan haben mögen, Menschen, und das Herz gefriert einem.

Ich sah an einem Morgen einen jungen Bauer, ein Hauptmann schiebt ihn gemächlich vor sich, sie scheinen ein Geschäft zu haben, vielleicht wird Heu requiriert. Und doch ist an dieser Szene etwas, das mich nicht losläßt. Irgendetwas glänzt in dem Auge des Burschen, das ich noch nicht gesehen habe, das mich fragen läßt: Was ist das? Sie entschwinden mir. Einen Augenblick später höre ich Schüsse. Ich frage nach und höre, ein junger Komitatschi, der gestern nach dem Ueberfall gefangen genommen sei, habe durch Pulver geendet. Es war der Bursche gewesen, den ich gesehen hatte, und nun verstand ich das Unsagbare in seinem Auge, es war der Tod.

Ein paar Tage später brennt ein Haus, da wir marschieren. Ein Zeichen. Schrapnells kommen auf uns geflogen. Soldaten löschen den Brand und bringen drei Frauen und einen alten Mann, die sie in der Nähe der Brandstätte angetroffen haben. Man sagt, sie hätten das Haus angezündet. Sie sagen: Nein. Man sagt, sie sollten gestehen. Sie sagen: Wir taten nichts — andre; es ist unser Haus — aber andre. Man fragt: Wieviel serbische Truppen sind hier durchmarschiert? Sie antworten: Wir wissen

es nicht. Der Kommandant sagt: Erschießen. Die Gruppe steht einen Augenblick, der Atem stockt in jeder Brust, wir sind so jung noch im Krieg. Niemand sagt den Frauen in ihrer Sprache, was mit ihnen geschieht. Aber sie haben verstanden, sie senken den Blick wie ein Tier, das den Streich erwartet, sie schreien nicht, aber in dem Körper zuckt eine Kleinigkeit lang der Unglaube, die Fassungslosigkeit: Rettung, rasch, ein Wunder. So gehen sie langsam, schleppend. Sie haben einen zuvor noch angeblickt, stumm, tränenlos, daß man die Augen niederschlagen mußte. Und dann die Schüsse.

Eine halbe Stunde später bringen Soldaten von einer Streife einen alten Bauer und seinen Sohn, siebzehnjährig. Sie haben irgend einmal auf Oesterreicher geschossen, sie sind wenigstens dessen verdächtig. Sie sagen trotzig: Nein, nein! und sind halsstarrig. Man fragt: Was wißt ihr von den Serben? Wieviele marschierten durch? Sie antworten: Nichts; wir sahen keine. Der Kommandant sagt: Erschießen! Und da wandert der Blick des Vaters, der den Kopf gesenkt hielt, zu dem seitlings stehenden Sohn, und da wandert der Blick des Sohnes zu dem Vater, und in der Mitte treffen sich Beider Blicke, Abschied nehmend, einander abtastend. Und über dem Weißen, das das ganze Auge zu bedecken scheint, ist ein kleiner schwimmender Reif. Dann wird der Blick des Sohnes trotzig: Ich kann nicht sterben, siebzehn, ein Irrtum, ich werde noch fünfzig Jahre leben, ich werde entfliehen, ich werde, ich werde! Der Alte aber bittet, bettelt, fleht und schaut immer wieder zu seinem Sohn. Erschießen! Wer will die Abteilung kommandieren? Schweigen. Dann erinnert man sich eines Freiwilligen, der einmal geäußert hat, Verräter würde er am liebsten selber erschießen. Ich kenne ihn sehr gut, er hat immer die Tasche voller Liebesbriefe und liest sie einem vor und trägt ein kleines Polsterchen im Tornister. Er macht sich mit zwei Infanteristen an die Arbeit. Der Sohn schreitet frank, leicht, aber dem Vater sind die Beine eingebrochen. Dann geht es den Hügel hinunter in ein Maisfeld. Nun kommt das Warten auf die Schüsse. Gott, wie lange das dauert! Ein sanfter Oberleutnant, der seine Mutter betrauert, reibt sich nervös die Finger, klopft an den Baum, greift in die abgefallenen Blätter. Eine Salve, noch eine. Immer sehe ich den wandernden Blick. Später höre ich, der Junge wollte entspringen, man mußte ihn einholen, dann ergab er sich, aber den Alten trugen die Füße nicht, man mußte ihn niederlegen.

Ein paar Monate nachher wurden zwei verdächtige Gefangene eingebracht. Komitatschi? Beide sind fast Greise, der eine ist dumm, träge, fatalistisch, aber der andre hat die List, die advokatorische Leidenschaft und das Versteckte der serbischen Rasse. Ja, der eine ist ein Landsturmmann, er trägt zwar Bauerntracht; aber die

merkwürdige Soldatenmütze, sie hat violette Farben, auf seinem Kopf zeigt ihn als Soldaten. Vielleicht hat er vor einer Stunde auch auf uns geschossen, aber er ist Soldat, er ist kriegsgefangen. Seine dummen Augen gehen von einem Gesicht zum andern, sie sind befriedigt, sie werden ruhig: Gerettet. Aber der Andre ist ein Spitzbube, ganz sicher. Er beteuert, er schwört, er hat einen Schwall von Worten, aber er ist hinterhältig, verborgen, er weiß anscheinend nicht, daß es um ihn geht, er feilscht wie um eine fremde Sache. Ich möchte ihm gerne sagen: Es geht um deinen Hals. Er verstrickt sich und wird immer bockiger, er macht die Leute zornig und das Ende ist: Er soll aufgeknüpft werden. Er ist immer dagestanden in seinen Lumpen, ohne Mantel, nur seine zusammengeknüllte Decke eng an sich gedrückt — Sinnbild des Lebens, weil man in diesen Bergen ohne sie nachts erfrieren kann. So steht er da mit seinem verschmitzten vogelhaften Altbauerngesicht, lauschend auf den Klang, auf die innere Musik unverständlicher Worte, ihren Sinn ablesend von Lippen, Augen und Händen. Und ein Ruck geht durch seinen Körper, und mit einer Geste, die sich von allem loslöst, wirft er, nein, läßt er die Decke fallen, die Decke, sein einziges Besitztum, die plötzlich sinnlos geworden ist. Erschütternd ist, wie in dieser einfachen Bewegung sich das Leben vom Tode kehrt. Das ist Sterben. Die Decke liegt unten auf dem steinigen Boden. Er wird sich nicht mehr in sie einhüllen. Ein Heulen kommt aus seinem Munde. „Wo ist der Zugführer?" Da. Er ist ein Wiener, der Zugführer, ein Damenfriseur, er hat solche Exekutionen schon besorgt, er wird auch diese besorgen. Der Serbe wendet sich, er geht mit Dem, der sein Leben enden wird, er geht mit gebeugtem Rücken, aber mit festen Füßen. Und das Heulen wird zu einem Singen, zu dem melancholischen schleppenden Singen der Slawen. Er singt seine Sterbegebete. Immer stolzer geht er, immer aufrechter. Jetzt sind sie zweihundert Schritte weit, bei einem Baum. Er singt noch immer. Ferngläser fahren an die Augen. Ich wende mich ab. Ich denke: Mensch, Mensch, Mensch! Ich erinnere mich, wie oft der Zugführer abends von seinen Damen erzählte, die er frisierte. Schlafröcke, blondes Haar, schwarzes Haar, braunes Haar. Und seine Hände in dem Weichen, Seidigen, Knistrigen. Die Hände ziehen jetzt den Strick zu, den Strick um einen Hals. Aus. Die Gläser sinken von den Augen. Die Kolonne wird gleich weitermarschieren. Ich sehe zu dem Baume hin. Der Serbe scheint an dem Stamm zu lehnen, aufrecht, gereckt. Füße stoßen an das Bündel seiner Decke, die noch auf den Steinen liegt, mit aufgesparter Wärme, verloren, ohne Sinn, unnütz.

Ein Bilanzposten von Vindex

Wenn wir auf das Jahr 1916 zurückblicken und den für die weitern Kreise der Oeffentlichkeit hervorstechendsten Zug seiner Wirtschaftsgeschichte herausheben wollen, so müssen wir die Veränderungen in der Vermögensverteilung und die Umschichtung und Neulagerung des Kapitals allem voranstellen. Während nämlich der Krieg auf der einen Seite viele fundierte Vermögen zu Staub zerrieb, ganze Erwerbsstände durch Stillegung ihrer Betriebe und Fortnahme ihrer Daseinsgrundlage der Proletarisierung zuführte, hat er auf der andern Seite immer neues Geld, Millionen und Milliarden, über die nicht grade hoch zu veranschlagende Zahl jener Leute ausgeschüttet, die verstanden haben, den Krieg als Konjunktur gewerblich zu nutzen. Das Geld, das der Staat von der Gesamtheit entlieh, und das bei der Identität von Staat und Volk niemand anders als wiederum die Gesamtheit belastete, ist Einzelnen zugute gekommen: Denen, die durch ihre bereits bei Kriegsausbruch vorhanden gewesenen Betriebe in der Lage waren, den plötzlich auftretenden, ungeheuern Bedarf des Landes für die Kriegführung zu decken; ferner Denen, die durch geschickte, manchmal freilich allzu betriebsame Einstellung auf die neuen und neuartigen Bedürfnisse des Landes selber und der Einzelnen einen Teil des vom Volk entliehenen Geldes in ihre Taschen zu lenken wußten.

Während also nicht wenige Personen und Personenklassen, vom Kriege in der Wurzel ihres Wirtschaftsdaseins getroffen, dahinsanken, untergingen und auf den Grund gerieten, wurde ein Teil der mächtigen Oberschicht noch mächtiger, stiegen ferner viele aus der bisher kapitalfremden, ja kapitalfeindlichen Menge nach oben. Wir sehen uns von neuen Millionären und plötzlich erstandenen Verteidigern des geltenden Wirtschaftssystems umgeben, aus allen Klassen stammen die neuen Besitzenden, nicht zum wenigsten aus Handwerker- und Arbeiterkreisen: die Feldwebelleutnants des Kapitals.

Natürlich müssen die Kriegsmillionäre mit andern Augen angesehen werden als die „Friedenskapitalisten“. Bei ihrer Bewertung reicht der Maßstab, den wir bisher an den Wert oder Unwert von Besitztümern gelegt haben, nicht aus. So wenig auch der Begriff des Vermögens als einer Ansammlung wirtschaftlicher Machtfaktoren sich durch den Krieg seinem Wesen nach ändern konnte, und so sehr wir nach wie vor daran festzuhalten haben, daß das Privateigentum der Ausgangspunkt aller kapitalistischen Entwicklung ist: so bedeutend hat sich doch infolge des Krieges das Verhältnis zwischen dem Begriff des Vermögens einerseits und dem des Geldes andrerseits gewandelt. Während wir bisher gewohnt waren, beides einfach gleichzusetzen, beides im Sprachgebrauch und in der Vorstellung miteinander zu vertauschen, ja das Geld als eigentlichen Repräsentanten des Vermögens anzusehen, weil es uns alle andern Werte zu schaffen vermag — sind wir jetzt längst eines bessern belehrt worden, und wir wissen nunmehr, daß das Geld, das der Staat während des Krieges in Umlauf gesetzt hat, Notgeld und Kriegsgeld ist, daß es der Zauberkraft des alten Geldes vielfach entbehrt, und daß sein Wert und seine Bewertung unsicher und zum Teil sogar imaginär ist.

Darum wohnt auch der Kriegsgewinnsteuer, deren Veranlagung jetzt bevorsteht, neben ihrer ethischen und sozialen Berechtigung eine wirtschaftliche Logik inne: sie ist der erste Akt der notwendigen Wiedereinziehung

jener Geld- und Leihwerte, die der Krieg in Kurs gesetzt hat, und deren Verschwinden eine der Voraussetzungen für die Rückkehr der Gesamtwirtschaft zu ordentlichen Verhältnissen ist.

Wie diese Ordnung, wenn sie späterhin eintritt, aussehen wird, kann noch immer niemand sehen — wie nahe oder wie weit entfernt auch der Friede sei. Sicher steht allerdings heut bereits fest, daß nicht nur die Geldansammlung, sondern auch die wirkliche Kapitalszusammenballung, also die echte Vermögenskonzentration während des Krieges und durch den Krieg starke Fortschritte gemacht hat und weiter wirken wird. Wir sahen, daß der Staat den Zusammenschluß großer Firmen zu einheitlichen Konzernen begünstigt hat, und sahen, daß, auch ohne diese Begünstigung, in der chemischen Industrie im Verkehrsgewerbe bei den chemischen Fabriken Zusammenschlußbestrebungen großen Stils sich geltend machten. Das Verbands- und Trustwesen scheint einer besondern Blüte entgegenzugehen.

Man wird bei alledem das Wort, daß der Kampf der Vater aller Dinge sei, nicht wohl auf diesen Krieg anwenden wollen. Allein soviel ist klar und ist namentlich während des jetzt abgelaufenen Jahres deutlich geworden: die wirtschaftliche Entwicklung hat durch den Krieg neue Antriebe und Weisungen erhalten, und wenn sich auch vieles auf oekonomischem Gebiet geändert hat, und so manches, was fest gegründet war, gestürzt worden ist, so ist doch der Fortgang und Ablauf der Dinge durch den Krieg nicht aufgehalten oder unterbrochen worden. Ueberall sind aber neue Formen, eigenartige Prägungen, schärfere Umrisse bemerkbar. Es bleibt nur übrig, abzuwarten, wie diese Erscheinungen das Bild der künftigen Friedenswirtschaft beeinflussen werden.

Antworten

Literat. Sie beschweren sich über den Vertrag, den der geschäftstüchtige Verleger X. mit einem Anfänger gemacht hat. Da lesen Sie einmal den Vertrag, den der geschäftstüchtige Theaterdirektor Y. — nicht mit einer Anfängerin, sondern mit einer erprobten Kraft gemacht hat. „Die Direktion engagiert für ihre Tournee ab fünfzehnten September Fräulein Z. als Schauspielerin und Sängerin. Fräulein Z. erhält für jede stattgefundene Abendvorstellung 6,50 Mark, zahlbar nach Schluß der Vorstellung. Als Zuschuß für das Hotelzimmer zahlt die Direktion täglich 1,25 Mark und 25 Pfennige als Heizungszuschlag. Eine Woche vor Weihnachten tritt eine Pause von sieben Tagen ein, während welcher sämtliche Bezüge des Mitglieds fortfallen. Die Vorstellungen beginnen wieder am ersten Weihnachtstag. Bezüglich der Dauer der Tournee kann sich die Direktion in Anbetracht des Krieges zu keinem bestimmten Datum verpflichten; sie beabsichtigt allerdings, die Tournee bis Palmsonntag auszudehnen. Die Direktion zahlt bis zum letzten Spielort die Reise auf der Eisenbahn dritter Klasse, außerdem übernimmt sie den Transport des Gepäcks auf der Eisenbahn sowie vom Bahnhof zum Theaterlokal und zurück. Fräulein Z. verpflichtet sich, die nötigen Vorproben unentgeltlich mitzumachen, sowie in den Nachmittagsvorstellungen ohne Entgelt mitzuwirken. Im übrigen gelten die üblichen Disziplinarbestimmungen der Theaterhausordnung." Da Ihre arglose Seele dergleichen garnicht für möglich halten wird, muß ich Sie doch ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß Fräulein Z., wenn die Direktion so will, sechseinehalbe Mark im Monat verdienen kann — denn wo steht geschrieben, daß mehr als Eine Vorstellung im Monat stattzufinden braucht, ja, wo steht geschrieben, daß auch nur diese eine stattzufinden braucht? Damit das Mit-

glied dann aber nicht übermütig wird, „gelten die üblichen Disziplinarbestimmungen der Theaterhausordnung", sprich: Möglichkeit zu Strafzetteln, mit deren Hilfe diese Sorte von Thespis sich die Gage wieder hereinzubringen pflegt. Und so wäre höchstens noch festzustellen, ob unser Karrenschieber eine Konzession hat. Bis zum Beweis des Gegenteils erklär' ichs für undenkbar.

Ernst Gl. Nein, das mach ich nicht mit: mich mit dem Verband Deutscher Bühnenschriftsteller darüber zu entrüsten, „daß in unsrer Zeit ausländische Stücke, Werke unsrer Feinde und ihrer Helfer, die Spielpläne deutscher Bühnen von neuem erobern dürfen". Man kann ja wohl nicht im Ernst untersuchen wollen, was schwerer wiegt: das gesamte literarische Gepäck von neun Zehnteln aller Verbandsmitglieder oder hundert Seiten Papier, die Shaw beschrieben hat. Der Kritiker Köppen von der Berliner Börsenzeitung hat recht: „Gott sei Dank, daß die Herren endlich ihr patriotisches Herz entdecken — die Tantiemennot scheint hoch gestiegen zu sein. Ich habe ein Mißtrauen, wenn Interessenten plötzlich den patriotischen Mantel um die Schulter schlagen, und wenn sich dann fix ein Kritiker findet, der ihre Geste nachahmt und unterstützt, so glaube ich noch weniger an die Echtheit der Gefühle, dafür desto inniger an die Echtheit der Geldbeutel-Interessen. Seien Sie ehrlich, meine Herren, und gestehen Sie es offen ein, daß Sie mit Ihrer Kundgebung viel weniger eine Hebung des deutschen Theaters als Ihrer Finanzen bezwecken. Was Ihnen von Ihrem Interessen-Standpunkt durchaus nicht verdacht sei; nur — die hohen Worte wollen wir dann beiseite lassen." Wenn das aber nicht geschieht, so soll daran erinnert werden, wieviele von diesen Verbandsmitgliedern sich im Frieden auf jeden jämmerlichen pariser Zotenschwank gestürzt haben, um wenigstens die Uebersetzer-Tantiemen zu ergattern. Damals war ihnen wichtiger, daß Ordonneau oder Veber zweihundertmal hintereinander, als daß Eulenberg und Schmidtbonn überhaupt gegeben wurden. Die Herrschaften mögen weiterhin den Schlag Hagemann anklagen, dessen Theater ein Drama erwirbt, es selbstverständlich nicht spielt und dem Autor freundlich die Wahl läßt zwischen der Annahme der Konventionalstrafe und dem lebenslänglichen Boykott. Nur in der Ordnung, daß nun das erpresserische Hoftheater von Mannheim boykottiert wird. Dies zu tun, gehört zu den Obliegenheiten einer Vereinigung deutscher Bühnenschriftsteller. Aber die Reinhaltung der deutschen Bühne sollen die Dramatiker gefälligst Männern überlassen, welche niemals fähig und bereit gewesen sind, die deutsche Bühne zu verunreinigen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Der vierte August von Germanicus

Am achtundzwanzigsten Dezember stand in der Neuen Zürcher Zeitung, einem Blatt, das man nicht deutschfreundlich, vielleicht nicht einmal einwandfrei neutral nennen kann, dieses: „Herr von Bethmann Hollweg besitzt nicht die Redekunst eines Advokaten. Das hat ihm anfangs wohl Nachteil gebracht. Allmählich aber gewinnt die unbeirrbare Gradheit seines Wesens und seiner Worte ihm eine Gemeinde auch außerhalb der deutschen Grenzen . . . . .“ Mit solchen Worten ist der deutsche Kanzler auf das beste verteidigt gegen die unverständlichen, in ihrer Zähigkeit nur pathologisch zu bewertenden Vorwürfe, die ihn seit der Antwortnote der Entente, seit der Zurückweisung des deutschen Friedensangebotes, wieder in schändlichem Maße zuteil werden. Ich bin nicht dazu bestellt, den Kanzler zu verteidigen; ich halte es aber für politisch klug, nützlich für die gegenwärtige Lage der deutschen Politik und förderlich für das politische Geschäft der nächsten Zeit, einen Mann zu stützen (dies ohne Anmaßung), dessen Sachlichkeit und reinliche Gradheit offenkundig vor aller Welt daliegen. Es ist eine Weisheit der Gassenjungen, daß die Politik eine Art verfeinertes Verbrechen sei, durchtränkt von Lüge und Trug. Die Politik ist gewiß keine moralische Angelegenheit; aber sie braucht nicht dümmer und erfolgloser zu sein, wenn der Mann, der sie betreibt, sich vom Geist der Verantwortung und von dem Glauben an den Sieg des Menschheitsgedankens leiten läßt. Es gibt kaum etwas Spießigeres als die gemimte Dämonie der Machtpolitiker, die sich scheinbar gewissenlos über die tausendjährigen Gesetze der Tugend hinwegsetzen, um hinter einer Faschingslarve des Kannibaismus die vollendete Rücksichtslosigkeit zu markieren. Wir lächeln über die Großmäuligkeit unsrer gegenwärtigen Feinde; wir lachen aber über die unvertilgbare Zungenpathetik der Alldeutschen und ihres mosaischen Anhanges.

Die neusten Bierrülpser, mit denen der Kanzler bedacht wird, haben sich durch Briand den Brüllkehlen unsrer bärenfelligen Schwatzbolde entkitzeln lassen. Eine traurige Groteske. Herr Briand hat in der Note, mit der er das deutsche Friedensangebot aus dem Dasein stoßen wollte, auch daran erinnert, daß der deutsche Kanzler von sich aus am vierten August 1914 ein völkerrechtliches Unrecht zugestanden habe. Er meint damit jenes Bekenntnis, das Bethmann Hollweg abgab, als zum ersten Mal öffentlich von dem deutschen Einmarsch in Belgien gesprochen worden ist. Herr Briand ist nicht dumm genug, um glauben zu können, daß heute noch, nachdem durch die Eröffnung der belgischen Archive längst die Schuld dieses Landes und sein Ausbruch aus der Sicherung der

Neutralität vor aller Welt bewiesen ist, durch solche Sentimentalität auf die Neutralen eingewirkt werden könne. Herr Briand ist aber ein wenig klüger als unsre Reventlow und Bernhard; er kalkulierte auf die teutsche Wut dieser zwergischen Machiavelle und hat sich darin nicht verrechnet. Das staatsmännisch geschminkte Dioskurenpaar stellte sich alsbald auf die Heldenbeine und tenorierte: da haben wir sie also, die Dummheit des Herrn von Bethmann; jenes Zugeständnis vom vierten August dient Herrn Briand als Schuldbekenntnis des Deutschen Reiches, mit dem er nun erfolgreich uns um die Ohren schlägt. Das Kanzlerwort vom vierten August ist uns zum Fallstrick geworden, es ist, wie Bernhard schnaubt, für Deutschland schlimmer, als zehn schwere Niederlagen es sein könnten. Herr Briand kann sehr zufrieden sein: die alldeutschen Tölpel sind plump in die gestellte Falle gegangen, die Uneinigkeit ist wieder im besten Gange, die Verwirrung wächst, die Regierung wird als Schwächling denunziert und damit die Zuversicht der Nation, mit sichern Schritten dem Siege entgegenzugehen, peinlich beunruhigt. Noch einmal: wir fühlen uns nicht als Paladine; aber wir begreifen, daß derartige Unterwühlungen der Zuversicht, derartige hysterische Quertreibereien, derartige Angstschreie der Tollheit den ruhigen Gang des politischen Geschäfts stören müssen. Oder dient es vielleicht der Stärkung und der Sicherheit des Reiches, wenn die Berliner Neuesten Nachrichten dumm und frech genug sind, Briands Witz so mißtöniges Echo zu geben:

> Wie der Herr Reichskanzler andauernd die Welt der Politik fehl ansieht, wie er glaubt, in ihrem Reiche mit gutem Zureden und mit moralischen Maßstäben auszukommen, das kann das deutsche Volk hier einmal wie in einem Brennspiegel erkennen. Wir aber fragen: Wie wird diese Erkenntnis auf den Herrn Reichskanzler selber wirken? Wird er sich als Patriot die Frage vorlegen: Ob er belastet mit dieser unerhört schweren diplomatischen Hypothek mit Vorteil des Reiches Geschäfte führen könne, wenn wir uns ernsthaften Friedensverhandlungen nähern? Ein in Auffassung und Ausdruck in bedeutsamer Stunde irrender Kanzler oder die dauernde Sicherheit des deutschen Volkes — es kann für den Herrn Reichskanzler als Patrioten kein Zweifel sein: welche Wagschale schwerer wiegt.

Merken diese tapfern Kanzlerstürzer nicht, daß sie durch solche rüde Taktik die Geschäfte des Feindes besorgen? Glaubt die Unabhängige National-Korrespondenz, diese Kloake des alldeutschen Philisteriums, daß sie das Vaterland fördert, wenn sie immer wieder geifert: Herrn von Bethmann gehöre längst nicht mehr das nationale Vertrauen, und es sei höchste Zeit, daß diejenige Stelle, deren dauernde Irreführung für die Gesamtnation zum schwersten Verhängnis werden müßte, endlich die nötige Aufklärung erfahre. Glauben diese Intriganten wirklich, daß es eine Förderung der deutschen Sache ist, „von der schlecht unterrichteten Krone an die besser zu unterrichtende Krone“ zu appellieren, um so vor der lauernden Feindschaft des halben Europas zu demonstrieren, wie

unfähig bisher Deutschlands Regierung und Kaiser gewesen seien? Können sich diese Burschen nicht sagen, daß Herr Briand allerdings an seinen Sieg glauben muß, wenn sogar die herrlichsten Deutschen schlankweg bekennen, daß die Regierung des Reiches während der ganzen Dauer des Krieges feige und dämlich geblieben sei? Mit erzogenen Worten kann man diesem alldeutschen Getriebe nicht beikommen; man muß es niederkartätschen, man muß es vor dem ganzen Volke, vor den Neutralen und vor den Feinden entblößen. Im Verlauf solcher Büttelei darf man dann aber nicht vergessen, auch die Tägliche Rundschau zu prangern. Es ist unverständlich, daß dieses Blatt, das durch die List des Herrn Briand, den vierten August zu zitieren, in ekle Schadenfreude verfällt und förmlich darüber jubelt, wie der sogenannte Fehler des Kanzlers in jener ersten Kriegssitzung des Reichstags nun weiterhin offenbar geworden sei — daß dieses Blatt noch immer von Offizieren gelesen wird.

Die ganze Unverantwortlichkeit dieser neusten alldeutschen Campagne wird deutlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, was der Kanzler denn nun eigentlich an jenem vierten August des Jahres 1914 gesagt hat. Im stenographischen Bericht heißt es:

Meine Herren, wir sind jetzt in der Notwehr; und Not kennt kein Gebot! Unsre Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Meine Herren, das widerspricht den Geboten des Völkerrechts. Die französische Regierung hat zwar in Brüssel erklärt, die Neutralität Belgiens respektieren zu wollen, solange der Gegner sie respektiere. Wir wußten aber, daß Frankreich zum Einfall bereit stand. Frankreich konnte warten, wir aber nicht! Ein französischer Einfall in unsre Flanke am untern Rhein hätte verhängnisvoll werden können. So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen — das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut.

Man versetze sich in jene ersten Kriegstage, man vergegenwärtige sich die Sachlage, man besinne sich darauf, daß damals allerdings noch die Möglichkeit bestand, den Belgiern eine Brücke zu bauen, und man sage uns, wie wohl der Kanzler eines Rechtsstaates sich wesentlich anders hätte ausdrücken können. Man vergesse auch nicht, daß derselbe Kanzler, nachdem durch das belgische Aktenmaterial offenbar geworden war, wie sehr die unglückselige Wasserscheide zwischen dem Strom des Deutschtums und dem Frankreichs sich westlich geneigt hatte, ganz andre Worte zu finden wußte. Am zweiten Dezember sprach der Kanzler:

Die belgische Neutralität, die England zu schützen vorgab, ist eine Maske. Am zweiten August, abends um sieben Uhr, teilten wir in Brüssel mit, die uns bekannten Kriegspläne Frankreichs zwängen uns, um unsrer Selbsterhaltung willen durch Belgien zu marschieren. Aber schon am Nachmittage dieses zweiten August, also bevor in London das Geringste von unsrer Demarche in Brüssel bekannt war und bekannt sein

konnte, hatte England Frankreich seine Unterstützung zugesagt, und zwar bedingungslos zugesagt für den Fall eines Angriffs der deutschen Flotte auf die französische Küste. Von der belgischen Neutralität war dabei mit keinem Worte die Rede.

Diese Tatsache ist festgestellt durch die Erklärung, die Sir Edward Grey am dritten August im englischen Unterhaus abgab, und die mir am vierten August infolge des erschwerten telegraphischen Verkehrs nicht in extenso bekannt war, und bestätigt durch das Blaubuch der englischen Regierung selbst. Wie hat da England behaupten können, es habe das Schwert gezogen, weil wir die belgische Neutralität verletzt hätten? Und wie konnten die englischen Staatsmänner, denen doch die Vergangenheit genau bekannt war, überhaupt von belgischer Neutralität sprechen? Als ich am vierten August von dem Unrecht sprach, das wir mit dem Einmarsch in Belgien begingen, stand noch nicht fest, ob sich die brüsseler Regierung nicht in der Stunde der Not dazu entschließen würde, das Land zu schonen und sich unter Protest auf Antwerpen zurückzuziehen. Sie erinnern sich, daß ich auf den Antrag unsrer Heeresverwaltung nach der Einnahme von Lüttich eine erneute Aufforderung in diesem Sinne an die belgische Regierung gerichtet habe. Aus militärischen Gründen mußte die Möglichkeit zu einer solchen Entwicklung am vierten August unter allen Umständen offengehalten werden.

Für die Schuld der belgischen Regierung lagen schon damals mannigfache Anzeichen vor. Positive schriftliche Beweise standen mir noch nicht zu Gebote, den englischen Staatsmännern aber waren diese Beweise ganz genau bekannt. Wenn jetzt durch die in Brüssel aufgefundenen, von mir der Oeffentlichkeit übergebenen Aktenstücke festgestellt worden ist, wie und in welchem Grade Belgien seine Neutralität England gegenüber aufgegeben hatte, so ist nunmehr alle Welt über zwei Tatsachen im klaren: Als unsre Truppen in der Nacht vom dritten zum vierten August das belgische Gebiet betraten, da befanden sie sich auf dem Boden eines Staates, der seine Neutralität selbst längst durchlöchert hatte. Und die weitere Tatsache: nicht um der belgischen Neutralität willen, die England selbst mit untergraben hatte, hat uns England den Krieg erklärt, sondern weil es glaubte, zusammen mit zwei großen Militärmächten des Festlandes unser Herr werden zu können. Schon seit dem zweiten August, seit seinem Versprechen der Kriegsfolge an Frankreich, war England nicht mehr neutral, sondern tatsächlich im Kriegszustand mit uns. Die Motivierung seiner Kriegserklärung vom vierten August mit der Verletzung der belgischen Neutralität war nichts als ein Schaustück, geeignet, das eigene Land und das neutrale Ausland über die wahren Beweggründe zum Kriege irrezuführen.

Dieser Rede, die alles gibt, was die damalige kriegerische Aktion begründet, aber auch die künftige Behandlung Belgiens festlegt, hat Herr Briand sich nicht zu entsinnen vermocht. Das ist zu verstehen und ist sein Recht. Unverständlich aber wird es immerdar bleiben, daß es Deutsche geben soll, daß es sie gibt, die ihrerseits, nur um vor der Oeffentlichkeit das Verbrechen ihrer politischen Demagogie zu verschleiern, die Rede des zweiten Dezember vergessen zu dürfen glauben.

Der vierte August 1914 ist für Deutschland, für das Land, das dreiundvierzig Jahre Frieden zu halten wußte, und dessen Politik die graden Wege nicht nur für die gerechtern, auch für die erfolgreichern gehalten hat (sprich: Rumänien), kein Tag der

Schmach. Im Gegenteil: das offene Bekenntnis vom vierten August wird noch einmal sich als ein Wesensteil jener geistigen Substanz erweisen, an deren Wirken die Welt genesen soll. Aber noch mehr. Erinnern wir uns an das Wort der Zürcherin: „Herr von Bethmann Hollweg besitzt nicht die Redekunst eines Advokaten . . . . Allmählich aber gewinnt die unbeirrbare Gradheit seines Wesens und seiner Worte ihm eine Gemeinde auch außerhalb der deutschen Grenzen.“ Wer möchte leugnen, daß dies mehr ist als eine moralische Eroberung! Auf die Dauer kann es nicht unbeträchtlich sein: ob eine Regierung sich als aufgeregt und winkelzügig oder als sachlich und gerecht erweist. Auch für das internationale Geschäft enthüllen sich hier Werte und Aussichten. Die Antwortnote der Entente bemüht sich, den Völkern von der Doppelzüngigkeit und der Verderbtheit der deutschen Politik Märchen zu erzählen. Wenn die Phrasenhaftigkeit einer derartigen Polemik auf allen Vieren lahmt, so darf solch Gewinn nicht zum wenigsten auf die Eigenart des Kanzlers zurückgeführt werden. Mit Advokatenkniffen nicht vertraut, mag er an jenem vierten August nicht so gewandt gewesen sein, wie vielleicht Lloyd George gewesen wäre; er hat statt dessen ein Zeugnis gegeben für das Fortwirken jenes politischen Geistes, der im Anti-Macchiavell geschrieben hat: „Die Ueberschwemmungen, die Länder verwüsten, der Blitz, der Städte einäschert, die Pest, die Provinzen entvölkert, sind auf der Welt nicht so schädlich als die gefährliche Moral und die unbändigen Leidenschaften der Könige . . . Unter den römischen Kaisern, wo man einen Nero, einen Caligula, einen Tiberius zählt, erinnert sich die Welt voll Freude der durch die Tugend geheiligten Namen eines Titus, eines Trajan und eines Antonin.“

Munition von Albert Bencke

Ganz England ist heute ein ungeheures Arsenal, ganz England stellt Munition und Kriegsmaterial her — und dennoch klappt es nicht! Man greift die Regierung an, und Lloyd George selbst, der Heißgeliebte, kann es seinen Landsleuten nicht recht machen. Woran liegt es?

Statistische Ziffern amtlich beglaubigt! Sie besagen, daß heute in der englischen Munitions-Industrie nicht weniger als dreieinhalb Millionen Arbeiter beschäftigt sind. Das entspricht ungefähr der Anzahl der, nach dem Gewerkschaftsbericht des Jahres 1907, in der gesamten Maschinen-, Metall-, Schiffbau-, Textil-, Nahrungsmittel-, Brauerei- und Tabak-Industrie beschäftigten Leute, mitsamt den Arbeitern der Eisen- und Hüttenwerke, der Automobil-Industrie und der chemischen Industrie. Der Wert der von dieser Arbeitermasse erzeugten Produkte war in diesem Jahr ungefähr gleich dem des gesamten Ausfuhrhandels Englands, und alle diese Kräfte sind jetzt für die Munitions-Industrie festgelegt, was für

England ungleich mehr bedeutet als für Deutschland, da dort bei entfallendem Export die Einfuhr gewaltig gestiegen ist, während wir zwar auch verhältnismäßig wenig exportieren, aber dafür auch wirtschaftlich zum größten Teil auf uns selbst gestellt sind.

Das alles könnte man in England, wo es immer noch als nationale Aufgabe erreichbar erscheint, Deutschland niederzuschlagen, schließlich ertragen, wenn man nicht mit einem gewissen Bangen wahrnähme, daß man in der Munitionserzeugung — von welcher in diesem Kriege offenbar alles abhängt, soweit die Anspannung des verfügbaren Menschenmaterials in Betracht kommt — an einem Punkte angelangt ist, der nicht mehr überschritten werden kann. Man ist sich der ungeheuern Anstrengung bewußt, die das ganze wirtschaftliche Leben der Nation von Grund auf umgestürzt hat, und sieht, daß das Ergebnis trotz der gewaltigen Anspannung, trotz allen öffentlichen Kundgebungen und trotz den Siegermienen eigentlich negativ ist. Das ist niederdrückend. Man sucht zu ergründen, warum, aller Logik zuwider, der Sieg noch immer nicht an Englands Fahnen geheftet ist, und findet den Grund, dem englischen mechanistischen Denken gemäß, eben wieder nur in den Mängeln der Munitionserzeugung, die nicht das leistet, was die dafür verwendete, nicht mehr zu steigernde nationale Kraft leisten könnte. Man rechnet und errechnet, daß man bei richtiger Handhabung der gesamten Munitionserzeugung das Doppelte dessen herstellen könnte, was man jetzt herstellt; das aber wäre der sichere und schnelle Sieg. Welches sind die Umstände, die bisher die richtige Ausnützung der nationalen Kraft, soweit sie der Munitionserzeugung zur Verfügung steht, verhinderten, und wie sind sie zu beseitigen? Sind sie bei der Regierung zu finden, so ist diese zur Verantwortung zu ziehen; liegen sie anderswo, ist schleunige Abhilfe nötig.

Selbstverständlich ist der allgemeine Ruf nach erhöhter Leistungsfähigkeit der Munitions-Industrie, der sich jetzt in England erhebt, auch für uns als ein wichtiges Symptom zu betrachten, und die Frage, welche Erfolge er zeitigen könnte, darf uns nicht gleichgültig bleiben. Soviel ist jedem klar, der die englischen Arbeitsverhältnisse kennt und zwischen den Zeilen der englischen Blätter zu lesen versteht, daß dort mit einem riesigen Aufwand von Arbeitskraft tatsächlich nicht genug geleistet wird, und daß dieser vom englischen Standpunkt als schwerer Mißstand zu bezeichnenden Tatsache zwei Momente zu Grunde liegen: nämlich der besondere Charakter des englischen Arbeiters und das sich daraus ergebende ganze Wirtschaftssystem. Beide sind aber so fest eingewurzelt, daß, allem Ansturm der Kriegsheißsporne zum Trotz, die englische Munitionserzeugung mit denselben Methoden weiterarbeiten wird wie bisher. Auch die Energie eines Lloyd George wird gegen die im nationalen Charakter liegende inertia vergeblich anzukämpfen versuchen.

Das am schwersten wiegende Moment in diesem ganzen Komplex ist die Tatsache, daß die englische Gewerkschaft mit ihren Gepflogenheiten und ihren Ansichten von Arbeitsmethoden auch heute das Gebiet der gesamten Munitions-Industrie beherrscht, und daß den Vertrag, den Lloyd George mit der organisierten Arbeiterschaft durch den sogenannten Munitionsakt vom Juni 1915 geschlossen, hieran wenig geändert hat. Durch diesen Vertrag wurde bekanntlich ein Uebereinkommen zwischen Regierung und organisierter Arbeiterschaft geschlossen, auf Grund dessen sich diese für die Dauer des Krieges aus nationalen Gründen bereit erklärte, auch ungelernte unorganisierte Arbeiter in ihren Reihen zu dulden und die gewissen Arbeitsrestriktionen, deren sich die Arbeiter zur Sicherung einer bestimmten Lohnhöhe bedienten, für alle Gegenstände des Kriegsbedarfs fallen zu lassen. Allerdings bedangen sie sich dabei aus, daß von den ehemaligen Zeit- und Stücklohnsätzen, die sehr hoch waren, keine Abstriche vorgenommen werden dürften. Heute kann man nun klar erkennen, daß dieses Abkommen nicht nur zu spät getroffen, sondern auch die eigentliche Quelle der im Verhältnis zu dem gewaltigen physischen Material, das verwendet wird, tatsächlich geringen Leistung der englischen Munitions-Industrie ist, und diese Dinge sind zu wichtig für uns, um sie nicht einer kurzen Betrachtung zu würdigen.

Als der Krieg ausbrach, bemächtigte sich der nicht organisierten englischen Arbeiterschaft eine große Unruhe. Sie fürchteten Arbeitslosigkeit und wandten sich in großer Zahl — sei es aus patriotischen Gründen, sei es aus dieser Befürchtung — als Freiwillige zum Heere. So beherrschten denn die organisierten Arbeiter, die etwa ein Drittel der gesamten englischen Arbeiterschaft bilden mögen und sonderbarerweise fast alle in Regierungsbetrieben tätig sind, das Feld völlig — ein Umstand, der durch die Mittel der gewissen sanften oder auch drastischen Pression bis zum Sommer 1915 wirksam war, wo man dann, auf Grund des von der Regierung geschlossenen Paktes keinen Unterschied zwischen organisiertem und nicht organisiertem Arbeiter machte, unter der Bedingung, daß auch dem nicht organisierten Arbeiter dieselben Zeit- und Stücklohnsätze zu zahlen seien wie dem organisierten Arbeiter; sodaß der Unorganisierte nicht zum Lohndrücker werden konnte. Das war nur damals schon zu spät; denn fast alles, was an nichtorganisierten gelernten Kräften vorhanden war, stand damals schon aus den angegebenen Gründen als Kriegsfreiwilligen im Heer, und die Frauen, die in großer Menge für die Kriegsindustrie nutzbar gemacht wurden, konnten diese Leute nicht ersetzen. Der Kriegsminister aber gab die einmal angeworbenen Leute nicht mehr heraus. Es war dann, als Lloyd George mit anerkennenswerter Energie fast das ganze Land in eine Munitionsfabrik verwandelte, eine ganz natürliche Folge dieses Zustandes, daß ganz unqualifizierte Leute zur Beaufsichtigung der Arbeit, zur Uebernahme von

rohem oder anderm Material bestellt wurden, und es ist eine Tatsache, daß die Arbeit ganzer Betriebe darauf verwendet wurde, um das von denselben Inspektoren geprüfte und übernommene, ganz untaugliche Material aufs neue zu bearbeiten und gebrauchsfähig zu machen. In diesem Punkte tritt langsam eine Besserung ein, denn auch der Ungeübte erlangt mit der Zeit eine gewisse Routine. Aber grade dieses Plus, das sich an Leistungsfähigkeit mit der Zeit ergibt, ist gering anzuschlagen gegen die naturgemäßen Beschränkungen, die im englischen Arbeitssystem und im Engländer selbst liegen, so daß der Ruf nach erhöhter Leistungsfähigkeit höchstens zu einem Ministersturz, wie wir jetzt gesehen haben, und kaum zur Aenderung dieses Systems führen wird, dessen gewaltsame Aenderung die englische Regierung vor allzu große innere Gefahren stellen könnte. Wie ist nun dieses System beschaffen?

Dem englischen Arbeiter stecken die Gewerkschaftsprinzipien im Blute, er ist konservativer als der deutsche, er fühlt sich — wohl in bewußter Erfassung der Stellung, die England in diesem Weltkrieg einnimmt — trotz allen gelegentlichen Deklamationen von der Rednertribüne in erster Linie als Arbeiter, und die daraus entspringenden Grundsätze sind ihm Gebote, die er gewissermaßen instinktiv erfüllt. Das aber sind eben die Gewerkschaftsgebote, und so hat die organisierte Arbeiterschaft trotz dem Pakt mit der Regierung auch heute das Heft in der Hand.

Wir beurteilen hier die Wirkung des Munitionsgesetzes vom Juni 1915, das als ein Triumph Lloyd Georges über die Arbeiter oder vielmehr als ein Triumph des patriotischen Gedankens über das Klasseninteresse hingestellt wird, ganz falsch, wenn wir annehmen, daß die Regierung mit diesem Gesetz die Arbeiter wirklich in ihre Macht bekam. Was sie bekam, ist eben auch hier wieder nur Zahl und Ziffer; sie bekam die Leute, aber bekam nicht die Verfügung über das Mehr der Leistung der Leute, die immer noch nach den eingewurzelten alten Gewerkschaftsprinzipien — nach einer bestimmten Restriktion des Arbeitsmaßes, die Keiner überschreiten darf, da dann dieselben Anforderungen auch an die Uebrigen gestellt werden, und nach dem Kalkül, wie eine bestimmte Lohnhöhe durch Mindestleistung erreicht werden kann — geregelt wird. Diese Prinzipien sind heute fast in der gesamten Munitions-Industrie Englands geltend, und die Regierung, die anscheinend mit äußerster Machtvollkommenheit über die Leute verfügt, sieht sich infolge dieser Lage der Dinge außerstande, aus der Arbeiterschaft das herauszuholen, was sie herausholen möchte, und was jene Kreise der Bevölkerung, vorwiegend die militärischen, die einen klaren Blick von der Lage der Dinge haben, verlangen. Man hat, um den Arbeitseifer anzuspornen und die Leistung zu erhöhen, das System der hochbezahlten Ueberstundenarbeit eingeführt: für die Stunde wird je nach der Dringlichkeit ein Viertel bis ein Fünftel des Tagelohns gezahlt. Dieses System hat nun dazu geführt, daß

ein großer Teil der Arbeiter nicht volle Tagesschichten arbeitet und den Entgang durch Ueberstunden mehr als hereinbringt. Man erfährt, daß beispielsweise in den schottischen Schiffswerften der Vorgang ganz ähnlich ist: daß der Arbeiter einen Tag in der Woche ganz ausfallen läßt und dann durch zwei Ueberstunden mehr verdient, als ihm der Arbeitstag eingebracht hätte. Dadurch wird die Arbeit, da es sich hier nicht um vereinzelte Erscheinungen handelt, unregelmäßig, und da man in der Munitions-Industrie auf Zusammenarbeit angewiesen ist, stört das Fehlen einer Anzahl von Arbeitenden während der regelmäßigen Arbeitsstunden den ganzen Betrieb. Die Regierung aber sieht sich außerstande, von dem Ueberstundensystem abzugehen, und man erwägt jetzt eine neue Ordnung, nach welcher nur dann Ueberstunden zu den hohen Sätzen vergütet werden sollen, wenn eine bestimmte Stundenzahl in der Woche von dem Manne gearbeitet wurde. Die Aenderung scheint unter diesen Umständen etwas Selbstverständliches zu enthalten, und demnach wird sie schwer durchzusetzen sein.

Aehnlich dienen auch die hohen Sätze für Stücklohn, deren Gültigkeit sich die Gewerkschaften ausbedangen, als sie ihren Kontrakt mit Lloyd George abschlossen, nicht zur Erhöhung der Leistung, sondern zur Verminderung, da man bei einer Maximalleistung zwar sehr viel verdienen würde, aber auch bei einer restringierten Leistung — und sie wird restringiert, weil man fürchtet, daß sonst die hohen Stücklohnsätze doch heruntergesetzt werden — mehr verdient, als man braucht. So kam kürzlich ein Fall zur Kenntnis der Oeffentlichkeit, wo in einer großen Regierungsmunitionsfabrik in Lincolnshiere Maschinen so benützt wurden, daß sie nur ein Zehntel dessen leisteten, was sie leisten konnten. Man untersucht die Sache, stellt energische Vorarbeiter ein, und nun wird beobachtet, daß die Maschinen tatsächlich die Hälfte dessen leisten, was sie leisten können. Die Arbeiter, die bei der frühern Maschinenleistung zwanzig Prozent über den gewöhnlichen Lohn verdienten, verdienen nun, wo die Maschinen auf die Hälfte ihrer Leistungsfähigkeit ausgenützt werden, das Vierfache des sonstigen Lohnes. So ließen sich noch eine ganze Anzahl von Beispielen dafür anführen, wie gebunden auch die scheinbar diktatorische Regierung an die Idiosynkrasie des englischen Arbeiters ist, und wie sehr dieser, bei solcher Auslegung seiner patriotischen Pflicht, im tiefsten Innern fühlt, daß hier sein Patriotismus vielleicht doch einer schlechten Sache zum Siege verhelfen würde. Es soll damit nicht etwa gesagt werden, daß so etwas wie eine bewußte passive Resistenz bei den englischen Arbeitern vorhanden wäre. Sie sind sicherlich allesamt gute Patrioten, aber es fehlt doch jene treibende innere Kraft, jenes Bewußtsein der gerechten Sache des Vaterlandes, für die alles eingesetzt werden muß, gegen die alle andern Rücksichten zurückzutreten haben. Damit der englische Arbeiter seine eingefleischten Arbeitsprinzipien ablege, wären starke An-

triebe nötig, und es zeigt sich, daß heute sicherlich viele nicht klar erfaßte Momente, viele in der Gefühlstiefe schlummernde Tatsachen als schwerwiegende Gewichte dem äußerlich zur Schau getragenen und wohl auch als Notwendigkeit empfundenen Patriotismus, dem Willen, für das Vaterland Opfer zu bringen, gegenüberstehen. Aus dieser Unklarheit der Stimmung erklärt sich wohl auch die schwankende Haltung der englischen Arbeiterschaft in politischen Dingen, und sie dürfte auch dafür ausschlaggebend sein, daß die Maximalleistung in der Munitions-Industrie, nach der man so laut ruft, niemals erreicht wird. In diesem Punkt bewährt sich das Physische an dem Ethischen, und wir kommen auf die Grundfrage vom Recht und Unrecht des Krieges.

Daß dem so ist, zeigt die Leistung der Frauen in England, besonders auf dem Gebiet der Kriegsindustrie. Die Frauen sind mehr auf das Gefühl, der Mann auf das Denken eingestellt, bei den englischen Frauen führt deshalb der Patriotismus uneingeschränkt von andern Erwägungen das Wort, und so hört man denn auch in England unablässig das Lob der Frauen als Munitionsarbeiterinnen singen. Während es ein offenes Geheimnis ist, daß in den Schiffswerften trotz Ueberstunden und hohem Lohn die Leistung um ein Drittel der frühern zurückbleibt, daß in den großen Betrieben die Verluste an Arbeitszeit zwanzig bis dreißig Prozent betragen, ist festgestellt worden, daß die zur Hilfsarbeit in diesen Betrieben eingestellten Frauen schwere Achtzehnpfund-Geschosse fünfmal schneller verladen als die vorher mit dieser Arbeit betrauten Männer. Dort, wo die Kraft und die Fähigkeit der Frauen zureicht, überragen sie die Männer weitaus an Leistungsfähigkeit.

Was wir hier zu schildern versucht haben, ergibt sich aus gelegentlichen Beklemmungsrufen der englischen Zeitungen und Zeitschriften, sowie aus gelegentlichen Verhandlungen vor den Gerichten, wo Arbeiter wegen Verleitung zu beabsichtigter Unterproduktion angeklagt und dann — da ein Beweis schwer zu erbringen ist oder vielleicht überhaupt aus Opportunitätsgründen nicht angestrebt wird — zu vierzig bis fünfzig Schilling Strafe verurteilt werden, die in wöchentlichen Raten von fünf Schilling zu leisten ist, eine Buße, die bei der Höhe des Wochenlohns leicht verschmerzt werden kann. Es lag uns daran, ein Symptom aufzuweisen, das auf tiefern ethischen Zusammenhängen begründet ist und unser Vertrauen auf den Stand unsrer Sache erhöht, indem es einen Blick hinter die Kulissen Lloyd Georges und seiner großsprecherischen Genossen tun läßt.

Figuren von Kasimir Edschmid

Ein Buch, das um die ganze Welt reitet, ein Essay-Buch, das Atem hat, Aufsätze ohne Psychologie, das Buch eines gebildeten Autors, dem man die Bildung nicht anmerkt, ein Buch voll Abenteuer und Delikatesse, ein Buch ohne Großstadt oder Gebirgstal. Es schneidet die Welt auseinander und holt aus den Spalten der Jahrhunderte Vorgänge und Menschen, setzt sie in Beziehung zu den erregenden Dingen ihres Daseins und zeichnet sachlich und aufreizend die Todeskurve darunter. Der Autor ist Paul Wiegler. Das Buch (im Verlag der Weißen Bücher) hat den Schachspielnamen „Figuren", der den tiefern Sinn bedeutungsvoll zur Oberfläche treibt. Das Buch hat kein Thema, es sei denn das Heroische, das Auffallende, das schlechthin Anders-Seiende. Seine Auswahl hat keine Tendenz, es sei denn: das Vielerlei zu gestalten. Der Autor, voll außerordentlichem Wissen, tritt an die Vorwürfe, die Menschen, ruhig heran, entschält sie des Unwichtigen und schließt das Wichtige zusammen zu einer gedrängten und atemlosen Zusammensetzung von Daten. Er gibt keinen Kommentar. Er gibt keine Psychologie. Er heftet nur Geschehnis an Geschehnis. Aber der Geist der Dinge, die Leidenschaft der Menschen, redet deutlicher aus dem Elementaren des Gegebenen als aus etwa geistreichen Arrangements. Der Geist des Autors ist von dichterischer Feinheit, obwohl er ganz verschwindet als eigene Aeußerung. Aber die Gestaltung des riesenhaften Materials bezeugt Können und einfühlendes, manchmal allerdings aesthetisierendes Vermögen, seine Bildung ist groß genug, die Riesenmasse kultureller und historischer Dinge zu überschauen, seine Formungsgabe stark genug, dem aufgegriffenen Stoff die spezifische Haltung zu geben, die ihn dem Kunstwerk nahbringt. So entsteht eine eigene Art literarische Gattung: Essays ohne Rederei, Aufsätze ohne aufdringliche Gescheitheit, Bienenfleiß, den man nicht spürt, weil er leicht unter eleganten Formhüllen sich fast spielerisch gibt. Es entstehen drei Dutzend „Figuren", drei Dutzend Arbeiten, von denen jede dem Stoff nach ein Buch zu füllen vermöchte. Man könnte diese Vorwürfe novellistische Essays oder essayistische Novellen nennen. Denn sie reden nicht durch geistreiche Verknüpfung von Gedanken, sondern durch Tatsachen, denen ein Akzent, eine Wendung den Reiz gibt, den die langweilige Grazie abstrakter Gescheitheit nur abzutöten vermag. So kann man diese Arbeiten ohne Ermüdung hintereinanderlesen. Dann schaut man in ein Mosaik so seltsamer funkelnder Dinge, aus den vergessenen Spalten der Zeit zusammengesucht, daß das Hirn erstaunt: Mit tausend Kenntnissen der Historie geformt, defilieren die großen Köche vergangener Jahrhunderte. Casanovas ungeheure Tragik entwickelt sich. Sarah Bernhardt und Barnum überfluten die Welt mit der Welle des ersten Reklamegeschreis. Das Leben der großen Rachel

öffnet sich, mit schmerzlich zusammengezogenen Sätzen gezeichnet. Napoleon in seinen letzten Jahren, mit Kleinigkeiten um sich und das Ungeheure seines Lebens hinter sich. Raffinierte Silhouetten, ohne ein Wort dazu, nur der Vorgang, nur der Kontrast, aber überall das Verbindende, das Typische im einzelnen Schicksal, das Eigentliche mit scharfem Messer herausgeschnitten, überall die unausgesprochenen Schmerzen, die aus den von den blinden Ereignissen zerquetschten Herzen brechen. Und diese Fülle der Geschehnisse, diese Fülle der Welt, die uns täglich stärker aus den Händen rinnt. Hier eine scharfe Galerie kurzgeschnittener Dichterportraits, in ihrem Leben gepackt und an ihren Werken verglichen: Flaubert, Goncourt, Turgenjew, Zola . . . zusammensitzend, einer dem andern gestehend, nie geliebt worden zu sein mit großer Liebe, eine erschreckende Perspektive. Das ist ein Grundton bei Wiegler: das Große zu zeigen und wieder die Not, die Tragik, die es hervorgebracht. Die Buntheit der Welt zu geben und Die, die es genießen, und deren Abgang aus diesem Dasein, das sinnlos und hart und traurig ist. Die großen Abenteurer, die zwecklosen Helden, die Mormonen und die ekstatisierten Jungfrauen des Typs Jeanne d'Arc. Dem Heroischen das Banale zuzugesellen, das Schicksal eines vom Dämon besessenen Subalternen zu weisen und es dem Großen an die Seite zu stellen und in der Figur des großen Anonymus Rimbaud ein erschütterndes Manifest aufzubauen, dem sich die andern Figuren alle anreihen, und wie eine große Galerie voll Abenteuer und Exotik doch nichts andres darzustellen als das: daß die großen und kleinen Schicksale zwischen Lachen und Weinen liegen und die Welt zu genießen gleichzeitig vieles leiden heißt. Und endlich: daß wir unter Schicksalen stehen, die wir nicht kennen, und die uns bezwingen, was der größte Irrsinn dieses Daseins ist, aber auch sein größter Reiz.

Burgtheater von Alfred Polgar

‚Alt-Heidelberg' von Wilhelm Meyer-Förster. Man kann dieser heitern Wehmütelei nicht böse sein. Aus guten Gründen. In den fünf Akten steckt, von einer dicken Schale süßlichen Zeugs umhüllt, ein Kern echter Empfindung. Er schmeckt durch. So unbedeutend Wort und Geschehnis in diesem Schauspiel sind — sie haben eine Art, sich heranzuschmeicheln, der es glückt, dem Zuhörer Lächeln und Rührung abzulisten. Nicht ohne Zartheit wird an Dinge gerührt, deren bloßer Klang schon sozusagen Musik ist. Wie wenn einer mit schöngestimmten Glocken klimperte. Man kann auch sagen: dieses Stück hat einen klebrigen Text, aber eine liebe Melodie. Ein Gassenhauer von der verlorenen Jugend. Man wehrt seine zudringliche Rührung ab; aber daß man sie abwehren muß, daß sie nahe kommt, ist schon etwas. Nun, wie dem auch sei: das Burgtheater hätte an ‚Alt-Heidelberg' vorbeigehen sollen. Nicht, weil das Stück zu schlecht für das Theater (davon kann keine

Rede sein), sondern weil das Burgtheater nicht frisch und jung und leicht genug, um den gemeinen Zauber der Komödie recht wirken zu lassen. Sie bekam dort eine Feierlichkeit, ein zähes Tempo, eine falsche gute Laune, die allerdings den Schmarrn unerbittlich als Schmarrn entlarvten. Man versuchte den Schwächen des Stückes — seiner Sentimentalität vor allem — beizukommen, indem man sie „veredelte". Grade dadurch aber drückte man sie tief in die Aufmerksamkeit der Hörer. Im Burgtheater geht man über matte Augenblicke nicht raschest hinweg, sondern man sagt: Verweile doch, du bist so unschön. Für dich muß was Besonderes geschehen!

Fünf Tage später gab es eine plötzliche Erstaufführung: ‚Die treue Magd', Komödie in drei Akten von Bruno Frank. Das ist ein nettes, stilles, warmherziges, redliches Stück, dem zuzuhören in keinem Augenblick Verdruß oder Langeweile bereitet. Es will nicht viel, aber was es will, kann es. Die Komödie hat enge geistige und dramatische Grenzen. Das ist ihre Schwäche und ihre Stärke. Denn sie übernimmt sich nie, sondern bleibt taktvollst innerhalb ihrer Möglichkeiten, die sie mit Ruhe und Sicherheit ausschreitet. Es ist nichts Rohes, nichts Gemeines, nichts Verlogenes in diesen drei allzu gütigen Akten, aber mancherlei Feines und Kluges. Zudem weisen sie einen mustergültigen Dialog auf, der, den Forderungen der Bühne nach Erhöhung, Verstärkung, Ueberreinheit, nach Sonntagstracht der Sprache sozusagen gerecht werdend, doch durchaus möglich und menschlich bleibt. Ich wüßte keinen wiener Theaterschriftsteller, dessen Dialog zwischen Stil und Natürlichkeit eine so glückliche Mitte fände. Das sympathische, einfache, nur leider oft bis zur Weichlichkeit sanfte Stück wird am Burgtheater vollendet gespielt. In den Hauptrollen von Heine, dessen grundgescheite, markante Schauspielerei hier aus breiten, scharfkantig aneinandergefügten Flächen eine höchst lebensvolle Figur formt, und von Fräulein Maria Mayer. Sie gibt ein altes Mädchen, das um sein Lebensglück betrogen worden. Eine, die vor Zeiten saftige Traube war, leider nicht verspeist wurde und jetzt ziemlich verschrumpelte Rosine ist, voll konzentriertester Süßigkeit. Es ist bezaubernd fein, wie Fräulein Mayer diese Süßigkeit, die Güte, nur in kleinsten Tröpfchen durch die Schale von Entsagung und Wissen sickern läßt, in die sich das Herz der „treuen Magd" eingekapselt hat.

Bann

von Eduard Saenger

Was weiß der Blütenbaum,
Der duftlos friert?
Der Berg, der unsern Schrei im Raum
Verliert?

Die Sterne sagen Nichts mehr aus,
So tief ist die Natur entzweit.
Der Mensch schaut fremd aus seinem Haus,
Verlernt die Zeit.

Figaros Hochzeit

Sonnabend: von Mozart, Sonntag von Beaumarchais; der diese Reihenfolge nicht verträgt. Denn so empfindet man doppelt, daß die Komödie durch die Oper überflüssig geworden ist. Auch ohne Mozart freilich hätte es die „Folle journée“ heut und bei uns nicht leicht. Was ist uns das ius primae noctis (das ja sogar bei Beaumarchais schon abgeschafft ist)? Die gerichtliche Oberhoheit des kleinen Landadels über seine Leute? Der Uebermut der Aemter, der Geburt? Und alles, was einmal den Drang nach Freiheit zu blutiger Entladung trieb? Die Kanone, die vor hundertdreißig Jahren eine ganze Aristokratie in Fetzen geschossen hat, steht friedlich, als taubes Schaustück, im Arsenal. Man bewundert an ihr Material, Guß und Zierrat; aber man soll sie nicht mehr herausziehen und in Gebrauch nehmen wollen. Brauchbar ist noch der Feldruf jenes Jahrhundert-Endes: „La carrière ouverte aux talents“, den wir uns eben erst neu übersetzt haben. Aber den tüchtigen Figaro führt, in unsern wiedergeborenen Augen, die freie Bahn eigentlich nur zu Verkleidungsscherzen und Spötterreden. Das drohende Gewitter, das bei Mozart wetterleuchtet — kommts etwa hier zu Blitz und Donner? Wenn wir nicht gewaltsam Historie treiben, sondern lebendig fühlen wollen, so tun wir gut, in ‚Figaros Hochzeit‘ nichts als einen köstlichen Schwank zu sehen, von aller pariser Unterhaltungsdramatik eine Urform, die bis zu ‚Fernands Ehekontrakt‘ fortzeugend hunderttausend Spielarten geboren hat. Darin jauchzt die gallische Heiterkeit, deren Würze ihre Respektlosigkeit. Ists mit dem Geist der Rebellion nicht mehr allzu weit her, so übt sich doch ein Esprit der Opposition, der von den reizendsten Farben funkelt — oder gefunkelt hat, bis Mozart erschien und damit machte, was ich im vierten und fünften ‚Jahr der Bühne‘ zu schildern versucht habe, aber niemals vermögen werde. „O Engel, verzeih mir!“: das allerdings sind Töne von deutscher Tiefe, daß keine romanische Kunst ein Gegengewicht wird bilden können.

Aufgabe der Regie: den Beaumarchais völlig romanisch zu fassen. Der ungerechte Vergleich mit der Deutschheit in Mozart muß uns von vorne herein verwehrt sein. Brio; Schwerlosigkeit; Eleganz; das berühmte Sausewindtempo. Reinhardt, der sonst so genau weiß, wann die Drehbühne paßt und wann nicht: hier hat er geirrt. Seine Leistung in diesem Winter hat ein Format, daß es eher beängstigend als erfreulich wäre, wenn seine Intuition nicht auch einmal versagte. Um Rokoko, Reichtum, Spanien und Gräflichkeit zu treffen, verpönt er den Ausschnitt, baut er hohe Gemächer mit Säulen und Deckengemälden auf. Dazu sind bei fünf Akten vier Pausen von tödlicher Dauer nötig. Die Oper währt dreieinhalb Stunden, die Komödie bei Reinhardt dreißig Minuten länger! Zweieinhalb Stunden wäre das rechte Maß. Der Quell des Irrtums? Reinhardt nimmt das Revolutionsdrama noch für voll. Er vermutet, daß wir heut grade Ohr und Sinn für politische Parallelen und Anspielungen haben werden. Dergleichen läßt er gewichtig dozieren oder herausschmettern. Aber wir sind ja von der Geschichte belehrt, daß die

große Revolution weder Frankreich noch uns noch dem Erdball das Heil gebracht hat; daß weiter gehungert, gemordet, unterdrückt und entrechtet wurde und wird; daß auf 1789 mit vielen erbaulichen Zwischenstationen 1914 gefolgt ist — und so sind wir leider nicht mehr imstande, den Anmarsch des vierten Standes, der über Leichen geht, zu überschätzen. Ein Jahrhundert-, selbst ein Jahrtausend-Ereignis, ja; eine weltgeschichtliche Umwälzung, nein. Wenn ‚Figaros Hochzeit' darstellt, wie die Antichambre in den Salon will, so fehlt uns der Jünglingsglaube, diesen Vorgang demokratisch zu werten. Wäre sie draußen geblieben: es wäre nicht minder grausig gekommen. Der Salon ist uns ebenso interessant wie sein Ueberwinder für kurze Zeit. Hier unbedingt hat der Regisseur auf einer höhern Warte zu stehen als auf der Zinne der Partei. Heute ist ‚Figaros Hochzeit' — gegen Beaumarchais! — als Kulturbild ohne Für und Wider zu geben, mit einer untendenziösen Abgewogenheit aller Teile; wirblig, nicht lastend; mehr zart als derb; mit kräftiger Stimme, aber nicht schreiend. Dann wird jederman dem Libretto die Oper vorziehen. Bei Reinhardts Aufführung gar bedauert man die verschwendete Arbeit.

Unvermeidlich, daß Reinhardts Irrtum schon vor der Darstellung in der Besetzung sich ausdrückt. Hier gibts keine einzelne Hauptperson, sondern mindestens fünf oder sechs. Um des Gleichgewichts willen müßten alle vom selben Rang sein. „Er hat wirklich Naivität, junger Herr, sogar Gefühl", wird dem Knaben Cherubin nachgesagt. Fräulein Eckersberg hat weder dies noch das, wohl aber kalte Routine. Für die vertrackte Rolle der Marcelline tut die Bertens, was Takt und Klugheit imstande sind. Die Heims läßt nie außer Acht, daß die Gräfin einstmals Rosine war. Wenn auch nicht von Sevilla, so doch von Grünau an der Dahme. Die Eibenschütz hat ihren lustigsten Augenblick, wo sie diese berlinische Klangfärbung nachmacht. Im übrigen ist sie keine Susanne, sondern Suzette, was sie sein soll, und als solche nur manchmal zu sicher. Von den drei Rüpeln der feinste: Biensfeldts Antonio. Die Klippe des Stücks für die Gegenwart: zwischen Graf und Diener ein Kampf, der uns nicht mehr so sehr viel angeht. Hier wird der Kampf zwiefach ungleich. Gebühr, der uns öfter gefehlt hat: für Almaviva ist er zu schwach und von Haus aus wenig geeignet. Ein semmelblonder, norddeutscher, kühler Leutnant, anstelle des südlichen Kavaliers, den sein Blut plagt. Pallenberg wieder für Figaro ist zu stark und zu schwer. Offenbar hat ihn Beaumarchais so geplant: Proletariat, das nach oben will — aber er ist ihm nicht ganz so geraten. Schließlich bleibt er bei aller Tüchtigkeit doch ein Windbeutel. Dies ist Pallenberg nicht: quecksilbern, selbstironisch, mit allen Hunden gehetzt. Immer grollt es aus ihm, wie aus wertvollem Volk, das getreten wird, und von dem er nicht ein beliebiges Mitglied, sondern ein Repräsentant ist. Aber für diesen Schmerz wird dem Figaro schließlich ja doch nicht genug angetan. Pallenberg spürt den doppelten Zwiespalt: zwischen Dichters Absicht und Ausführung; und zwischen seiner Natur und dieser Gestalt. Lärm kann den Zwiespalt nicht überbrücken. Mozarts Musik hats gekonnt. Und hat eben den Beaumarchais überflüssig gemacht.

Doktor Franz Blei von Robert Walser

Er ist weit und breit als Schriftsteller bekannt. Er hat einen berühmten Namen, und man rechnet ihn zu den Männern von Verdienst. Das gegenwärtige geistige Leben verdankt ihm hunderterlei Anregungen. Er ist unter anderm der Verfasser von vielen bedeutenden Aufsätzen. Ich will hier erzählen, wie ich ihn kennen lernte, und welchen Eindruck ich von seiner Persönlichkeit empfing. Ich war zwanzig Jahre alt und lebte als Handelsbeflissener in Zürich. Ich wohnte in einem alten Haus auf dem Berg, in einem Zimmer, das unmittelbar vor mir ein Maler, nämlich mein Bruder bewohnt hatte. Dem hübschen Zimmer war eine gewisse Stimmung von Nachdenklichkeit und freundlicher Altertümlichkeit eigen. Es gab damals für mich nur ein einziges Seltsames, Großes und Wunderbares, das war die Natur mit ihren Nächten, Abenden und frühen Morgen. Es war im Mai, und Widmann in Bern hatte einige meiner Gedichte in seinem Sonntagsblatt veröffentlicht. Ich sah mich zum ersten Mal im Leben gedruckt, worüber ich vor Vergnügen fast verrückt wurde. Ich wiederhole, daß ich zwanzig Jahre alt war. Mit zwanzig Jahren ist manches möglich, was mit vierzig nicht mehr möglich ist. Die Frühlingserde glich einer weiß- und grüngekleideten Prinzessin, und das Leben tanzte und schwebte daher wie ein königlicher Tänzer, welcher weder Kummer noch Sorgen kennt. Eines Abends um die Zeit, als ich von der Arbeitsstätte nach Hause kehrte, sah ich auf dem Tisch, im Dämmerlicht der schon dunklen Stube etwas Kleines, blitzend Weißes liegen. Es war ein Brief, ich öffnete ihn, trat ans Fenster, welches noch einige undeutliche und schwache Tageshelligkeit gewährte, und las, was mir Doktor Franz Blei schrieb, der mich bat, ihn besuchen zu wollen, da er mich gerne kennen lernen möchte. Ich ging andern Tages, nachmittags sechs Uhr, zu ihm hin, um dem Manne, den meine Gedichte interessiert zu haben schienen, meine Aufwartung zu machen, wobei es, wie ich mich erinnere, und zwar so deutlich erinnere, als wenn es sich um eine Erscheinung von gestern oder vorgestern handeln sollte, aus grauem weichem Himmel sanft auf den Weg herabregnete, als weine es in leisen süßen Strömen aus einen tränenangefüllten Auge. Der Weg war wie mit Teppichen belegt. Ich trat sorgfältig in das Haus hinein, womit ich den Fuß zum ersten Mal in meinem Leben in ein feines und vornehmes Haus setzte. Er lächelte sehr freundlich, als er mich erblickte, und mit sichtlicher Artigkeit und Güte geleitete er einen jungen Menschen in seine Wohnung hinein, der sich die Kunst, sicher aufzutreten, noch in keiner Weise angeeignet hatte. Sein geistreiches Lächeln war überaus gewinnend. Im angenehmen und ruhigen Verlauf des Gespräches, das er mit mir führte, machte er mich, vom edlen Eifer beseelt, mich aus mancherlei Unkenntnis und Unwissenheit heraufzuheben, auf einige Dichter, auf Lenz,

Büchner, Brentano und Novalis aufmerksam. Er sprach ebenso klug wie ernst, und ebenso leicht und graziös wie schön. Sein Benehmen war sanft und liebenswürdig. Geist und Bildung sprachen aus jedem Wort, das er redete, und der Schatz seines Wissens schien auf der Freundlichkeit und auf der Güte eines schönen und empfänglichen Herzens zu beruhen. Seine Manierlichkeit war auffallend, und die Artigkeit schien ihm angeboren. Eine gewisse gesellschaftliche Kälte, die er für schicklich halten mußte zu zeigen, setzte seinen augenfälligen Wert keineswegs herab. Er war sehr elegant gekleidet, und sein sehr feines Wesen ließ von Zeit zu Zeit etwas Spielerisches ahnen, welches als Eigentümlichkeit an demselben haften mochte. Er kam mir vor, als habe er eine beträchtliche Summe von Herzlichkeit mit einer ebensolchen Summe von Verstand und einen vornehmen Geschmack mit exakten Kenntnissen vereinigt. Er benahm sich ebenso ungezwungen wie würdig. Er schenkte mir einige Bücher, und indem er mich mit seinen klugen Augen sorgfältig anschaute, wobei eine gewisse Fraglichkeit und Besorglichkeit über seine weltmännische Miene schwebte, fragte er mich, wie ich mir meine Zukunft vorstelle: „Sie sind auf einem kaufmännischen Bureau beschäftigt und haben Gedichte geschrieben. Werden Sie fortfahren, Gedichte zu schreiben und dabei in den Bureaus tätig zu sein?" Ich antwortete: „Es wird mir kaum etwas andres übrig bleiben. Ich gestehe Ihnen, daß ich habe Förster werden wollen. Ich bin anderthalb Tage in der Lehre bei einem Photographen gewesen; auch an die Gärtnerei habe ich vorübergehend gedacht. Es ist jedoch eine lebhafte Stimme in mir, die mir sagt, daß Berufsänderungen im allgemeinen nur Aeußerlichkeiten sind, nicht Wesentlichkeiten. Das äußere Leben lastet ja auf allen Menschen, so zum Beispiel auch auf Ihnen, Herr Doktor, nicht wahr, und wir alle haben dieses Lebens Druck und Last so schön und so sanft wie möglich zu ertragen. Auf Grund dieses Gedankens werde ich fröhlich bleiben, was ich bin, denn es scheint mir, daß es hauptsächlich bei uns Menschen auf eine Durchdringung ankommt. Ein Handelsbeflissener kann so gut durchdrungen sein wie irgend ein Andrer." Er lächelte und stimmte dem, was ich gesagt hatte, oder was mir eingefallen war zu sagen, leicht und artig bei. Es fiel mir überaus angenehm an ihm auf, daß nicht der leiseste Hauch von Dünkel von ihm ausging. Er schien den Hochmut, womit viele gebildete Leute sich umgeben und zu befestigen pflegen, weder zu besitzen noch überhaupt zu kennen. Um dieses schönen und bewunderungswürdigen Mangels willen liebte ich ihn augenblicklich. Er wirkte auf mich wie ein bedeutender und scharfsinniger und zugleich wie ein ganz schlichter Mann. „Wollen Sie einmal zu mir kommen, wenn Leute da sind?" fragte er. „Sehr gern", gab ich zur Antwort. Ich wurde gelegentlich eingeladen und lernte bei diesem Anlaß seine Frau Gemahlin und einige Damen und Herren kennen, wobei ich sehen lernte, daß der Doktor eine ungewöhnliche gesell-

schaftliche Gabe entfaltete. Seine Fähigkeit, Tiefsinn und Ernsthaftigkeit mit geselligem Witz und eine Fülle von reizenden Einfällen mit hohem Anstand zu verbinden, erregte meine Sympathie und machte mich aufrichtig staunen. Er verstand zurückhaltend zu sein, ohne langweilig zu werden, und er war harmlos und offenherzig, ohne die Grenze des Schicklichen irgendwie zu verletzen. Die Ueblichkeit respektierte er, ohne sie allzu genau zu nehmen, und er kam in Schwung, ohne nötig zu haben, sich sichtlich anzustrengen. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, die er offenbarte, schmälerte in keiner Hinsicht die Wärme, die er fühlen ließ. Er bot das Bild eines höchlich mitteilsamen und teilnehmenden Menschen dar, der lieber weniger gefürchtet und geachtet als weniger lebenslustig und menschenfreundlich sein will. Stolz und Selbstbewußtsein kamen an seinem Auftreten kaum zum Vorschein; wiewohl er deswegen doch durchaus fühlen und wissen mochte, wer er sei. Ich sah ihn während des ganzen Sommers nur zwei Mal, und zwar auf der Straße. Einmal beobachtete ich ihn aus einiger kleiner Entfernung, wie er über den Paradeplatz neben einer eleganten Konditorei vorbeiging. Er trug einen zierlichen Spazierstock überaus gravitätisch und hatte das Aussehen eines Abenteurers, der sich aus Gründen des guten Tones genau nach den Vorschriften der Mode richtet. Gekleidet war er originell und zugleich unauffällig. Obwohl er durchaus modern und zeitgemäß aussah, wie einer, der mit der Zeit rechnet, in der er lebt, und daher stets auf dem Laufenden ist, so machte er mir dennoch den Eindruck des Sonderbaren und Fremdartigen, und ich zögerte nicht, seine Figur in Gedanken, und ganz unwillkürlich, in das Mailand, Venedig, London oder Paris vom Jahre 1800 zu setzen, von der Empfindung betroffen, daß er besser in eine vorübergegangene Epoche als in die gegenwärtige passe. Ich gestehe, daß dies immerhin nur eine flüchtige, empfindliche Anwandlung war. Das zweite Mal traf ich ihn unter den Kastanienbäumen einer Anlage an; wir gingen zusammen eine Strecke weit und plauderten miteinander. „Haben Sie nicht Lust, nach München zu reisen?" fragte er. Ich gab zur Antwort: „Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ein Aufenthalt in München sich für mich nicht eignet, weil ich zum Voraus weiß, daß ich mich dort schon am ersten Tag nach Zürich zurücksehnen würde. Insofern ich nach München reisen wollte, habe ich nicht das geringste Vertrauen mehr zu mir selber. Ich bitte Sie, mich auszulachen, aber was ich sage, beruht auf einem wahren Gefühl. Inwiefern ich hübsch hier in Zürich zu bleiben entschlossen bin, traue ich mir alles Schöne und Gute zu. Was soll und kann ich in München anders tun als im Caféhaus sitzen und Glacéhandschuhe mich erdreisten zu tragen, im Regen und im Sonnenschein umherlaufen, vielleicht von Zeit zu Zeit Münchens Sehenswürdigkeiten besichtigen, hübsche Frauen kennen lernen. Ich verstehe nur nicht recht, was mir das Hübsche-Frauen-kennen-lernen nützen könnte. Nein, ich bleibe hier,

denn ich habe meine ganz bestimmten Gedanken." Er fragte, indem er mich aufmerksam betrachtete: „Und was sind das für ganz bestimmte Gedanken? Wollen Sie sie mir mitteilen?" Ich sagte: „Einem klugen und milddenkenden Menschen teilt man gern allerlei mit großem Behagen und mit entschiedenem Vertrauen mit. So vernehmen Sie denn etwas, das Ihnen vielleicht ganz töricht vorkommt. Ich werde gegen den kommenden Herbst aus der Stellung, die ich zur Zeit bekleide, austreten, und folglich arbeitslos und stellenlos sein. Alsdann habe ich im Sinn, in der Einsamkeit und Abgelegenheit eines vorstädtischen Zimmers zu leben und dort fortzufahren, Gedichte zu schreiben. Es ist dies ein ganz einfacher Plan, den ich, wenn mich nicht alles trügt, unbedingt ausführen, verwirklichen und lebendig machen kann. Wenn ich dann einige annehmbare Sachen geschrieben haben werde, so suche ich mir einen neuen geeigneten Posten, trete wieder in ein Bureau ein und bin der nämliche vernünftig arbeitende Mensch wie vorher." Er warf ein: „Sie wollen also, statt ins Breite und Weitläufige hinaus zu reisen und statt vielerlei Neues, seis Gegend, seis Mensch, kennen zu lernen, lieber nur still wenige Schritte auf die Seite treten, um das Wesen der Zurückgezogenheit und Eingeschlossenheit zu erfahren. Werden Sie das immer so tun, und meinen Sie, daß das ersprießlich für Sie sei?" Worauf ich beliebte zu erwidern: „Es kommt darauf an, daß man es probiere. Ich kann Ihnen versichern, daß ich mir immer Mühe geben werde, zur Kenntnis meiner selbst zu gelangen und mich danach zu verhalten. Jeder ist durch Naturanschauung geneigt, und ich möchte sagen, verpflichtet, so zu handeln und sich so einzurichten, wie er fühlt, daß er am besten vorwärts kommt, ohne dabei seine Mitmenschen zu belästigen. Ich werde stets versuchen, ebensoviel zu leisten wie möglichst wenig Geräusch zu machen." — „Und glauben Sie wirklich, nicht dichten zu können, wenn Sie nicht aus Amt und Stellung heraustreten?" — „Nein, denn dann dichtete ich schon lieber überhaupt nicht. Das hieße nur so nebenbei dichten, und das kann natürlich niemals das Wahre sein. Zur Erledigung eines Geschäftes, dessen Führung ich ernst nehme, brauche ich ganze Tage und eine volle Unabgeschnittenheit. Raum und Zeit spielen da eine bedeutende Rolle. Und wo wäre dann das Opfer, das ich bringen muß, die Hingabe und der Mut, die ich beweisen soll? Dichten ist kein beliebiges Spiel und kann nicht als Nebensache oder Nebenzweck betrieben werden. Leben und Dichten müssen ein Einziges und Zusammenhängendes sein. Sicher begreifen Sie mich. Dichten ist ein Großes und Ganzes und beansprucht daher ein ganzes Leben."

„Wird es Ihnen gelingen, je nach Bedürfnis wieder einen Platz und eine Tätigkeit unter den Menschen zu gewinnen?"

„Daran zu zweifeln fällt mir unter keinen Umständen ein. Da ich keine großen Ansprüche mache, werde ich auch immer wieder ein Plätzchen und ein Auskommen finden."

„Ich gebe ein Nachtessen im Freien." (Er bezeichnete mir Tag und Stunde.) „Es werden einige Leute dabei sein, die sehr artig zu Ihnen sein werden. Nicht wahr, Sie kommen doch auch. Ich zähle darauf."

Ich fühlte mich verbunden, die Einladung anzunehmen, und sagte zu. Um die angegebene Zeit erschien ich in seinem Garten, wo in einer mit Lampen und Bändern geschmückten Laube ein Eßtisch gedeckt war, der sehr zierlich aussah. Die Nacht war wie geschaffen, unter freiem Himmel zu sein und einige Stunden im Garten zu verbringen. Es wurde gesungen und gespielt, gelacht und geplaudert. Gedichte von Romantikern, wie zum Beispiel von Brentano, wurden vorgetragen und erhielten den Beifall, den sie mit ihrer Schönheit und dem Wohlklang ihrer Zaubersprache herausforderten. Es gelangten auch einige Szenen aus Büchners ‚Dantons Tod' zum Vortrag, ebenso das wundervolle Gedicht von Lenz, welches, wenn ich mich nicht irre, mit den Worten beginnt: „O, ich schmeichelte mir viel —." Es war ein reizender, genußreicher Abend, der mir stets in Erinnerung blieb.

Fabelhafte, glänzend schwarze Nächte, und der Morgen dann so hell und freundlich, mit so guten, lieben, blauen Augen! Das Bleiche und das Rosige, das Nebelhafte und das Klare — —

Im Herbst hatte ich meinen Abseitsgedanken wahr gemacht und saß einsam, mit allerlei seltsamen, dichterischen Dingen beschäftigt, in einem kleinen, armseligen Zimmer, dessen Fenster freilich eine entzückende Aussicht in die Herbst- und später in die Winterlandschaft gewährte. Die Stille und die Sonderbarkeiten taten es mir an, und ich fühlte mich unwiderstehlich von der Macht des Düsteren und Einsilbigen angezogen. Das Nichts riß mich mit seinem wunderbaren Gehalt hin. Die Beschäftigungslosigkeit beschäftigte mich im höchsten Grad, und ich trank in vollen Zügen den melancholischen Reiz der Leere. Unangetastet und unzerstreut wollte ich sein, und ich war es. Von Zeit zu Zeit sprang die Türe auf, und ein übermütiger Tänzer tanzte unter wunderlichen, drolligen Bewegungen zu mir herein. Auch besuchten mich bisweilen Reue, Wehmut und Trauer. Die Abende waren schön wie Königssöhne, und den Sternen anvertraute ich, was ich fühlte und dachte. Der Winter kam, und es schneite, und immer saß ich im Zimmer. Das Haus, das ich bewohnte, glich einem Räuberhaus, aber ich liebte es grade wegen seiner ergreifenden Zerfallenheit. Die Tür zur Wohnung war meistens nur angelehnt, keineswegs sorgsam zugeschlossen, und es sah aus, als sei die Tür zu müde, um in ordentlichem Zustand zu sein. Oefters drang ein klägliches Kinderwimmern an mein stets lauschendes Ohr. Die Stunden kamen und gingen, eine um die andre. Manchmal wollte ich verzagen, aber ich fand immer wieder im sinnenden und dichtenden Innern Ermunterung. Die Beunruhigungen machten mich ruhig, während mich die Ruhe plötzlich beunruhigen konnte. So lebte ich

dahin. Als es kalt und kälter wurde, legte ich mir Tücher um die Füße. Einheizen lassen wollte ich nicht, denn ich wollte es nicht schön haben, ich wollte frieren. Das Bangen schlich hin und wieder zu mir und berührte mir die Stirne; doch ich wußte es zu verscheuchen, indem ich anfing zu lachen und in der Stube umherzutanzen. Nichts störte mich, und auch ich behelligte und störte niemanden. Kein Mensch wußte, wo ich war, aber es brauchte es auch kein Mensch zu wissen. Kein Mensch kam zu mir, aber auch ich ging zu keinem Menschen. Nur einmal klopfte es eines Abends plötzlich an meiner Türe. Ich dachte zuerst eine kleine Weile darüber nach, wer das wohl sein könne, und dann rief ich „Herein!", und es trat groß und schlank herein Herr Doktor Franz Blei. „Also hier sitzen Sie, und auf solche Art und Weise verbringen Sie Ihre Jugend", sagte er mit merkwürdig dunkler Stimme und verschwand wieder. Es war nämlich garnicht er selber, sondern ein Spuk, eine Truggestalt, eine geisterhafte Einbildung. Zu bemerken ist, daß er ganz in grau erschien, was allein schon für sich auf Spuk und Unwirklichkeit schließen läßt. Indessen halte ich den Spuk denn doch nicht für so ganz und gar unwirklich. Im übrigen war ich in diesem Augenblick wahrscheinlich ganz einfach nur sehr hoch durch fortwährendes Stillsitzen erregt und durch Abspannung des Geistes, des Gemütes und der Nerven stark geschwächt und konnte daher vorübergehend veranlagt sein, Gebilde zu schauen, welche garnicht existierten. Ich wußte ja ganz genau, daß er längst verreist war, und wie hätte der vornehme und gebildete Mann andernfalls in ein so elendes Haus und in ein so schlechtes und erbärmliches Zimmer treten mögen. Ich sah ihn erst viel später, nach mehreren Jahren wieder, aber immer, wo ich mich auch aufhielt, und unter was für Umständen ich auch leben mochte, dachte ich mit lebhaftem Vergnügen und mit der besten Gesinnung an ihn.

Die gestreckte Idee von Dr. Owlglaß

Als ich da jüngst bei Freunden saß,
erzählt ich einen wackern Spaß.
(Wer redet immer bloß von Kant?)
Sie lachten denn auch tolerant;
und nur ein Dichter namens Paul
verharrte stumm auf seinem Gaul.

Doch siehe da, nach vierzehn Tagen,
wie ich die Zeitung aufgeschlagen,
befand sich dort — ihr ahnt es schon —
mein Spaßwerk als ein Fölljeton:
rührselig, wenig Witz, viel Maul.
Und der Verfasser schrieb sich Paul.

Gott ja, man kann auch aus gestohl'nen Knochen
sich noch ein warmes Abendsüppchen kochen.

Das Verkehrsproblem von Vindex

Allmählich beginnt Berlin die Weltstadtpose, die es während des Krieges zu wahren lange genug bemüht war, abzulegen und eine mehr bürgerliche Haltung einzunehmen. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn diese Veränderung des Aeußeren und des Zuschnitts nur auf Kosten gewisser gegenwärtig überflüssiger Gewohnheiten von Müßiggängern oder Vergnügungssüchtigen vor sich ginge, sodaß diese Leute völlig unausgelebt und vor Mitternacht sich nach Hause wenden müssen. Aber in den sehr langen Jahren, in denen es anders zuging, hat sich nicht nur der berliner Amüsierbetrieb, haben sich nicht nur die materiellen und spirituellen Unterhaltungen, sondern haben sich auch zahlreiche Geschäftsunternehmungen mit eigentlichem Tagesbetrieb auf sehr späte Stunden verschoben. Immer mehr Leute wurden in der Nacht für ihr Brot tätig, nicht nur in Cafés, Brettln, Bars und Tanzsalons, sondern auch zu häufigen Malen in den Büros der großen Banken, namentlich der Reichsbank, bei den zentralen Postanstalten und Telegraphenämtern, in den Redaktionsstuben der Zeitungen, in den Setzersälen und in den Pförtnerlogen. Auch die während des Krieges auf allen möglichen Wirtschaftsgebieten entstandenen Kriegsgesellschaften haben sehr häufig mit reichlichen Ueberstunden zu arbeiten, was man leicht sehen kann, wenn man abends etwa an den Gebäuden der Reichsgetreidestelle und der Zentraleinkaufsgesellschaft vorübergeht — ganz zu schweigen vom Kriegsministerium mit seinen zahlreichen Aemtern, vom Generalstab und Admiralstab sowie von den Munitionsfabriken, für deren Arbeiten die Nacht nie ein Anlaß zur Unterbrechung oder eine Behinderung war. Nicht der Rhythmus des Vergnügens, sondern der Arbeit ist es, der dem großstädtischen Verkehr in der Nachtzeit den Stempel und die Rechtfertigung der Notwendigkeit verlieh; und diese Notwendigkeit wurde in Kriegszeiten nicht geringer, sondern stärker.

Das hat man, wie es scheint, übersehen, als man kurzer Hand die Operation am berliner Nachtverkehr vornahm und einfach anderthalb Stunden oder zwei früher als bisher aufhörte, die Leute, die noch unterwegs waren, mit der Straßenbahn, der Untergrundbahn oder der Stadtbahn nach Haus zu befördern. Obwohl hier also ein offensichtlicher Fehler begangen wurde, soll man dennoch nicht vergessen, daß ein Druck von oben, von sehr hoch oben vorangegangen ist, daß nämlich die vor einigen Wochen ausgegebene Parole: Kohlen — also Licht und Kraft — sparen! unverzügliche Beachtung heischte. Man darf auch nicht meinen, daß den Verkehrsgesellschaften nichts willkommener war, als ihren Betrieb schleunigst zu einem Torso verstümmeln zu können, um so durch verminderte Betriebsspesen auf erhöhte Ueberschüsse hinzuarbeiten. Abgesehen davon, daß diese Erhöhung bei der Desorganisation des Betriebes, wie sie als Folge der Verkehrsunterbindung überall zu beobachten war, kaum zu erwarten stand, dürfte es überhaupt so leicht kein Unternehmen geben, das nicht eine geregelte und normale Abwicklung seiner Obliegenheiten jedem Ausnahmezustand vorzöge. Denn Ausnahmezustände sind, und das gilt namentlich für das Verkehrsgewerbe, erfahrungsgemäß auf die Dauer stets mit geschäftlichen Nachteilen verknüpft, auch wenn zuerst ein andrer Anschein erweckt wird. Die zu starke Inanspruchnahme des Personals, die übermäßige Belastung der Verkehrs- und Betriebsmittel, die Unordnung beim Fahrscheinverkauf und bei der

Kontrolle, nicht zuletzt die psychologischen Wirkungen der Mißstände auf das Publikum — alles muß dem Unternehmen mit der Zeit mehr Schaden zufügen als Nutzen bringen.

Neben den großen Problemen, die die Welt bewegen, wirft der Krieg die kleinen Fragen auf, deren Lösung mit dem Gelingen des Feldzuges hinter der Front zusammenhängt. Das Experiment ist noch nicht die schlechteste Methode, diese Fragen zu lösen; und es ist einer der besten Lehrmeister. In dieser Hinsicht hat letzthin unser Nährvater Batocki ein bemerkenswertes Zugeständnis gemacht. Er hat am Experiment eingesehen und will umlernen. Wir alle haben während des Krieges nicht ein Mal, sondern viele Male umgelernt haben Götter angebetet, die wir soeben noch, ehrlich von ihrem Götzentum überzeugt, verbrannt haben, und umgekehrt. Nichts ist unabänderlich; und alles, was wir erdacht haben, um es möglichst gut zu machen, kann durch den Gang der Ereignisse widerlegt werden. Rechthaberei ist niemals gefährlicher als in kritischen Zeiten, und wenn die Regelung des berliner Verkehrs falsch erfolgt ist, sollte weder oben noch unten irgend jemand zögern, das Falsche einzusehen und nach dem Richtigen zu suchen.

Antworten

Klaus Albrecht. Sie finden den Titel des neuen Buches von Hermann Hesse schön — ‚Schön ist die Jugend' — und seinen Inhalt nicht minder. Aber — es sei trotzdem ein Aber dabei, und das müsse vielleicht einmal ausgesprochen werden. Sprechen Sie. „Wenn man sich tagtäglich in den schönsten Sammetsessel setzt, wird er über kurz oder lang abgenutzt und schäbig aussehen, und wenn etwas zu oft gesagt wird, kann es leicht abgegriffen und wertlos werden. Hesse hat gar zu oft von der Kindheit, ihren Schauern und ihren süßen Freuden gesprochen. Dieses sein neustes Buch von der Kindheit nun ist weder Fortschritt noch Rückgang — es ist Stillstand. Eine launische Kraftübung ohne Inbrunst und darum stellenweise recht forciert aus Mattigkeit. Lauter Tüpfelchen mit sauberer, stiller Liebe aneinandergesetzt — aber der neutrale Grund ist flau. Das Büchlein ist von Hesse das dritte in S. Fischers Romanbibliothek. Diese drei Büchlein allein schon geben ein Bild von Hesses Entwicklung. Zuerst ‚Unterm Rad', voll Leidenschaft und farbiger Glut, dann ‚Knulp', gedämpft mit einem kleinen Stich ins Himmelblaue, und nun dieses, das nur eine Wiederholung ist. Aber wie schlecht wiederholt ist hier die Titelnovelle des ‚Heumonds', worin der bittersüße Sommer der Jugend auch Thema war. Einzig der gütige Anfang der Geschichte ist wundersam friedvoll. Ihm kommt in dem ganzen Bande nichts gleich, denn ‚Der Zyklon' ist ein Witzchen, das man wohl gern einmal in einer Revue liest, um eine liebenswürdige Erinnerung an den Verfasser der ‚Gertrud', des ‚Camenzind', des ‚Garibaldi' der ‚Alten Sonne' und d ‚Roßhalde' zu haben, das aber in einem selbständigen Band keinerlei Berechtigung hat. Klänge von Wehmut, Herbheit und Süße sind in dem Buche — aber es ist doch eine Enttäuschung für Den, der Hesse liebt und viel von ihm erhofft."

Herbert R. Welch eine Wendung durch Gottes Führung! Der Fall Körner ist beigelegt. Und wenn ich ihn nicht hocherfreut und klanglos beigelegt sein lasse, so will ich keineswegs Ihnen und andern gefällig sein, die meine Meinung über das fabelhaft wichtige Ereignis zu hören wünschen, sondern denke daran, daß nach Jahrzehnten ein Leser der gesammelten und gebundenen ‚Schaubühne', etwa Ihr Enkelchen, das sich oftmals von diesem Falle belästigt sieht, verzweifelt nach einem Abschluß suchen wird. Es soll ihn finden. Am achten Januar 1916 erklärt Frau

Hermine Körner in einem langen Offenen Brief an den Grafen Seebach, daß sie „den Mut habe, ihre Angelegenheit bis zum letzten Atemzug zu vertreten". Es ist also eine gute, gerechte Angelegenheit. Ein frivoler Bursche wie unsereiner kriegt freilich fertig, ungläubig in dies treue Frauenauge zu blicken, über diese flammende Sprache des reinen Gewissens zu grienen. Es ist ja in Wahrheit die schlechteste Sache von der Welt; und man benutzt jede Gelegenheit, um den Herrschaften klar zu machen, daß hier nur Einsicht und Abbitte helfen kann. Gutta cava Am fünften Januar 1917 schreibt Frau Körner abermals an den Grafen Seebach — „getrieben von dem Wunsch, dem Edelmann und Künstler ihr Bedürfnis zur Tilgung geschehenen Unrechts zu erweisen". Na also. Zu spät kommt nie die Reue. Man lächelt wieder, wie zwölf Monate früher, über ein Schmierenpathos, dessen Glut für die Darstellung der Unschuld mit keiner geringern Leichtigkeit angefacht wird als für die Zerknirschung. Man fühlt von der Briefschreiberin Körner die Schauspielerin bestätigt, die zu Grafen redet, wie sie als Gräfin, echte bei Lenz und falsche bei Hauptmann, oder als Lady, Macbeth bei Shakespeare und Milford bei Schiller, zu reden gewöhnt ist: pomphaft, vibrierend, mit der Träne im Wappen, scribisch verlogen bis auf die Knochen. Frau Körner stammt von einem Hoftheater, bei dem man allerdings Kothurn und Faltenwurf so ziemlich abgestellt hat; immerhin: von einem Hoftheater. Zwischen Wegener und der Höflich wirkt sie ungefähr wie Carlo Becker zwischen Liebermann und Leibl. Merkt sie's endlich selber? Ist der letzte Schritt zu dem Vermittler Hülsen etwa gar der erste zum Direktor Hülsen? Man müßte ihn loben, diesen wie jenen Schritt, und hoffen, daß auch hierbei ein „Abschluß" erzielt wird wie dabei. Reinhardt und Hülsen — beide würden gewinnen. Von uns ganz zu schweigen. Vorläufig freuen wir uns, wenn schon der Weltkrieg nicht endet, daß wir vom Schauplatz dieses Theaterkriegs keinen Bericht mehr zu fürchten haben.

Sport

Eine Neuerung im Rennbahnbetrieb. Das Berliner Publikum wird bei den kommenden Kriegsrennen 1917 auf den Galoppbahnen regelmäßig acht Rennen zu sehen bekommen. Der Unionklub hat sich zu dieser Maßnahme entschlossen, um den Rennstallbesitzern bei dem beschränkten Betriebe auf diese Art eine größere Ausnutzung des Pferdematerials zu ermöglichen. Allerdings wird es acht Rennen nur in den Monaten geben, in welchen die Lichtverhältnisse eine derartige Verlängerung des Programms zulassen. Bisher gab es acht Rennen auf der Galoppbahn nur gelegentlich, wenn die Teilung eines Rennens infolge zu großer Beteiligung nötig wurde.

Geschäftliche Mitteilungen.

Zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs, der ja, wie bekannt, zum Zweck der Schonung unsrer flüssigen Mittel eine Lebensfrage unsrer gesamten Wirtschafts-Politik ist, hat nun auch als erstes Warenhaus die Firma Hermann Tietz in der Leipzigerstraße, Ecke Dönhoffsplatz, eine Gutschriften-Abteilung eröffnet. Jedermann kann hier durch Einzahlung einer beliebigen Summe, anstatt wie bisher seine Einkäufe mit barem Geld zu bezahlen, auf Grund seines Guthabens bei der Firma die gekauften Waren durch eine Art Scheck begleichen. Zudem hat der Käufer den Vorteil, daß ihm sein Guthaben, über das er täglich verfügen kann, vom Hause Tietz mit 4 Prozent jährlich verzinst wird, während unsre größten Banken für „tägliches Geld" nur 1½ Prozent geben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Dogma und Taktik von Germanicus

Von dritter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß, was ich letzthin hier zu den Vorgängen vom vierten August 1914 und deren Kritik durch Reventlow und Bernhard, wie sie im Anschluß an die Antwortnote der Entente erfolgt ist, gesagt habe, als ein Bruch des Burgfriedens empfunden worden ist. Es war nicht mein Wunsch, solch eine Empfindung hervorzurufen. Ich will nicht leugnen, daß einige der Sätze und vielleicht manche der Worte, die ich bei der beabsichtigten Erledigung jener Kritiker gebraucht habe, ein wenig poltern, zweitens vielleicht (was übrigens auch stilistisch zu bemängeln wäre) sich zu heftig überstürzen. Ich bedaure das; bedaure es schon deshalb, weil dadurch leicht meine Absicht, die Stellen, die ich politisch für eine Gefahr halte, entsprechend aufzuzeigen, gefährdet werden könnte. Schließlich ist die sachlich vorgetragene Anklage — wenn auch gewiß langweiliger, so doch möglicherweise wirksamer; und da es mir selbstverständlich nur auf diese Wirkung ankommt, so kann ich getrost Besserung geloben. Kann dies heute umso eher, als ich einen Pfeil im Köcher habe, der keines verbalen Antriebs bedarf, der jene Herren, die heute so weise alles besser wissen, tödlich treffen muß, auch wenn er ganz sachte abgeschossen wird, was nachher geschehen soll. Bemerken möchte ich aber doch, daß es Wortstellungen gibt, die vielleicht weniger unhöflich sind als manche hie und da von mir gewählte, die aber weit giftigere Wirkung haben können. Ich möchte wenigstens meinen, daß die beiden Beispiele, die ich folgen lasse, nicht nur in ihrer Art, sondern auch wegen des Ziels, gegen das sie sich richten, bedenklicher sind als alles, was ich jemals zu sagen für angemessen befunden habe. Sie sind trotzdem und, soweit ich unterrichtet bin, bisher ungetadelt gedruckt worden; wobei zu bedenken ist, daß, wenn nun schon einmal die Sprache der Politik geebnet (um nicht zu sagen: geebbt) werden soll, der Kanzler des deutschen Reiches eher Schutz verdient als seine Gegner. Ohne mich irgendwie als Cherub vor die Reichskanzlei zu postieren: man wird zugeben, daß selbst eine ungerechte Behandlung der Alldeutschen für das Reich, vor allem für dessen Stellung vor dem Ausland, nicht ganz so gefährlich sein kann wie gewisse Auslassungen der Unabhängigen National-Korrespondenz, den Kanzler betreffend, etwa diese:

Wir meinen, unsre Geduld mit dieser politischen Führung, die alles andre als die stählerne Härte und Entschlossenheit des kaiserlichen Heeresbefehls erfüllt, sei am Ende, und wir sollten uns der Zeit erinnern, an die ohnehin so viele Züge der fünften Kanzlerschaft peinlich genug gemahnen, an die Zeit des Caprivismus, wo es dem einhelligen Aufbäumen des gebildeten Deutschland im Kampf um verhältnismäßig viel Geringeres, um die preußische Volksschule, in

kürzestem gelang, den Herrscher zu einem schnellen, befreienden Entschluß zu bewegen und Land wie Krone vor uneinbringlichem Schaden zu behüten. Heute geht es um unendlich Größeres, um Ehre und Leben der deutschen Seele, um Macht und Ansehen unsres Edelvolkes, um das Dasein von Reich und Kaiser! Und heute sollte es nicht möglich sein, jenen Sturm der öffentlichen Meinung zu erregen und zu organisieren, der mit dem einmütigen Feldgeschrei der Flandrischen Küste durch die chinesische Mauer hindurch bis zum Thron dringt und den kaiserlichen Herrn wiederum unmittelbar in Ehrerbietung und deutscher Mannestreue davon unterrichtet, wie es seinem Volke ums Herz ist und was auf dem Spiele steht?

Nicht weniger befremdend aber dürfte es sein, festzustellen, daß — ungekränkt — die deutschvölkische Partei in einer elberfelder Versammlung den folgenden Beschluß fassen und dann auch verbreiten durfte: „Zu einer schweren Wolke verdichtet sich die bange Vermutung, daß sich unsre gegenwärtige Regierung um jeden Preis zu Friedensverhandlungen bereit finden wird . . . . Es erfüllt uns mit der ernstesten Sorge, daß der Herr Reichskanzler den noch heraufsteigenden Schwierigkeiten nicht gewachsen sein könnte . . . . Das deutsche Volk darf daher wohl erwarten, daß der Herr Reichskanzler zum Wohle des Vaterlandes und der deutschen Zukunft einem andersgearteten Manne den Platz räumt." Wie gesagt: ich möchte meinen, daß derartige Aeußerungen bedenklicher sind als etliche unpolierte Verba, gegen die Urheber just solcher Aufstände gerichtet. Indessen, da ich durchaus nicht gewillt bin, mich für die sogenannte Freiheit der Presse (in Kriegszeiten) einzusetzen, da ich überhaupt ein Freund der Diktatur bin (allerdings einer Diktatur der Einsicht), so: ich werde Zephir streichen lassen.

* *
*

Von Franz Werfel las ich neulich in einer vortrefflichen Untersuchung über den Unterschied von Vers und Prosa diesen Satz: „Das Regime des Lebens heißt: Zufall, zugleich das größte Verbrechen der Kunst, deren Wertmaß die Notwendigkeit ist." Und dann den andern: „Dichterischer Raum ist, geometrisch gesprochen, die Beziehung aller Punkte zu allen Punkten, jedes einzelnen zu jedem einzelnen; also im Verse die Beziehung jeder Assoziation zu jeder Assoziation. Vollendet wird ein Gedicht nur dann sein, wenn kein Teil ohne Gegenteil bleibt, kein Wort seine Hände ins Leere strecken muß. Der dichterische Raum ist absolute Gebundenheit." Diese beiden Sätze enthüllen das Glück des Künstlers und das unerfüllbare Ideal des Politikers. Das wäre eine vollendete Politik, die alles, was sie tut, aus Notwendigkeit und in absoluter Gebundenheit, von keinem Zufall getrübt und frei von jeder Willkür tut. Da nun aber das Regime des Lebens Zufall heißt, und da die Politik die Regelung der sich durchkreuzenden Lebensströme beabsichtigt, so ist es hier nur selten oder niemals möglich, im Gleichgewicht und

in der Gebundenheit des wohl erstrebten, aber nie erreichten höchsten Zustandes zu handeln. In der Politik hat die Episode eine leidige Bedeutung; selbst der Meister wird viel häufiger Nebensächlichkeiten, ja dem Gegenteil seiner eigentlichen Absichten verfallen, als das dem Künstler geschehen dürfte, ohne zum Pfuscher zu werden. Selbst die vollkommene Einsicht in diese Zustände und Zusammenhänge gibt keine Sicherung für die Vollkomenheit des Tuns und Lassens. Man kann begriffen haben, daß der politische Raum, geometrisch gesprochen, die Beziehung aller Punkte zu allen Punkten ist, und man wird dennoch, wenn der Instinkt versagt, das politische Geschäft als ein Zernagen der großen, die Welt der Materie und des Geistes umspannenden Bindungen betreiben. Es gibt keine Disziplin, in der der Abgrund zwischen dem Dogma (ohne das es keine Vollkommenheit geben kann) und der Kasuistik so tief klafft wie in der Politik. Man gestatte ein profanes Beispiel.

Die Deutsche Tageszeitung veröffentlichte kürzlich die folgenden ausgezeichneten Sätze:

> Zur Politik im weitern und höhern Sinne gehört die Fähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen, hinter den wechselnden Erscheinungsformen die bleibenden Ideen zu erkennen. Dieser Drang, das geistige Angesicht im äußern Weltgeschehen zu entdecken, bildet eine der hervorstechenden Eigenschaften der deutschen Wesensart. Und schon darum ist es weder psychologisch noch auch geschichtlich zu rechtfertigen, wenn man dem Deutschen schlechthin die politische Begabung abspricht. Grade der geistige Tiefblick, der dem deutschen Wesen eignet, ist eine günstige Voraussetzung zur politischen Arbeit großen Stils.

Wie nahe könnte es liegen, aus solchem Bekenntnis zu einer Auffassung, wie wir sie von dem politischen Ideal, als der Sehnsucht nach der absoluten Gebundenheit alles politischen Geschehens, vertreten, auf eine Gleichartigkeit des politischen Urteils in bestimmten einzelnen Fällen zu schließen. Es bedarf keines Wortes, um das Groteske solcher Erwartung von vorn herein zu kennzeichnen. Eine bittere Erfahrung, die das Unversöhnliche bestimmter politischer Komplexe endgültig nachweist. In derselben Nummer derselben Zeitung verkündete der Graf Reventlow die verblüffende Meinung, daß die höflichen Worte, die der amerikanische Botschafter gebraucht hatte, als er die führenden deutschen Männer der Gegenwart Bürgen für ein gedeihliches Zusammenarbeiten von Deutschland und Amerika nannte, in Wirklichkeit eine versteckte Drohung bedeuten, nämlich die, daß, wenn etwa andre Männer kommen sollten, Männer einer schärfern Tonart, ein Bruch der Beziehungen eintreten würde. Reventlow ist mit dieser Interpretation der Rede Gerards allein geblieben. Sie ist nur als Zwangsvorstellung zu erklären. Jede Gemeinschaft mit diesem Politiker — der über einer einzigen fixen Idee alles andre vergißt: Amerikas Wirtschaftsnöte, die wachsende japanische Gefahr, das Unsicherwerden der England gewährten Kredite — ist für uns unmög-

lich, und dennoch bekennen wir uns beide zu einer Politik, die den Dingen auf den Grund zu gehen strebt und hinter den wechselnden Erscheinungsformen die bleibenden Ideen zu erkennen sucht.

* *
*

Es kann sogar vorkommen, daß die gleiche Grundgesinnung und die gleiche Gesamtanschauung unter verschiedenen Umständen zu verschiedenen Urteilen über das gleiche Vorkommnis gelangen. Eine Bestätigung für die peinliche Einsicht, daß alle ethischen, wissenschaftlichen oder metaphysischen Grundsätze letzten Endes in der Politik nur eine zweite Rolle spielen. So stark auch die Neigung sein mag, die Politik solchermaßen zu vergeistigen, und so sehr wir selber uns dieser Neigung hingeben: man darf nicht vergessen, daß der zweite Friedrich, obgleich er als Kronprinz den Anti-Macchiavell geschrieben hatte, die Notwendigkeiten seines Königtums sich niemals durch differenzierte Gewissenseinwände behindern ließ. Mehr noch als sonst gilt für die Politik Wedekinds freches Wort: Das Leben ist eine Rutschbahn. Wenn dem nicht so wäre, wie könnte sonst eine Feststellung möglich sein, auch nur halbwegs ähnlich der, die wir jetzt vorzunehmen gedenken.

Wir müssen noch einmal auf die inzwischen viel diskutierten Kanzlerworte vom vierten August 1914 zurückkommen. Letzthin versuchten wir, die schweren Angriffe, die dem Kanzler wegen jener Aeußerungen über Belgien und das an diesem Lande begangene Unrecht während der letzten Wochen im Anschluß an die erste Antwortnote der Entente zuteil geworden sind, entschieden abzuweisen. Heute möchten wir darlegen, daß die Herren, die 1917 zu den härtesten Tadlern des vierten August gehören, an jenem Tage selbst und den darauf folgenden durchaus andrer Meinung gewesen sind. Man besinne sich auf die starken Hiebe, mit denen die Vossische Zeitung am zweiten Januar 1917 den Kanzler wegen seiner Augustrede abgestraft hat: „Diese Worte haben sich hinterher so verhängnisvoll gezeigt, wie es zehn schwere Niederlagen nicht hätten sein können. Kaum irgendeine Zeitungslüge der Entente hat uns in den ganzen Jahren des Krieges auch nur annähernd so geschadet, wie die Rede unsres eigenen Kanzlers.“ Am sechsten August 1914 schrieb die Vossische Zeitung einigermaßen anders: „Im Reichstag hat unser Reichskanzler unumwunden zugestanden, daß wir mit der Besetzung Luxemburgs und Belgiens durch unsre Truppen einen Verstoß gegen die Gesetze des Völkerrechts begangen haben. Es ist mannhaft, ein begangenes Unrecht einzugestehen, und es ist ritterlich, wie es der Reichskanzler erklärt hat, bereit zu sein, Unrecht wieder gut zu machen, sobald es die Verhältnisse gestatten.“ Man sieht: auch die Vossische Zeitung gehorcht dem Gesetz der Opportunität; sie verliert jedes Gedächtnis und wandelt ihre Zustimmung von damals in höchste Entrüstung, sie vergißt das, was sie wissen muß, nämlich die Verschiebung der Umstände, die Aufschließung der belgischen Archive, durch die der Neutralitätsbruch viel mehr den Belgiern

als den Deutschen nachzuweisen ist, sie vergißt, daß sogleich, nachdem diese entscheidenden Tatsachen bekannt geworden waren, der Kanzler, am zweiten Dezember 1914, die entsprechende Antwort gegeben hat, sie übertreibt das Zugeständnis vom vierten August, daß der Kanzler immerhin nur mit gewissen Einschränkungen gemacht hat, sie konstruiert schreckliche Folgen jenes Wortes, und dies alles nicht etwa, um zuzugeben, daß sie damals genau so töricht gewesen wäre, wie der Kanzler es ihrer Meinung nach gewesen ist, dies alles vielmehr, um einseitig zu demonstrieren, wie unfähig und gefährlich Bethmann Hollweg ist. Durchaus nach dem gleichen Rezept haben noch andre politische Organe gehandelt. Die Kreuz-Zeitung entrüstete sich am zweiten Januar 1917 über des Kanzlers Augustrede: „Unsere taktische Stellung in der belgischen Frage haben wir durch das unpolitische Wort des Reichskanzlers vom begangenen Unrecht unheilbar verdorben . . . In der belgischen Frage kommt er über sein eigenes, sachlich unberechtigtes Zeugnis nicht hinweg.“ Am neunten August 1914 schrieb höchstselbst Otto Hoetzsch: „Durch die schlichten Worte, mit denen der Reichskanzler den Einmarsch in Luxemburg und Belgien ankündigte, klangen die friederizianischen Trompeten; das ist wie 1746, damals Sachsen, heute Belgien, Notwehr und Not kennt kein Gebot . . .“. Und die Tägliche Rundschau behauptet am vierten Januar 1917: „Wir haben von Anfang an auf dem Standpunkt gestanden, daß jene Sätze des Reichskanzlers, die seinerzeit durch ihren moralischen Beigeschmack die Bewunderung so vieler Deutscher erregten, ein schwerer politischer Fehler, gradezu ein nationales Unglück gewesen seien.“ Die Tägliche Rundschau irrt sich; am fünften August 1914 schrieb sie: „Gradezu stürmischer Jubel erschüttert die weite Halle, als der Kanzler das starke und männliche Wort spricht, daß Not kein Gebot kenne, und daß wir jetzt nicht auf Rosen gebettet seien und uns durchhauen müßten . . .“. Und am zwölften August 1914: „Der einfachste Mann auf der Straße hat ein Gefühl dafür, daß wir in diesen Krieg mit Gewalt hineingetrieben worden sind, und daß uns von allen Seiten der Feuerbrand ins Haus geworfen wurde, daß für eine also überfallene Nation nur noch ein Gesetz gelten kann: das Gesetz der Notwehr. Der Reichskanzler hat das in seiner Rede an den Reichstag mit einer Offenheit ausgesprochen, die allein schon jedem Sehenden klar machen müßte, wie hier Recht und Unrecht sich verteilen.“

Es wäre ein Leichtes, darzulegen, daß Blätter, die so schnell ihre Meinungen ändern und dann, in der an sich wahrscheinlich berechtigten Annahme, daß die Oeffentlichkeit kein langes Gedächtnis habe, heute keck behaupten, daß sie schon 1914 so klug gewesen seien wie 1917, und daß sie schon damals die Unfähigkeit des Mannes, den sie heute bekämpfen, klar erkannt und benannt hätten — es wäre ein Kleines, darzulegen, wie diese Blätter durch solche Taktik das Anrecht verlieren, als zuverlässige Wegführer geschätzt zu werden. Wenn zur Politik wirklich die Fähigkeit gehört, den Dingen auf den

Grund zu sehen und hinter den wechselnden Erscheinungsformen die bleibenden Ideen zu erkennen, auch im äußern Weltgeschehen das geistige Angesicht zu entdecken, so wird man schwerlich die Praktiken der genannten drei Blätter mit solcher Auffassung zusammenbringen können. Hier klafft eben jener Abgrund, vor dem wir schon vorhin klagend standen, vor dem wir immer wieder stehen werden. Es liegt uns darum fern, der Vossin oder dem Blatt der Ritter moralische Vorwürfe zu machen; es genügt uns vollständig, ihnen nachweisen zu können, daß die beanspruchte Geistigkeit ihrer Politik von den Bedürfnissen des Tages sehr erheblich durchlöchert wird, es genügt uns, festzustellen, daß auch sie klüger sind, wenn sie vom Rathaus kommen, und es bereitet uns eine besondere Genugtuung, durch die Gegenüberstellung ihrer Meinungen von heute und von damals ihre Taktik als schwächlich aufzudecken — schwächlich darum, weil uns beinah mühelos gelungen ist, den Schleier zu lüpfen. Wir hoffen, dadurch einiges von dem Vertrauen, das bisher der Unfehlbarkeit dieser Politiker entgegengebracht worden ist, zerstört zu haben, womit dann allerdings ein wenig dazu beigetragen wurde, die Politik aus dem Chaos der Augenblicksmeinung und der kleinlichen Opposition in das Geistige einer umfassenden Entwicklung und eines groß angelegten Kampfes zu heben. Um wirklich vorwärts zu kommen, ist es immer zunächst notwendig, die Hemmungen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Wir sind der Meinung, daß für eine wahrhaft weitblickende deutsche Politik, stark nach außen und frei nach innen, alle Monomanen und Selbstgerechten eine Sperrung bedeuten. Jede Schwächung dieser Widerstände sichert also einen Fortschritt.

Das englische ‚System' und die Rekrutierungs-Tribunale

von Albert Bencke

Wenn wir in Deutschland versuchen, den Sturz des englischen Premierministers nach seiner allgemeinen politischen Bedeutung richtig einzuschätzen, dann begehen wir meist den Fehler, daß wir dieses äußerst wichtige und für die innern Zustände Englands symptomatische Ereignis unter dem Gesichtswinkel der alten englischen Parteipolitik, des Gegensatzes zwischen Liberal und Konservativ betrachten; womit es aber, wenns auch indirekt als ein Sieg der Konservativen anzusehen ist, gar nichts zu tun hat. Auch Rumäniens Zusammenbruch und unsre Siege haben nur indirekt zu Asquiths Fall beigetragen; tatsächlich fiel Asquith, weil in ihm ein System verkörpert ist, das den größten Teil Englands hinter sich hat, das wohl heute von einer kleinern Gruppe Ultras in Gestalt seines Führers überwunden, an sich selbst aber so stark in englischem Volkstum verankert ist, daß auch die vereinigte Arbeit von Lloyd George und Konsorten machtlos daran zerschellen dürfte.

Dieses System ist mit der englischen Lebens- und Staatsauffassung gegeben. Die weist dem Bürger im Staat, im Ganzen eine Stellung an, die sehr wesentlich von der deutschen staatsbürgerlichen Einstellung abweicht, und die auch die Kriegsführung, die Mittel der Kriegsführung und die Grenze, bis zu welcher sie den Einzelnen für das Allgemeine anspannt, bestimmt. Asquith hat bei allem Bemühen und dem besten Willen, den Krieg mit allen Mitteln, auch dem grausamsten: der Aushungerung und dem infamsten: der bewußten Lüge, zu führen, diese Grenze, die durch das System der englischen Staats- und Lebensauffassung gezogen ist, wohl erkannt und hat sich, als kluger Politiker, der er ist, gehütet, sie zu überschreiten. Eben weil ihn Lloyd George und seine Anhänger als Verkörperer dieses Systems erkannten, hätte man ihn gern als krönende Figur im nominellen Vorsitz des Ministeriums belassen, wenn er sich nur gefügt hätte, dem Kriegsrat, in dem jetzt doch die eigentliche Arbeit geleistet wird, zu entsagen. Dann hätten die Kriegsultras unter dem Deckmantel des Namens Asquith selbst in das System Bresche legen und aus dem englischen Volk für den Krieg Das herausholen können, wogegen sich bis jetzt eben dieses System, die eingefleischte Art des Engländertums gewehrt hat. Nun hat Asquith, der natürlich dieses Spiel klar durchschaute, hierbei nicht mitgemacht, und der neue starke Mann, der jetzt an der Spitze der englischen Regierung steht, muß versuchen, ohne diesen Deckmantel das System zu Falle zu bringen und dadurch die für den Krieg verfügbaren Kräfte Englands auf einer neuen Basis zu organisieren. Sein Programm hat er bereits angekündigt, es stand in allen Zeitungen zu lesen und ist im Grunde ein Abklatsch der deutschen innern Kriegsarbeit. Bereits beginnen sich aber die Stimmen zu erheben, die Lloyd Georges Regime keine lange Dauer und ein verschleiertes Fiasko vorhersagen, indem sie gleichzeitig Asquith für die nächste Zukunft wieder warm halten — und damit macht sich eben das System, das seine innere Stärke und Unangreifbarkeit fühlt, schon heute bemerkbar. Gleichzeitig wird von den Ultras, die in der Zertrümmerung dieses Systems die einzige Rettung für England sehen, die Klage erhoben, daß Lloyd George nur halbe Arbeit leistet, indem er dem System zuliebe alte konservative und liberale Politiker wie Balfour und Cecil — um nur diese zu nennen — in sein Kabinett und den Kriegsrat aufgenommen hat. Das sei dadurch an und für sich zur fruchtlosen Arbeit oder wenigstens zur halben Arbeit verurteilt, denn diese Männer würden sich nie zum Bruch mit dem System und damit zur ganzen Hingabe an den Krieg verstehen, wobei natürlich in allen diesen Enunziationen das System als solches nicht genannt wird.

So sind wir heute an einem psychologisch interessanten Punkt in der Geschichte Englands angelangt, am Scheideweg zwischen zwei Richtungen, von denen die eine vollkommen abweicht von Dem, was der Engländer bisher unter Patriotismus verstanden hat. Wir

dürfen heute schon sagen, daß die andre Richtung der Nation zu vertraut ist, um nicht die von Lloyd George mit aller Kraft seines feurigen Wesens herbeigewünschte und herbeizuführende Schwenkung zu vereiteln. Hierzu aber wird unsre nun neuerdings zum Ausdruck gekommene militärische Stärke und das Friedensangebot, das wir auf Grund dieser Stärke den Gegnern machen konnten, wesentlich beitragen. Wir wollen uns dabei garnicht in Optimismus wiegen, sondern nur einige Zeichen der Zeit, einige Zeichen für die Kraft des englischen Systems, dem sich der kluge Asquith beugen mußte, und gegen das Lloyd George vergeblich anrennen wird, in kühler Ruhe betrachten.

Einige dieser Zeichen wären als Rückkehr zur Vernunft anzusehen, sind aber doch nur indirekte Auswirkungen des Systems, das sich nun durch die Ultras bedroht sieht und deshalb vorerst einmal eine Art versöhnlicher Stimmung gegenüber den Deutschen schaffen möchte. Was soll man, beispielsweise, dazu sagen, daß ein Lord Bryce, der Vorsitzende der Kommission zur Untersuchung der angeblichen belgischen Greuel, der Verfasser des Schandpamphlets über die abgehackten Kinderhände und die verstümmelten Weiber, heute in die sentimentale Trompete stößt und einen über den Krieg hinausgehenden Deutschenhaß der Engländer verurteilt, weil ja die Deutschen selber gar nicht so böse seien, sondern nur durch ihre verworfene Regierung zu solchen Greueln angestiftet werden konnten; mit den Deutschen werde man deshalb wie bisher gut auskommen, sobald man die verantwortlichen Männer gezüchtigt haben werde. Wir wissen nicht, wie weit es die jetzt ernstlich gefährdeten schwebenden Manchester-Prinzipien sind, die diesen gegen den Drachen der deutschen Barbarei wild wütenden Sankt Georg plötzlich zum Schalmeienbläser gemacht haben; wissen nicht, wie weit es Gewissensbisse sind, die sich durch Uebertretung des Gebotes: „Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen wider deinen Nächsten" bei Lord Bryce einstellen. Wir können heute nur das Eine sagen, daß er bereits bei seinen heißesten Anhängern von gestern als Renegat gilt, der sein eigenes Werk verleugnet; man spricht von einer „Lord-Bryce-Stimmung" in England, die ansteckend wirke und daher mit allen Mitteln bekämpft werden müsse. Diese Lord-Bryce-Stimmung ist aber nichts andres als die Stimmung des ‚Systems', dieses Niederschlags der englischen Lebens- und Staatsauffassung, mit der Asquith rechnete, und die nun Lloyd George umzustürzen versucht. Charakteristisch für die ganze Lage ist, daß diese Stimmung auch bei den Antipoden des Lord Bryce, etwa bei Männern wie Ramsay Macdonald, also — und das ist wichtig für uns — bei einem der hervorragendsten Arbeiterführer Englands, zum Ausdruck kommt. Macdonald Ramsay nimmt kein Blatt vor den Mund und erklärt, daß die als Hunnen verschrieenen Deutschen in diesem Kriege und besonders im belgischen Feldzug nichts getan hätten, als was jede kriegführende Macht begeht. Kriege ließen sich eben nicht mit Glacéhandschuhen

führen und trügen immer etwas Barbarisches an sich. Außerdem seien die Greuel nicht einwandfrei zu erweisen, da die erregten Nerven der Verhörten „eine richtige sachliche Darstellung nicht zugelassen hätten". So viel sagt der Mann öffentlich. Welche Privatmeinung sich dahinter verbirgt, wäre für Lord Bryce, der mit ihm wohl nicht in den Prämissen, wohl aber in den Konsequenzen übereinstimmt, kaum schmeichelhaft zu hören.

Wenn hier das System in Mahnungen und scharfen Worten zum Ausdruck kommt und eben als solcher Ausdruck, nicht aber etwa als Rückkehr zur endlich aufleuchtenden Vernunft, die eine Ein- und Umkehr von innen heraus und nicht aus materiell äußerlichen Gründen bedingen würde, gewertet werden muß, so tritt es uns an andern Stellen des täglichen Lebens in offenkundigen Tatsachen entgegen, die zur Beurteilung der innern Lage Englands ungleich wertvoller sind. Der Generalstabschef Englands und Nachfolger Kitcheners hat die Lage Englands vor kurzem in die Worte zusammengefaßt: „Nicht Kanonen brauchen wir, davon haben wir genug, sondern Männer!" Diese Worte waren an die Nation im allgemeinen, besonders aber an den damals noch scheinbar fest stehenden Asquith gerichtet, dem man vorwarf, eine Form des nationalen Dienst- und Wehrzwangs eingeführt zu haben, die nicht zwingt, die zuläßt, daß Hunderttausende in den Regierungsämtern ein ruhiges und sicheres Plätzchen finden, statt an die Front zu kommen, daß eine Unzahl von Rekrutierungs-Tribunalen errichtet worden seien, die keinen andern Zweck hätten, als die Leute für unabkömmlich zu erklären, und daß so die Nation unter dem Regime Asquith nicht eine Nation von Kriegern und wirklichen Arbeitern, wie es die Not erforderte, sondern eine Nation von Bureaukraten und Drückebergern werde. Es sind das Tatsachen, die öfters aus England mitgeteilt worden sind, auf die aber an dieser Stelle besonders hingewiesen wird, weil sie zeigen, wie groß die Macht des ‚Systems' ist, gegen das der kluge Asquith den Kampf nicht gewagt hat, und das sich auch stärker erweisen wird als Lloyd George.

In Wahrheit liegt es gar nicht an der „Schlappheit" des Ministeriums Asquith, daß Robertsons Ruf nicht das gewünschte Gehör fand, sondern es hat tiefer im englischen Volkstum begründete Ursachen, die nach unsrer Meinung schwer, wenn überhaupt, zu beseitigen sind. Was tun, um das anfangs mit so großem Widerstreben aufgenommene, dann so erstaunlich schnell durchgedrückte nationale Dienstpflichtgesetz aus seinem gegenwärtigen, halb schattenhaften Dasein in wesenhafte Wirklichkeit überzuführen? Ueber die Einstellung zur Front entscheiden Rekrutierungsämter. Sie spielen die Hauptrolle im englischen Rekrutierungssystem. Es stellen sich diese Rekrutierungs-Tribunale, wie man sie kurz nennen mag, als lokale, aus den Gemeindemitgliedern zusammengesetzte Behörden dar, die unter dem Vorsitz eines Grafschaftsbeamten tagen. In diesen, aus dem Volkstum bestehenden,

Körperschaften kommt sicherlich die Volksstimme, der Volkswille rein zum Ausdruck, und sie geben uns daher, soweit sichs darum handelt, was von dem im Distrikt verfügbaren Menschenmaterial an die Front zu schicken ist, gewissermaßen den Gefühlsinhalt wieder, der sich im ‚System' gegenüber den staatlichen Machtforderungen von heute ausspricht. Und was sagt uns nun dieser Volkswille durch die Art, wie er seine Tätigkeit auffaßt?

Er zeugt für Asquith, für die Richtigkeit seiner Auffassung der englischen Volksart, und er verheißt Lloyd George einen heißen Kampf, in dem er unterliegen wird, wenn er sich diesem Charakterzug entgegenstellt. Die Tatsache, die sich aus der unverhohlenen Darstellung englischer Zeitungen sowie aus privaten Nachrichten auf dem Umweg über die Neutralen ergeben, sprechen in dieser Hinsicht eine beredte Sprache. Sie zeigen, daß diese lokalen Behörden heute, mit vielleicht wenigen Ausnahmen, Interessengemeinschaften sind, die ihr Interesse nicht in der Beschaffung wehrfähiger Männer für die Front, sondern in der Auffindung und Ausnützung aller möglichen Gründe zur Unabkömmlichkeitserklärung der Leute für die innern nationalen Dienste Englands finden — und daß dabei eine Hand die andre wäscht. Der eine Farmer tritt für den Sohn des Nachbarn ein, der dann seinem Nachbarn denselben Dienst für seinen Sohn oder Schwiegersohn leistet, und so gehts fort, bis es schließlich nur verhältnismäßig Wenige sind, die durch dieses enge Netz der Interessengemeinschaft als nicht unabkömmlich hindurchgehen und in den Militärrock gesteckt werden. Dieser im ‚System' beruhende Drang, die Reihe der Unabkömmlichen zu erweitern, führt dann gelegentlich zu komisch anmutenden Ergebnissen, über die ein Teil des Publikums lacht, während den Heißspornen der Kamm schwillt. So wurde vor kurzem der Rattenfänger der Grafschaft Haddington vom Rekrutierungs-Tribunal wegen der Wichtigkeit seiner gegenwärtigen Beschäftigung im Dienste der Nation für unabkömmlich erklärt und von jeder militärischen Dienstleistung befreit. In Haddington ists der Rattenfänger, in einer andern Grafschaft der Kaninchenjäger, in einer dritten der Abdeckergehilfe. Wenn nun dieses — man kann bei der Schwere der Sachlage nicht anders sagen als: operettenhafte Gebahren eines immerhin großen Teils der Rekrutierungs-Tribunale bisher von der Regierung geduldet wurde, wenn auf diese Weise das Dienstzwangsgesetz nur ein Schatten von Dem geworden ist, was es sein sollte, dann erklärt sich das so, daß die Regierung bisher aus Furcht vor den Abgeordneten nicht schärfer vorzugehen gewagt hat, und daß diese aus Furcht vor ihren Wählern jeden Schritt der Regierung vereitelt haben würden. So schließt sich der Kreis, der im Volksbewußtsein und im Volksgefühl seinen Mittelpunkt findet, und wir dürfen annehmen, daß mit der Ausdehnung unsrer Waffenerfolge und mit unserm Friedensangebot auch eine Stärkung dieses Gefühls herbeigeführt wird, das

zwar den Sieg eben so brünstig begehrt wie die Ultras, ihn aber nicht auf Kosten und unter der Bedingung des Umsturzes erzwingen wird und, wie man ahnt, nicht einmal erzwingen will.

So stehen wir heute in England neuen Erscheinungen gegenüber. Der Kampf gegen das System soll von Lloyd George mit voller Energie, die man ihm zutraut, und die er auch besitzt, aufgenommen werden; die Kräfte der englischen Nation sollen tatsächlich bis zum Letzten für den Kriegszweck mobilisiert werden. Die innern Reibungen, welche die Folge davon sind, traten schon in den ersten Tagen des neuen Mannes zutage, und die nächste Zukunft wird uns darüber belehren, wie Lloyd George zu verhindern gedenkt, daß diese Reibungen die ganze Maschinerie zum Stillstand bringen. Gewaltmaßregeln können hier zum Gegenteil Dessen führen, was man beabsichtigt — aber seiner linden Mittel wegen, die den Zweck nicht erreichen, ist Asquith gefallen. Es dürfte sich vielleicht baldigst erweisen, daß das im nationalen Lebensprinzip beruhende ‚System' der Sache des Rechts und der Wahrheit bessere Dienste leistet als die Vernunft, die im englischen Denken mit wenigen Ausnahmen seit Kriegsbeginn ausgeschaltet erscheint.

Der Train von Anton Schnack

Endlos vorbei: Drei Tage in Fahrt, zwei Nächte. Ein ewig Gerassel; Gestank
Von hunderten Pferden, mit Schlamm behängt beim Traben durch Löcher und sumpfiges Wasser.
Bei Olesko hing Himmel voll Sterne, bei Brody standen sie blasser.
Im Dorf am Bach barst polternd ein Wagen, neun Gäule blieben da krank . . .
Eine Tagfahrt im Regen, eine Nacht in Gewittern, die Pferde schäumten sich weiß.
Geschrei und Flüche . . . Gezerr an den Halftern . . . und Brand
Von qualmenden Pfeifen, die glühten ins Dunkel, gefährlich, verrufen, verwüstet, verbrannt. —
Ein Mittag erbrach sich mit Sonne und sengte den Weg, war heiß.
Zuweilen war Rast, war Halt. Man warf sich zum Schlaf auf den Rasen,
Man tränkte die Gäule, man schüttete Hafer, und Rauch
Zog über die Wagen, der schmeckte nach Fleisch und Reis. —
Zuweilen zur Nacht, wenn sie halbschlafend im Sattel sich wiegten und saßen,
Knallten Schüsse aus Dickicht, aus Waldsaum, aus brütendem Ackerstrauch,
Zersplittern einem den Arm, ein Gaul schlug dumpf zusammen, getroffen in Hirn und Steiß . . .

Albert Niemann von Eduard Goldbeck

Jubelnder Beifall durchrauscht das Haus, immer aufs neue tritt der Hüne vor die Rampe, immer aufs neue brandet der Enthusiasmus empor. Im dritten Rang, auf der ersten Reihe ist ein junger Mensch so jäh aufgesprungen, daß er fast ins Parkett gestürzt wäre. Er breitet die Arme aus, als ob er eine Welt umfassen möchte, seine Lippen stammeln zerrissene Worte, seine Augen blitzen. Der Menschenstrom trägt ihn hinweg durch den Korridor, die Treppe hinab, ins Foyer: er merkt es nicht. Zwei Schulkameraden begrüßen ihn, er drückt ihnen wortlos die Hand und denkt: Nie, nie will ichs euch vergessen, daß ihr diesen Abend mit mir erlebt habt!

Seit jenem Abend, wo Albert Niemann den Propheten sang, wie ich vorher und nachher nicht singen hörte, sind fünfunddreißig Jahre vergangen, und noch ist meine Liebe für den Gewaltigen nicht erkaltet — der jetzt selber, sechsundachtzig Jahre alt, erkaltet ist. Moses oder Colleoni, ein Gipfel im ewigen Schnee oder das Meer, wie ich es einst in einem Orkan sah: solche Gestalten, solche Bilder drängen sich vor meinen Blick, wenn ich den Namen des Heldensängers vernehme.

Die Reisigen des Grafen haben dem schlichten Wirt die Braut fortgeschleppt, er stürzt vor das Haus, will ihnen nach, bricht in den Knieen zusammen, rafft sich auf und erhebt die geballte Faust zu einer furchtbaren Drohung. Und wie ballt er die Faust! Jeder Zuschauer sieht die dunkeln Massen der zertretenen Hörigen, die sich krampfhaft gegen ihre Bedränger aufbäumen, jeder fühlt die Katastrophe nahen. Diese eine Geste macht die Bauernkriege begreiflich, notwendig. Sie prägt sich fürs Leben ein, und ich wünschte, jeder Fürst mit selbstherrischen Gelüsten möchte einen solchen in konvulsivischem Drang dräuenden Riesen vor seines Geistes Auge haben.

Mir ist, als sähe ich hier einen „denkenden" Künstler die Nase rümpfen: was für ein Lärm wegen einer ganz selbstverständlichen, trivialen Bewegung! Und indem wir dem Neider höflich Recht geben, wiederholen wir es mit Genuß: ja, das war ein Mann, der trivial sein durfte, weil er einfach war. Ihm sprudelte der Quell aus verborgenen Tiefen, er brauchte nicht über „Nuancen" zu brüten. Seine Gesten waren grade darum, weil sie selten und im Goetheschen Sinn bedeutend waren, von einer bezwingenden, suggestiven Kraft. Wenn er als Joseph sang: „Wo drei Palmen einsam stehen, lag ich im Gebet vor Gott", die Arme ausbreitete und sie über der Brust kreuzte, flossen alle Wonnen des Südens und alle Schauer der Einsamkeit über die atemlosen Hörer hin .

Wer hat seit ihm eine solche Stimme vernommen! Ich spreche nicht von ihrer „Schönheit". Eine Stimme, die nur schön ist, ist mir nichts. Es war die Stimme eines Siegers und eines Dulders, eines Sünders und eines Büßers, eines himmelstürmenden und eines zerschmetterten Titanen. Wie auf Adlerfittichen stieg das „Herr,

dich in dem Sternenkreise" aus seinem Munde empor, wollustmüde erklang es: „Zu viel, zu viel, o daß ich nun erwachte!", der Hohn der Hölle gellte Biterolf an — immer aber dachte der Hörer: Welche Faust, wie greift der Mann zu! Eine Stimme, wie . . . nun, wie die Eisenhand Götzens von Berlichingen.

Die Natur hatte diesen Mann wundervoll ausgestattet: eine kolossale und doch edel gegliederte Gestalt, ein Löwenhaupt, ein Auge, das Blitze schleudern konnte, eine herrische Stimme . . . und kein Gran Eitelkeit. Auf den Zügen des herrlichen Lohengrin-Bildes in seiner Biographie von Richard Sternfeld liegt eine tiefe gramvolle Schwermut, und wer Niemann je im Leben beobachtet hat, der weiß, daß dieser Mensch, dem gewiß nichts Menschliches fremd war, die Selbstbespiegelung des Mimen nie gekannt hat. Er war immer rastlos, vor jeder Aufführung „eine Bestie", zog nie die Ruder ein, um behaglich im Strom des Lebens dahin zu gleiten. Immer weiter, immer weiter! Und dann gebot er sich selbst eines Tages Halt, trat ab vom Schauplatz seiner Triumphe und . . . verabschiedete sich nicht. Wüßte ich nichts weiter von ihm als diese einzige Tatsache, ich würde sagen: Ein großer Mensch.

Glänzend und ergreifend zieht Gestalt auf Gestalt vorüber, die Niemann schuf, und endlich müssen wir sagen: Welch ein beneidenswertes Los ward diesem Mann! In unsrer Zeit hätte dieser Recke zum Verbrecher werden müssen, wenn ihm nicht vergönnt gewesen wäre, den Ueberfluß seiner elementaren Kräfte uns zur Wonne auf der Bühne auszuströmen. Und dieser Künstler sang zur selben Zeit, als Bismarck baute. Es war die Zeit der Ganzen und Echten — und er, Albert Niemann, ein lebendes Wahrzeichen deutscher Kraft und Kunst und Einfalt.

Dem Gedächtnis Theodor Storms

von Hugo von Hofmannsthal

Zu Theodor Storms hundertstem Geburtstag, der ins Jahr 1917 fällt, erscheint ein schönes und schön illustriertes Gedenkbuch, das Friedrich Düsel herausgibt und Georg Westermann in Braunschweig verlegt. Es enthält neugefundene Gedichte und Briefe von Storm sowie Erinnerungen, Gedenkblätter, Abhandlungen und Widmungen von Avenarius, Bab, Hesse, Keyserling, Thomas Mann, Wilhelm von Scholz und vielen Andern. Hier folgt einer der poetischen Beiträge.

Nicht zu der Sonne früher Reise,
Nicht wenn die Abendwolken landen,
Euch Kindern weder laut noch leise,
Ja kaum uns selber sei's gestanden:

Auf welch geheimnisvolle Weise
Dem Leben wir den Traum entwanden
Und ihn mit Weingewinden leise
An unsers Garten Brunnen banden.

Figaros Hochzeit von Walter von Sandatz

Noch bei Kriegsbeginn war ‚Figaros Hochzeit' nicht nur die beste Aufführung der berliner Hofoper, sondern wurde auch nirgends in Deutschland überboten. Seitdem hat sie sich von Monat zu Monat vergröbert und ist heute kaum mehr anzusehen. Was der Mitarbeiter beschreibt, kann der Herausgeber als sein Leidensgefährte bestätigen. Die berliner Kritik glaubt ihre Pflicht mit der Beurteilung der Premiere erfüllt. Umso unbesorgter lassen die Direktionen die spätern Aufführungen, in denen doch das verständigere, das sachlich interessierte Publikum sitzt, verkommen. Wie soll ein Kunstleben dabei gedeihen! Das sei im Kriege schließlich nicht nötig? Es ist bei der Dauer dieses Krieges doppelt nötig. Und wenn nirgends sonst, wird hier dem Verfall gesteuert werden.

In München ist ‚Figaros Hochzeit' acht Tage vorher ausverkauft. Der wenigen Plätze wegen, die das Residenz-Theater hat? Ach nein, nicht dieses kleinen Theaters wegen. Gibt man die Oper ausnahmsweise im Hoftheater (in das sie natürlich ebenso wenig hineingehört wie der ‚Don Giovanni'), dann ist dieses große Haus ebenso ausverkauft. Nachdem München geduldig, acht Tage vor der Aufführung, von der vierten Morgenstunde an vor den Billettschaltern gewartet hat. Auch im Kriege.

In Berlin kauft man seine Plätze fünf Minuten vor Beginn der Ouverture, um am Ende auf leere Parkettreihen hinabzuschauen. Und findets schließlich ganz in der Ordnung so. Die münchner Aufführung: ein Juwel in raffiniertester Fassung, seit Possarts Inszenierung sorglich von einer Dirigenten-Epoche der andern bewahrt und gereicht. Die berliner: Posse mit Gesang und Tanz, dem Eisendreher Plunze nebst Frau und Töchtern in Ehrfurcht gewidmet.

Ich weiß, daß in München ‚Figaros Hochzeit' außer der Fülle von Orchester-Proben und Solo-Repetitionen (mit besonderer Berücksichtigung der Rezitative) jedes Jahr mindestens Eine Bühnenprobe erlebt. Ich weiß, daß bei diesen Bühnenproben Dirigent und Regisseur immer wieder sich um die tausend Nuancen von Humor und Pikanterie und Wehmut und Tragik mühen. Jedermann weiß, wie ungern und höchst selten Bruno Walter dies Werk, grade dieses, aus seiner Hand in die härtere und schwieligere von Otto Heß legt (den der antisemitische und bayreuthverschwägerte Klüngel der münchener Musikpäpste gern an Walters Stelle setzte).

Ists wahr, was in den Gängen des berliner Opernhauses am dreißigsten Dezember des trüben Jahres 1916 laut und lächelnd erzählt wurde, so darf bei Euch ein neuer Dirigent ‚Figaros Hochzeit' ohne Probe dirigieren. Ohne Probe das Werk, dem auch bei Euch einmal Richard Strauß sein heißes Mühen gewidmet hat.

Das berliner Orchester hat die Routine großer, an schwerste Partituren gewöhnter Kapellen; ein Dutzenddirigent ohne Per-

sönlichkeitswerte wirds bei manchen Musiken nicht leicht aus eingeschliffenen Bahnen zwingen und kaum erreichen, daß „sein“ Wagner und „sein“ Beethoven wesentlich anders werden als die des Vorgängers. „Figaros Hochzeit“ verlangt mehr, ungeheuer viel mehr. Hier ist mit Pathos und großer Geste nichts zu verhüllen, mit Sentiment und Dirigentenphilosophie über den Mangel an Musikalität und Geist und Können so ganz und garnicht hinwegzutäuschen (wie nirgends bei Mozart; in seiner aus eben diesem Grunde so selten gespielten Kammermusik am wenigsten). Diese Oper mit dem in die Unendlichkeit sich verschlingenden Wechsel von Ornament und Musik (im engern Wortsinn), mit der subtilsten aller Instrumentationen, mit dem tausendfältigen zwischen Bühne und Orchester wechselnden Farbenspiel — diese Oper ohne Probe zu spielen, ist eine Mißachtung des Werkes, an die man kaum zu glauben vermag.

Mit oder ohne Probe: es fiel an jenem Abend Alles unter den Tisch, Alles, was in blitzendem Kristall funkeln sollte. Die Trompeten-Triolen des ersten Marsches, die entzückende Holzbläsermusik in der ersten Susannen-Arie („Komm näher, kniee hin vor mir“), die Ballettmusik der Trauungs-Szene, die gewaltige dramatische und musikalische Steigerung des Hochzeitsmarsches, im Finale tausend unbeschreibliche Köstlichkeiten — unter den Tisch gefallen, rettungslos Alles unter den Tisch. Tausend versäumte Gelegenheiten im Spiel, deren sich der Dirigent hätte annehmen müssen, wenn schon der Regisseur ein imaginärer Faktor blieb. Gelegenheiten, die noch vor ein paar Jahren unter Strauß blitzten und funkelten und jetzt rettungslos verstaubt sind. Das Schlimmste an diesem Abend: das Tempo der ganzen Aufführung. Das starre automatische Abhaspeln von so und so viel Nummern. Nirgends ein Atemholen, das die Komödie erheischt, nirgends die Möglichkeit auch nur zu einer Steigerung. Eine ältliche puella publica, die den schwärmenden Novizen zur Eile treibt. Vier Mark fünfzig . . . Dritter Rang . . . Figaro . . . Kraus . . .

Eure Sänger? Gewiß, Paul Knüpfer, ohne nach seiner Gestalt und seinen Jahren der kampflustige Rassehund dieser Oper sein zu können, ist unserm gewandten und jüngern Figaro aus der baritonalen Dynastie der Schützendorfs als Sänger weit überlegen. Und Berlin besitzt einen Grafen, der sich mit dem Allegro maestoso der großen Arie immerhin erträglicher abfindet als der Münchner Brodersen. Und endlich hat Berlin einen Basilio, und dieser Basilio singt wahr und wahrhaftig die Eselshaut-Arie, die bei uns längst verschollen ist (weil Herr Raoul Walter allenfalls die Lebensphilosophie dieser Rolle, nicht aber ihre Musik beherrscht).

Wie aber kann es sich zutragen, daß diese Gräfin unverlacht und ohne augenblickliche und endgültige Entziehung der Rolle über die Bühne einer Weltstadt wandelt? Unverlacht? Oh nein: ich habe Gesinnungsgenossen. Ich ertrugs, daß sie die ersten

acht Takte der ersten Arie sorgfältig um einen Viertel-Ton tiefer sang, als das Orchester spielte. Da aber, als sie unmittelbar nach dem großen Rezitativ die gleiche Tondifferenz mit viel Charakter und Gesinnung auch auf den Beginn der zweiten Arie übertrug, da hob ich meine Augen auf und sah ängstlich nach der leidenden Menschheit um mich her. Und fand die gepeinigte Kreatur im Orchester unten, wo der ganze Holzbläserflügel kopfschüttelnd und hohnlächelnd die Instrumente am Ende absetzte. Den Leuten wurde es zuviel. Wie mir. Daß ich am Ende das Theater als ein körperlich und seelisch gebrochener Mann verließ: diese Dame ist Schuld daran.

Wir haben in München höchst unzulängliche Gräfinnen, gewiß. Vor Frau Mottls Stimme und Spiel ist diese Partie freilich bisher, soviel ich weiß, durch einen guten Genius bewahrt geblieben. Aber daß das von Wagner infizierte hochdramatische Fach diese Rolle musikalisch „verisiert", daß bei uns etwa Frau Morena in völliger Verkennung Mozarts sie ins Wagnerisch-Tragische verzerrt, ist auch bei uns traurige Tatsache.

Wer jedoch in München wagen sollte, zu „chargieren", wo Gesang verlangt wird, durch ein blitzschnell chromatisches Abwärts Situationen zu charakterisieren, die lebensfrisch und farbenhell aus der Partitur leuchten, sowie man sie nur singen kann, wer auf diese Weise versuchen wollte, stimmliche Mängel zu verbergen und durch Clownerieen Heiligtümer zu entweihen: der würde von dem münchner Publikum am ersten Abend schimpflich abgetan.

Die Schlüssel-Szene: greusäliger und verzerrter als die schlimmsten Untaten der Provinz. Um die Verlegenheit der Gräfin zu markieren, bedient sich Frau Hafgreen-Waag des eben erwähnten Jongleurtricks, flüchtet sich, wo sie singen sollte, ängstlich und nicht ohne Klugheit in die Fistel, verwandelt mit diesen Lauten den Salon in einen verängsteten Geflügelhof, hüpft, eine Gräfin und Dame von Stande, in ihrer langen Schleppe über die Bühne wie eine Matrone, die man in einer unpassenden Situation überrascht hat, stößt schließlich, als der beschämte Graf sie um Verzeihung bittet, jenes bekannte, aus tiefsten Tiefen stammende bittere „Ha" aus, und wird von Keinem, aber auch von Keinem darauf aufmerksam gemacht, daß weder in diesem gräflichen Schloß noch gar in der Partitur ein Platz für solche abdominalen Geräusche ist.

Verkennung der Rolle von A bis Z. Verhüllung stimmlicher Unzulänglichkeiten unter Wagner-Reminiszenzen, Albernheiten statt der schwermütigen Koketterie mit dem Pagen, eine ängstliche Sorge um die Sicherheit des Kapitols — wo eine in Leiden, Haltung und Weiberschicksal große Dame dastehen soll. Wer hat, wenn man die Musik schon der Unzulänglichkeit überantwortet, als Regisseur der berliner Oper solch Grauen zu verhüten?

Ja, wer?

Da, wo Susanne („Darf ich bitten, nicht zu eilen"), um Figaro loszukaufen, den Beutel schwingt, verzeichnet die Partitur deutlich und klar das Klingen des Goldes in den Sechzehnteln der Geigen. Genau ists damit dem Regisseur vorgeschrieben, wenns die Sängerin nicht begreift.

Schwingt Susanne bei Euch den Beutel?

Fällt Ihr nicht ein. Susanne hat, damit das Publikum zu bescheidenen Freuden kommt, den Sinn der Situation mit allen Grimassen zu verdeutlichen, deren man zwischen Bentschen und Belzig fähig ist. Ein Beispiel für hundert verpaßte, verträumte, verschleuderte Dinge, die dem Sehenden in der Partitur verzeichnet sind!

Wann hat diese Aufführung ihre letzte Bühnenprobe erlebt, und wer ist heute als Regisseur für sie verantwortlich? Wo aber ist dieser ungekannte Genius auch nur imstande gewesen, mehr oder minder groben Ungeschmack zu verhüten? Daß Paul Knüpfer da, wo er den Text der Rezitative wirklich vollkommen beherrscht, manchmal den Jargon der Niederwall-Straße in die Hallen des spanischen Schlosses überträgt — dem Sänger Knüpfer seis verziehn. Findet sich aber im Bezirk der königlichen Intendanz denn nicht Ein Erleuchteter, der Herrn Bronsgeest die notwendigsten Begriffe von der Formenkultur eines Rokoko-Grafen beizubringen vermag? Daß der Graf Almaviva nie seine Gattin roh am Handgelenk zerren wird? Daß es auch im Rokoko dégoutant war, einen Nebenbuhler von Stande mit dem Küchenbeil zu bedrohen? Daß der Page Cherubin von allen Seiten geohrfeigt wird — der es in dieser Aufführung, da Lola Artôt de Padilla ihn singt und wirklich verkörpert, am allerwenigsten verdient — daß ihn, einen jungen Edelmann, der gräfliche Lakai am Ohrläppchen zerrt, um die Marschfermaten auszufüllen, daß auf weite Strecken der Partitur die ganze Bühne mit Ohrfeigen, Naturlauten, Rüpeleien aller Art überschwemmt wird — ich kann nicht, nein, ich kann es nun nicht mehr. Nächst der Gräfin die Schlimmste in Ungeschmack und Verzerrung: die Alfermann. Die Alfermann, die ihr Publikum gut kennt. „Ach lieber Cherubin . . . Sie sind verrööckt." O, nicht U. Betont gesprochen und nicht gesungen, diese nicht vom Abbate herrührende geschmacklose Rezitativ-Stelle. Sie hat ja Recht: so, wie sie diese Stelle singt, so, wie sie diese Susanne ins bayerische Viertel verpflanzt, hat sie ihr Publikum.

Wie die ganze Aufführung der berliner Hofoper. Das minutiöse Uhrwerk Mozarts? Was wir uns dafor koofen! Die fünf Gerechten in den höhern Rängen sind uns hochgradig Wurst.

Und sicher und unbeirrt ist der ‚Figaro' dieses Hauses (in dessen Hofloge vor tausend Jahren einmal Friedrich von Preußen saß) seinen Weg von anmutigeren Gegenden nach Treptow an der Persante gewandelt.

Wofern es diesen zierlichen Ort gibt.

Jan der Wunderbare

Wenns anfängt, kommt einem der Untertitel bescheiden vor. Nur „ein derbes Lustspiel"? Jan Beest glaubt an Wunder, scheint Gesichte zu haben, träumt sich mehr Ding' im Himmel und auf Erden als die gesamte Schulweisheit Horatios. Also hier wird gewiß der Kontrast zwischen einem überempfindlichen, der Ekstase fähigen Herzen und der Region des platten Frohsinns und der Nüchternheit gestaltet werden. Deutsche Spekulation, die „spinnt", sich vergräbt und bei jeder Berührung mit dem harten Alltag Rippenstöße einhandelt: kein schlechter Gegenstand für einen Humoristen, ob auch nicht grade neu. ‚Simplicius' als Komödie war von Friedrich Kayßler ja doch einmal zu erwarten. Und bleibts weiter. ‚Jan der Wunderbare' sei uns eine Abschlagszahlung. Die Wundersucht dieses niederdeutschen Bauern ist keine Leidenschaft, sondern eine Marotte, durch die er seinen Kneipkumpanen lästig wird. Um ihn zu heilen, schleppt man ihn in Rooses Tal, wo's, schwindelt man ihm vor, Tarn-Steine gibt. Als die spitzbübische Begleiterschaft behauptet, ihn nicht mehr zu sehen, ist er glücklich. Glücklich kehrt er heim. Dort sind sie im Komplott. Bis auf Jans Frau (die er mit einem lockern Lisje hintergeht). Sie sieht ihn; und da er den Tarn-Stein durch das Loch im Sack verloren haben wird und sich dabei beruhigt, erspart sichs Kayßler, ein gespaltenes Bewußtsein zu zeigen, den Kerl im Widerstreit von Gläubigkeit und Mißtrauen; was bis an die Grenze der Tragik führen könnte. Es ist leichter, ein neues Motiv anzuschlagen. Jans Schwein, das er, als wäre Krieg, allein vertilgen will, wird von der Bande unsichtbar gemacht. Er stellt sie auf die Pillenprobe. Wer schluckt, ist rein; wer spukt, der Schuft. Sie schiebens so, daß er es ist, der spuckt. Wieder müßte die Folge sein, daß Jan die Welt nicht mehr versteht; und wieder geht ihm die Geschichte weniger ins Gehirn, das er nicht hat, als in den Bauch. Seine Leibschmerzen von der Pille dichtet man ihm zu Kindswehen um, die ihm wider die Natur zugefügt würden, weil es wider die Natur sei, ein gesundes, junges, hübsches Eheweib zugunsten irgendeines Lisje zu verschmähen. Seine einzige Rettung? Schnell das Kind aufs Eheweib zu übertragen. Sein Antje ist sofort bereit. Der Vorhang, schämig, fällt.

Stimmt nun der Untertitel oder nicht? Ja: es ist doch nur ein derbes Lustspiel. Dieser Jan ist ein selten dämlicher Hund. Und selbst wenn er das sein dürfte: es fehlen ihm eigentlich auch sonst alle Eigenschaften, die er brauchte, um eine „Komödie" zu tragen. Er ist zweidimensional. Nicht einmal soviel Substanz ist da, daß man ihm die Verhöhnung gönnte. Es ist ganz gleichgültig, was mit ihm geschieht. Laßt plötzlich Willem Dautz verhöhnt werden und Jan Beest zu den Verhöhnern gehören: es wäre kein Unterschied. Aber für ein derbes Lustspiel taugt er, das sichs leisten kann, sogar leisten soll, unsern Anteil vom Inhalt, von der Tatsache seelischer Beziehungen ab- und der lustig verzerrten Geometrie solcher überflüssigen Angelegenheiten zuzuwenden. Die Geometrie ist da; die Verzerrung höchstens insofern, als ein komisches Men-

schenverhältnis, das Verhältnis einer Anzahl Menschen zu Einem, nicht regelrecht „dramatisch“ verläuft, sondern von Schnurre zu Schnurre — Wunderstein, Schweineraub, Pillenprobe, Schwangerschaftsulk — vorwärts gedreht wird; die Lustigkeit setzt manchmal aus. Auch wo sie nicht aussetzt, ist sie meistens mehr sauber als saftig. Man sieht einen unjüdischen Fulda, teils weil die Hänselei einen pädagogischen Zweck sozusagen im Auge hat, teils weil die fünf Bilder so schön oekonomisch und schematisch gearbeitet sind. Nichts geht diesen „Typen in der Art der Teniers“ schief, wenn sie Eine Fabel dem Boccaccio, eine andre dem Hans Sachs entnehmen und uns vorspielen. Keiner verschnappt sich, Keiner ist Spielverderber, Keiner ist annähernd solch ein Mondkalb wie Freund Jau. Ich lasse den Schreibfehler stehen, der verräterisch ist. Was man diesem Jan und seiner Umgebung den halben Abend lang wünscht, ist: ein bißchen Verwandtschaft mit Jau und Schluck, die Schwankrüpel sind und Menschen bleiben. Immerhin: die andre Hälfte des Abends ist man richtig vergnügt. Fulda wird abgelöst von Holberg; von Münchhausen und Eulenspiegel; von däftigen Dorfdönchen. An die erinnert Kayßler, und das ist ein Verdienst, ohne irgendeiner der Roheiten und Plumpheiten zu verfallen, von denen die Vorgänge dicht umlagert sind. Geschmack und Kultur erweisen sich, was freilich nicht überrascht. Simple Wortwitze — „Kannst nicht sehn, daß ich unsichtbar bin?“ — muntern einen nicht immer absichtlich kargen Dialog angenehm auf. Der Bühnenkenner baut seine Bilder auf Steigerung: das letzte das beste. Aber wahrscheinlich ist es nicht so. Wahrscheinlich hat sich der schwerfällige Kayßler hier endlich frei gedichtet. Hier endlich wird aus der ars comica eine vis comica. „Einmal nicht denken — atmen und fröhlich sein“: so lautet das Motto des anspruchslosen Gescherzes. Am Schlusse ist es erreicht.

Im Buche schon früher. Das spricht beileibe nicht gegen die Aufführung. Was im Buche einfache Wiederholung ist — auf der Bühne ist es Verfünffachung. Was im Buche flitzt — auf der Bühne lastets. Möge es überall so unaufdringlich malerisch lasten wie bei Svend Gade und Meinhard. Eine wüste Verschwiemeltheit schwamm förmlich auf uns zu. Die Enge aller fünf Szenen, von der Drehbühne stammend, gab doch zugleich die Enge des niederdeutschen Nests, die Idioten wie Jan erklärt. Dessen drei Fopper hatte der Regisseur nach der Größe gestuft: Mierendorff, Kayßler, Leopold — die ergötzlich gruppiert, gebückt, gesetzt und gewendet wurden. Nicht so scharf waren die Temperamente geschieden. Welches, zum Beispiel, Kayßler vertrat, das ließ die Zerstreutheit des Autors, der um die Pointen der Partner, um Tempo und Rhythmus ihres Zusammenspiels bangte, nicht recht erkennen. Er hätte sich ruhig auf Meinhard verlassen können. Und auf Hartau, den wunderbaren Jan. Die Rolle ist nicht nur mit Hieben und Fußtritten reich gesegnet, sondern auch, es sei wiederholt, mit einem Dümmlingstum, daß der Junker von Bleichenwang dagegen wie Nathan der Weise anmutet. Diesen würde man Hartau schneller glauben als jenen. Umso löblicher, wie er den Dorftrottel trifft. Durch Liebens-

würdigkeit bittet er um Entschuldigung für das dicke Brett vor dem dicken Strohkopf. Zuletzt erscheint er als Würfel, so unwickelt ist er in seiner Leibes- und Kindsnot. Da wird der Mut der groteskenfrohen Spielleitung schöpferisch und der Blödian fast rührend, nachdem der Dichter Kayßler den Einklang ermöglicht hat. Den Mißklang besorgt die freiwillige Claque, die, man hälts nicht für denkbar, in der Königgrätzer Straße noch zehnmal widerwärtiger arbeitet als bei Reinhardts Premieren und hier wie dort den Endeindruck durch den Verdacht beschädigt, ob sie wirklich an jedem Aktschluß ganz freiwillig ins Maschinengewehr tritt und das höllische Trommelfeuer auf die Gehörnerven unschuldiger Zuschauer losläßt, welche zahlen, statt bezahlt zu werden.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Das schwarze Schaf', drei Akte, in denen der Verfasser, Herr Leopold Lipschütz, ein Lustspiel erblickt. Das sind sie nun grade nicht, sondern vielmehr eine verwegene Posse, die sogar etwas Nestroysches hat, nämlich des großen Meisters himmlische Wurschtigkeit in betreff der Bühnen-Geschehnisse und ihrer Zusammenhänge, seine Geringschätzung der logischen Wichtigtuerei des Theater-Schicksals. Vernunft wird Unsinn, freilich im Nestroy-Fall noch mehr: Unsinn Vernunft. Auch sonst erinnert das ‚Schwarze Schaf' an gute wiener Possen. Es wird im wienerischen Dialekt gesprochen, verarmte Leute kommen zu Besitz, der Leichtsinn entwickelt komische Seiten, und die Bühne, auf der das Ereignis vor sich geht, heißt ‚Volksbühne'. In der Luft des Schwankes wirbeln, zerstäubt wie auch in größern Brocken, Millionen; und diese lieblichen Miasmen machen die Atmosphäre des Spiels sehr erquickend. Das schwarze Schaf ist eine fabelhaft leichtsinnige Gräfin. Geschoren wird aber nicht sie, sondern ihr Schwiegersohn, der siebzigfache Millionär Graumüller. Irgendwie erinnert der Name an Esel. Und nicht nur der Name. Dann ist noch ein Zigeunerprimas da. Und ein spaßiger Aristokrat, der vom Verschwender zum Geizhals gebessert wird. Herr Wurmser spielt ihn vortrefflich. Den Graumüller stellt ein guter Schauspieler, Herr Tiller, mit wenig Wirkung dar. Die leichtsinnige Gräfin findet in Frau Wallentin ihre ausgezeichnet-sichere Porträtistin. Fräulein Lisa Scholz, der Gräfin Töchterlein und Graumüllers Frau, ist wie das Geld im Stück; sie spielt keine Rolle. Dem Zigeunerprimas gibt Herr Lackner einen wahrhaft leuchtenden Schmelz von Paprika.

*

Karl Schönherrs ‚Volk in Not' ist hier schon, nach der Aufführung dieses ‚deutschen Heldenliedes' im Deutschen Volkstheater, gewürdigt, auch die vortreffliche Darstellung (durch Frau Bleibtreu, Frau Medelsky, Frau Senders, Fräulein Mayer und die Herren Marr, Herterich, Treßler) gebührend anerkannt worden.

Im Burgtheater machte das knotige, mit einer Kruste geronnenen Bluts edel-patinierte Schauspiel mäßigen Eindruck. Und das Befreiende, Reinigende, das ja vereinbartermaßen der Tragödie hohen Stils eignen soll, blieb gänzlich aus. Immerhin wirkte auch diesmal das Stück — insbesondere sein dritter Akt: die Marterung der Mütter — beklemmend genug. Die Vaterlandsliebe scheint hier ein finsterer Gott, der Menschenopfer fordert unerhört; und der Dichter ein starrer Priester dieses schauerlichen Ritus. In die schwarze Mitternächtigkeit des Heldenliedes fällt kein lichter Strahl. Und obgleich das Drama auf Bergeshöhen spielt, hat der Zuschauer doch die Empfindung einer entsetzlichen Dumpfheit und Enge. Und obgleich Alpenwind über die Szene streicht, riecht es doch nach dickster Krankenstubenluft. Vom Beginn bis zum Schluß des Spiels führt ein kurzer, aber harter Knüppelholzweg. Rechts ist alles „karg", links ist alles „herb"; und an den wie petrifizierten Gefühlen ringsum stößt sich der Wanderer die Seele wund. Mutterliebe, Vaterlandsliebe, Liebe schlechtweg — alle Art von Liebe scheint hier vor dem Gebrauch in eine eigentümliche Masse getaucht worden zu sein, aus der sie in völlig versteinertem Zustand wieder herauskam. Das original Schönherrsche Verfahren. Ob die heldische Gefühlsaskese seiner Tiroler nicht eigentlich ein listiges Hinüberspielen ihrer geringen Ausdrucksfähigkeit ins Charakterologische bedeutet, wäre zu untersuchen. Das Tier, dem man die Jungen wegschlachtete und das überhaupt nur mit einem stummen Blick darauf antworten könnte, würde ja noch karger, herber, heroischer und aktschlußfähiger wirken. Die Schlacht auf dem Berg Isel machte auch in der Regie des Burgtheaters nur den Eindruck einer lärmenden Genreszene. Eines muntern Sterbensbildes sozusagen. Aus dem dritten Akt waren ein paar besonders saftige Roheiten gestrichen worden.

Vermögenskonfiskation von Vindex

Die Frage, wie das Reich die Schulden bezahlen wird, die es zu Milliarden und Abermilliarden während des Krieges aufzuhäufen genötigt war, geht, wie man weiß, nicht bloß den Schatzsekretär, sondern jeden von uns an. Denn das Reich ist in dieser Beziehung nichts andres als die Gesamtheit seiner Bürger; wir alle sind es: was das Reich schuldet, das muß der Einzelne verzinsen und bezahlen. Jeder muß zu seinem Teil an der Last mittragen, sie drückt unser aller Schultern. Die Schuldverzinsung allein wird nach dem Kriege das Sechs- oder Siebenfache dessen beanspruchen, was das Reich vordem jährlich an Einnahmen hatte; von der Abzahlung und Tilgung der Schulden ganz zu schweigen.

Nun mag es gegenwärtig ja noch nicht so sehr drängend sein, daß wir uns den Kopf über die Zukunft des Reichssäckels und unsres eigenen Geldbeutels zerbrechen. In jedem Falle aber ist es ganz gut, wenn man wenigstens den Weg zu erkennen sucht und vor sich sieht, auf dem man künftig einmal hinschreiten wird, und wenn man dabei Gewiß-

heit erhält, daß man wenigstens nicht in ein unbekanntes Dickicht und in eine pfadlose Wirrnis gestoßen werden soll. In Hannover ist dieser Tage das Wort gefallen, das das erste Schlag- und Fackellicht auf unsre finanzielle Zukunft wirft; Herr Doktor Stresemann hat es — nicht ohne kriegspolitische Nebenabsichten, aber dennoch überzeugend genug — ausgesprochen: was uns bevorsteht, ist die Vermögenskonfiskation. Da es nicht möglich erscheint, durch reguläre Besteuerung die gewaltigen Beträge aufzubringen, die zur Verzinsung der Reichsschuld nach dem Kriege erforderlich sein werden, so wird man darauf Bedacht nehmen müssen, die Schuldenlast alsbald entsprechend zu mindern: und zu diesem Zweck wird man auf das bereits beim Wehrbeitrag und bei der direkten Kriegssteuer eingeführte System der unmittelbaren Vermögensabgabe wiederum zurückgreifen. Nur wird die spätere Besteuerung gegen die beiden vorangegangenen mit ganz andern Bruchteilen arbeiten: man wird, nach Stresemann, ein Viertel bis ein Drittel des privaten Vermögensbesitzes zu Gunsten des Reiches einziehen, und dabei „auch an den kleinern Vermögen nicht vorübergehen".

Geht man so vor, dann wird das Reich gewiß zu einer immerhin nennenswerten Verringerung seiner Kapitalschuld gelangen. Für die Aufbringung der Zinsen und der übrigen vom Reich benötigten Mittel, die ja auch keineswegs belanglos sein werden, würden dann die Erträgnisse der erhöhten Reichsabgaben zusammen mit den Einnahmen aus den künftig zu schaffenden Reichsmonopolen vielleicht ausreichen. Wie bei diesem System der Quellenerschließung für die Reichsfinanzen die Einzelstaaten und die Gemeinden ihren während des Krieges zurückgehaltenen, später aber sicherlich stark sich erhebenden Geldbedarf decken sollen, wird ihre Sache sein; und wie es dann dem von drei und vier Seiten belasteten Steuerzahler ergehen wird, mag sich jeder ausmalen.

Immerhin haben wir endlich den Grundriß eines Programms aufgezeichnet erhalten; und das ist der absoluten Programmlosigkeit, wie man die Dinge auch ansehen mag, jedenfalls vorzuziehen. Wir müssen es begrüßen, daß wir nicht mehr vor einem völlig undurchdringlichen Dunkel stehen; begrüßen auch, daß endlich ausgesprochen wurde, woran einige mit Entschlossenheit, andre mit Grauen im Stillen bereits seit langem gedacht haben. Der Börse wurde zwar etwas schwach zu Mute, als sie von dem neuen Streich gegen den „Besitz" Witterung bekam. Aber wir gehen unheiligen Zeiten entgegen, und die Börse wird sich noch ganz anders auf die kommenden Formen der Uebergangs- und der Friedenswirtschaft einstellen müssen, als sie bisher in schwachen Ansätzen getan hat. Einstweilen zeigt der kürzlich von gewiß unterrichteten Börsenkreisen gut geheißene amtliche Steuerkurszettel, daß die alte spekulative Grundströmung noch immer das Börsengeschäft beherrscht; ob davon in den Jahren nach Friedensschluß viel übrig bleiben darf, muß ernsthaft bezweifelt werden.

Herr Stresemann hat in Hannover, wie schon angedeutet, einen über das Finanzielle und Finanzpolitische weit hinausgehenden Zweck mit seiner Rede verfolgt. Er wollte zu verstehen geben, daß die Zukunft des Steuerzahlers doch möglicherweise freundlicher aussehen werde, wenn der Krieg zu jenen Zielen führt, die von der alldeutschen Gruppe als notwendig für Deutschlands Sicherheit und Wohlfahrt aufgestellt worden sind. Manches von dem, was die Alldeutschen im Interesse des Reiches und des deutschen Volkes erstreben, ist wünschens- und erlangens-

wert. Aber da die Politik von Wirklichkeiten und nicht von Möglichkeiten ausgehen muß, und da die augenfälligste Wirklichkeit im Kriege jene ist, die von den Waffen und ihrem Werk hergestellt wird: so sollte man in jedem Augenblick eigentlich nur begehren und fordern, was die bis dahin errungenen Waffenerfolge wirklich rechtfertigen. So sehr wir von dem Fortgang des Krieges weitere Erfolge erhoffen, so wenig kann irgend jemand wünschen, wegen der entfernten Möglichkeit der Erfüllung aller äußersten Wünsche den Krieg bis ins Unabsehbare zu verlängern. Unter den billigenswerten Dingen, die den Alldeutschen als Kriegsziele vorschweben, gehört das Verlangen nach einer Kriegsentschädigung. Aber es wäre ungerechtfertigt, wollte man heut mit einer solchen als sicher rechnen; wie es auch ungerechtfertigt wäre, den Krieg ohne Not fortzusetzen, nur, um sie zu erlangen. Darum tun wir gut, eine künftige Entschädigung nicht mit in unsre Rechnung aufzunehmen, wenn wir die Ausgaben und die Einnahmen des Reichs für die Zeit nach dem Kriege gegenüberstellen. Verfahren wir so, dann erkennen wir ohne weiteres die Bedeutung, die der Plan einer Teilkonfiskation des Privatvermögens für jeden von uns annehmen kann.

Antworten

Maximilian Morris. Wenn Ihr Brief nicht von allen nur denkbaren Belegen begleitet wäre, hätte man Mühe, Ihnen diese Erlebnisse zu glauben. Alte Theaterpraktiker werden sich nicht erinnern, derlei je vernommen zu haben. „Am dritten Oktober 1916 wurde ich, nachdem ich im September meine Offerte durch ein Vadium von zwanzigtausend Kronen wirksam gemacht hatte, einstimmig von dem Verein des Kaiserjubiläums-Stadttheaters zum Pächter und Direktor der wiener Volksoper gewählt, und Herr Präsident Baumann unternahm selbständig die Bekanntmachung meiner Wahl an alle Blätter. Am fünften Oktober hinterlegte ich die Kaution von 55 000 Kronen. Am siebenten Oktober wurde ich vom Präsidenten Baumann veranlaßt, einen sechsjährigen notariellen Vertrag mit dem Verein abzuschließen. Zu diesem notariellen Akt des Vertrages hätte man mich nicht eher zu nötigen brauchen, als bis die Bestätigung meiner Wahl durch den Stadtrat erfolgt war. Nachdem mir von der Polizeibehörde und der Statthalterei meine Konzession erteilt worden war und ich den Kapitalnachweis in der Höhe von über 400 000 Kronen dem Stadtrat erbracht hatte, erfolgte am dritten November — die Nichtbestätigung meiner Wahl im Stadtrat! Zwei Wochen verstrichen, bis man mir den Grund meiner Nichtbestätigung verblümt zu verstehen gab. Dieser Grund war: das von mir beschaffte Kapital. Es wurde mir, meinem Rechtsbeistand und dem Vertreter der deutschen Botschaft, die sich meiner Sache angenommen hatte, von Herrn Vizebürgermeister Hierhammer — der das Referat im Stadtrat hatte — die Versicherung abgegeben, daß die Bestätigung erfolgen dürfte, wenn mir die Beschaffung eines andern Kapitals möglich sei. Mein Bemühen um Beschaffung des gewünschten „christlichen" Kapitals war erfolgreich. Die Zentralbank sowie Herr Viktor Silberer und noch einige Herren stellten mir ein Kapital von einer halben Million für die Volksoper am sechsten Dezember zur Verfügung. Trotzdem erhielt ich am elften Dezember ein Schreiben von Herrn Baumann, daß es nunmehr zu spät wäre, da der Ausschuß des Theatervereins unschlüssig sei, dem Stadtrat meine Wahlbestätigung nochmals vorzulegen. Ich bin also weder vom Stadtrat mit dem neuen Kapital abgelehnt worden — da ich die mir auferlegten Bedingungen vollständig erfüllt habe — noch von meinem rechtmäßig mit dem Theaterverein geschlossenen notariellen Vertrag zurück-

getreten. Man hat es für richtig befunden, nach der Nichtbestätigung der Wahl mich fünf Wochen lang mit Versprechungen und Erörterungen über neu zu erfüllende Bedingungen hinzuhalten. Inzwischen gab der Stadtrat hinterrücks dem Verein die Weisung, das christliche Kapital von mir garnicht erst anzunehmen, weil man damit zugestanden hätte, daß man das jüdische abgelehnt hatte Weshalb man mir das aber nicht gleich offen und ehrlich gesagt hat, das ist und bleibt mir unerklärlich. Es wird zu beweisen sein und bewiesen werden, daß ein Bürgermeister von Wien mir vor Zeugen Zusagen gemacht hat, von denen er wußte, daß er sie nicht halten würde. Ich bin durch den Verein wie den Stadtrat künstlerisch, menschlich und pekuniär unendlich geschädigt worden. Nach Abschluß des Vertrages lehnte ich einen andern dreijährigen Vertrag mit hohen Bezügen nach Amerika ab. Bald darauf wurde mir eine Stellung in Stockholm geboten, die ich ebensowenig wie das amerikanische Anerbieten annehmen konnte. Meine neu gegründete Opernschule in Hamburg ging mir ein, da mein wiener Abkommen sowie mein fortdauernder Aufenthalt in Wien meine persönliche hamburger Tätigkeit ausschaltete und infolgedessen alle meine Schüler den Besuch einstellten. Auch diese Einnahmemöglichkeit habe ich also verloren. Da man in Deutschland aus der Nichtbestätigung meiner Wahl schließen mußte, daß es triftige Einwände gegen meine Person gäbe, so hat die wiener Affaire mich, der ich als Künstler allerorts anerkannt bin, als Menschen über die Maßen geschädigt. Es kommt zu allen Verlusten noch hinzu, daß durch die Rückgabe der Pachtkaution von 55 000 und des Vadiums von 20 000 Kronen an meine Geldleute diese einen Bargeldverlust von Tausenden erlitten, da sie mir Kriegsanleihen übergeben hatten, deren Einwechslung in bares Geld recht kostspielig ist. Nun muß ich persönlich für den Schaden haften — soll schuldlos Schulden bezahlen, wo mir meine Einnahmequellen verschlossen worden sind. Nach allem, was ich in Wien erlebt habe, bin ich ein Opfer der christlich-sozialen Politik, die man dort treibt. Mit welchen Mitteln — davon hoffe ich einen Begriff gegeben zu haben. Mein Rechtsbeistand Doktor Bamberger ist bereits mit Vollmachten von mir versehen, um meine Schadenersatz-Ansprüche gerichtlich geltend zu machen." Zweifellos mit Erfolg. O du mein Wien, du Stadt der Lieder! Mehr zu sagen, verbietet die Bundesbruderschaft, der Burgfrieden und die Befürchtung, durch einen Zusatz die Sprache der Tatsachen abzuschwächen.

Sport

Bewilligung der Kriegsrennen für 1917. Wie das Generalsekretariat des Unionklubs mitteilt, ist von den preußischen Ministerien des Innern und der Landwirtschaft die Abhaltung der Pferderennen 1917 in gleichem Umfange wie im Vorjahre bewilligt worden. In Berlin werden wieder 56 Galopp- und 18 Trabrenntage vor sich gehen, von denen je 16 auf Grunewald, Hoppegarten und Karlshorst, 8 auf Strausberg und 18 auf die beiden Trabrennvereine für Mariendorf entfallen. Die genauen Renntermine sind noch nicht festgesetzt. Sie werden erst in der nächsten Zeit von der technischen Kommission des Unionklubs nach Uebereinkommen mit den Vereinen bestimmt. Die Termine sollen in der am 20. Januar stattfindenden Generalversammlung festgelegt werden. Die Eröffnung der Deutschen Kriegsrennen 1917 wird jedenfalls Sonntag, den 4. März, auf der Trabrennbahn Berlin-Mariendorf vor sich gehen. Man beabsichtigt überhaupt, an allen Sonntagen des März in Mariendorf Trabrennen zu veranstalten, soweit nicht in Strausberg Galopprennen stattfinden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Zusammenbruch des Parlamentarismus

von Germanicus

Am achtzehnten Januar 1917 erklärte der Abgeordnete Kardorff, daß die preußischen Freikonservativen bereit seien, an einer Reform des preußischen Wahlrechts mitzuarbeiten; er fügte hinzu: „Die Stellung des Herrenhauses muß gewahrt bleiben. Hier schreckt das Beispiel Englands, wo man das Oberhaus immer mehr beseitigt hat.“ Solche Erinnerung an die Erweiterung der englischen Demokratie ist außerordentlich nützlich in dem Augenblick, da der Brief Balfours an Wilson der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Die naive Anschauung, daß der Parlamentarismus die Herrschaft des Volkes und damit die Gewißheit einer international orientierten Ausgleichspolitik, ganz gewiß aber die Beseitigung jeder Willkürherrschaft, jeder geheimen Kabinettpolitik, jeder Kliquendiktatur gerantiere, hat kläglich Schiffbruch gelitten. Die Theoretiker der absoluten Demokratie glaubten Morgenluft zu wittern, als damals in England dem Hause der Lords starke Fesseln angelegt wurden; sie müssen heute, angesichts der Tatsache, daß wohl noch niemals ein Volk so ahnungslos, so sehr gegen alle Tradition und gegen seinen Willen in eine furchtbare Sachlage, in einen Krieg sondergleichen hineingerissen worden ist, wie dies mit England geschah, trübe gestehen, daß die verfassungsmäßig festgelegte Volksherrschaft, die papierne Demokratie, keinerlei Sicherung gegen die Vergewaltigung der Massen durch die Herrschlust, ja durch den blutrünstigen Eigensinn und den schweifenden Größenwahn einer Gruppe von Berufspolitikern und Interessenten zu bieten vermag. Wobei man keineswegs zu übersehen braucht, daß heute, wo der Krieg an den Grundfesten des englischen Imperiums und damit auch an der entscheidenden Voraussetzung des englischen Volkswohlstandes spürbar rüttelt, das englische Volk den Krieg mit Bewußtsein bejaht und mit Entschlossenheit zu einem glücklichen Ende zu führen bestrebt ist. Die Reden der englischen Gewerkschaftler sind für diesen Zustand ein hinlänglicher Beweis. Indessen, trotz allen Tiraden Hendersons dürfte doch feststehen, daß die Volksteile, die allein gemeint sein können, wenn es sich um eine Erweiterung der Demokratie handelt, auch in England in den Krieg hinein gezerrt worden sind. Auch in England, dem klassischen Lande des Parlamentarismus, ist der Krieg als eine Angelegenheit des Bürgertums und des Kapitalismus zustande gekommen; langsam erst hat das englische Proletariat an den Nutzen des Krieges glauben gelernt, langsamer vielleicht als der russische Bauer, dem die Zusicherung von Landerwerb immerhin geläufiger sein dürfte als den englischen Bergwerks-

arbeitern oder Metallarbeitern die Vernichtung von Deutschlands Flotte und Industrie. Der entwickelte Parlamentarismus und die mit ihm scheinbar selbstverständliche Herrschaft des Volkes sind also keineswegs eine nie versagende Versicherung gegen kriegerische Unternehmungen. Im Gegenteil: die höchst entwickelte Demokratie Europas und die parlamentarisch regierten Länder haben sich als besonders kriegsfreudig erwiesen; während umgekehrt in Deutschland Krone und Regierung dauernd dahin wirken, jene Elemente, die auch in England und Frankreich die kriegerische Politik mit besonderer Heftigkeit fördern, in vernünftigen Grenzen zu halten. Man vergleiche Deutschlands Friedensnote mit Balfours Brief an Wilson; man vergegenwärtige sich die geringe Bedeutung, die etwa Graf Reventlow (dem man vielleicht die Sprache Balfours zutrauen könnte) gegenüber der Reichsregierung und deren ausschlaggebenden Maßnahmen hat; man bedenke, welch beschränkten Einfluß die Zeitungen auf die Gestaltung der deutschen Politik habe ι, und daß die Verführungen der Piazza uns genau so unbekannt sind wie die Schreie auf dem Boulevard. Besinnt man sich noch darauf, daß der russische Absolutismus seinen kriegerischen Impuls immer wieder durch England eingefügt bekommt, und daß grade die Kreise Rußlands, die dem Bürgertum größere Rechte zu erstreben versuchen, besonders kriegsfreudig sind; vergleicht man schließlich die Sachlichkeit König Konstantins mit dem Kriegseifer des Venizelos, so muß man notwendig zu der Auffassung gelangen, daß das monarchische Prinzip, beschwert durch das Verantwortlichkeitsgefühl eines hundertjährigen Erbes, geleitet durch den Ausblick auf eine Fortpflanzung der Dynastie weit eher, jedenfalls nicht in geringerm Grade als die Republik und der Parlamentarismus eine Friedensgarantie darbietet. Herr Poincaré stürzt, wenn der Krieg, den er einleiten half, nicht wenigstens einen Teil der Hoffnungen erfüllt, die den Franzosen vorgegaukelt worden sind. Der unbelehrbare Kriegswille des Präsidenten ist eine Notwendigkeit für sein Verbleiben; eine Niederlage würde bedeuten, daß er ein Namenloser und für die Geschichte Frankreichs ein Erledigter würde.

Es ist unzweifelhaft, daß der Erbmonarch die politischen Geschäfte mit größerer Objektivität und in größerer Distanz zu erledigen vermag, als das dem Führer einer parlamentarischen Regierung, abhängig vom Erfolg und von der Zustimmung der Parteien, immer möglich sein dürfte. Es ist jedenfalls sehr interessant und wird bei einer künftigen Verfassungsreform eindringlich zu beachten sein, daß Briand, der Chef eines parlamentarischen Regimentes, aus Furcht vor einem Aufkommen der Kriegsmüdigkeit die Diktatur angestrebt hat, und daß andrerseits der Preuße Kardorff, der ein in jeder Hinsicht maßvolles Kriegsprogramm vertritt, zur Erwägung gestellt hat, ob nicht das Damoklesschwert des Pairsschubs, das (in der Hand des Königs) über dem Herren-

haus schwebt, durch die Einführung eines numerus clausus um seine Wirkung gebracht werden könnte. Der preußische Aristokrat will sogar eine Diktatur des Königs möglich machen, während der französische Volksmann sich selbst zum Diktator ernannt sehen wollte. Es ist offenkundig, wo in solcher Gegenüberstellung die wahrhafte, zur Mitarbeit bereite und nicht zur Vergewaltigung entschlossene Demokratie festzustellen ist. Der Vergleich wird noch beachtenswerter (ob auch verwickelter), wenn man hört, daß derselbe Kardorff sich sehr entschieden dagegen ausgesprochen hat, dem Reichstag das Recht einzuräumen, an den Friedensverhandlungen fordernd und bestimmend teilzunehmen. Wer die Sachlage in Deutschland kennt, weiß, daß solche Ausschaltung des Reichstags, die naturgemäß in noch höherm Maße eine Ausschaltung der sogenannten Volksstimme ist, der Presse, der Versammlung, zugleich eine Ausschaltung aller unsachlichen Einflüsse, aller einseitigen Monomanien, aller Willkür, von links und von rechts, zu bedeuten hat. Es ist so etwas wie eine Bankrotterklärung des Parlaments und der Demokratie, wenn Kardorff in seinen Ausführungen fortfährt, und mit Recht so fortfährt: „Scheidemann ist nicht das deutsche Volk, aber Bassermann und Graf Westarp sind es auch nicht!“ Damit ist zugegeben, daß in einer so entscheidenden Frage, wie der künftige Friedensvertrag eine sein wird, der Reichstag unzulänglich ist. Eine Auffassung, der übrigens der Reichstag selbst Ausdruck gegeben hat, als er am zwölften Dezember 1916 auf eine Diskussion des deutschen Friedensangebots mit überwiegender Majorität verzichtete. Es steht fest, daß das Parlament in seiner heutigen Form und erst recht der heutige Parlamentarismus ungeeignet sind, die Nation in den Entscheidungen, die um Leben und Tod gehen, zu führen.

Dennoch will es beachtet sein, daß der Parlamentarismus in Deutschland während des Krieges einige Fortschritte gemacht hat; am entscheidendsten beim Zustandekommen des Hilfsdienstgesetzes. Dieser Fortschritt aber kennzeichnet die Bahn, auf der jede weitere Entwicklung der Volkssouveränität sich zu bewegen haben wird: Arbeitsgemeinschaft aller Sachkenner.

Kriegszwang und Arbeiterfürsorge in England von Albert Bencke

Wir werden nach dem Kriege, wie immer sein Resultat beschaffen, wie groß der Gewinn oder Verlust auf der einen oder andern Seite sein möge, einem neuen England nicht nur, was wir hoffen wollen, in politischer, sondern auch in industrieller Beziehung gegenüber stehen; und dieser wichtige Umstand verdient, daß wir ihm heute unsre Aufmerksamkeit widmen. Durch den Krieg sind wir in vieler Beziehung auf dem Gebiet der Arbeits-

organisation die Lehrmeister Europas geworden, und hauptsächlich England ist es, das sowohl durch den Krieg an sich wie durch uns Vieles gelernt hat, was es sich in seiner Wirtschaft nach dem Krieg zu Nutze machen wird. Dadurch wird seine wirtschaftliche Arbeit in gewisser Beziehung neu gestaltet werden, und das wird in seiner künftigen weltwirtschaftlichen Stellung und demnach auch für uns fühlbar werden. Im Krieg sind für England eine Menge wirtschaftlicher Fragen und Probleme aufgetaucht, die schwachen Punkte seines Wirtschaftsgebäudes haben sich gezeigt, und so wird es durch den Krieg auf eine neue Bahn gewiesen. Da wird es sich vielleicht bestreben, aus dem Stadium der Wirtschaftssuprematie, die auf politischer Macht begründet und in dieser Form nicht mehr aufrechtzuerhalten ist, zu einer Suprematie überzugehen, die auf organisierter Arbeit und auf organisiertem Aufbau beruht, und die wir Deutsche vor dem Krieg auf bestem Wege zu erreichen waren. Es ist nicht unmöglich, daß das um seine Kriegshoffnungen betrogene England versuchen wird, nach dem Kriege den Kampf mit uns auf dieselbe Art aufzunehmen, durch die wir wirtschaftlich so schnell in die Höhe gekommen sind: durch wirkliche Arbeit.

Die Vorbedingungen, die zu einer solchen Schwenkung im englischen Wirtschaftssystem gegeben wären? Da kommen wir wieder zu der entscheidenden Frage, nämlich nach den nationalen Lebensbedingungen, die im Charakter der Nation begründet sind, den Möglichkeiten einer engen Zusammenarbeit der nationalen Kräfte, mit andern Worten: zu der Frage der wirtschaftlichen Organisationsfähigkeit der Nation. Wie stehen Arbeitgeber und Arbeiter zueinander, und wie steht die Nation in ihrer Gesamtheit zu ihrer Arbeiterschaft? Das zweite Verhältnis, durch welches das erste seinem Wesen und seinen Auswirkungen nach bestimmt wird, drückt sich in jenen sozialen Maßnahmen aus, die wir mit dem Namen Arbeiterfürsorge bezeichnen, die von uns Deutschen fast schon seit der Entstehung einer industriellen Arbeiterschaft als eine Aufgabe des Staates aufgefaßt wurde und so lange aufgefaßt werden wird, wie wir den Arbeiter als den wirtschaftlich Schwächern dem wirtschaftlich Stärkern, dem Unternehmer gegenüber zu schützen uns berufen fühlen.

Ganz anders lagen und liegen die Dinge in England, und der große Unterschied zwischen dem deutschen und englischen Volksgedanken wird vielleicht durch nichts so klar wie durch die Haltung der Nation der Arbeiterschaft gegenüber. Hier setzt nun der Krieg mit seinen Lehren ein, unter deren Einfluß deutsche Fürsorge-Methoden in England Boden zu gewinnen trachten. Gelingt es ihnen, so werden automatisch die Beziehungen zwischen Arbeiterschaft und Nation von Grund aus geändert; und das würde dann die wirtschaftliche Neuorientierung bestimmen, zum mindesten wesentlich beeinflussen.

Natürlich hat es in England, dem ersten Industrie-Land der Erde, auch seit jeher Arbeiterfürsorge gegeben, aber eine ganz besondere Fürsorge. Sie entsprang nicht, wie die deutsche, aus dem staatlichen Gedanken der pflichtgemäßen Fürsorge, sondern teils aus humanitären Ideen, die der satte Reiche, zur Befriedigung seines Gewissens, dem geplagten Armen gegenüber empfindet, teils aus dem puren Nützlichkeitsgedanken, daß der Arbeiter, um dessen leibliches Wohl man sich kümmert, mehr leistet als der einfach nur ausgenützte Arbeiter. Es waren dies also Bestrebungen rein privater Natur. Sie ermangelten jeder Einheitlichkeit und begegneten oft dem harten Widerstand jener Arbeitgeber, die all solche Dinge für überflüssig erachteten und besser ohne diesen kostspieligen Ballast wirtschaften zu können glaubten. Dann aber kam die Zeit, wo die Regierung, um bei den Arbeitern politischen Boden zu gewinnen und um schier unglaublichen Mißbräuchen in der Ausnutzung der englischen Arbeiter zu steuern, doch an den Arbeitgeber gewisse Mindestforderungen stellen mußte, die in hygienischer und wirtschaftlicher Hinsicht den Arbeitern einige Sicherheit gegen solche Mißbräuche gewähren sollten. Diese staatlichen Vorkehrungen nun, die allenfalls die Andeutung einer wirklichen sozialen Arbeitergesetzgebung darstellen, brauchten nur in die Erscheinung zu treten, um der vorher doch immerhin merkbaren Privat-Initiative der Arbeitgeber fast wie mit einem Schlag eine Grenze zu setzen. Einige Betriebe, wie die Saltire-Werke, die Bournonville-Werke und wenige andre, schufen zwar hier und da noch einiges, das man zur Not mit deutschen Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen vergleichen könnte, aber das waren Ausnahmefälle. Und so bezeichnend für englische Verhältnisse die Stellung von Staat und Unternehmer zu dem Gedanken der Arbeiterfürsorge war, eben so eigenartig war die Haltung der Arbeiter. Sie blieben, wie seinerzeit ein Teil der deutschen Arbeiterschaft, bestenfalls gleichgültig und zwar aus Besorgnis, daß durch solche staatliche und private Arbeiterfürsorge der normale Lauf der Dinge, der zum Zusammenbruch der Gesellschaftsordnung von heute unbedingt führen müsse, nur verzögert würde. Während aber bei uns solche Gedankengänge nur eine vorübergehende Begleiterscheinung der allgemeinen Arbeiterbewegung waren, sind sie in England allgemein herrschend. Der deutsche Arbeiter kann ausgesprochen Sozialist sein — er kann dennoch mit bewußtem Willen an der Ausgestaltung der Arbeiterfürsorge-Gesetzgebung mitarbeiten. Der englische Arbeiter wird sich vielleicht von der sozialistischen Partei-Organisation abseits halten und seine ganze Kraft der Gewerkschaft widmen — und er wird dennoch jede lebendige, seine innere Mitwirkung erfordernde Arbeit an den Fürsorge-Einrichtungen als seinem tiefsten Klassengedanken entgegengerichtet ablehnen; er wird nicht mehr tun, als sie sich eben gefallen lassen und die ihm dadurch gewährten Vorteile benützen.

Auf diese Dinge hat nun der Krieg in England, unter dem Zwange, das Mögliche an Kriegsarbeit, insbesondere also an Geschütz- und Munitionsarbeit zu leisten, sehr nachhaltig eingewirkt. Der Begriff der Arbeiterfürsorge in England hat sich dadurch erweitert, daß das Verhältnis der Arbeiter zu den Arbeitgebern sowie der Arbeiter zur Nation im Allgemeinen inniger geworden ist. Der Arbeiter hat seine Sonderstellung vergessen, der Staat ist zu seiner wahren Bestimmung als Schützer der Schwachen gegen die Uebergriffe der Starken erwacht, und die Unternehmer haben einen Ausgleich ihrer Interessen mit denen der Arbeiter unter dem Druck der nationalen Not gefunden. Man hofft für die Zukunft auf eine neue Art der Zusammenwirkung und ein neues Organisationsprinzip des nationalen Wirtschaftslebens.

Man hofft. Welches ist nun der wahre Stand der Dinge? Für den Klarblickenden ergibt sich aus eigener Erfahrung, aus Presse-Aeußerungen, aus Berichten von Neutralen und vor allem aus der politischen Haltung der englischen Arbeiterschaft, daß jetzt in England allerdings die Sozialreformer wie Pilze aus der Erde schießen; daß die Regierung alle möglichen Versuche mit untauglichen Mitteln macht, um das heute so wichtige Werk der Arbeiterfürsorge auf die Höhe zu heben; daß sie unter dem Zwang der Not, unter dem Zwang, die höchste Leistungsfähigkeit zu erzielen, wild um sich herumdoktort. Aber es ergibt sich auch, daß sie in der Frage der Arbeiterfürsorge nichts Organisches schafft, ja, daß sie mit ihren Mitteln oft das Gegenteil erreicht von Dem, was sie erreichen will, und daß der bei seinem Patriotismus gepackte Arbeiter mit diesen Maßnahmen nur so weit mitgeht, wie ihm seine besondern Interessen erlauben, und wie er nicht zum Verrat an seinem Zielgedanken verpflichtet wird.

So ist heute in England die Parole der Regierung und der beteiligten Kreise: Vereinigung der Arbeiterfürsorge und erhöhter Leistungsfähigkeit des Arbeiters, die eben durch die Fürsorge für Nahrung, Beschaffenheit des Arbeitsraums, Erholung, hygienische und soziale Maßnahmen herbeigeführt werden soll. Diese Vereinigung wird als Allheilmittel angepriesen, durch das der Krieg gewonnen und das künftige Wirtschaftsleben auf eine neue Grundlage gestellt werden soll. Es ist also die alte Formel, die, sich in ein humanitäres Mäntelchen hüllend, auf der alten Forderung nach Maximalleistung, allerdings heute im Interesse des Staates und nicht der Unternehmer, steht. Diesem jüngsten Kind amerikanischer Findigkeit hat man den Namen: ‚scientific management‘ gegeben. Der Lohn des Arbeiters wird erhöht, die Ermüdungsfaktoren, die durch die Arbeit ohne dieses Geheimmittel entstehen, werden vollständig ausgeschaltet, und die Leistung des Arbeiters für die Nation wird bedeutend gesteigert werden. So wächst sich der Hauptsummand der großen englischen Arbeiterfürsorge, die eine neue Wirtschafts-Aera herbeiführen soll, unter dem Zwang der

nationalen Not, welcher der Arbeiter kühl gegenübersteht, zum ‚scientific management‘ heraus: der Berg kreißt und gebiert eine Maus, und wir können gespannt sein, was sonst noch dabei herauskommen wird.

Das ist also das eine große positive Ergebnis der neu erwachten Arbeiterfürsorge der englischen Regierung. Vorläufig stellt sich dieses ‚scientific management‘ als eine den Arbeitern peinlich fühlbare Beaufsichtigung dar, der diese nun mehr oder weniger erfolgreiche passive Resistenz entgegensetzen. Die andern beiden positiven Errungenschaften des neuen Arbeiterkurses sind die Einsetzung der Arbeitergesundheitskommissionen und der Arbeitssekretariate. Sie sollen nach und nach in jedem größern Betrieb geschaffen werden und alle die Fragen lösen, die sich aus dem Zwiespalt von Forderung höchster Leistung auf der einen und Wohlbefinden und Zufriedenheit der Arbeiter auf der andern Seite ergeben. Da die Erfüllung dieser Aufgaben nicht leicht ist, sind besondere Hochschulkurse zur Ausbildung solcher Arbeitersekretäre eingerichtet worden. Bisher geht ihre Leistung über einen spielerischen Dilettantismus kaum hinaus. Dagegen hat das von der Regierung konstituierte ‚healt committee‘ insofern positive Arbeit geleistet, als es die Ernährung vorwiegend der Munitions-Arbeiter und -Arbeiterinnen in zweckmäßiger Weise durch Einrichtung großer Arbeiterkantinen geregelt hat. Allerdings handelt sichs hier nur in wenigen Fällen um eine feste Speisewirtschaft wie bei uns, wo den Arbeitern gegen ein festes Entgelt eine für alle gleiche Mahlzeit vorgesetzt wird. Dem englischen Individualismus behagt diese Einrichtung nicht. Es ist also in der Regel der typische Kantinenbetrieb, der dem Einzelnen mehr Spielraum in der Betätigung seines individuellen Geschmackes läßt, aber selbstverständlich teurer und hygienisch, infolge des Alkoholmißbrauchs, nicht einwandsfrei ist. Allerdings ist ja bekanntlich der Regierung durch den Krieg der Rücken so weit gestärkt worden, daß sie ihre Alkohol-Gesetzgebung erlassen konnte, die eine strenge Ueberwachung des gesamten Alkohol-Vertriebs und -Ausschanks ermöglicht. Aber die Regierung kennt ihre Leute zu gut, um hier den Bogen allzustraff zu spannen und die Arbeiterfürsorge der englischen Arbeiter zu einem sehr fühlbaren Negativum werden zu lassen. Ferner war es die Gesundheitskommission, die den physiologischen Einfluß der Ueberarbeit auf die erzielte Leistung feststellte, die zeigte, daß man mit der Kriegsarbeit von täglich zwölf Stunden, wozu noch die Sonntagsarbeit kam, an der nationalen Kraft und Leistungsfähigkeit Raubbau treibe, auch wenn die Arbeit leicht zu sein scheine. Durch die Untersuchungen dieser Kommission wurde die Tatsache ans Licht gebracht, daß bei der Arbeit nicht nur die Muskel-, sondern hauptsächlich die Nervenermüdung in Betracht komme, und daß diese die Leistungsfähigkeit und auf die Dauer die Gesundheit des Arbeiters in höherm Maße herabmindere als die Muskelermüdung.

Diese zweifellos sehr wertvollen Untersuchungen wurden in erster Linie wohl durch die Frauenarbeit angeregt, die in weit höherm Maße als bei uns zur Herstellung des Kriegsbedarfs herangezogen wird. Wie es der Gesundheitskommission zuzuschreiben ist, daß mit der Zwölfstundenarbeit und der regelmäßigen Sonntagsarbeit aufgehört wurde, ist das Bestreben der Arbeitersekretäre darauf gerichtet gewesen, und zwar hauptsächlich im Hinblick auf die Frauenarbeit, in den Arbeitsraum ein freudiges und belebendes Element hineinzubringen, ihn geschmackvoll zu dekorieren, ja sogar die Maschinen zu schmücken. Es ist klar, daß man mit dieser Art der Arbeiterfürsorge den Stier nicht bei den Hörnern, sondern bei dem Schweife packt.

Wir dürfen, nach diesem Fürsorge-Programm, den Erwartungen, die sich für die Zukunft daran knüpfen, wohl etwas skeptisch gegenüberstehen. Man hat es hier ja nicht mit einer organischen, aus dem Gesamtleben der Nation herausgewachsenen Gestaltung, wie bei unsrer Arbeitergesetzgebung, sondern mit einem zur Begütigung des Arbeiters und zur Erzielung einer Höchstleistung vorgenommenen staatlichen Flickerei zu tun. Indem das ‚scientific management' an die Spitze der Arbeiterfürsorge gestellt wird, zeigt sich deutlich, wo der Schuh drückt, und wie es einzig das Bedürfnis erhöhter Leistung ist, woraus hier die Arbeiterfürsorge entsteht; ferner zeigt sich die grundverschiedene Gefühlseinstellung des deutschen und des englischen Arbeiters zum Staate. Wir haben jetzt wieder mit Freuden erlebt, wie unsre Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit, bei allen ihren sozialistischen Ideen und Wünschen, sich doch immer als Glied des Ganzen fühlt, wie bei ihr die Treue zur Arbeit der leistungbestimmende Faktor ist und bleibt, der durch Lohn- und Klassenstreitigkeiten nicht beeinflußt wird, während der englische Arbeiter — obwohl er weniger als Sozialist heraustritt — im Grunde über das engste Klassenbewußtsein nicht hinauskommt, das die Art und das Maß seiner Arbeit bestimmt, das ihn immer zuerst an sein Klassen- und Individual-Interesse, dann erst an die Arbeit denken läßt. Der Begriff der Treue zur Arbeit, der um der Sache selbst willen getanen Arbeit ist mit dieser Stellung unvereinbar. England hat viel im Kriege gelernt, hat von uns besonders auf dem Gebiet der Arbeiterfürsorge gelernt, aber wir können wohl heute schon sagen, daß aus dem Ertrag kaum die neue Aera großer wirtschaftlicher Reorganisation entspringen wird, wie es bei unsrer Arbeiterfürsorge, die von dem Gedanken der Staatspflicht und der Staatssolidarität ausging, unzweifelhaft der Fall war.

Die Prinzipien sind hüben und drüben zu verschieden, und der deutsche Arbeiter ist seinem innern Wesen nach ein andrer als der englische. Dostojewskij hat dieses Wesen prägnant gefaßt: „Danach zu urteilen, wie der Deutsche arbeitet, handelt es sich bei ihm nicht um besondere Kunststücke, sondern vielleicht nur um die ganz all-

gemeine Gewohnheit der Arbeit und sozusagen um Sieg über die Mühe der Arbeit!" Das ist es, das ist deutsche Art. Und wenn Asquith seine Entlassung nahm, Lloyd George seine Stunde gekommen erachtete, so ist nicht nur Rumänien und die Kriegslage die Ursache gewesen, sondern sie liegt tiefer, liegt in der Stellung, in der die englische Arbeiterschaft trotz allen gelegentlichen nationalen Deklamationen dem Staat gegenüber verharrt, eine Haltung, der ein kluger Politiker wie Asquith mit seinen gelinden Maßnahmen nicht beikommen konnte, die Lloyd George nun durch ‚scientific management' und rigorose Anwendung der Gesetzgebung von Grund aus ändern soll. Die Arbeiterschaft verhält sich dem neu an die Spitze gestellten Mann gegenüber schwankend, trotz den zwei Arbeitersitzen, die ihr im Kabinett eingeräumt worden sind. Denn sie müßte ihr inneres Wesen verändern, um nach Lloyd Georges Prinzipien im Dienst des Staates tätig zu sein. Die Wandlungen, die sich hier ergeben können, sind für die Entwicklung der Dinge wichtiger, als man im allgemeinen annimmt.

Prozeß Schiffmann von Pankratius

Die lauten und übermächtigen Ereignisse des Krieges lenken den Anteil ab von Vorgängen im Innern, die ihn in Friedenszeiten erwecken und rechtfertigen würden. So begreiflich die Ablenkung, umso wichtiger der Hinweis auf solche Dinge, die sich später durch ihren Mißklang dafür rächen würden, einst überhört worden zu sein. Dinge, die sonst für wichtige Errungenschaften galten, können durch Staatsnotwendigkeiten zwar zeitweise zurückgedrängt, aber nicht entwertet werden. Der Einwand: „Was ginge uns das jetzt wohl an!" beweist nur die Begrenztheit des menschlichen Fassungsvermögens, nicht die Unwichtigkeit der abgelehnten Sache, oft auch nur eine bloße Gleichgültigkeit, die gefährlich ist. Es wird ja doch wieder einmal Frieden. Caveant consules . . .

Der Prozeß gegen den Spekulanten Schiffmann verdiente, soweit die tatsächlichen Vorgänge in Betracht kommen, auch in Friedenszeiten das Interesse der Allgemeinheit nicht grade in hohem Maße. Ein Skrupelloser hat sich die Lückenhaftigkeit der Gesetze und die Unfähigkeit seiner Mitmenschen, diese Lückenhaftigkeit zu erkennen, reichlich zu Nutze gemacht. Wie das im Einzelnen vor sich gegangen ist, das darzustellen würde eine Abhandlung erfordern, lehrreich für Leute, die Gesetze geben, anwenden oder — umgehen. Aber ein prinzipielles Interesse könnte die Allgemeinheit daran nicht nehmen; es spielt sich alles in begrenzten Bevölkerungsschichten ab.

Auffällig erscheint vielleicht die Behandlung, die der Vorsitzende den Verteidigern des Schiffmann und seiner Mitangeklagten angedeihen läßt. Aber auch das haftet zum großen Teil am einzelnen Falle. Nicht immer wird dieser Vorsitzende mit diesen Verteidigern

zusammentreffen, und die fast täglichen Konflikte sind in dieser Form eigentlich nur bei dieser Konstellation möglich. Ob die Anwaltskammern oder die gerichtlichen Aufsichtsinstanzen einzugreifen berechtigt wären, das braucht die Allgemeinheit im Augenblick nicht zu behelligen.

Von Bedeutung dagegen ist, wie der Vorsitzende die Selbstverteidigung des Angeklagten behandelt. Sicherlich gehört Schiffmann zu den Angeklagten, die dem Gericht übermäßig zu schaffen machen. Aber es handelt sich nicht um seine Person, sondern um die zu seiner Bändigung angewandten Mittel. Es werden für ihn Grundsätze aufgestellt und an ihm erprobt, die, weil sie als allgemeine Rechtsgrundsätze für die Dauer bestimmt sind, bekämpft werden müssen, selbst wenn sie bei diesem Angeklagten als zweckmäßig erwiesen wären.

Der Angeklagte darf die Zeugen nicht (wie der Vorsitzende oder der Staatsanwalt) unterbrechen, darf nicht an jeder Stelle des grade geschilderten Verlaufs der Begebenheit seine Einwendungen vorbringen, sondern er muß sie bis zum Schluß der oft sehr langen Zeugenaussage aufsparen und sie dann, aus dem Zusammenhang herausgerissen, als Fragen an den Zeugen richten. Es wird von ihm verlangt, daß er der Zeugenaussage folgt, daß er gleichzeitig die ihm dazu einfallende Frage in seinem Gedächtnis bewahrt, und daß er schließlich in einem Augenblick, der dem Vorsitzenden geeignet erscheint, diese Fragen sofort und sämtlich bereit hat und in der richtigen Form vorbringt. Es ist das nicht wenig, und um es leisten zu können, macht der Angeklagte sich Notizen. Das wird, auch in unserm Falle, zunächst nicht bemängelt, sondern als ein notwendiges Hilfsmittel der Selbstverteidigung anerkannt.

Diese selben Notizen benutzt der Angeklagte zugleich als Material für spätere Beweisanträge. Der Vorsitzende nennt die Beweisanträge sachlich unbegründet, und sie scheinen ihm außerdem auf eine Verhöhnung des Gerichts hinauszulaufen. Verhindern kann er sie nicht. Aber um sie zu unterbinden, verbietet er dem Angeklagten, sich Notizen zu machen, indem er glaubt, ihm so das Material dafür zu nehmen. Diese Anordnung ist rechtlich nicht haltbar und nicht einmal, obwohl es so aussieht, zweckmäßig.

Ueber die Notwendigkeit, das Gedächtnis während der Verhandlungen durch Aufzeichnungen zu stützen, kann ein Zweifel nicht gut bestehen, und deshalb auch nicht darüber, daß diese Notwendigkeit gleichzeitig ein Recht dazu in sich schließen muß; denn unbedingt menschliche Notwendigkeiten können nicht als bloße Vergünstigungen ebenso gewährt wie entzogen werden.

Der Vorsitzende meint, dem Angeklagten dieses Recht nehmen zu müssen, um die Würde des Gerichts zu wahren, die er durch die Beweisanträge bedroht sieht. Weil Schiffmann auch Anträge stellen kann, die der Vorsitzende als Verhöhnung des Gerichts empfindet, soll ihm zwar nicht das formelle Recht, aber die notwendige tatsäch-

liche Voraussetzung seiner Anträge genommen werden. Formell nämlich ist er zu jedem Antrag berechtigt, den er, und sei es selbst aus heilloser Verbohrtheit, im Interesse seiner Verteidigung für notwendig hält. Das Gericht kann unerhebliche Anträge ablehnen, ungehörige Ausdrücke mit Ordnungsstrafen ahnden, aber das formelle Antragsrecht des Angeklagten nicht unmittelbar oder mittelbar aufheben oder einschränken.

Freilich, die Ausübung eines jeden Rechts endet an seinem Mißbrauch, endet da, wo es zwecklos und sinnwidrig wird. Ein Beispiel. Der Angeklagte hat ein Recht darauf, bei der Verhandlung zugegen zu sein. Spielt er aber den wilden Mann, tobt und schreit er simulierend, um so eine Verhandlung überhaupt zu vereiteln, dann kann er nicht das Recht auf Anwesenheit bei einer Verhandlung geltend machen, deren Zustandekommen er grade durch seine Anwesenheit unmöglich machen will. Er hat die Ausübung seines Rechts verwirkt, weil er es lediglich mißbraucht. So aber liegt der Fall bei Schiffmann nicht. Er macht sich Notizen zunächst doch nicht, um das Gericht zu verhöhnen, sondern zu dem Zweck, sein Gedächtnis für eine Unmenge von Fragen und Anträgen zu stützen, wie sie das Gericht bisher nicht beanstandet und damit zum mindesten als nicht unsachlich anerkannt hat.

Immerhin: gesetzt einmal den Fall, der Angeklagte legte es wirklich mit seinen Anträgen nur noch auf eine Verhöhnung des Gerichtes an, kann das Verbot, sich Notizen zu machen, ihn daran hindern? Keineswegs. Fehlt ihm für seine Anträge, die ihm doch im voraus nicht verboten werden können, das Material der Notizen, so wird er in den Pausen zwischen den Verhandlungstagen sein Gehirn martern, um die Zeugenaussagen wiederherzustellen, und aus seinen unvollständigen und verzerrten Erinnerungsfetzen wird er Anträge zurechtflicken, deren tatsächliche Unzuverlässigkeit die aller frühern weit übertreffen muß. Das Verbot wird danach künftige Anträge verschlechtern, statt sie zu verbessern. Es wird den Angeklagten vorübergehend lähmen, auf die Dauer aber dem Gericht nicht nützen.

Der äußern Würde des Gerichts können die Weitschweifigkeiten und Spitzfindigkeiten eines hartnäckigen Angeklagten nichts antun, zum mindesten nicht so viel, wie seiner innern Würde durch Maßnahmen angetan wird, die keinen Bestand haben. Es gibt eine gefestigte, ruhige Intelligenz, die mit jedem Angeklagten fertig wird, und die zum Schwert der Sitzungspolizei nur in der Notwehr gegen freche Roheit greift. Sie hält den Angeklagten in den Schranken, aber sie verschmäht es, ihn noch obendrein zu fesseln. Sie wahrt nicht nur der äußern Würde, dem bürgerlichen Kleide, sondern der Erscheinung des Rechtes selber die Unberührtheit.

Trotz allen Unzulänglichkeiten und trotz allen Abirrungen steht der Angeklagte im Mittelpunkt der Verhandlung, die um ihn kreist,

nicht als ein Ziel, das man zu treffen sucht. Ihm soll sein Recht werden, und auch die Strafe ist sein Recht. Deshalb dürfen nicht einer gelegentlichen und scheinbaren Nützlichkeit wegen Grundsätze aufgestellt und zu formalen Rechtssätzen gemacht werden, die beim nächsten oder übernächsten Mal das Recht erdrosseln können. Nicht nur Schurken kommen auf die Anklagebank. Wackere Männer haben sie schon geziert, werden sie noch zieren. Eine spätere Zeit kehrt sich nicht an Urteile, die nichts weiter für sich haben, als daß sie einmal gefällt worden sind. Menschen haben sie gesprochen, die der Verwirrung des Tages unterliegen, und das werden wir niemals vermeiden können. So laßt uns wenigstens Grundsätze bekämpfen, derentwegen wir uns vor der Zukunft schämen müßten. Indem wir sie in ihrer Haltlosigkeit erkennen und aufzeigen, beugen wir ihnen und andern ihrer Art vor, gelangen wir zu den Gesichtspunkten einer überragenden Geistigkeit gegenüber den trügerischen Maßnahmen einer augenblicklichen Nützlichkeit.

Franz Deibel von Julius Bab

Aus einer Ansprache am Sarge

Wenn wir den Blick auf dieses Leben richten, das im achtunddreißigsten Jahr und inmitten vieler unbeendeter Arbeit zu Ende ging, so ist es vor allem der Eindruck des Abgebrochenen, des Unvollendeten, Zerrissenen, der uns mit Fassungslosigkeit bedroht. Denn während die Trauer an sich doch für uns den Trost einschließt, den jede ehrfurchtsvolle Neigung unter ein großes Gesetz in sich schließt, droht uns hier ein Sinnloses, ein recht eigentlich Trostloses. Aber vielleicht liegt die Notwendigkeit dieses Eindrucks wiederum nicht in der Lage der Dinge, sondern in unsrer Stellung zu ihnen. Wenn wir uns entsinnen, daß selbst Goethe, der Meister des für unsre Kenntnis vollendetsten Lebens, von des Menschen Leben gesagt hat, daß es zwar einen Anfang und ein Ende habe, aber nie ein Ganzes sei — nun, so ahnen wir, daß kein Leben einen vollendeten, harmonischen, unabgebrochenen Eindruck machen kann, wenn wir es in der Ebene der Zeit denken. Wenn wir ein Leben als eine Reihe ins Endlose laufender Ursachen und Wirkungen ansehen, so muß es immer abgebrochen erscheinen, und jeder letzte Augenblick bleibt der vorletzte für einen, der nicht mehr folgte. Unser ganzer Begriff aber vom Vollendeten, Harmonischen und Schönen stammt aus einer zeitlosen Ebene und kann nur angewandt werden auf die im Augenblick ruhenden Erscheinungen, von denen „keine Früchte mehr zu lesen sind, weil sie befreit im eignen Dasein glänzen“. Dies sind die Erscheinungen, die die Kunst uns sehen lehrt; und ein Leben, das so viel Glauben und Verehrung der Kunst gewidmet hatte, verdient wohl, an seinem zeitlichen Ende mit diesem zeitlosen Blick betrachtet zu werden.

Bei solcher Blickrichtung aber, die allein im ganzen Wortsinne das „vollendet Schöne" bewahren kann, scheint das Leben Franz Deibels nicht mehr abgebrochen, unvollendet und zerrissen. Es war in all seinen guten Augenblicken in sich vollendet. Es war schön — denn es war das Leben eines Menschen, der seinen Beruf erfüllte. Und darauf scheint es mir in dieser Stunde anzukommen, daß wir, von keinem Pathos des Abschieds verführt, aber mit der ganzen Liebe, die einem reinen Leben gebührt, diesen seinen Beruf erkennen.

Franz Deibel war von Beruf ein Kritiker, und man kann diesen Beruf in sehr verschiedenem Sinne erfüllen. Franz Deibel war kein Schöpfer, kein Erschütterter und kein Vernichter. Dies alles kann in einem hohen Sinne der Kritiker sein. Aber er war ein Sonderer des Kulturguts aus der Spreu, dem so wenig die Liebe zum Guten wie der kräftige Zorn gegen das Schlechte fehlte, dessen Temperament aber immer einem besänftigten Gleichmaß zuschritt. So ist er ein Träger und Bewahrer unsrer Kulturgüter geworden. Er hatte alles, was dieser Beruf braucht: den klaren Blick, das empfindende Herz, die bereite Phantasie, die Eindrücke aufnehmen können; das geschulte Denken und das reiche Wissen, ohne die Vergleich und Wertung nicht möglich sind; und vor allem die reinen Hände, die der Sache dienen und das Gut der Künstler zum Volke tragen wollen, die aber nichts zurückhalten und nichts verschieben, um den Träger in auffallendes Licht zu setzen. Ein menschenmöglich geringes Maß an Eitelkeit und eine große Menge Freude an der Sache lebten in Franz Deibel. Das zeichnete ihn schon mehr als alle äußern Gaben in Berlin unter uns jungen Studenten aus, daß er im Lärm der Eitelkeiten soviel ehrlich ruhige Sachlichkeit besaß. Das ging von allen seinen literarischen Arbeiten aus, die ohne eine Spur selbstischer Gefallsucht schlicht der Sache dienten. Und dies war auch das Wesen der Arbeit, mit der er an einer entlegnen und doch wichtigen Stelle Deutschlands, in Königsberg, mehr als ein Jahrzehnt lang für die bildenden und dichtenden Künste gekämpft und viel Gutes erreicht hat. Kein Glänzen und kein Blitzen war um Franz Deibel, aber Helle und Klarheit. Das Wohlwollen, die Treue, die herzhafte Liebe zu Menschen und Dingen, die seiner persönlichsten Art entströmten — sie waren ganz in seinen Beruf eingegangen, und so war er in jedem Augenblick ein Ganzer und ein Vollendeter. Und wenn er kein Kulturschöpfer war, so war er etwas, was in unsrer Zeit eben so selten und fast noch notwendiger ist: ein Kultur-Träger in dem ganzen, vollen, schweren Sinne dieses Wortes. Das ist Einer, der das Gute und Reine findet und der nichts will, als es rein weitergeben. Und der es vermag. So Einer war Franz Deibel.

Schillers Bühnenvorschriften von Eugen Kilian

Ein offener Brief an den Herausgeber

Nach der Neueinstudierung von ‚Kabale und Liebe' bei Reinhardt wurde, wie Sie am dreiundzwanzigsten November gezeigt haben, die Darstellung des Musikus Miller in sehr widersprechender Weise beurteilt. Das ist an sich nichts Besonderes und geschieht alltäglich in der Theaterkritik. Aber der vorliegende Fall scheint mir ein gewisses prinzipielles Interesse zu bieten.

Der vortreffliche Darsteller des Stadtpfeifers wurde von einem Kritiker wegen Uebertreibungen getadelt. Man warf ihm vor, er habe „mit dem Rohrstock, mit einem Sessel, mit der Baßgeige gedroht", seine Frau „von hinten mit dem Knie gestoßen", und was dergleichen wenig freundliche Handgreiflichkeiten mehr sind. In hilfsbereiter Ritterlichkeit sind Sie, sehr verehrter Herr Jacobsohn, dem Künstler beigesprungen, der sich mit höchstem Recht auf Schillers höchstderoeigene Bühnenvorschriften berufen könne. Aber trotz Ihrer Berufung auf Schillers heiligen Willen, wofür ich Ihnen als „bedächtiger Philologe" — so werde ich in Ihrem Blatte immer genannt — ganz besonders verpflichtet sein müßte, trotzdem vermag ich Ihnen im vorliegenden Falle nicht ganz beizustimmen. Ich denke über die Bühnenvorschriften des jungen Schiller etwas ketzerisch. Darf ich Sie an die seltsamen Auswüchse der Bühnenanweisungen in den ‚Räubern', in ‚Fiesko', in ‚Kabale und Liebe' erinnern? Bühnenanweisungen, die für den gärenden Sturm und Drang des werdenden Dramatikers höchst charakteristisch sind, worin sich der loderndheiße Ueberschwang des jungen Dichters von dem Texte unwillkürlich auch auf Das übertrug, was, in Klammern eingeschlossen, er dem Schauspieler zu sagen hatte. Sie kennen diese herrlichen Jugenddichtungen zu gut, als daß ich Sie an häufig vorkommende kraftgenialische Bühnenvorschriften wie: „mit schröcklichem Nachdruck", „schäumend auf die Erde stampfend", „mit frechem Zähneblöcken gen Himmel" und andres zu erinnern brauchte. Grade aus ‚Kabale und Liebe' ist Ihnen sicherlich das Spiel im Gedächtnis, das der Dichter seinem Ferdinand vorschreibt, als dieser den Betrug mit dem diktierten Brief von der sterbenden Geliebten erfahren hat: „Ferdinand, starr und einer Bildsäule gleich, in langer toter Pause hingewurzelt, fällt endlich wie von einem Donnerschlag nieder." Auch Sie haben gewiß die Erfahrung gemacht, daß nicht ein einziger moderner Darsteller der Rolle sich an diese Vorschrift des Dichters gebunden fühlt. Und mit vollem Recht. Er würde ihre Ausführung als ein übel angebrachtes theatralisches Pathos empfinden, das mit seinem Streben nach Wahrheit unvereinbar ist. Er fühlt ganz richtig, daß es, um eine übermenschliche seelische Erschütterung zum Ausdruck zu bringen, keineswegs des auf dem Theater hierfür so beliebten Zusammenklappens auf dem Erdboden bedarf. Auch den Dar-

steller des Präsidenten würden Sie vielleicht tadeln, wenn er sich in der Schlußszene vor Luisens Leiche allzu ängstlich von der Vorschrift des Dichters leiten ließe: „Präsident taumelt hinter sich", und „er sucht mit verdrehten Augen im ganzen Kreis herum". Ich fürchte sehr, daß Sie dem Schauspieler, der genau nach dem Wortlaut des Autors spielt, den Vorwurf provinzialer Komödianterei nicht ersparen würden.

Mit einem Wort: ich glaube nicht, daß die Bühnenvorschriften in Schillers Jugenddramen, die mehr von dem feurigen Ueberschwang seiner Seele als von seiner Vertrautheit mit der Kunst des Mimen zeugen, bindende Kraft für uns zu haben brauchen. Auch in der Behandlung des Textes huldigen wir allem eher als einer engherzigen Orthodoxie. Wir beseitigen vieles, was unserm künstlerischen Empfinden widerspricht. Oft zuviel, allzuviel! Daß eine künstlerische Eingebung wie die Duell-Szene zwischen Kalb und Ferdinand, eine Szene, worin der groteske Humor des jungen Schiller gradezu ins Grandiose wächst, an einer ernsten Bühne gestrichen werden kann, ist eine Unverständigkeit, die Sie selbst schon gekennzeichnet haben. Auch darin bin ich Ihrer Meinung, daß in dieser Hinsicht grade bei dem Dichter der ‚Räuber' und der Luise Millerin, der mir ungleich näher steht als der ach! so formvollendeten ‚Braut von Messina', die größte Schonung und Zurückhaltung geboten ist. Weit mehr verlangt der „gereifte" Schiller nach einer energisch zugreifenden Hand. Ich selbst habe, wie Sie sich vielleicht erinnern, in meiner Einrichtung des ‚Wallenstein' für einen Theaterabend etliche tausend schöne Verse, zum ungeheuerlichen Entsetzen aller „bedächtigen Philologen", über Bord geworfen. Und noch heute bin ich fest überzeugt, damit etwas Nützliches getan zu haben — für das Zukunftstheater, das den ‚Wallenstein' nach meinen unveränderten Vorschlägen spielen wird. Auch in den Jugenddramen muß selbstverständlich gestrichen werden. Nichts Verkehrteres als die Pietät des toten Buchstabenglaubens. Aber hier geht es meistens nur um Einzelheiten des Ausdrucks: Sentimentalitäten und Ueberschwänglichkeiten der Werther-Periode, die uns heute als Künsteleien und Geschmacklosigkeiten berühren und unserm Ohre unerträglich sind. Mit ihnen verwandt sind zahlreiche Bühnenanweisungen, aus denen mehr der von seinem Gegenstand und seiner Empfindung fortgerissene epische Dichter als der kluge Theatraliker hervorscheint. Auch hier ist eine engherzige Pietät nicht am Platze. Der Spielleiter, der seine Darsteller zu einer wortgetreuen Befolgung aller Bühnenvorschriften in den ‚Räubern', in ‚Fiesko', in ‚Kabale und Liebe' veranlassen wollte, würde mit Recht von Ihnen als Pedant und Schulmeister gekennzeichnet werden, nicht aber als einer, der lebendiges Theaterblut in den Adern hat.

Aber selbst ein Vertreter der strengsten Orthodoxie würde wohl — um auf meinen Ausgangspunkt zurückzukommen — vor dem kritischen Richterstuhl kaum in seinem Rechte bleiben, wenn er von dem Darsteller des Musikus Miller verlangte, daß er „mit erhobe-

ner Baßgeige" auf seine Frau zugehe. Die Vorschrift des Buches: „Miller, aufgebracht, springt nach der Geige" scheint mir den Dichter von der Absicht eines solchen gröblichen ehelichen Attentates völlig freizusprechen. Wenn der biedere Musikus seine Ehegenossin anwettert: „Willst du dein Maul halten? Willst du das Violincello am Hirnkasten wissen?" und dabei eine drollige Bewegung nach der in der Ecke stehenden Geige macht — mehr ist aus der szenischen Vorschrift kaum herauszulesen — so ist er ein wahrhaft köstlicher und humordurchtränkter alter deutscher Kerl, der sich wie alle echte Humoristen in den ergötzlichsten Uebertreibungen gefällt. Ergreift er die Geige und erhebt sie wie zum Schlage gegen seine alberne Gans von Ehehälfte, so wird Miller — für einen Augenblick wenigstens — zum rohen Patron. Rohe Patrone aber haben keinen Humor. Und wer Humor besitzt, kann nie zum rohen Patron werden. Durch die plumpe und gefahrdrohende Handgreiflichkeit wird der prächtige Humor des Geigers für den Augenblick wenigstens vernichtet. Hierin scheint mir das Belehrende und das Wichtige einer scheinbaren Kleinigkeit zu liegen.

Daß der Humor aber, den eine der herrlichsten humoristischen Gestalten unsrer gesamten klassischen Literatur ausstrahlt, von dem Darsteller auch nicht für diesen einen Augenblick durch einen verdeutlichenden Mißgriff (im eigentlichen Sinne des Worts!) verdunkelt werden durfte, darin werden auch Sie, sehr verehrter Herr Jacobsohn, mit mir einig sein. Und so hoffe ich zuversichtlich, daß wir uns im Anfangs- und Endpunkt dieser bedeutsamen dramaturgischen Erörterung wieder in Friede und Eintracht zusammenfinden!

Walzer von Alfred Polgar

Eine Komödie in drei Akten von Georg Ruttkay. Wie entsteht ein Walzer? Etwa so: ein ungarischer Autor schreibt drei Akte, zu deren höhern Requisiten auch ein Walzer gehört. Zu dessen Erlangung wendet sich der Autor an seinen Landsmann Lehar, der sich daraufhin niedersetzt und einen Walzer schreibt. So entsteht er. In der Komödie des begabten Georg Ruttkay sprießt die dreiviertel getakte Melodie aus wesentlich zarterer Wurzel. Nämlich aus einem Erlebnis, das der Komponist Paul Hajdu mit der schönen Frau Else hatte. Erster Akt: Frau Else lebt mit ihrem Gatten in guter Ehe. Viele umschwärmen sie, aber er, seiner Sache verletzend sicher, wehrt dem nicht. Im Gegenteil. Daß die andern sie wollen, erhöht nur sein Lustgefühl daran, daß er sie hat. Unvorsichtigerweise sagt er ihr das. Und sie, das leicht-Brutale der Sache herausschmeckend und sozusagen in ihrer erotischen Wichtigkeit und Hoheit gekränkt, begibt sich — zweiter Akt — in die Junggesellenwohnung des Komponisten, der ihr mit schwärmerischer Liebe ergeben ist. Ehe es dort noch zu gefährlichern Innigkeiten kommt (später erfahren wir, daß es zu ihnen gar niemals kommen konnte), pocht das Schicksal an die Pforte.

Es ist der Mann, den ein namenloser Brief auf die Spur der abirrenden Gattin gebracht hat. Da die Komödie feinerweise nach Gesetzen der Walzer-Architektur gebaut ist, folgt also jetzt dem muntern ersten Satz das seriösere Trio. Die Auseinandersetzung zwischen den Dreien ist nach neuerm Muster schabloniert. Seit einem Jahrzehnt etwa sagt kein dramatischer Gatte mehr: „Ha, Elende!", oder: „Mein Herr, Sie werden mir Rechenschaft geben" — die Schablone von ehemals —, sondern er bleibt mezzoforte, spielt sich in weltmännisch bittern Wendungen über oder in traurig-resignierten neben die Situation. Ein Bühnengemahl, der dem erwischten Liebhaber oder der erwischten Gemahlin eine Watschen gäbe, würde heute als Figur von sprühender Originalität wirken. In unserm Fall also sprüht nichts, sondern das Ehepaar verläßt in geschmackvollen Ruhe den Schauplatz, indes der Komponist, die Seele abend-umdämmert, quasi unwillkürlich ans Klavier gleitet. Der mystische Augenblick ist da: die Geburt des Walzers aus dem Geist der Komödie. Dritter Akt. Wir erfahren, daß Frau Else selbst es war, die jenen namenlosen Brief an den Gatten geschrieben. Ueberraschend, aber peinlich! Denn es ist, als ob sich eine Versenkung öffne und die Dame jählings ins tiefst Unsympathische hinabstürze. Wir waren ihr ob ihrer lebhaften Reaktionen, ihrer hitzigen Entschlüsse, ihres bedenkenlosen Alles-aufs-Spiel-Setzens sehr gewogen und müssen sie nun als eine vorsichtige Programm-Bestie erkennen, die mit jenem jungen Mann nur spielte, seine Leidenschaft zur Besserung ihrer ehelichen Bilanz mißbrauchte. Statt heißer Triebe eine froschkalte Arithmetik. O, wie schlecht sind doch die Weiber, selbst dort, wo sie brav sind! Immerhin führt das Vorgehen der kalkulierenden Dame das Spiel zum wohlgefälligen Ausgang. Mann und Frau finden sich zu besser gesichertem Miteinander, und der angeschmierte Musiker flüchtet in die Musik. Nichts geschah, nur ein Walzer wurde empfangen und in relativ maßvollen Schmerzen geboren.

Das Stück des jungen ungarischen Autors wiegt nicht schwer; es ist aber auch im guten Sinne leicht. Erotische Dinge greift es mit Fingerspitzen, was wohl zum Teil dem Wesen der literarischen Spielerei — viel mehr bedeutet ‚Walzer' nicht — gemäß, zum Teil aber auch Merkmal einer gewissen dichterischen Zartheit ist. Wie wenn dem Autor die Materie immer wieder zu ernst schiene, als daß er zu witzig mit ihr verfahren dürfte. Der Dialog ist auf gescheite Art klug und nur mit großer Behutsamkeit geistreich. Leider hat die Komödie einen Ueberschuß an Weichteilen bei empfindlichem Mangel an harter Substanz. Zubereitung und Geschmack verraten das Hauptrezept der neuern ungarischen Dramatik: kandiertes Moll. Das transleithanische Lustspiel des letzten Jahrzehnts ist ein wahrhaft unerschöpflicher Schatz an Wehmut. Seine witzigen und scharfsinnigen Autoren haben einen ungeheuren Bedarf an Elegischem zur Verdünnung ihres Zynismus. Kein noch so gemeiner Schwank, durch den nicht mindestens ein Körnchen „schöner, trauriger Liebe"

Sirupfäden spänne. Für derlei unter Lächeln tränende Melancholie, für Traurigkeiten, von denen man Zahnweh bekommt, hat das Deutsche Volkstheater die richtigen Leute. So exzellierten auch in ‚Walzer‘ die Herren Edthofer und Kramer als gedämpfte Seelenbesitzer in verhaltenem Komödienspiel. Fräulein Steinsiecks vollkommene Noblesse kam dem Weibchen zugute. Ihrem redlichen, feinen, tief verankerten Wesen scheint in derlei Rollen wohl nicht der richtige Kreis gezogen. Sie brauchte ein Schauspiel ernstern Stils und eine Rolle von schwererm Faltenwurf. Das Theaterröckchen will um ihre Schritte, so geschmeidig sie geht, nicht recht flattern.

Der Schneemann von Joachim Beck

Daß dieser zwölfjährige Korngold eine beispiellose Erscheinung, ja, gradezu ein pathologisches Phaenomen ist, steht außer Frage. Desgleichen, daß Talent und Können sich selbstverständlich noch nicht decken, daß die hörbar ausströmende Fülle im ‚Schneemann‘ hinter der Begabung zurückbleiben muß. Das zwingt unsereinen, den Weg zu weisen, anstatt zu verneinen, einen Blick in die Zukunft zu werfen, in die Zukunft, die mittlerweile der Vergangenheit angehört, also ex eventu zu prophezeien. Es zwingt aber leider auch, den „absoluten“ Maßstab zu verleugnen und über den geringen Wert der eigentlichen Liebesszenen, worin der Autor über eine operettenhafte Gefälligkeit kaum hinausgelangt, über die Kurzatmigkeit der Themenbildung, welche die Kontinuität manchmal gefährdet, hinwegzusehen. Bis zur Langweiligkeit kommt es freilich nie. Der Knabe ist jungenhaft verschmitzt. Er hat Geist und Witz. Er sprudelt von amüsanten Einfällen. Seine sprunghafte Linienführung kitzelt das Ohr. Sie übt, im Bunde mit dem merkwürdig unruhigen Rhythmus, der plötzlich retardiert, vorstößt, punktiert, abbricht, eine fast körperliche Wirkung auf den Hörer. Der dehnt sich bald, bald zuckt er zusammen. Diese Musik elektrisiert förmlich, indem sie uns mit Wechselströmen bearbeitet und bedrängt. Man kommt nicht zur Ruhe: Korngold schaltet ein, verstärkt ruckweise den Strom, schaltet unversehens aus. Das teilt sich unsern Nerven mit, die solche Sturzbäder nicht recht gewöhnt sind. Gleichviel: derartige Sondergaben befähigen den Komponisten vorzüglich, der schnurrigen Geschichte einer commedia mit burleskem Einschlag zu klingendem Leben zu verhelfen.

Wie sich Pierrot und Colombine schnäbeln; wie sie den Alten narren; wie der Schneemann, den Kinderwillen gebaut hat, darein spukt; wie ihn Wein und Schreck kaninchenartig sich vermehren lassen: das ist alles hübsch und sinnvoll erfunden und bedarf eines Musikers, der Ulkiges, Schauriges, Traumhaftes bunt zu mischen weiß. Dafür hat Korngold eine fahrige Energie, die sich zusammennehmen muß, aber immer erst nachträglich zusammennimmt. Verheißungsvoll klingen die Ansätze zu einem blutvollen, südlichen

Melos durch, jedoch der Faden reißt immer vorzeitig; der Kantilene, die später, an den innerlich freisten Stellen der ‚Violanta', berückt, gebricht es sozusagen an Weite des Faltenwurfs. Mit den konzisen Motiven spielt das Kind wie ein Alter. Es moduliert, verkleidet, verhakt sie zu reizvollem musikalischen Mummenschanz. Das Brio ist sein Element, die Harmonik neuzeitlich kühn; wie das Orchester eingangs flimmert, wo die geheimnisvolle Atmosphäre einer winterlichen Dämmerung vernehmlich werden soll, das bezeugt ein Naturgefühl, das den Duft der verschwebendsten Stimmungen zu wittern weiß. Wieviel da allerdings auf das Konto des Instrumentators Zemlinsky, des prager Kapellmeisters, zu setzen ist, bleibt ungewiß.

Selbstverständlich ist der Zwölfjährige noch von Vorbildern beherrscht. Assoziationen mannigfacher Art wollen wir nicht leugnen (aber die Oktave hat ganze sieben Töne!); dennoch scheint es übertrieben, in dem Jungen eine Krake mit tausend und abertausend Saugnäpfen zu sehen. Was er hat, was er kann, ist angeboren, muß es sein, weil man in dem Alter weder gebildet noch verbildet sein kann. Daß der Komponist in so jungen Jahren derart modern schreiben konnte, beweist nur, wie wahrhaft zeitgemäß die Mittel der Lebenden, vielleicht sogar — Paul Bekker hat das irgend einmal geistvoll proklamiert — wie natürlich sie sind.

Das allgemeine Lamento über die Fährnisse, die der Zeitgeist dem kleinen Korngold bereiten soll, mach' ich nicht mit, obgleich ich nicht verkenne, daß er in einer Epoche lebt, deren Form bisweilen die Formlosigkeit war und ist, in einer Epoche, wo die Technik den Inhalt überwuchert und ihre blendende Geste ein kindliches Gemüt verführen kann. Aber schließlich geht der Mensch ja doch den Weg, den Charakter und spezifisches Kunsttalent ihm vorschreiben. Fehlts Erich Wolfgang wirklich an Halt, nun, so hättet ihr ihn aus dem Getriebe in die Einsamkeit führen, ihn mit Bach und Haydn füttern sollen — mit dem Ergebnis, daß die latenten Untugenden sich an einer anderen Fläche entzündet hätten. Denn er bleibt der Sklave seines Jahrhunderts, der selbst im Genie steckt, und als der sich der jugendliche Tonsetzer bereits ausgewiesen hat. Ein Produkt seiner, unsrer Zeit; schon hinsichtlich der Frühreife, die symptomatisch ist. Und die auch in den folgenden Jahren dank der proportionalen Weiterentwicklung noch imponiert.

Jetzt, wo Korngold achtzehn Jahre zählt, gärt es gewaltig in ihm. Das Erzeugnis des Kindes gibt sich wesentlich harmloser. Der Spielleitung des Deutschen Opernhauses fällt keine übermäßig komplizierte Aufgabe zu. Bei Hans Kaufmann bekommt man naturfarbenen Schnee in dem bläulichen Schimmer des Abends sowie einen verblüffend echten Winterhimmel, monoton, schmutziggrau, spärlich bestirnt, zu sehen; im zweiten Bild ein warm getöntes Interieur. Außerdem einen famos maskierten Pantalon, der gleichsam einem Spitzweg entstiegen ist, mit Froschbeinen, Kullerbauch und einem schwammigen Glatzkopf.

Ibsen und Kadelburg

Da streiten sich die Leut' herum, ob es eine Ibsen-Dämmerung gibt oder nicht. Man stelle doch zur Entscheidung drei einfache Fragen. Beschäftigt Ibsen noch die Gemüter? Kein einziges. Wirkt er noch auf die dramatische Produktion? Seit mindestens zehn Jahren merkt mans nicht mehr. „Zieht" er noch? In kein Theater. ‚Kaiser und Galiläer', ‚Wildente', ‚Wenn wir Toten erwachen', ‚Hedda Gabler': je drei Aufführungen. Weil die Neu-Einstudierung zu schlecht ist? Die beste würde nicht ändern, daß Ibsen ein Ausdruck seiner Zeit war, und daß diese Zeit vorbei ist. Ein paar von seinen Werken werden hundert, eins wird vielleicht dreihundert Jahre leben — der Rest hat seine Schuldigkeit getan. Aber gesetzt selbst, daß es keine Ibsen-Dämmerung gibt: wozu ‚Frau Inger auf Oestrot'? Dies ist ja ohne Zweifel Ibsen-Finsternis. Zeit der Entstehung: 1855, wo in Deutschland der ‚Narziß' gedichtet wurde und triumphierte und in Norwegen Eugène Scribe das hohe Muster für Anfänger war. Sollte zu dem norwegischen Anfänger Henrik Ibsen auch der italienische Opernerfolg desselben Lustrums gedrungen sein? Verblüffend gleicht die skandinavische Historie dem Mord- und Totschlag-Libretto des ‚Troubadour'. Hier wie dort Brüder, die verwechselt werden, und von denen am Ende einer getötet — hier erstochen, dort verbrannt wird, nachdem man sich bis zu diesem Ende in weither gesponnenen Ränken und Rätseln nicht zurechtgefunden hat. Von Mitternacht bis zum ersten Hahnenschrei passieren reichlich für zehn Fünfakter grasseste Vorgänge, die ich zu entfitzen versuchen würde, wenn das nicht schon der Vorredner der Gesamtausgabe Georg Brandes besorgt hätte — und wenn es verlohnte. Was aber hätte man zum Schluß in der Hand? Einen pseudotragisch gewendeten ‚Damenkrieg', eine skaldische ‚Königin von Navarra' des Jahres 1528 — morsche und staubige Möbelstücke der dramatischen Rumpelkammer. Dergleichen hervorzuholen, ist eine Koketterie mit der Literaturgeschichte, erlaubt kaum für Den, dessen Liebe und Treue zur Literatur über allen Zweifel erhaben ist. Immerhin: ein Theater, das Ibsens Probleme gelöst hat, mag den Alten von Bergen beschwören, wie er selber zaghaft an diese Probleme rührt. Das Schauspielhaus hat kein Recht, seine Zeit und die unsre so zu verschwenden. Das Rumpelstück war in Berlin dreimal — 1878, 1888 und 1906 — in seine Kammer zurückgeschoben worden. Wodurch hoffte man es 1916 am Gendarmenmarkt unsern Augen erfreulich zu machen? Gewiß: Frau Durieux ist Azucena. Die Musik, die Ibsen fehlt — ihr fehlt sie nicht. Sie kann sein und zeigen, was gut und teuer ist. Die Heldenliebhaberin gehört der geheimnisreichsten Vergangenheit an. Das Heldenweib übertrifft alle Männer an Energie und Verstand. Erst als Heldenmutter ist sie verwundbar und wird wahnsinnig wie Lady Macbeth. Geraun, Gehaltenheit und Geschrei in einem Wechsel, der zur Wirksamkeit nichts weiter nötig hat, als daß die ganze Geschichte uns angeht. Es ist ja die einzige unverbrüchliche Forderung der Bühne. Sollten solche Geschichten nicht das eine Mal für die Durieux, das andre Mal für die Thimig oder für Beide zusammen aufzutreiben sein?

Unsereiner begreift die Theaterleitungen überhaupt nicht; und je länger, je weniger. Da ist Herr Barnowsky. Er hat zwei Bühnen, den zweitbesten Kritiker Deutschlands als Dramaturgen, einen Maler von Phantasie, einen Haufen reizvoller, teils germanisch starker und starrer, teils romanisch beweglicher Schauspieler und in sich selbst zumindest fürs feinere Lustspiel eine Regiebegabung von Rang. Die Dramatik der Gegenwart und der Vergangenheit ist zu seiner Wahl. Auch wenn es so wäre, wie neulich der mittelmäßige Dramaturg einer andern Bühne mißgünstig und töricht behauptet hat: daß Reinhardt wertvolle neue Dramen erwirbt mit der Absicht, sie nicht herauszustellen, bloß um sie der Konkurrenz zu entziehen — auch dann bliebe für Barnowsky noch ein reicher und reichlicher Spielplan. Und was sieht man? Kein Temperament, keinen Geschmack, kein Programm. Was nicht ist, kann man nicht sehen. Also was sieht man? Daß von der Hand in den Mund gelebt wird. Das brauchte an sich durchaus nicht tadelnswert zu sein. Warum muß denn der Zufallsgriff neben die Köstlichkeiten geraten? Bei Barnowsky gerät er. Sein Instinkt, der im Kleinen Theater so sicher war, scheint ihn ganz verlassen zu haben. Er lehnt ab, was an andern Theatern der Schlager wird. Das wäre verdienstlich, wenn er zu Gunsten von Kunstwerken ablehnte. Aber er nimmt dafür Schund, der vom Publikum ängstlich gemieden wird und uns mächtig erbost. Ich wenigstens bin nicht imstande, den ‚Reisebegleiter‘ des freundlichen alten Kadelburg, dem man für den Grundriß zu Pallenbergs Zavadil ernsthaft verpflichtet ist, ohne Widerwillen gegen so trostlos peinliche Albernheit zu ertragen. Kein Witz und nicht einmal Witze; es sei denn, daß Einer fortwährend sagt: „Ihr werter Herr Name . . . Ihr werter Herr Vorname . . . “ Ein bedenkenloses Geschiebe und Gerede, zu dem einzigen Zweck, drei Akte und damit den Abend zu füllen. Der arme Hans Junkermann, in Erinnerung an die saftigen Bissen Komik, die ihm die bösen pariser Schwankfabrikanten zu schlingen gegeben, macht immerzu gierige Kaubewegungen, die hier ins Leere gehen und deswegen übertrieben anmuten. Ein seltenes Gewächs wie Dagny Servaes wird fünf Monate durstig gelassen und dann mit diesem Abspülwasser getränkt. Ich zähle nicht weiter auf, weil ich sonst wütender werde, als solche Belanglosigkeit verdient. Ich hätte wahrscheinlich keine Wut, wenn das die erste Zumutung in einem Hause wäre, das Deutsches Künstlertheater heißt und mit ‚Egmont‘ eröffnet worden ist. Aber es ist, nach dem ‚Jüngling mit dem Ellenbogen‘, dem ‚Salamander‘, den ‚Wölfen in der Nacht‘, nun bereits die vierte. Der Direktor durchschaut diesen Pofel, weil er ihn von heute auf morgen herauswirft und den Schauspielern gar keine Zeit läßt, ihr Gedächtnis mit so ödem Gewäsch zu beschweren. Das ist gescheit und fast edel. Aber er denke daran, daß sich auch vor der Rampe Menschen mit Nerven befinden. Sein Theater wendet sich, nach dem ursprünglichen Zuschnitt, an diese Menschen. Nach der Ware, die es neuerdings führt, an geistesschwache Provinzler. Möglich, daß für Barnowskys Kräfte zwei Bühnen zuviel sind. Das ist ein Grund, die eine von beiden aufzugeben, wahrhaftig keiner, sie auf den Hund zu bringen — wohin die andre über kurz oder lang unweigerlich folgen muß.

Die Bescheinigung von Hans Reimann

Ich bin auf Patrouille.

Mitten im tiefen Walde taucht ein Mensch auf, wirft sich vor mein Pferd und schreit und heult und wehklagt.

Was los ist, frage ich.

Er erzählt.

Er erzählt sehr lebhaft.

Soweit ich aus seinen Worten klug werde, will er etwas Schriftliches. Einen Ausweis?

Das kann ich nicht, ihm einen Ausweis geben.

Ich schüttle den Kopf und reite weiter.

Da bricht der Mensch unglücklich zusammen.

Mein weiches Herz ruppelt sich, und ich ziehe einen Zettel und schreibe:

„Ich bescheinige hiermit dem Ueberbringer dieses Papieres, daß ich keine Silbe russisch kann. Als ich fünfzehn Jahre alt war, habe ich mit einem Freunde russisch lernen wollen, aber es war uns zu schwer, und wir sind nicht über das Alphabet hinaus gekommen. Besagter Freund ist übrigens als Flieger in russische Gefangenschaft geraten und vervollkommnet hoffentlich seine sprachlichen Kenntnisse. Es ist schade, daß er sich nicht an meiner Stelle mit dem vor mir stehenden Manne unterhalten kann. Ich bin außerstande."

Den Wisch falte ich sorgfältig zusammen und händige ihm dem Alten ein.

Er küßt dankbar, was er unter den Mund kriegt, und trollt sich heitern Sinnes.

Die Zukunft des Handels von Vindex

Die volkswirtschaftliche Funktion des Handels steht in der Wissenschaft fest, und jeder Student kann in den Vorlesungssälen hören, daß der Handel der rechten Verteilung der Güter dient, daß er zwischen Erzeuger und Verbraucher vermittelt, von der einen Gruppe zur andern überleitet, indem er dem Bedarfe folgt und nachspürt. Während der Produzent häufig an den Ort der Produktion gebunden ist und ihm auch der weitläufige Bedarf in seinen Einzelheiten meist fremd bleibt, kann der bewegliche Handel schnell von Ort zu Ort gelangen, kann dem Bedarfe sich anpassen und überall auf die Stimme der Nachfrage hören. Die Versorgung des Volkes mit den Gütern, die zum Leben nötig sind, ist nicht eigentlich und jedenfalls nicht ausschließlich den Herstellern und Erzeugern dieser Güter, sondern in vorderster Reihe dem Handel zu danken, der sie — man denke an den Einfuhrhandel als besonders überzeugendes Beispiel — herbeischafft und an den Mann bringt. Wir erblicken hier die nationaloekonomische Rechtfertigung für die Existenz des Handels und gleichzeitig die zureichende Begründung seines Bestrebens, diese Existenz in der Grundlage zu festigen, das heißt: durch Erhebung von Preisaufschlägen, die er auf die Ware legt, Geld zu verdienen.

Durch manche Erscheinungen, die bereits im Frieden sich zeigten, die aber während des Krieges besonders augenfällig werden mußten, weil sie sich verstärkten und vervielfältigten, hat der Handel letzthin in der Beurteilung der Oeffentlichkeit gelitten. Man sah allerhand Gelegenheitshändler und Nebenberufler am Werke, die ungehörige Zwischengewinne einsteckten, sah während des Krieges den eigens aus diesem Anlaß erfundenen Kettenhandel üppig aufwuchern (der die Ware dem Konsum vorenthielt, statt sie ihm zuzuführen), man sah die spekulativen „Unter-der-Hand-Geschäfte" mit den Gegenständen des täglichen Bedarfs — und glaubte schließlich, daß der Handel mit künstlicher Zurückhaltung zum Zwecke der Preistreibereien überall dort die Hand im Spiele habe, wo immer ein wirklicher Mangel an irgendwelchen Gütern sich zeigte. Aber man tat dem Handel unrecht und schob ihm in die Schuhe, was ein illegitimer, in der Treibhausluft der Kriegswirtschaft groß gewordener Mittler- und Schieberstand verschuldete. Man vergaß über dem Handel unter der Hand, dem Winkel- und Caféhaustreiben, daß der wahre und kaufmännisch denkende Handelsstand, von bedenklichen Elementen, die nirgends fehlen, abgesehen, seinen guten Ruf noch immer zu wahren bemüht war, und daß er auch seine Aufgabe in der Gesamtwirtschaft nach den früher bewährten Grundsätzen weiter zu erfüllen trachtete.

Das Mißtrauen, das vom Publikum wegen der Uebelstände im „Kriegszwischenhandel" auf den Handel im allgemeinen übertragen wurde, ist sehr schnell auch von den öffentlichen Behörden übernommen worden, und nach Ablauf weniger Kriegsmonate wurde spürbar, daß die Regierungsstellen und Aemter, denen der Ausbau der Kriegswirtschaft anvertraut war, nach größtmöglicher Ausschaltung des Handels strebten; sie meinten, der Zwischengewinn, den der Handel für sich beansprucht, belaste den Verbrauch in nicht zu rechtfertigender Weise, weshalb nichts einfacher und empfehlenswerter sei, als diesen Gewinn einfach zu streichen. Nun mag ja die Besonderheit der Volksversorgung während des Krieges, die Zentralisation der Güter und ihre Verteilung von Oeffentlichkeits wegen, in der Tat der Ausschaltung des vermittelnden Handels für die Gegenwart einige Berechtigung verleihen: wogegen man sich aber wenden muß, und zwar nicht nur im Interesse des Handelsstandes, sondern im Interesse der Gesunderhaltung einer durchorganisierten Wirtschaft, und auch zum Wohle der Verbraucher, das ist die Tendenz und Strebung, den Handel wie einen schmarotzenden und lediglich güterverteuernden „Zehrstand" anzusehen und auch für die Zukunft sein Gebiet auf alle mögliche Weise zu beengen.

Anschauungen und Wünsche solcher Art beruhen auf völliger Verkennung der Wege und Notwendigkeiten der modernen Bedarfsdeckung — und die Erzeuger sowohl wie die Verbraucher würden merkwürdige Erfahrungen machen, wollte man das bewegliche Medium des Handelsstandes zwischen ihnen auf alle Zeit entfernen; der Erzeuger würde den unternehmenden und solventen Händler, der ihm mit der Ware das Risiko abnimmt, nicht weniger vermissen als der Verbraucher, der sich zur Deckung seines so verschiedenartigen Bedarfs an Dutzende von weit entfernt und getrennt wohnenden Fabrikanten wenden müßte, statt an den einen Händler, der alle Artikel „führt". Die Mängel des Systems würden den Mangel an Gütern zur Folge haben.

Das etwa sind auch die Gedanken, die zu den neuerdings immer zahlreicher werdenden Zusammenschlüssen im Handelsstande führen. Dieser

Tage ist die Wirtschaftliche Vereinigung der Eisenhändler Deutschlands gegründet worden, eine Gruppe, die eine besonders einflußreiche Händlerschicht unter Führung der Deutschen-Eisenhandels-Aktien-Gesellschaft umfaßt. Dieselben Gedanken sind es auch, die den Zentralverband des Deutschen Großhandels entstehen ließen. Der Handel fühlt seine Notwendigkeit, seinen Beruf, seine Kraft — er kann nicht schweigen.

Antworten

Rittmeister Rudolf W. Sie klagen über das Los des Schauspielers, der da Nebenrollen spielen müsse, wirkliche Nebenrollen — nicht den Fortinbras und die Frau Sörby, sondern Bernardo und den Lohndiener Petersen, Rollen, für die auch in Julius Babs Buch, das da die ‚Nebenrollen' leugnet, kein Trost gewachsen sei. Bab antwortet Ihnen darauf: „Ich leugne nicht und habe auch in meinem Buch an einigen Stellen zugegeben, daß es in den meisten Stücken — wenngleich in schlechten viel häufiger und umfangreicher als in guten — wirklich trostlose Nebenrollen gibt, Melderollen und dergleichen, bloß technische Behelfe. Die Notwendigkeit, sie zu spielen, ist nur eine, und allerdings nicht die leichteste, Last, die der schwere Apparat des Theaters der Kunst des Schauspielers auferlegt. Wie soll nun das Los Derer gemildert werden, die nun einmal diese unentbehrlichen Stichworte bringen müssen und doch Menschendarsteller sein möchten? So, wie Sie vorschlagen, daß die Kritik von dem Darsteller jedes Dieners immer, und nicht nur wenn er stört, Notiz nimmt, geht es entschieden nicht. Die meisten Provinzzeitungen, und leider auch einige hauptstädtische, haben ja die Angewohnheit, den ganzen Theaterzettel abzuschreiben, indem sie hinzusetzen, daß alle diese Herrschaften „ihre Plätze voll ausfüllten", „wacker mittaten" oder „ferner zu nennen sind". Dies langweilt das Publikum, nützt den Schauspielern garnichts und entwertet die Kritik. An diesen Rollen sind keine menschendarstellerischen Aufgaben zu lösen; sie dürfen ihrer technischen Natur gemäß also nur erwähnt werden, wenn sie zufolge äußerlicher Mängel stören. Wie man ja auch von der Souffleuse und vom Theatermeister Notiz nimmt, nur wenn man sie merkt, das heißt: wenn sie einen Fehler machen. Die einzige Abhilfe, die ich kenne, besteht darin, daß solche Rollen überall, wo nicht resignierte Theaterveteranen mit ihnen ihr Altenteil verzehren, endlich aufhören, das traurige Monopol einzelner junger, noch strebender Künstler zu sein, und daß diese Belastung der Reihe nach alle Darsteller trifft. So würden auch die Darsteller der Dienerrollen die bessern und guten Rollen bekommen, und die Erfüllung solcher technischen Notwendigkeit würde nicht länger ein Kennzeichen grade dieses Spielers und eine Degradation sein. Bei vielen, sogar bei bessern Provinzbühnen ist es bereits tatsächlich so, ohne daß dies zum Prinzip erhoben wäre, und ich glaube wirklich, daß hier der Personenmangel aus der Not eine Tugend gemacht hat, die sich die Großstadtbühnen getrost aneignen sollten."

Kriegsbeschädigten-Fürsorge-Amt. Im Inseratenteil auch der Zeitung, die Du liest, hat sicherlich über ‚Seine kokette Frau' gestanden: „Dieses durch stürmische Heiterkeit berühmte Filmschauspiel gab unter der Wucht seiner Zwerchfell erschütternden Wirkung einem an der Sommefront taubstumm gewordenen Unteroffizier namens Grotefendt bei der Aufführung im Kino-Palast Gehör und Sprache wieder." Welch Feld eröffnet sich hier für Dich! Wenn Du, zum Beispiel, ein paar Schauspielerinnen wissen willst, vor denen die Lahmsten gehend und fliehend werden — ich bin erbötig, Dir die Namen zu nennen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Arbeitsgemeinschaft von Germanicus

Es war zu erwarten, daß die Ausführungen, die ich vor acht Tagen an dieser Stelle gemacht habe, und die sich ein wenig zweifelnd mit den Vorteilen der Republik und des Parlamentarismus, ja sogar mit denen des Parlaments befaßt haben, mir den Vorwurf, ein Erzreaktionär und damit ein Renegat zu sein, einbringen würden. Dergleichen muß man hinnehmen, wenn man darauf verzichtet, Schlagworte für heilig zu achten, im übrigen aber nicht blind durch die Welt gehen möchte. Ich kann nichts davon zurücknehmen, daß die republikanische Verfassung Frankreichs versagt hat, daß sie sich jedenfalls nicht in höherm Maße als die Monarchie nützlich erwiesen hat, das Volk gegen die Willkür der Kriegsmacher zu versichern. Wir wußten übrigens schon seit langem, daß dem so ist. Keine noch so byzantinische Demonstration hat jemals wetteifern können mit der lächerlichen Komödie, die man alljährlich in Paris vor dem Standbild Elsaß-Lothringens erleben konnte. Die Republik des Kapitalismus ist imperialistisch orientiert und damit kriegerisch; es mangelt ihr aber das bedeutsame Regulativ der Verantwortlichkeit, das die Monarchie kennzeichnet. Wir reden nicht abstrakt; wir verschließen uns nur nicht den Erfahrungen, die wir gemacht haben. So wenig wir uns vorgenommen haben, zu solcher Erkenntnis zu gelangen, als wir zweifelnd und zaudernd daran gingen, einen Ausgleich zwischen den Forderungen des Staates und den Ansprüchen der Persönlichkeit zu finden, so sehr wollen wir festhalten, was uns auf diesem, nicht immer dornenfreien Wege an Einsicht geworden ist. Niemals haben wir behauptet, ein starres, allein seligmachendes Programm zu besitzen; wir leugneten nie, Lernende zu sein, Schüler der Tatsachen. Zu diesen Tatsachen aber gehört, was ich letzthin, durch Kardorffs Parlamentsrede veranlaßt, so formuliert habe: „Der preußische Aristokrat will sogar eine Diktatur des Königs unmöglich machen, während der französische Volksmann, Herr Briand nämlich, sich selbst zum Diktator ernannt sehen möchte.“ Zu diesen Tatsachen gehört, daß Deutschlands Kaiser und Regierung sich wesentlich sachlicher, maßvoller, weitblickender und menschlicher geäußert haben, als das die Kreise der verschiedenen Interessenten unter Nutzung der ihnen gegebenen Freiheit so und so oft zu tun versucht haben. Die Monarchie und die dem Monarchen verantwortliche Regierung haben sich durchaus als ein unersetzliches Element der Stabilität, der logischen Entwicklung, des ungetrübten Bewußtseins, der politischen und auch der metaphysischen Moral bewährt. Es kann unmöglich ein Zufall sein, daß England, dieses von uns so oft beneidete klassische Land der Demokratie, durch den Krieg gezwungen worden ist, alle sogenannten Laster des Militarismus und der Autokratie mitzu-

machen; während das militaristische Deutschland zu gleicher Zeit und unter den gleichen Umständen eine bis dahin kaum für möglich gehaltene Demokratisierung vornahm. Eine Demokratisierung allerdings, die nicht nach dem alten, blutleeren Ideal des Liberalismus von 1848 vor sich ging, die vielmehr begriffen hat, daß Volksherrschaft nur in dem Maße möglich und wünschenswert ist, wie das Volk in seiner Ganzheit wahrhaft und entschlossen am Wohle des Staates mitarbeitet. Wir meinen dies in einem ganz ähnlichen Sinne wie Wolfgang Heine, wenn er in einem Artikel des Berliner Tageblattes, der rückhaltlos für eine Erweiterung auch der formalen Volksrechte, im besondern für ein durch nichts eingeengtes preußisches Wahlrecht eintritt, geschrieben hat: „Grund und Zweck einer innern Reform der Verfassungszustände in den Bundesstaaten und im Reiche ist nicht — das sei immer wiederholt — eine abstrakte Theorie oder gar das Bedürfnis, ausländische Einrichtungen kritiklos zu übertragen, sondern die Notwendigkeit, dem deutschen Volke dauernd einen einmütigen Willen, eine einheitliche schöpferische Kraft zu erhalten und immer neu zu erzeugen, an Stelle des Auseinanderstrebens die Verbindung, an Stelle des Geredes und Streitens die Tat zu setzen." Solch ein Zustand ist es, den wir meinten, als wir sagten, daß jede zukünftige Entwicklung der Volkssouveränität sich in dem Aufbau und Ausbau einer Arbeitsgemeinschaft aller Sachkenner erschöpfen wird.

Wiederum: es kann kein Zufall sein, daß Kardorff im Abgeordnetenhaus dagegen gewesen ist, den Reichstag bei den Friedensverhandlungen mitreden zu lassen, und daß zur gleichen Zeit der Sozialdemokrat Hirsch den Anspruch des Landtags, die Kriegsführung bestimmen zu wollen, zurückgewiesen hat: „Nun ist es interessant, daß gerade bei den Konservativen immer mehr Bestrebungen Boden gewinnen, diesem Parlament in der Frage der Kriegsführung, insbesondere des Unterseeboot-Krieges, einen Einfluß einzuräumen. Wir haben gewiß nichts dagegen, wenn sie die Rechte des Parlaments erweitern wollen . . . Wenn sie aber etwa die Vollmachten des Deutschen Reichstages dahin ausdehnen wollten, daß er vielleicht durch einen Ausschuß auf die Art der Kriegsführung Einfluß nehmen könnte, dann wäre die Vorbedingung, daß dem Reichstagausschuß Gelegenheit gegeben wird, sich gründlich in die einschlägigen Verhältnisse einzuarbeiten." Hirsch warnt vor einer Gefühlspolitik, vor einer Blauen-Dunst-Politik des Parlaments, vor dem also, was ohne Zweifel oft genug geschehen ist, auch noch des öftern geschehen wird. Hirsch warnt vor dem Dilettantismus des Parlaments und will genau das, was wir meinen: die Arbeitsgemeinschaft der Sachkenner. Wir wollen nicht leugnen, daß das heutige Parlament manche Wandlungen durchzumachen haben wird, bevor es grundsätzlich und praktisch solchem neuen Ideal die Erfüllung geben kann. Daß auch das heutige Königstum und das heutige Regierungssystem in diese Wandlung wer-

den eingezogen sein müssen, versteht sich von selbst. Das eine aber mag noch hervorgehoben sein: aus solchen nationalen Arbeitsgemeinschaften kann sich vielleicht noch am ehesten ein Zustand der verhandlungsfähigen, ausgleichenden, den Arbeitsfrieden bedeutenden Internationalität, wie Wilson sie zu erträumen scheint, entwickeln.

Alldeutsches von Gottlieb Müller

Es wäre ein Vergehen am deutschen Volke, wollte man die Erscheinung der Alldeutschen besonders wichtig nehmen. Gewiß: sie stören die Geschlossenheit der Nation, jene Einheit unsrer Ueberzeugung und unsres Wollens, vor der die Feinde Deutschlands wie vor einem unbegreiflichen Wunder stehen; sie beunruhigen das politische Geschäft und das Tagwerk der Verantwortlichen; sie belästigen wohl auch die arbeitsame Ruhe Derer, die mit tiefer Leidenschaft dem deutschen Geiste dienen. Die Alldeutschen sind eine zwecklose Störung. Indessen, es wäre falsch, anzunehmen, daß sie wirklich ernsthaft irgendeine maßgebende Stelle der deutschen Oeffentlichkeit beeinflußten, oder daß sie selbst den geringsten Beschluß der Berufenen und Eingesetzten auch nur um Haaresbreite zu verrücken vermöchten. Die Alldeutschen sind ohnmächtig; ihre erregten Leitartikel und dilettantischen Verschwörungen können die logische Stetigkeit der deutschen Politik nicht durchkreuzen und die besonnene Klarheit der deutschen Kultur nicht trüben. Man dürfte die Alldeutschen getrost sich austoben lassen; wenn es nicht eben doch klüger wäre, hemmende Fremdkörper aus dem Strom der Entwicklung zu entfernen, zum mindesten aber auf sie hinzuweisen und sie entsprechend zu kennzeichnen, damit schwächere Gemüter, die vielleicht zu verführen wären, gewarnt seien, und, was wichtiger ist, die Zuschauer fremder Nationalität deutlich erfahren, wie wenig das deutsche Volk mit dem lauten Schwarm der Alldeutschen gemein hat. In solcher Absicht seien hier einige Beispiele alldeutscher Taktik dem Urteil Aller, die einsichtig und guten Willens sind, unterbreitet.

Eine Nummer der Alldeutschen Blätter

Die Nummer Vier des Jahrgangs XXVII bringt einen Leitartikel unter der Ueberschrift: ‚Das Reich in Gefahr?‘ Er enthält die folgenden, ihn kennzeichnenden und inhaltlich erschöpfenden Stellen:

Ein Kanzler, dem kurz vor dem Kriege der Reichstag fast einstimmig das Vertrauen gekündigt, und dem heute nicht ein Zehntel des Volkes auch nur mit einem Bruchteil der Zuversicht folgt, die es den militärischen Führern willig und gern bekundet. Der in der Diplomatie wie in der innern Politik Fehler auf Fehler gehäuft, dem schlechthin jede politische Handlung zum Mißerfolg ausschlägt, der tatenlos die Hochstimmung der Augusttage von 1914 bis auf den letzten Rest verfliegen ließ, und der allein die Schuld daran trägt, wenn unter der vorerst noch bergenden Decke des Burgfriedens der alte Hader in doppelter und dreifacher Erbitterung lauert . . . Alle in Wahrheit

staatserhaltenden und -fördernden Kreise stehen heute im denkbar schärfsten Gegensatz zum Kanzler und dem von ihm vertretenen politischen System . . . Welch vernichtendes Urteil ergibt sich daraus für die Politik des fünften Kanzlers, welche schlimmen Aussichten eröffnet es gleichzeitig aber auch für das Reich und die Gesamtheit seiner staatlichen und verfassungsmäßigen Grundlagen.

Was soll man zu derartigen Auslassungen sagen! Wenn heute alles Gedruckte darauf geprüft werden muß, wie es auf das uns belauernde Ausland wirken wird, so durfte dieser Leitartikel der Alldeutschen Blätter nicht geschrieben werden. Wie könnte ein politischer Körper, so in sich zerfallen wie das deutsche Reich nach der Schilderung dieses alldeutschen Artikelschreibers, den Feinden noch irgendwelchen Widerstand leisten! Wie sollten unsre Gegner eine Politik fürchten, die nach dem Urteil der eigenen Landsleute lendenlahm, blind, feige und dumm ist! Der Schaden, den solche Treibereien anrichten, ist offenkundig. Schwer zu begreifen aber ist, daß ein Deutscher in Zeiten, die des Reiches Kraft als unüberwindbar in die Erkenntnis und in den Willen einer furchtbaren Koalition einhämmern müssen, Deutschlands innern Zerfall und seine Ohnmacht glaubt aufdecken zu sollen. Und nun muß man wissen, daß diese ganze Nummer mit derartigen „Feststellungen" von der Unfähigkeit der deutschen Politik vollgestopft ist, um den Schaden richtig ermessen zu können. Es gehört wirklich nicht viel Ueberlegung dazu, um zu erfassen, welchen Eindruck derartige Unmäßigkeiten auf das Ausland, sowohl das feindliche wie das neutrale, üben müssen. Wozu also soll solche „Kritik"? Glaubt wirklich irgendeiner dieser seltsamen Politiker, daß die verantwortlichen Stellen sich durch diese Methode der Piazza belehren oder gar von dem eingeschlagenen Wege abziehen lassen? Die Zwecklosigkeit der alldeutschen Entrüstung ist nicht zu bezweifeln; dann aber soll einmal gefragt werden, ob in einer Zeit, die jede Vergeudung und jede Beunruhigung zu vermeiden hat, derartigen Druckerzeugnissen, die doch immerhin Arbeitskräfte, Papier, Kohlen und Maschinenöl in Anspruch nehmen, nicht Einhalt zu gebieten ist. Die Freiheit der Presse ist kein absoluter Wert; sie ist es jedenfalls nur dann, wenn Denen, die Verantwortlichkeitsgefühl haben, nicht unübersteigbare Grenzen gezogen sind. Wir können die alldeutschen Uebergriffe nicht so zurückweisen, wie wir gerne möchten; die Pflicht verlangt von uns Zurückhaltung. Unter solchen Umständen muß ernsthaft erwogen werden, ob der Fortbestand derartiger zersetzender Veröffentlichungen wünschenswert ist — ob nicht auch für die Alldeutschen Blätter den Bestimmungen, nach denen sich alle übrigen Publizisten zu richten haben, Geltung verschafft werden kann.

Die neuste ‚Geheimschrift'

Es werden wieder geheime Druckschriften verbreitet. Die Urheber dieser äußerst bedenklichen Uebung gehören offenbar zu den Konventikeln des alldeutschen Fanatismus. Es wäre mehr als

naiv, etwa anzunehmen, daß diese geheimen, aber gedruckten „Manuskripte“ wirklich geheim bleiben. Sie finden in der Regel sehr schnell ihr Publikum; sie kommen meist noch schneller ins Ausland. Darum ist es kein Vergehen gegen die notwendige Vorsicht, wohl aber eine Förderung der Reinlichkeit und eine Kennzeichnung der Bedeutungslosigkeit solcher Umtriebe, wenn diese Pamphlete systematisch entblößt werden. Ich will also einige Stellen aus der neusten ‚Geheimschrift‘ wiedergeben; Anmerkungen sind überflüssig. Man höre:

> Das jammervolle Gebettle um Frieden hat nicht nur alle militärisch errungenen Vorteile immer wieder zu Gunsten unsres Feindes ausgeglichen, sondern hat unser so tapferes, aber so mißregiertes Volk um die Achtung der Feinde und der Neutralen gebracht und ihm Hohn und Spott eingetragen . . . Was Wunder, daß hier und dort ein Flüstern durch das Land ging, der Kanzler sei durch England gewonnen, dem er jedenfalls die besten Dienste geleistet hat, während er das eigene Vaterland nur schädigte . . . Der Jude und der Sozialdemokrat regiert heute in Deutschland. Die Milliarden, die das deutsche Volk aufgebracht hat, um zu siegen, sitzen zum größten Teil in jüdischen Taschen, die schmutzigste Ausbeutung durchwuchert unser Volk und niemand kann dem beikommen, denn der Reichskanzler hält seine schützende Hand darüber. Die landsässigen Geschlechter, die alten Offiziere und Beamtenfamilien, alles, was in Stadt und Land nationalen Sinn in preußischer Weise hat, alle diese Familien, deren Vorfahren durch Jahrhunderte hindurch die Schlachten der Könige von Preußen geschlagen haben, sind beiseite geschoben und an die Wand gedrückt. Mit verbissenem Zorn und geballter Faust stehen sie machtlos da, weil eins sie hindert, dem volksverderbenden Kanzler an die Kehle zu springen. Und dies eine ist die alte Loyalität . . .

Ein alldeutscher Theaterkritiker

Herr Ludwig Sternaux, ein Theaterkritiker der Täglichen Rundschau, hat die Aufführung von „John Bulls andre Insel‘ getadelt. Ich unterstelle, daß er damit Recht gehabt hat. Wogegen ich mich aber wenden muß, das sind die Sätze, mit denen Herr Sternaux seine Ablehnung beschließt. Man muß sie genau lesen:

> Das Publikum belachte einzelne Bemerkungen (zu denen man, nebenbei bemerkt, wirklich nicht Shaw zu sein brauchte) mit erstaunlicher Ausdauer, verhielt sich aber im übrigen ziemlich reserviert. Die rein politischen Erörterungen schienen sogar Mißbehagen zu erregen — schließlich, was ist denn uns jetzt auch Irland und die Home-Rule-Frage? Gerhart Hauptmann wohnte der Aufführung in der Fremdenloge mit Frau und Sohn bei und schien den Vorgängen auf der Bühne sichtlich mit Interesse zu folgen.

Ein harmloser Satz — scheinbar; bei genauerm Zusehen eine sehr unangemessene Beschimpfung. Man beachte: das Publikum verhielt sich ziemlich reserviert — Gerhart Hauptmann aber schien den Vorgängen auf der Bühne sichtlich mit Interesse zu folgen. Das heißt doch wohl mit unverhüllten Worten, daß der deutsche Dichter eine bemerkenswerte und den Instinkt des Publikums verleugnende Aufmerksamkeit an das Stück des irisch verkappten Engländers gewandt hat. Also: eine kleine nationalistische Denunziation. Eine Kinderei, aber zugleich eine Ungehörigkeit, die, wie

alles, was alldeutsche Gereiztheit sich leistet, zwecklos und verwirrend ist. Wozu dieser Versuch, Hauptmann zu verdächtigen! Was aber noch besonders zu unterstreichen ist, schon darum, weil es nicht nur das literarische, sondern auch das sittliche Gerechtigkeitsgefühl verletzt: wie kann ein Herr Sternaux es wagen, gegen einen Künstler vom Range Hauptmanns zu bellen! Diese Maßstablosigkeit hat etwas Widerwärtiges; es ist unverständlich, wie Leute, die einigen Wert auf die Pflege der Tradition und des erwiesenen Adels legen, sich solch ein Jakobinertum gefallen lassen, wie sie erlauben können, daß eine geistige Persönlichkeit von einem völlig gleichgültigen Tagesschreiber so nebenbei mit einem Fußtritt bedacht wird. Man vergegenwärtige sich die Gleichung: Gerhart Hauptmann und Ludwig Sternaux. Dort: ein Dichter, dessen Lebenswerk noch in später Zukunft ein Ruhm für Deutschland sein wird; hier: ein Mann, der nicht einmal wenige Sätze in richtigem Deutsch zu schreiben vermag. Man prüfe: „Das Publikum belachte einzelne Bemerkungen (zu denen man, nebenbei bemerkt, wirklich nicht Shaw zu sein brauchte)" . . . Herr Sternaux meint selbstverständlich: Bemerkungen, die von sich zu geben (oder so ähnlich) man . . . Herr Sternaux schreibt: „Was ist denn uns jetzt auch Irland und die Home-Rule-Frage." Richtiger dürfte sein: Was sind uns denn jetzt auch . . . Herr Sternaux schreibt: „Gerhart Hauptmann wohnte der Aufführung in der Fremdenloge mit Frau und Sohn bei." Hat nun die Aufführung in der Fremdenloge stattgefunden, oder war die Fremdenloge mit Frau und Sohn behaftet? Herr Sternaux meint wahrscheinlich: "In der Fremdenloge hat Gerhart Hauptmann mit Frau und Sohn der Aufführung beigewohnt. Herr Sternaux schreibt: „Hauptmann schien den Vorgängen auf der Bühne sichtlich mit Interesse zu folgen." Er weiß nicht, daß man entweder zu folgen scheint oder sichtlich folgt. Es ist also zwar zuviel gesagt, daß Herr Sternaux sichtlich ein gesinnungstüchtiger Alldeutscher zu sein scheint, aber es ist kaum zuviel gesagt, daß er zur Wortkunst weder als Betrachter noch als Schreiber eine Beziehung hat.

Ein alldeutscher Kunstkritiker

Im Künstlerhaus ist für den verstorbenen Maler Oskar Zwintscher eine Gedächtnis-Ausstellung veranstaltet worden. Zur Unterstützung der vorgeführten Bilder hat Willy Pastor den Katalog bevorwortet; als alldeutscher Prophet entdeckt er, daß Zwintscher ein spezifisch deutscher Maler sei. Pastor sagt:

> Wenn unsre deutschen Maler von Dürer und Holbein bis zu Böcklin, Feuerbach und Thoma und nun bis Oskar Zwintscher in ihren Werken Zeugnis ablegen von einer andern Art des Sehens (im Gegensatz zu der französischen und englischen nämlich), die wir nach ihren Meistern als eine besonders deutsche ansprechen dürfen, dann geht es nicht an, diese deutsche Malerei den andern gegenüber als etwas Minderwertiges zu kennzeichnen. Das Auge sitzt anders auf einem deutschen Bilde als auf einem englischen oder französischen, aber es sitzt doch.

Nicht um boshaft zu sein, sondern um den Maler durch seinen kritischen Freund zu kennzeichnen, sei auf drei Schwächen des zitierten Satzes hingewiesen. Zum ersten: es ist kaum möglich, eine Art, ein Abstraktum also, auszusprechen. Zum zweiten: wenn Pastor schreibt, daß es nicht angehe, diese deutsche Malerei den andern gegenüber als etwas Minderwertiges zu kennzeichnen, so meint er selbstverständlich: der Malerei der andern gegenüber. Zum dritten: das Arge, das auf einem deutschen Bilde sitzt, anders zwar als auf einem englischen, aber doch sitzt, ist um diese Sitzgelegenheit vielleicht zu beneiden, ist aber doch schwer verstellbar und anscheinend eine Verwechslung mit dem berühmten „Pinselstrich", der allerdings auf der Leinwand zu sitzen pflegt. Niemand wird bestreiten können, daß die Sätze, die Herr Pastor geschrieben hat, nicht vollkommen sind; es mangelt ihnen die eindeutige Klarheit, die Unbedingtheit des Stils und die Sicherheit des Sprachinstinkts. Genau aber das ist es, was auch die Bilder des Oskar Zwintscher kennzeichnet: auch sie sind mehr gewollt, als gekonnt, auch auf ihnen sehen wir Verwechslungen der Begriffe und unerträgliche Unklarheiten. Es ist durchaus nicht richtig, was Pastor an einer andern Stelle seiner Lobschrift behauptet: „Ob Zwintscher eine glatte Marmorfläche, ein schillerndes Perlmuttstück, ein blinkendes Metallgerät uns zeigt: das ist, als ob all diese Dinge leben . . .". Das ist es eben nicht; für mich wenigstens ist es nicht so. Ich sehe in allen diesen Fällen nur eine mühsam angestrichene, gequälte, aber durchaus nicht wirksam werdende Fläche, ohne Sinnlichkeit, ohne Duft, ohne Poesie. Ich finde die Bilder Zwintschers langweilig und belanglos; auch kann ich nicht entdecken, warum sie mit besonderer Betonung als deutsche Kunst gepriesen werden sollen. Sie wirken weit eher norditalienisch; Botticelli für den Hausgebrauch, oder Mantegna im Familienblatt. Sie sind im übrigen Kreuzungen aus: Stuck, Böcklin, Sascha Schneider, aus gewollter Bilderbogennaivität und beabsichtigter Symbolik. Eines der spätesten Bilder, ein Frühlingstanz, ist ein schlechter Ludwig von Hofmann; eines der frühesten kommt direkt von Thoma her. Kurz: Zwintscher war kein Eigener. Er hat sich gewiß redlich abgerackert, er hat sich strebend bemüht, er hat aber nicht die Freiheit der Vollkommenheit erreicht. Das zeigen am besten seine Zeichnungen, die immer schülerhaft bleiben und weder neben Dürers noch Cranachs, nicht einmal neben Ludwig Richters gestellt werden können. Wozu also einen Maler so unzulänglichen Grades, der als Mensch vielleicht sehr liebenswert gewesen sein mag, der aber weder das Geheimnis der Farben noch der Linien zu lösen vermocht hat, als einen Typus der deutschen Kunst ausgeben! Ich meine, man sollte diese Art der Rassenpolitik aus der Kunst fernhalten; wenn man sie aber schon betreibt, dann nur an Objekten, die es lohnen.

Expressionismus und einiges Andre

von Friedrich Koffka

„Wie lebt unser Vetter Hamlet?"
„Vortrefflich, meiner Treu: von dem Chamaeleonsgericht. Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft: Kapaunen kann man so nicht mästen."

Hermann Bahr veröffentlicht eine Schrift über den Expressionismus. (Die ‚Schaubühne' brachte eine Probe und eine Kritik.) Es macht diesem Schriftsteller anscheinend Freude, jeder neuen Parole seine Genehmigung zu erteilen und durch entsprechende Nachworte allemal sicher zu stellen, daß er auf dem Laufenden sei. Unter den Programmen der letzten Jahrfünfte ward kaum eines ohne die gütige Mitwirkung Hermann Bahrs vom Stapel gelassen. Immer wieder erstaunt man, was so ein wiener Magen alles verdaut.

Es geht hier nicht um den geistreichen, sehr gebildeten Schriftsteller Bahr. Man hat sich vielmehr zu fragen, ob ein Anlaß besteht, auf jede Torheit hereinzufallen; ein bündiger Grund, jeden Mist, von heutigen Maler- und Dichterschulen bedeutungsvoll vor die Tür geschaufelt, mit dem geduldigen I-A des nickenden Esels zu grüßen. Haben wir, weil wir jung sind, kein Recht darauf, eine Banalität, die jung ist, beim Namen zu nennen? Müssen wir Kategorien für Brot nehmen? einfältige Benennungen für Speise? und soll das immer so weiter gehen, daß man Prinzipien für Geschöpfe in die Welt setzt und Bewegungen für Bewegtes?

Es hört sich gut an: die Kunst sei in Frage, nicht das einzelne Kunstwerk. Aber man kann den Satz auch umgekehrt lesen, und ich stimme mit einiger Entschiedenheit für die Umkehrung. Es ist das Verhängnis dieser Zeitläufte, daß immerfort neue „Strömungen" sichtbar werden, nirgends ein Strom. Wenn nichts noch, aber auch garnichts vorhanden ist: der Name liegt immer schon vor; die Kategorie ist parat. Man mag diesen Herren manches nachsagen: aber ihre Begriffe haben sie fest am Schnürchen, und mit der Luft verstehen sie wie nur einer zu hantieren. Lucius, als er sich eine Frau nahm, beschloß, den ersten seiner Söhne Manfred, den zweiten Heinrich, den dritten Sebastian zu nennen. Aber seine Ehe blieb unfruchtbar.

„Expressionismus"—„Impressionismus": lohnt es darüber zu reden? Läßt sich ein Künstler denken ohne die tiefe und furchtbare Abhängigkeit von den Dingen? Läßt er sich denken, ohne zu sein ein Verfolgter von einem Baum, einer Sonne? ein Besessener, zu Boden geworfen, mit schmerzhaft gespannten Augen und bebend unter den Schauern einer qualvollen Empfängnis? Und wiederum: Wäre er Künstler, wenn er nicht dieses Empfangene aus sich herausstellte als ein Gewordenes, Neues, verwandelt in eine andre Wirklichkeit, sichtbar für ewig die Geburt einer gei-

stigen Ueberwindung — ein Ding von Schönheit? Der Eindruck der Ausdruck: muß man es wirklich aussprechen, daß sie nichts andres sind als die beiden Phasen der künstlerischen Entstehung? Daß es dumm und lächerlich ist, Schulen der „Eindrückler", Schulen der „Ausdrückler" gründen zu wollen?

Worüber, mit Vorbehalt, etwa sich reden ließe, wäre dies: daß im Betrachten einzelner Kunstwerke bei dem einen Künstler ein Mehr an Gebundenheit, bei dem andern ein Mehr an Willen erkennbar wird. In einem feinen Buch über niederländische Maler fand ich etwas derartiges zwischen Jan van Eyk und Roger van der Weyden angedeutet. Aber es handelt sich hier um Gegensätze, die ganz und gar der persönlichen Verfassung des einzelnen Schöpfers entspringen. Solche Gegensätze zu proklamieren, ein Schema des Willens als Norm zu setzen, nach der sich eine Generation von Malern zu richten hat: ist Demagogie, ist geistiges Hochstaplertum. Es läßt sich beobachten, und es ist lustig, zu sehen, mit welcher Promptheit solche Kommandos wirken. Maler, die kaum eine Jahreszeit früher zahme und gefällige Sachen, recht für den Hausgebrauch, hergestellt hatten, führten sich plötzlich auf wie die Tollen (und waren damit, nebenbei, für etliche Zeit der Kontrolle entzogen). Viel Kampf, viel inneres Erleiden konnte die Mehrzahl das Malen dieser Bilder kaum gekostet haben. Die Wandlung war sehr überraschend.

Sicherlich handelt es sich nicht um die Mehrzahl, um jene Schar der talentvollen Mitläufer, die aus Mangel an Natur (aus Mangel an Ethos!) auf die bequeme Laufbahn des Materialisten angewiesen sind. „Die Manier", sagt Goethe zu Eckermann, „will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit." Man kann hinzufügen: auch keinen Zwang, auch keine Möglichkeit zur Arbeit. Wir haben grade heute eine erkleckliche Zahl von sogenannten Talenten, die garnichts weiter sind als Talente. Sie verstehen sich trefflich auf die Anfertigung von Bildern oder Gedichten, aber warum sie eigentlich das eine oder das andre tun, weiß niemand, am letzten sie selbst. Denn Kunst ist doch noch etwas andres, als einfach Bilder oder Verse zu machen. Kunst ist eine Ueberwindung, und der Vorgang dieses Ueberwindens ist ein ethischer Vorgang. An dem Widerspruch leiden, in den wir gestellt sind mit der Geburt, leiden daran bis zum Wahnsinn, bis zum Willen der Selbstvernichtung — und dieses Widerspruchs Herr werden, ihn binden zu einem Gebilde, das nun die widerstreitenden Elemente in strahlender Einheit umschließt und eben aus dem Gegeneinander der Pole seine tiefsten Kräfte empfängt, zu diesem Gebilde, das uns eine Erkenntnis vermittelt von dem Gesetz, unter dem wir stehen, mit dem wir erwachsen und sterben: das ist die Arbeit der großen Künstler, das ist die Ursache, weshalb solche Dinge entstehen wie die Marienbader Elegie und der Lear und die großen Schöpfungen Michelangelos. Jene talent-

vollen Herren aber, von denen die Rede ist, leiden an garnichts, und es gibt für sie durchaus nichts zu überwinden. Sie haben ihr Talent, mit dem sie schließlich etwas anfangen wollen; und da ein innerer Zwang zu dem oder jenem nicht vorliegt, halten sie sich an Gebrauchsanweisungen und bringen innerhalb des Verlangten saubere und gleichgültige Arbeiten zustande.

Gewiß: es handelt sich nicht um diese. Aber die Parole ist heute allmächtig, und beirrt auch die Guten. Für keinen als sie sind diese Worte geschrieben: Junge Menschen, kaum den Knabenjahren entwachsen, an einem Schicksal tragend, unsicher, dumpf (viel weniger fertig als ihre Altersgenossen) werden auf Schritt und Tritt von geistigen Managern belästigt; man redet sie tot und preßt ihnen Manifeste in die hilflosen Hände. Das Schauspiel ist sehr beschämend, und die Herren von der „Geistigkeit" haben das Recht, sich einiger Erfolge zu rühmen. Daran gibt es nichts zu verwundern. Grade die Besten sind lange unsicher und in der Möglichkeit, einem bestechenden Irrtum mit Leidenschaft zu verfallen. Was aber die Dialektik der „Geistigen" anlangt, so ist sie mit allen Wassern gewaschen und virtuos bis zur Infamie.

Allen Künstlern, nicht den Malern allein, muß heute gesagt werden, daß die Materie sich nicht ignorieren läßt. Daß die Welt der Erscheinungen da ist, um erlitten und überwunden zu werden. Man kennt das Leben Vincent van Goghs. Dieser Maler, dessen Bilder von höchster Kühnheit sind, war gegen die Wirklichkeit demütig bis an die Grenze der Erniedrigung. Er lebte als Bauer, unter den Armen der Aermste, ein Helfender, Heilender, der Erde sich hingebend, dem Laufe der Stunden und Sonnen und jedem Schmerz, der am Wege schrie. Weil er besessen war von den Dingen, weil er sich an die Dinge verschwendete, weil er umherging mit schmerzenden Augen, in Brand gesetzt von einer tragischen Leidenschaft, die den Körper verzehrte: darum erkannte er die Dinge, darum wußte er um sie Bescheid, in dem Maße, wie alle großen Künstler Bescheid gewußt haben über ihren Gegenstand — ein Wissen nicht nur um die Haut der Dinge, sondern zugleich um ihre Struktur und ihre Funktionen! So sind jene Bilder entstanden, welche Verwandlungen sind, das Aeußere als ein „in Geheimzustand erhobenes Inneres": die Glut einer Blume, das schmerzhafte Wachstum eines Baums, ein Stuhl an der Wand in erschreckender Leere, Bäume, Zypressen, die wie Flammen furchtbar zum Himmel schlagen, brandende Sonnen über einer zum Untergang gesteigerten Welt. Wenn aber die Malerschulen von heut einen Baum als Flamme malen wollen, dann wird das ein leeres Verwechselspiel und bestenfalls eine dekorative Pointe. Sie wissen nämlich im Grunde weder, was ein Baum, noch was eine Flamme ist.

Es bedurfte nicht der Manifestanten von heute, um uns wissen zu lassen, daß in jedem Kunstwerk bestimmte, figürlich faßbare

Prinzipien walten. Gewisse Philosophen des Altertums stellten sich die Gottheit als Kugel vor: es war das Erlebnis der Vollkommenheit, zur Form verwandelt. Die Gruppe der Sixtinischen Madonna ist in ein magisches Dreieck gebannt. Jede geistige Ueberwindung führt eine Lösung herbei, eine Einheit: und diese Einheit, sichtbar gemacht, läßt sich mit Zirkel und Elle ermessen. Aber dies ist ein Erfolg; es steht am Ende und nicht am Anfang. Die Prinzipien, nach denen heute das Bildermalen betrieben wird, stehen am Anfang; der Erfolg wird vorweggenommen. Man stellt sich ein auf Würfel und Dreieck, auf steigende und stürzende Linien, und läßt sich, bis an die Zähne gewappnet, seine formalen Vorurteile durch die Materie bestätigen. Der Gegenstand ist quantité négligeable, ein trauriges Werkzeug. Keiner weiß, was er malt. (Ich glaube, man hält nicht einmal mehr das Studium der Anatomie für erforderlich.) So bleibt das Prinzip für sich: eine leere Formalität, hinter der kein geistiger Inhalt steht. Ob Herrn Ludwig Ypsilon die Welt in Quadraten erscheint, ist eine hervorragend gleichgültige Sache.

Im Evangelium Johannis steht das Wort von dem Weizenkorn, das in die Erde fallen und sterben muß, um Früchte zu tragen. Es ist nichts Tieferes gesagt worden über die Bestimmung des menschlichen Geistes. Heute leiden wir alle darunter, einsam zu sein, abgeschnitten vom Nächsten, jeder auf eine Sandbank gesetzt, und das Meer verschlingt seine Worte. Bilder entstehen, Bücher werden gedruckt; aber der Mensch bleibt allein. Er wird es bleiben, solange er nicht von seinem Hochmut gelassen hat, daß er die Dinge beherrsche. Der Mensch ist so gut ein Sklave der Dinge wie ein Herr über sie, und er wird das eine so wenig wie das andre ohne Strafe vergessen. Mit dem „Willen" allein ist garnichts getan. Der Geist ohne Liebe gebiert den schillernden Tod: kernlose Früchte, Augen aus Glas. Nur dem Lebendigen ist beschieden, Lebendiges zu wirken. Und: Sich verzehren! heißt das Schicksal alles Lebendigen.

Meinen Freunden den Idealisten

von Ignaz Wrobel

Man sollte sie in Gänsefüßchen setzen, bevor man sie schilt. Denn es gibt solche und solche. Solche: die sagen, die Welt ist in uns. Und solche: die sagen, die Erde sei noch garnichts, man müsse erst einmal die Erde in der Vollendung ihrer Idee sehen . . . Da ist es nun merkwürdig zu beobachten, wie sich die übelsten Kerls auf Vater Hegel und seine sieben Söhne berufen, wie der größte Schweinehund das Wort „Wilhelm von Humboldt" auf der Zunge zergehen läßt, daß es eine Lust ist. Nun steht uns im Lärm dieser Tage nicht an, zu untersuchen, ob Hegel wirklich — oder ob Fichte . . . Aber es ist doch merkwürdig: auf den so optimistischen Idealisten Schopenhauer, der ganz unbekümmert im Glauben die Erde durchmaß, schnappt keiner ein. Er verpflichtet.

Musik und die schleimige Philosophie verpflichten zu nichts. Die Begriffe sind freilich groß und weit — es geht alles hinein, aber es ist nichts drin. Gott — Staat — All — wie das hallt! Eben wie ein hohles Faß. Man kann alles hineinpacken, aber man muß nicht. Und unter der weiten Kuppel der erhabenen Worte finden sich alle, alle: Müde und Gesunde und Leute mit dem bösen Gewissen und schöne Seelen und Frauen. Hier haben Sie die Universalweltanschauung; weil sie für Keinen unmittelbar paßt, ist sie Jedem auf den Leib geschnitten.

Aber tun wir doch das Prachtgewand ab —! Dann kommt der Alltag und der Ernst des Lebens. Ertüchtigung — Durchsetzen der Persönlichkeit — gut, gut. Wir werden die Welt nicht ändern, nicht einmal, wenn wir einen Verein gründen. Aber gehört das mit dazu, den mächtigen kitzelnden Willen mit Draperien zu verkleiden? Ist das auch ein Bestandteil der germanischen Philosophie, die jetzt so sehr in die Mode gekommen ist? Langbehnig taucht der Schatten des Rembrandt-Deutschen auf — lieber nicht. „Die Welt ist viel trivialer oder, wenn Du es auf deutsch willst, viel nichtsbedeutender, als sie sich einbildet. Es ist in Wahrheit die größte Seltenheit auf Erden, daß ein Mensch aus wahrhaft pathetischen Gründen etwas Rechtes im Guten oder Schlimmen, nach der Licht- oder nach der Schattenseite hin, wird oder zu Stande bringt. Wir werden meistens durch Kleinigkeiten zu Helden, Narren, Verbrechern oder Parakleten gemacht. Bonaparte kann seine Schneiderrechnung nicht bezahlen, geht hin, heiratet die Maitresse Barras und marschiert zur italienischen Armee. An Schiller schreibt Körner: Schneider Müller fragt auch an, wann Du zurückkommst, und Schiller geht hin und schreibt den Don Carlos. Verlaß dich drauf, Kind, und glaube nicht sofort daran, wenn sie dir mit dem Pathos kommen. Kleinigkeiten sinds —". Also spricht der alte heilige Raabe, und der war auch ein Deutscher.

Die Idealisten aber spielen auf dem Pianoforte ihrer Begriffe — ach, wären es doch schwarze Bösewichter! Der Sonntag ist abstrakt, die Woche aber konkret und nahrhaft, und gerührt blickt Vater Hegel und Mama Fichte, das Elternpaar, auf die so vorzüglich geratene Nachkommenschaft.

Theater-Kredit von Max Epstein

Vor einigen Jahren erschien in einem vielgelesenen berliner Blatt an auffallender Stelle ein Artikel, der Kapitalisten warnte, sich an einem Theater zu beteiligen, da das Geld rettungslos verloren sei. Dieser Aufsatz hat damals unmittelbaren Schaden angerichtet und auch noch lange nachgewirkt. Die gutgesinnten soliden Geldgeber zogen sich vom Theater zurück und überließen den Platz allerhand verdächtigen Elementen, die das Geld in Teilen oder aus dritter und vierter Hand herholten. Unter einigermaßen normalen Bedingungen war für Theaterunternehmungen überhaupt kein Geld

mehr zu bekommen, selbst da nicht, wo der Kredit durch gute Unterlagen zu stützen war. Man kann nicht leugnen, daß grade um die Zeit, da der Artikel erschien, das berliner Theatergeschäft sehr im argen lag, daß sich unter den leitenden Persönlichkeiten der berliner Bühnen zu viele fanden, die ihrem verantwortungsvollen Amt keineswegs gewachsen waren. Die Reihe der Zusammenbrüche war lang, und die Verluste der Geldgeber und Geldbesorger waren erheblich. Seit mehreren Jahren ist dank der Energie fast aller maßgebenden Faktoren ein Umschwung eingetreten. Die dem Theater wohlwollende Haltung des Polizeipräsidiums, die Tätigkeit der Genossenschaft und die im Anschluß an einige meiner Arbeiten einsetzende Aufklärung des Publikums über die volkswirtschaftliche Bedeutung und die Notwendigkeit einer Umgestaltung des Theatergeschäfts haben die Besserung angebahnt. Ein Schritt weiter zum Ziel war die Konzentrierung der wichtigen berliner Bühnenunternehmungen in der Hand einiger erprobter Direktoren. Man hat gegen diese Vertrustung manches eingewendet, man wird sie aber nicht aufhalten können, weil und soweit sie zweckmäßig ist.

Trotz aller Gesundung des theatergeschäftlichen Betriebes aber lassen die Verhältnisse des Theaterkredits noch immer zu wünschen. Ernste Männer, die von ihrem Gelde leben, sind nur schwer zu bewegen, kapitalistisch dem Theater näher zu treten. Die meisten betrachten die Bühne als eine Spielerei und sehen in dem Direktor und seinen Angestellten nur Spaßmacher, die man bestenfalls als Prunkstück für eine größere Abendgesellschaft verwendet, mit denen man aber pekuniäre Angelegenheiten lieber nicht erledigt. Es ist wunderbar genug, daß trotzdem die großen Summen zusammen gekommen sind, die das berliner Theatergeschäft an sich gezogen hat. Im gesamten berliner Vergnügungsgeschäft werden augenblicklich etwa hundert Millionen Mark investiert sein, wovon fast die Hälfte auf das Theater allein fällt. Infolge der Reserve, die sich die soliden Geldgeber auferlegen, werden die Kapitalien für das Vergnügungsgeschäft fast ausschließlich von den Interessenten selbst aufgebracht. Deshalb wirkt jeder Zusammenbruch eines Teils, der schließlich bei der Größe des ganzen Betriebs nach einiger Zeit unvermeidlich ist, erschütternd auf die Teilnehmer des gesamten Unternehmens. Wenn ein Direktor ein Theater gründet, so braucht er fremde Kapitalien; eine ordentliche Gründung kostet etwa eine halbe Million Mark. Wer selbst so viel besitzt, kauft sich Reichsanleihe, aber er spielt nicht Theater, und er legt auch nicht sein ganzes Vermögen in diesem besonders riskanten Geschäft an. Tut er es trotzdem und sucht er Beteiligungen, so findet er sie nicht bei Außenseitern, die von dem Geschäft etwas halten, sondern er muß sich an die Leute vom Bau, an den Kostümlieferanten, den Dramaturgen, den Unterpächter und schließlich an die zu engagierenden Mitglieder halten. Wenn jemand mit Maschinen oder mit Strümpfen handeln will, wird er leichter Geld von außen her bekommen, als

wenn er Theaterkarten verkaufen will. Der Begriff des Theaters als Geschäft sitzt eben noch nicht fest genug im Publikum, das immer an frühere böse Zeiten denkt. So ergeht es den Beteiligten am Theater wie den Spielern mancher vornehmen Clubs. Die Unkosten, die die Unterhaltung verschlingt, sind sehr hoch, und wenn die Mitglieder nur unter sich spielen, so kann man sicher prophezeien, daß jedes Jahr einer zusammenbrechen wird; was nicht der Fall ist, wenn möglichst oft Spieler als Gäste erscheinen. In den letzten Jahren machte sich der Uebelstand nicht so fühlbar, weil nur wenige neue Unternehmungen gegründet wurden dank eben der Konzentrierung des Theaterwesens in einigen Händen. Will ein Direktor oder ein irgend sonst am Theater Beteiligter heute ein Darlehn aufnehmen, so kann er, soweit er nicht zufällig einen guten Freund hat, auch heute kein Geld unter fünfundvierzig Prozent Zinsen bekommen. Der Zinssatz klingt bei der Aufnahme bekanntlich nicht so hoch, da man nur von zehn Prozent spricht. Die Prozente werden aber auf „das kleine Jahr", das heißt: auf weniger als drei Monate unter Hinzurechnung der Entschädigung für kleinere Ausgaben berechnet. Der Zustand ist gewiß höchst unerfreulich.

*

Man hats beim Theater mit drei Sorten von Geldgebern zu tun.

Die Elite wird von Kunstliebhabern gebildet, die mehr und mehr aussterben. Früher gab es einige reiche Leute, an die man sich um Geld für künstlerische Bestrebungen selten vergeblich wandte. Vielleicht wollten sogar einige von diesen Männern stets dabei sein, wo von Kunstfreundschaft gesprochen wurde. Aber die Herren haben zu schlechte Erfahrungen gemacht. Brahm hat zwar sein ganzes Unternehmen auf Konsortial-Beteiligungen aufgebaut, und er hat alle Gelder mit reichlichen Zinsen zurückgezahlt. Aber durch seine Nachfolger, die Sozietät, sind gewaltige Summen verloren gegangen. Auch an andrer Stelle wurden die vermögenden Kunstfreunde enttäuscht. Heute ist ihre Zahl so klein, daß sie kaum noch eine Rolle spielen.

Die zweite Sorte der Geldgeber sind die Leute vom Bau. Hier treten aber noch hinzu alle die zweifelhaften Elemente, welche sich aus irgendeinem persönlichen Interesse beteiligen. Man hat eine Freundin, die man nicht nur engagiert, sondern mit so gutem Gehalt engagiert sehen will, daß man ihre Rente reduzieren oder aufheben kann. In diesem Falle braucht man wenig Zinsen zu verlangen und macht doch ein gutes Geschäft. Oder man hat ein schlechtes Stück geschrieben, das man für gut hält und gibt dem Direktor zehntausend Mark Darlehn, wenn er es aufführt. In einigen Fällen wählt man wohl auch den Weg, daß das Geld als Vergütung für anzuschaffende Dekorationen verwendet werden soll. Kapitalisten dieser und ähnlicher Art verlieren zumeist ihr Geld, denn eine Direktion, die sich auf solche Geschäfte einläßt, ist zu allem fähig, nur nicht dazu, ihre Schulden zu bezahlen. Sonderbarerweise

machen grade solche Geldgeber, welche die unlauterste und gefährlichste Sorte der Theaterwucherer darstellen, ein besonders großes Geschrei, wenn die Sache schief geht und das Geld verloren ist.

Da lobe ich mir die dritte Sorte: die Geldgeber mit den fünfundvierzig Prozent Zinsen. Die spiegeln gar keine lautern Motive vor und sind aus naheliegenden Gründen verhältnismäßig ruhig, wenn sich ihre Zinsträume so wenig erfüllen, daß sie nicht einmal etwas vom Kapital sehen. Hier muß man aber auch noch die Parasiten des Wuchers, die grade beim Theater fast unvermeidlichen Schlepper, erwähnen. Der Direktor, oder wer sonst Geld braucht, kommt fast nie an den eigentlichen Geldgeber direkt heran, sondern dieser hat stets einen Mittelsmann, dem man noch ein erkleckliches Sümmchen geben muß. Wenn auch diese Triarier des Theaterwuchers versagen, muß der Direktor den Tempel schließen.

*

Wie ist nun dem Uebelstand abzuhelfen? Mit der Zeit wird man sich gewiß gewöhnen, die volkswirtschaftliche Seite des Theaters ebenso ernst zu nehmen wie die irgendeines andern Betriebs. Bis dahin aber können geldbedürftige Theaterinteressenten nicht warten. Wo die Hilfe von außen erschwert ist, muß man sich selbst helfen. Die Selbsthilfe kann nur kommen durch Gründung von Kreditinstituten, die eigens dem Theater gewidmet sind. Eine solche Gründung ausschließlich für Zwecke des Theaters ist auch darum nötig, weil die Beamten solcher Unternehmungen eine besondere Kenntnis des Bühnenwesens und vor allem der in Betracht kommenden Personen haben müssen. Kein wirtschaftlicher Betrieb ist von Wert und Unwert der Persönlichkeit in ähnlichem Maße abhängig wie der des Theaters. Mit dem Direktor oder mit seinem Regisseur oder mit seinem ersten Schauspieler oder auch mit seinem Hausdichter steht und fällt oft alles. Ueber solche Dinge muß man genau unterrichtet sein, wenn man ein Kreditinstitut für das Theater wirklich möglich und rentabel gestalten will. Die meisten Geldgeber verlieren ihr Geld, weil sie sich durch Versprechungen und hohe Zinsen locken lassen, ohne die tatsächlichen Verhältnisse genau zu kennen. Seit einiger Zeit wird die Gründung einer Theaterbank erwogen, und, soweit ich unterrichtet bin, hat sie sogar Aussicht, bald verwirklicht zu werden. Wenn die Schaffung von Kreditinstituten fürs Theater von vernünftigen Männern in die Hand genommen wird, dann wird sich gewiß zeigen, daß man die Bühnenunternehmungen als Faktor der Volkswirtschaft ebenso ernst nehmen darf wie irgend eine andre Unternehmung.

* * *

Kurze Zeit, nachdem dies geschrieben war, ist die Theaterbank unter der Firma ‚Berliner Theaterkontor Aktien-Gesellschaft‘ gegründet und handelsgerichtlich eingetragen worden. Geschäftsführer ist der Hofrat Eduard Erhard. Der Umsatz des ersten Monats belief sich auf zweihunderttausend Mark.

John Bulls andre Insel

Und als der Vorhang über dem Schlußakt gefallen war, da ging ich hinaus und weinte bitterlich. Denn dies war die letzte Aufführung gewesen, weil die Kritik das Stück am Morgen nach der Premiere kaltgemacht und die zahlenden Zuschauer weggescheucht hatte. Aber den zwei-, dreihundert des vierten Abends war die Beglücktheit von den Gesichtern zu lesen. Kein Wunder: hier umgab sie wiedergefundener Friede. Hier wurde praktisches Christentum gepredigt. Hier galten die wirklichen Güter des Lebens. Der sie besaß und milde verfocht, hatte sichtlich die Zuneigung seines weisen Dichters, eines Weltbürgers, eines Bruders der Brüder — der freilich eine Maske zu tragen pflegt.. Und das war mein Schmerz: Die Maske hatte man, wieder einmal, für das Wesen genommen. Oder nicht? Shaw bekennt von sich: „Meine Art zu scherzen besteht darin, die Wahrheit zu sagen." Nämlich die große Wahrheit, die Wahrheit über der Menschheit große Gegenstände. Die kleinen Wahrheiten über England und Irland sind nichts als Scherze, die seine große Wahrheit verkapseln. Er ist der Gegenfüßler des Grafen Reventlow, der mutig und fabelhaft weitsichtig äußert, daß Deutschlands Heil ihm unvergleichlich wichtiger sei als das Heil der Welt und der Menschheit. Und da waren unsere Nachtkritiker, die bis zum Kriege an jeder Auslandsmode ihren Snobismus geübt hatten, wie Ein Mann vors bedrohte Deutschland getreten. O, was unabhängige Geister! Sie ließen sich nicht davon fangen, daß das falsche Albion bei Shaw miserabel behandelt wird. Wenn die Engländer grade dies Stück in lachender Ueberlegenheit viele hundert Male gespielt hatten — bei uns sollte fürder kein Engländer (oder Irländer) Bretter verunreinigen dürfen, die so echt deutsche Dichter wie der Kotzebue und der Kadelburg zum würdigen Sitz der hehren Melpomene geweiht hatten. Nun, Shaw ist abgestochen. Das Vaterland und die Kunst sind gerettet. Ich komme zu spät. Und meine Tränen fließen.

Durch den Schleier erblicke ich: eine lehrreiche völkerpsychologische Abhandlung, die in eine sarkastisch eifernde Anklage des kolonisierenden England ausläuft; einen graziösen Schwank, für dessen Verständnis allerdings mehr vorausgesetzt wird als der regelmäßige Besuch von Skowronneks und Hellers Schwänken; einen ernsten und schönen Aufruf zur Gerechtigkeit und zur Nächstenliebe, der in dem Schwank steckt als seine Perle und Rechtfertigung. Die Abhandlung, das Vorwort des Buches, geht den Theaterbesucher nicht an. Aber sie geht auch den Schwank nicht viel an. Erinnert ihr euch an den Wälzer von ‚Mensch und Uebermensch'? Genau so fertigt Shaw diesmal aus seinen Gedanken über Politik und Religion, über Nationalismus und Heer, über Rasse und Zivilisation und sonst über tausenderlei ein breites und wuchtiges Piedestal, auf dem der Vierakter sich zunächst etwa ausnimmt wie der Sperling auf der Kanone. Der Engländer Broadbent, lustig, phrasenfroh, ungebildet, skrupellos und erfolgreich, und der anglisierte Irländer Doyle, feinfühliger, phantasievoll, unbefriedigt, unselbständig, also auf seinen Sozius angewiesen — diese beiden londoner Zivilingenieure besuchen Doyles Heimatsort, wo der

ulkig unmanierliche Broadbent zwar ausgelacht wird, aber, wie immer, Schwein hat: mit seiner Kandidatur fürs Parlament; mit seiner Werbung um Doyles sitzengelassene Jugendliebe; mit seinem Projekt einer Bodenerschließung für Luxushotels. Wahlleidenschaften, Liebe, Geschäft: genügend Gelegenheit, um englische und irische Sitten und Eigenschaften gegeneinanderzustellen. Erfreuliche wechseln mit unerfreulichen, hüben wie drüben. Ist der Dichter ein Opportunist, ders weder mit seiner Bluts- noch mit seiner Wahlheimat verderben will? Nein, sondern ein skeptischer Kopf, für den es einfarbige Menschen, schwarze und weiße, nicht gibt; und schon gar nicht gute und schlechte Volksstämme. Ein Drama ist bei ihm eine Mannigfaltigkeit vieldeutiger Gefühlsvorgänge, deren Geflimmer Charakteristik und Handlung zugleich ist. Seine Wesen leben vom Licht, von dem fließenden, strömenden, zitternden Licht, das ein ironischer Geist auf sie wirft. Der keineswegs so wurzellos und so wenig künstlerhaft ist, daß er nicht die Entrücktheit und Verträumtheit von John Bulls andrer Insel einigermaßen lebendig machte und dadurch überzeugend erklärte, warum sie zu der einen Insel in diesem bestimmten Verhältnis steht.

Halt — aber das ist es ja eben: hier wird eine häusliche Angelegenheit Großbritaniens traktiert; und darum sollen wir uns jetzt kümmern?! Ach, es kommt wohl nicht darauf an, was traktiert wird, sondern wer traktiert, und wie er es tut. Ein irischer Tagelöhner von Shaw ist mir näher als ein berlinischer Redakteur von Presber. So sehr hat der Krieg die Gehirne benebelt und die aesthetischen Grundbegriffe getrübt, daß man solche Selbstverständlichkeiten ausdrücklich feststellen muß. Wäre Shaw nur pathetisch! Dann würde man ihn vielleicht auch ablehnen, aber wenigstens merken, was er meint. Gottseidank ist er ein Frozzler von Pathos. Er hat in sich einen Ueberschuß von Seelenvergnügtheit, die ihm unwillkürlich aus allen Poren spritzt und die Atmosphäre reinigt und abkühlt. Und jetzt wirds verwickelt. Mit dieser Begabung für feinste, blendendste Unterhaltungsliteratur schwärmt der vertrackte Shaw für die „angewandte Dichtkunst", die einem philanthropischen Zweck dient. Dieser Satiriker, dieser voltairisch boshafte Spötter — nicht mitzuhassen, mitzulieben ist er letzten Endes da. Die Wege, welche er weist, führen nicht in den Himmel, sondern auf eine bessere Erde. Shaws Mann ist nicht Pastor Dempsey, der seiner Gemeinde freilich den Himmel über den Wolken verspricht und deshalb im Amt bleibt. Shaws Mann ist der Pastor Keegan, den die Kirche verstoßen hat. Das ist ein Fünfziger mit dem Gesicht eines jungen Heiligen, mit weißem Haar, sanften Augen und einer beruhigend melancholischen Stimme. Er geht durch das Stück wie Gorkis Luka durchs Nachtasyl, aber ohne das kleinste bißchen Falschheit. Den Grashüpfer und das Grautier achtet er nicht geringer als die irrend strebenden Menschenkinder, denen er ohne Lehrhaftigkeit zu Gemüte führt, was es mit ihren Geschäften auf sich hat. Ein Gottsucher. Da er von Shaw, so ist seine Vorbildlichkeit mit lustigen Flecken gesprenkelt und seine arme reiche Seele zwar beschwert mit Melancholie, aber erleichtert durch eine mystische Fröhlichkeit. Ganz natürlich, daß der Schöpfer Emanuel Quints einer Komödie zugestimmt hat, deren Mittelpunkt dieser

irische Narr in Christo ist. Dieses Kind. Es weiß, daß die Welt vier verfluchte Jahrhunderte lang den törichten Traum der Tüchtigkeit geträumt hat, und daß sein Ende noch immer nicht abzusehen ist. Aber es glaubt, daß das Ende kommen wird. Dieses Kind. Es wird vom Iren genau so verhöhnt wie vom Briten. Aber es würde sich an seiner Sendung vergehen, wenn es sein Herz dem Einen weniger weit auftäte als dem Andern. Brauchen wir, in den Tagen des Grauens und der Erbarmungslosigkeit, diesen Ton? Der „Feind", der ihn anschlägt, ist kein Feind. Von allen Bühnen müßte er heute erklingen, der Ton Peter Keegans und Bernard Shaws. Das Theater, in dem er erklingt, veredelt die Menschen, verkürzt den Krieg. Darum hat die berliner Nachtkritik Sorge getragen, daß am fünften Abend schon wieder die beiden Klingsböcke meckern konnten.

Das Lessing-Theater war der Ehre, diese Komödie spielen zu dürfen, nicht ganz gewachsen. „Für den Dichter" hatte Kurt Götz den Engländern Unfreundlichkeiten zu sagen, die aus dem Vorwort des Buches zusammengestellt waren. Eine Fälschung, weil darin auch Freundlichkeiten über die Briten und Unfreundlichkeiten über die Iren stehen; eine Anbiederung an die Galerie; eine Beeinträchtigung des Reizes, uns selbst nach des Dichters geheimen Sympathien und Sehnsüchten suchen zu lassen; kurz: eine Sünde wider den Geist des reifen, unparteiischen, souveränen Dramatikers. Teilweise machte das Barnowskys Regie wieder gut. Was an der Komödie Heimatkunst ist, hatte er in ländliche Typen, Klossowski in leuchtende Bilder gefangen. Es gab Granitfelsen, rotes Heidekraut, Stechginster, Farbenbänder von grüner Seide quer über den irischen Himmel, einen duftigen Frühstücks- und Debattiergarten und eine Wohnstube, deren ethnologische Sonderheit nicht von den urkräftigen oder weichen Insassen ablenkte. Shaws Spiritualität gewann so viel Körper, wie bei dieser Besetzung möglich. Herr Schroth war ein männlich vornehmer Doyle, ohne grade ein Ire sein zu müssen. Traute Carlsen, ein schönes, halb schwermütiges, halb schwerfälliges spätes Mädchen vom Lande, die Grüning persönlicher als ihre Rolle. Zur Rundung trug bei, daß man ein paar der treffendsten Regiebemerkungen eigenmächtig dem Dialog zugeschlagen hatte. Wenn den nur alle beherrscht hätten! Herr Salfner ist für Tom Broadbent von Natur nicht ungeeignet. Wie weit seine Schauspielkunst reicht, wird man erst in einem Falle beurteilen können, wo ihm Tempo, Tonstärke, Einschnitte und Gelächter nicht mehr von dem Wunsch bestimmt werden, seine Gedächtnisschwäche zu verschleiern. Manchmal setzt er sich überraschend in Galopp. Aber grade das ist nicht Sicherheit, sondern Wettlauf mit der Souffleuse. Gleichviel: um Peter Keegan verschwinden die Andern. Es ist das Glück der Aufführung, daß Theodor Loos den Platz in der Mitte hält und an diesem Platz höher ragt als sonst. Der Anblick der Welt verschlägt Peter Keegan die Rede, der Dialektiker Shaw aber gibt sie ihm wieder, und Loos blickt mit tiefverwunderten Augen philosophische Kommentare zwischen die Zeilen. Hier wächst ein Erbe Oscar Sauers heran. Man dachte an dessen Heiligen Antonius; bei Loos wie bei Shaw. Man gedachte ehrfürchtig — und wird lange ohne verzeihendes Verständnis eines verruchten Justizmords gedenken.

Judenzählung vor Verdun von Arnold Zweig

Um Mitternacht rührte mich eine leise Hand an: „Steh auf". Ich trat vor die Tür der schweigenden Schlafbaracke und sah: Azrael, Cherub, der über Tote gebietet, stürzte vom Nachtfirmament herab, rachegeflügelter Zorn, stieß ins Horn Schofar und schrie: „Auf zur Zählung, ihr toten Juden im deutschen Heer!"

Es verging keine Zeit, da wimmelte das Feld von leisen Gestalten bis an die gebogenen Hügel, hinter denen brüllte die Feste Verdun, neu angefacht, und ihre kleinern Essen brüllten laut; Flammen schlugen furchtbar auf, zuckend zerbrach am Horizont des Geschützes die wehklagende Nacht. Der Wind flog vom Orion her, der schwach über den Höhen hing in trüben Schleiern. Raunen bebte übers Gelände, düsterer Schein umwitterte Tausende. Ein Tisch stand, aufgeschlagen ein großes Buch, ein Schreiber saß in Montur dahinter, spitznäsig mit gelbem Schopf. Er rief:

„Antreten dem Range nach! Die Totenstammrolle ist anzuerkennen!" Da sagte eine milde Stimme: „Oh warum laßt ihr uns nicht schlafen, da wir schon lagen in der Erde Arm ruhevoll!" Und der Schreiber: „Die Statistik fragt, wieviel von euch Juden sich vom fernern Krieg gedrückt ins Grab." Stöhnen stieg auf vom Gelände, als klagte der Boden, und die Stimme rief schmerzlich:

„Großes Vaterland, ich gedachte für dich zu sterben und zu ruhn!" Aber ein Wirbel bewegte die Toten, sie standen am Tische einer nach dem andern, Hauptleute und Stabsärzte zuvor und Leutnants und Aerzte, Feldwebel und Wachtmeister, Unteroffiziere, Gefreite, Gemeine. Und eine dürre Feder gab der Schreiber in jede Hand, sie floß wie ein geritzter Finger, seinen hebräischen Namen schrieb ein jeder in kleinen roten Lettern, die leuchteten wie quadratische Siegel. Da standen die Leichname geduldig und warteten, und wer geschrieben, der legte schweigend die Abzeichen auf den Tisch, die er trug, und trat zurück, einer in der Menge. Da lagen die dicken Achselstücke der Stabsärzte und die silbernen der Offiziere, Portepees wie silberne Eier, die Tressen der Unteroffiziere, die kleinen Aeskulapstäbe, die großen Knöpfe der Gefreiten; die Eisernen Kreuze der Ersten Klasse und wie viele der Zweiten, andre Kreuze und Medaillen, schwarzweiße Bänder in allerlei Farben. Der Haufen schwoll aber auf dem Tische.

Die stillen Männer traten heran, schrieben und wurden Menge. Wie eine leichte Aura umgab sie der Umriß des alten Leibes, phosphoreszierend wie faules Holz; aber den dunklern Kern gab der Körper, den man ins Grab gelegt zu seiner Zeit. Die Bäuche waren zerfressen vom Flecktyphus und ausgehöhlt von Ruhr. Ihre Köpfe wiesen Löcher auf vom Geschoß, halbe Schädel hatten Granaten entführt, Arme mangelten, Beine, Rippen zerbrochen drangen aus zerfetzten Uniformen; sie waren mit Verbänden umwickelt, mit Lumpen bekleidet, ohne Stiefel; erloschene Augen

blickten düster, von gesenkten Stirnen fiel weißer Schein, die Toten schwiegen in Scham und Trauer. Da standen Jünglinge bei Knaben und junge Männer neben reifen. Und sie gaben an, wie alt sie seien und wo geboren: überall im deutschen Land, und was für Berufe: Lehrer und Rechtsanwälte, Rabbiner und Aerzte, Reisende, viele Studenten aller Fakultäten, Schüler, Maler, junge Dichter, Kaufleute, Handwerker und Kaufleute wiederum und immer wieder Kaufleute. Und wo gefallen, wo lagen sie im Grabe? Bei Lille, sagten sie, und Pozières, die ganze Somme entlang, Thiaumont hieß es und Azannes, Fleury und Vaux, Champagne, Argonnen, Vogesen, ganz Flandern, die lagen am längsten im feuchten Grund; Bzura klangs, Ostpreußen, Karpathen, die Slota Lipa, der San ward genannt, Kowno und Dünaburg, wolhynischer Sumpf, ungarischer Wald, serbischer Berg, galizisches Tal: und Azrael nickte, der Engel, bei jedem, er hatte sie ausgesät wie Samenkörner, weit geworfen, hierhin, dorthin. Alles stand verzeichnet im Buche, die Feder bewegte sich, kleine rote Buchstaben erschienen auf dem bleichen Blatte. Manchen aber leuchtete ein helles Kreuz über der Stirn, die waren getauft; der Schreiber fragte jeden: Jude? Und er nickte, er sagte: „Sie wissen doch"; er sagte: „Mosaischer Konfession"; „Israelit" sagte er, „Deutscher jüdischen Glaubens" — „Jude, ja" sprach mancher und streckte sich, und die Kreuze verblichen jedem. Und wie die frischesten am Tische standen, fast noch blutend, aus Rumänien hergeweht, der Dobrudscha, der Somme . . .

Der Mond verlor den Schein, Wind wehte heftiger ins Dunkel, Azrael hob die Hand, das Feld lag leer, überbuscht von zerstiebendem Scheine. Nacht brach herein, ganz schwarz, am Rande zerloht von der Esse Verdun brüllend hinter den Höhen.

Aber es war den toten Juden kein Halt mehr auf dem Grund ihrer Gräber. Sie sanken, langsam glitten und seelenlos tiefer die Körper abwärts, tiefer hinab. Ein Strom, schwarz und lautlos, floß in den Adern der Erde, er nahm sie auf und wälzte sie ostwärts; runde Walze wurde jeder, schrumpfte, ward groß wie ein Ziegel und ganz weich. Und er warf sie aus im frühen Morgen, mündend unter Palmen ans Licht einer jubelnden Sonne, die stieg aus dem Meer. Ein großer Mann aber mit schwarzem, breitem Bart, dem rügenden Blick und der Schürze des Werkmannes, die Kelle rechts neben sich liegend und links das nackte Schwert, ergriff einen jeden und preßte ihn, er ward in der Sonne hart zum Stein und gefügt in ein niederes Mauerwerk, und Walze neben Walze warf der Strom ihm zu Füßen, Stein neben Stein setzte der Mauernde, er sah nicht auf. Ein Greis trat zu ihm und grüßte ihn, ein junges Lächeln lag wie Morgenrot auf altem Fels über verwitterter Stirn und dem greisen Barte. „Gegrüßt sei, der am Turme mauert", sagte er, und: „Gedankt dem, der die Tochter Zions erblickt hat", antwortete der

Baumeister und setzte einen Stein. „Die Tochter Zions ist auf dem Wege", sprach Akiba, und der Schaffer errötete vor Glück. Ich aber konnte nicht mehr an mich halten: „Oh Akiba," rief ich, „wann kommt der Messias!" Sein Blick prüfte meine Seele. „Vor den Toren Roms sitzt ein buckliger Bettler, der Messias, und wartet", sprach er; mich erschreckt' es wie Drohung. „Worauf wartet er, Meister?" rief ich voll Angst. „Auf dich", sprach der Greis und wandte sich. Und ich erwachte vor jähem, grellem, herzerneuendem Schreck.

Feldgrauer Vater an der Wiege

von Karl Bröger

Klares Sommerlicht,
mein Kind, ist dein Gesicht.
Licht, das auf Mutters Scheitel geruht,
Licht, das dich küßte in Vaters Blut . .
Doch silbernes Licht und Sommer sind weit.
Du bist Zeit, mein Kind, du bist Zeit!

Bist Jahr, das donnert und blitzt,
Monat, der auf knöchernem Throne sitzt,
Tag, der mit erzener Stimme schreit,
bist menschenfressende Zeit.

Als du, mein Kind, noch flaumleichter Traum gewesen
und ich dich nur als zärtliches Wort in Mutters Briefen gelesen,
standen schon Männer um dich geschart, mein Kind,
deren viele um dich erschlagen sind.

Tausend sind dir Vater geworden.
Jeder, der um dich starb im grausigen Morden,
darf dich Sohn und Erben nennen,
und du mußt dich zu seiner Liebe bekennen.

Heut fühl ich mich ganz von Schuld des Todes entsühnt,
weil das Leben, der Mensch, die Liebe in dir grünt.
Laß uns dein Leben auf alle Massengräber pflanzen,
dann wird die blutende Welt einst wieder singen und tanzen,
und dich werden selbst die Toten lobpreisen . . .
Mein Sohn, Friederich sollst du heißen!

Klares Sommerlicht,
mein Kind, ist dein Gesicht.
Sommer und Licht sind nimmer weit . .
Dann sei Zeit, mein Kind, sei Zeit!

Frau Meta Kupfer von Vindex

Daß der Schwung, die Phantasie und jegliche Ursprünglichkeit in der gegenwärtigen Zeit auch jenen Freischärlern des Kapitals gänzlich abhanden gekommen sind, die abseits und in Vermummung den Kampf ums Geld führen, das hat der Fall Kupfer jedem, der sehen will, zur Handgreiflichkeit dargetan. Es würde deshalb nicht verlohnen, auf diesen Schwindel auch nur mit einem Worte einzugehen, wenn hier nicht endlich brutal und für jedermann sichtbar an den Tag getreten wäre, was für den Beobachter von Menschen, Dingen und Umständen schon längst feststand: nämlich daß die Wellen der Kriegsleidenschaften, nachdem ihr idealer Schwall und Ueberschwang sich in den Gemütern der Daheimgebliebenen weithin gelegt hat, nunmehr mit allerhand Schlamm und Unrat ans Ufer zu spülen beginnen. Das große Erstaunen, dem Frau Kupfer Ausdruck gab, daß ihre vornehme, gebildete und zahlreiche Klientel das Spiel nicht schon längst durchschaut hatte, macht es klar, wie wenig diese Frau wußte, was sie tat, und mit wie wenig Verstand die Welt der Triebe regiert wird. Die plumpe Konstruktion der Falle, in die sich Frau Kupfers Teilhaber, Bankiers, Industrielle, Offiziere, stürzten, beweist ferner, daß es hier nicht auf die Technik des Fangmittels, sondern auf die Eigenschaften des Köders ankam. Was aber kann in diesen Zeitläuften den Gaunern von durchschnittlicher Art und Qualität näher liegen als der Lebensmittel- und Kriegslieferungsschwindel?

So betrachtet, tritt Frau Meta Kupfer in den ihr angemessenen Schatten des mittelmäßigen Betrügertums zurück. Was sie kennzeichnet, ist ein planloses Drauflos, ein Nichtzurückkönnen; und es ist hinreichend wahrscheinlich, daß sie mit einem Aufatmen der Erleichterung den Wagen bestiegen hat, um mit den beiden Herren, die im Zeichen der blechernen Polizeimarke bei ihr erschienen waren, zum Verhör und in die Haft zu fahren. Etwas interessanter als Frau Meta kann unter Umständen die Tochter, kann Gertrud Kupfer sein, die in einem frühern Zeitabschnitt ihres Lebens bereits die nicht gewöhnliche Neigung bekundete, auf Flugzeugen in die Luft empor zu steigen, und für die, wie es scheint (obwohl es aus mancherlei Gründen ungewöhnlich ist) die Mutter sich in Freigiebigkeit und Fürsorge erging. Aber auch Gertruds Charakter schwankt bei näherer Betrachtung, und der Kientoppdarsteller sowie der Leutnant (beide mit dem Hausschlüssel) geben auch dieser Seite der Affäre und dem Fräulein Kupfer doch wieder einen höchst gemeinläufigen, verkitschten und etwas komischen Anstrich.

Nicht also um dieses Drum und Dran kann es sich beim Fall Kupfer drehen, sondern um die Eröffnung des Einblicks in die kriegsbewegte Seele eines als gewichtig anzusehenden Volksteils. Wenn die Zeitungsberichte zutreffen, haben so ziemlich alle Gesellschaftsschichten, bei denen der Besitz von Geld und Ersparnissen vorkommt, die Profitlust unbedenklich allen Erwägungen des Verstandes und auch den weniger robusten Regungen der Seele vorangestellt. Leute aus allen „bessern" Ständen und Klassen haben sich dazu gedrängt, die festen Prozente und Anteile, die Frau Kupfer ihnen aus ihrem Handel in Aussicht stellte, in die Tasche zu stecken. Man hört, daß manche Einlagen sich in wenigen Wochen verdoppelten, verdreifachten und vervierfachten; seelenruhig haben die glücklichen Gewinner das Verdiente eingeheimst, und keinem Einzigen von ihnen haben Gedanken altruistischer Art oder Rücksichten auf die

Allgemeinheit ihrer Volksgenossen — zu deren Lasten diese beispiellosen Gewinne ja wohl gehen mußten — irgendwie den Tag oder die Nacht verstört. Niemand hat sich ernstlich davon Rechenschaft abgelegt, daß die Preisaufschläge, die doch Frau Kupfer auf die Lebensmittel machen mußte, um die hohen Dividenden zu zahlen, in langen und bittern Arbeitsstunden bei Tag und Nacht frohndender Volksschichten, aufgebracht werden mußten, und daß es auf Gemeinkraft und Kriegstüchtigkeit lastend zurückwirken mußte, wenn man die Preise für die Lebensbedürfnisse des Heeres und der Zivilbevölkerung zu unabsehbarer Höhe emportrieb. Nie wurde das Wort Proudhons, daß Eigentum Diebstahl ist, deutlicher bekräftigt als durch die skrupellos errafften Vermögen der Kriegsprofitler um Frau Kupfer; um jene armselige Betrügerin, die mit einigen gefälschten Dokumenten hantierte, und die mit Staunen sah, wie der Kreis der durch Gier Verblendeten wuchs und wuchs.

Daß schließlich das Ganze eine Seifenblase war, tut nichts zur Sache und ändert an der Auffassung von dem Wesen des Vorgangs und an den Motiven der Beteiligten garnichts. Sieht man sich die stolzen Standesbezeichnungen an, die als Anhänger, Betroffene und Leidtragende genannt werden, vergegenwärtigt man sich, daß Grafen und Barone, Offiziere und Industrielle, Bankiers und Großkaufleute zu den Anbetern des Feuerwerks gehörten, das Frau Kupfer abbrannte, dann erinnert man sich, daß es genau dieselben Kreise sind, die unter den wort- und edelsinnreichen Aufrufen zur Betätigung des Opfermuts, der Vaterlandsliebe, der Wohltätigkeit zu stehen pflegen. Gebt das Gold und den Schmuck in die Reichsbank, meidet den Luxus, spart, um zu spenden, seid gebefreudig und uneigennützig in dieser schweren Zeit — so rufen uns die Plakate an den Wänden zu, so flattert es uns mit jeder Post ins Haus. So will es der Imperativ der Pflicht. Aber wenn man des frohgemuten Treibens im Hause Kupfer und der wilden Jagd der guten Gesellschaft hinter dem Gaukelbild abenteuerlicher Kriegsgewinne gedenkt, dann wird der Verdacht zur Gewißheit, daß nach wie vor jene Leute umgehen, die uns öffentlich Wasser predigen, damit sie heimlich desto reichlicher Wein haben.

Antworten

Julius Bab. Die Belehrung, die Sie mir in Ihrem Brief erteilen, hindert nicht, sondern bestimmt mich, ihn zu drucken „Nach der Aufführung von ‚Dantons Tod' priesen sowohl Sie selbst wie die meisten berliner Kritiker die Maske und Auffassung des Saint-Just als eine geniale Erfindung. Ich glaube, Sie schrieben ungefähr: wo anders als bei Reinhardt käme man auf den Einfall, diesen Blutmenschen mit so weibischer Eleganz auszustatten? Nun, ich möchte Ihnen diese Frage beantworten: Beim lieben Gott kommt man auf diese ausgezeichnete Idee, indem nämlich jedes illustrierte Geschichtswerk, wie's im Hause Reinhardt offenbar auch eines gibt, den Beweis erbringt, daß der Saint-Just tatsächlich so ausgesehen hat. Bevor Tschudi die Nationalgalerie aus einer historischen Rumpelkammer zur ersten modernen Bildersammlung Deutschlands umschuf, hing dort ein Bild von Adam: ‚Der neunte Thermidor' — ein kleiner Geschichtsschinken, der auf mich als Knaben immer großen Eindruck gemacht hat. Ganz besonders durch die Gestalt des Saint-Just, der inmitten des tobenden Konvents, lächelnd aufgerichtet, mit seiner frauenhaften Schönheit den Vordergrund beherrschte. Ich finde es bei der großen Geschichtsnähe, in der sich Büchner selbst gehalten hat,

künstlerisch durchaus berechtigt, daß sich das Deutsche Theater — ich sah übrigens nicht mehr Werner Krauß, sondern den in gleicher Auffassung vortrefflichen Arthur Bergen — an dies Vorbild hielt. Aber man sollte doch auch dem lieben Gott sein Verdienst lassen, der diesen blutigen Saint-Just so geschaffen hat, daß er zu der Zeit, wo Büchners Werk spielt, ein sechsundzwanzigjähriger Aristokratensprößling, ein Marquis, ein fanatischer Rousseau-Schüler und glänzender Literat war — und deshalb dieses Gesicht hatte. Uebrigens war der liebe Gott auch so freundlich, in unsrer Generation einen deutschen Schauspieler zu schaffen, der beinahe nichts zu tun brauchte, um eine unerhört echte Danton-Maske zu machen und auch aus seinem Innern die melancholische Brutalität dieses aristokratischen Demagogen gewaltigsten Formats glänzen zu lassen. Der Mann heißt Paul Wegener und ist, soviel ich weiß, am Deutschen Theater engagiert. Wahrscheinlich ist das der Grund, warum diese Bühne in die Mitte einer herrlichen Inszenierung Ferdinand Bonn, diesen Schatten eines ehemals schlechten Schauspielers, gestellt hat."

Rudolf Georg R. Sie sind mit dem Programm von Reinhardts schweizer Kunstreise unzufrieden, „weil es doch der Zweck der Aufführungen war, dem neutralen Publikum deutsche Kunst und zwar in erster Linie deutsche Dichtung, in zweiter Linie erst deutsche Regie- und Darstellungskunst zu zeigen". Sie sind überzeugt, „daß Reinhardt den Zweck seines Besuchs in Neutralien besser erreicht und deutscher Kultur noch herzlichere Sympathieen erworben hätte, wenn etwa statt der ‚Orstie' — mit schlechter Besetzung der Frauenrollen und ungeeigneten Chören — ein Werk aus dem Deutschen Zyklus oder von Hauptmann aufgeführt worden wäre" . . . und so weiter, und ich soll nun dazu „Stellung nehmen". Das ist ja jetzt zu spät. Aber ich hatte tatsächlich rechtzeitig die Absicht, weil es auch mir auffiel, und erkundigte mich, weshalb nicht . . . und da bekam ich die Antwort, daß — abgesehen von der ungeheuern Schwierigkeit, an vier Stellen zugleich zu spielen, und der Notwendigkeit, theaterpraktische Rücksichten zweiten und dritten Grades über kulturelle zu setzen — also daß abgesehen davon das wichtigste und „deutscheste" Mitglied der Bühne, ohne welches die meisten deutschen Dramen des Spielplans garnicht oder nur höchst unzulänglich zu geben seien, sich aufs entschiedenste weigere, in die Schweiz zu gehen, weil plötzlich Krieg mit der Schweiz ausbrechen könne und überhaupt die allgemeine Unsicherheit der Welt, des Eisenbahnverkehrs und der Ernährungsverhältnisse es nicht ratsam erscheinen ließen, sich aus Berlin zu entfernen . . . und da erkundigte ich mich bei dem Mitglied, ob das stimme, und da wurde es mir bestätigt, und da hielt ich für richtig, vor solchen Naturgewalten zu kapitulieren und nicht erst große Töne zu reden, wodurch doch nichts geändert worden wäre.

Mitteilung

Siegfried Jacobsohn wird an der Lessing-Hochschule eine achtstündige Vorlesung über Das Theater der Reichshauptstadt abhalten. Die einzelnen Vorträge werden behandeln: 1.) Berliner Theater nach 1870, 2.) Die Meininger, 3.) L'Arronge, 4.) Freie Bühne, 5.) Brahm, 6.) Reinhardt, 7.) Berliner Theater während des Krieges, 8.) Zukunft des deutschen Theaters. Für den Zyklus, der an den Dienstag-Abenden 8—8,45 Uhr, beginnend Dienstag, am 6. Februar, in der Aula der Auguste-Victoria-Schule, Nürnberger Strae 63 (an der Tauentzien-Straße) stattfindet, beträgt die Hörgebühr 6 Mark. Karten und ausführliche Verzeichnisse sind außer im Bureau der Lessing-Hochschule Kurfürstendamm 16, Steinplatz 1987 (10—1, 4—7), erhältlich an den Theaterkassen von Bote und Bock, Kaufhaus des Westens, Hermann Tietz, Café Josty und in allen größern Buchhandlungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Demagogie und Disziplin von Germanicus

Es liegt nahe, nachdem der uneingeschränkte Unterseebootkrieg eingesetzt hat, daß nun gewisse Leute sich rühmen, ihn erzwungen zu haben. Graf Reventlow sprach sogar von dem Sünder, über den man sich, da er endlich zur bessern Einsicht gelangt sei, beinahe freuen könne. Die politischen Kindlein, die dem Grafen zuhörten, fanden diese Wendung sehr witzig; sie ist aber in Wirklichkeit nur eine Aeußerung der Demagogie, nur ein Trugschluß des Unverantwortlichen. Es wäre traurig um das deutsche Reich bestellt, wenn seine verantwortlichen Stellen sich durch den Lärm der Straße, die Erregung von Versammlungen oder die Anmaßung von Zeitungsartikeln zu ihren Maßnahmen drängen ließen. Glücklicherweise hat sich das monarchische Prinzip, dessen Wert wir grade darum schätzen lernten, als ein unverrückbares Bollwerk gegen die Willkür und den Vorwitz der Demagogie erwiesen. Es war beinahe unnötig, war aber zur Belehrung der ungefragten Hitzköpfe geboten, daß der Kanzler in seinen Auslassungen, die den Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges ankündigten, ausdrücklich betonte: alle berufenen Stellen hätten sich in diesem Entschluß zusammengefunden, alle wären einig. An solcher Selbstverständlichkeit kann die Taktik einiger Boulevardblätter, bei dem Dank für den neusten Kriegsentschluß geflissentlich die Reichsregierung auszunehmen, nichts ändern. Die beabsichtigte Bosheit solcher Differenzierung zeigt nur, wie wenig politische Disziplin diesen Frondeuren zu eigen ist. Die Sicherheit, mit der wir auf ein gewaltiges Ergebnis des uneingeschränkten U-Boot-Krieges rechnen, würde erheblich schwächer sein müssen, wenn wir nicht die Ueberzeugung hätten, daß alle Verantwortlichen den folgenschweren und vielleicht über Deutschlands Schicksal entscheidenden Entschluß gemeinsam, in Einer Erkenntnis und in Einem Willen gefaßt haben. Man sollte uns also endgültig mit solchen disziplinlosen Taschenspielereien, die höchst gleichgültige Leute als die Bezwinger des weltenbewegenden Entschlusses ausgeben möchten, oder die zum mindesten versuchen, den Entschluß als das Ergebnis einer besondern Ressort-Energie hinzustellen — man sollte uns mit dergleichen verschonen. Die Demagogie ist kein politisches Element; politisches Leben ist nur dort, wo Disziplin herrscht.

Diese harte, ganz unlyrische und von aller Gefühlsromantik freie Auffassung wird immer mehr allgemein. Es ist ohne Zweifel kennzeichnend, daß einwandfrei konservative Kreise sich gegen das Treiben der sogenannten Alldeutschen abzuschließen beginnen; es will beachtet sein, daß der ‚Reichsbote‘ eine Zuschrift abdruckt, worin die seltsame Kritik der Alldeutschen Blätter an Herrn von Heydebrand sehr deutlich zurückgewiesen wird. Heydebrand hat auf eine

Anfrage, welche Kriegsziele er habe, geantwortet: „Sie fragen mich nach meiner Meinung über die Kriegsziele. Da scheint mir nun der Zeitpunkt, da alles auf der Schneide des Schwertes steht, da alles von unseren militärischen Erfolgen der nächsten Zeit abhängt, wie grade jetzt, für eine allgemeine Kriegsbetrachtung wenig günstig. Denn der Gang jener Entwicklung bietet die naturgemäße Grundlage jedes sonstigen Kriegszieles." Die Alldeutschen Blätter haben es für angemessen befunden, Herrn von Heydebrand eine scharfe Rüge zu erteilen: „Grade in der letzten Zeit bestand Grund zu besonderer Sorge darüber, daß die Kriegsziele gewisser, teils maßgebender, teils einflußreicher Kreise, das Maß des Notwendigen nicht erfüllen. Herr von Heydebrand scheint diese Sorge nicht geteilt zu haben." Die Zuschrift, die der ‚Reichsbote' veröffentlicht, und die von ihm unterstützt und unterstrichen wird, ist durchaus andrer Meinung: „Was Herr von Heydebrand gesagt hat, sollte für jeden unvoreingenommen Denkenden selbstverständliche Wahrheit sein. Grade im Augenblick haben die Waffen so vollkommen das Wort, daß das Gerede über Kriegsziele als Kannegießerei anmutet . . . Für einen konservativen Mann sollte es erstes Gebot sein, unsrer Heeresleitung das Vertrauen zu schenken, daß sie jetzt und später alles zu des Vaterlandes Wohl erreicht, was überhaupt nur erreicht werden kann." Solche Absage der Konservativen an die Demagogen ist eine erfreuliche Sicherung für die Sachlichkeit der künftigen deutschen Politik.

Eine andre Nachricht unterstützt unsre Zuversicht. In Bielefeld hat der hinlänglich bekannte Abgeordnete Fuhrmann eine nationalistische Vorstellung gegeben und dabei den üblichen Paradeschimmel gegen die Reichsleitung geritten. Darauf antwortete die sozialdemokratische Partei mit einer Versammlung, in der — und auch das will sehr beachtet sein — der Gewerkschaftssekretär der Christlich-Sozialen eine geharnischte Erklärung gegen den Demagogen abgab: „Wenn die Kreise um Fuhrmann gegen die Regierung Sturm laufen, dann ist es wohl in erster Linie die Furcht, daß die breiten Schichten des Volkes Zugeständnisse von der Regierung zugebilligt erhalten können." Damit hat der christlich-soziale Gewerkschaftssekretär wohl die eigentliche Triebkraft der Regierungsgegner aufgedeckt und die Unsachlichkeit ihrer Kanzlerstürzerei gekennzeichnet. Es gehört zum Wesen der Demagogie, daß sie Gefühlsräusche erzeugt, um über ihre eigentlichen Absichten hinwegzutäuschen, die disziplinierte Sachlichkeit kann mit solcher Jakobinertaktik keine Gemeinschaft haben.

Das deutsche Volk hat mit der Versachlichung des politischen Lebens ernst gemacht; niemand wird es so leicht aus dieser Bahn zu bringen vermögen. Wenn wir letzthin darauf verweisen konnten, wie der Freikonservative Kardorff und der Sozialdemokrat Hirsch zusammenstanden in der Forderung, die Friedensfindung nicht dem Parlament zu überlassen, sie vielmehr der Verantwortung

und der Sachkenntnis der Berufenen zu überweisen, so möchten wir heute eine ganz ähnliche Auffassung, die der ‚Vorwärts‘ in seiner Betrachtung über die Einleitung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges anstellt, hervorheben. Das sozialdemokratische Blatt schreibt: „Das ganze deutsche Volk ist einverstanden mit der Anwendung von Mitteln, die geeignet sind, diesem Zweck zu dienen. Die Frage, welche Mittel als geeignet zu betrachten sind, kann aber nicht durch Diskussionen in Versammlungen und in der Presse, sondern nur in einem engen Personenkreis entschieden werden. Auch in einer vollkommenen Demokratie könnte das nicht anders sein, nur wäre dort der Personenkreis ein andrer. Darum haben wir nie einen Nutzen davon erwartet, wenn man versucht, die Kriegsführung in der Anwendung bestimmter Mittel agitatorisch zu fördern oder zu behindern.“ Man wird zugeben, daß solche Worte ebenso gut von einem Konservativen hätten geschrieben werden können. Ein weiterer Beweis dafür, daß bei ruhiger und sachlicher Erwägung der disziplinierte Politiker, unbekümmert darum, welcher Partei und Klasse er zugehört, sich grundsätzlich von der Demagogie und ihren Phrasen abkehrt.

Expressionismus und nichts Andres

von Friedrich Markus Huebner

Hermann Bahrs Buch, welches Friedrich Koffka (in der vorigen Nummer der ‚Schaubühne‘) zum Anlasse wählt, vom Expressionismus zu sprechen und sich am Expressionismus zu ärgern, ist in der Tat peinlich und fehlgeraten. Allerdings nicht deswegen, weil Hermann Bahr über den Expressionismus allerlei Wohlgemeintes äußert, auf diese Torheit, wie Friedrich Koffka sagt, „hereingefallen“ ist, sondern im Gegenteil: weil in diesem Buche sich Zeugnis an Zeugnis reiht, wie wenig das Wesentliche des neuen Geistes dem wiener Schriftsteller sich erschlossen hat.

Sein Buch ist so geschrieben, wie es das Herkommen will. Es hat eine einzige, für ein Gegenüber eingerichtete Schauseite. Diese ist offen, hier herein wird dem Sinn des Lesenden Zugang gewährt. Meinungen und Mitteilungen dreht der Autor so, daß sie immer sich nach vorne wenden und dorthin, von wo der Leser hineinblickt, eine richtige Perspektive abgeben. Wie ein Fries ziehen die Einfälle vor der hellen Stelle vorüber, aneinandergehängt mittels Logik und Aehnlichkeit, verständlich gemacht durch Einleitungen und Uebergänge, einflächig und unvermischt nach Linie wie Abfolge. Hätte Hermann Bahr vergessen, daß Leser auf der Welt sind und hätte er den Stoff nicht nur auf die Beziehung und den Zusammenhalt gegründet, welche der Stoff dadurch empfängt, daß jemand von draußen mitdenkt und mitformt, hätte er also, was ihn zu sagen drängte, allein mit derjenigen Kraft ausgestattet, die ursprünglich seine Gedanken gebar, so hätte er ein Buch ge-

schaffen, das rund wäre wie ein Ding des Lebens ohne Vorder- und Rückseite, gehalten von der Spannung allein des innern Aussagewillens. Kurzum: er hätte wirklich für das Verständnis des Expressionismus geworben, weil sein Buch selber den expressionistischen Stil gehabt hätte.

*

Expressionistischer Stil ist überall, wo eine Aeußerung des Geistes ausschließlich sich selber will, sich selber bedingt und formt. Nicht ausschlaggebend ist der Inhalt, nämlich ob dieser realistischer oder phantastischer Natur sei. Nüchtern wissenschaftliche Forschungsergebnisse können so „expressionistisch" vorgetragen werden wie Musik oder wie politische Ansprachen. Die Traumgesichte Edgar Allan Poes gehören darum, weil das Erzählte eine nur geistige Wirklichkeit besitzt, noch keineswegs zur „expressionistischen" Kunst. Andrerseits trifft man diese bisweilen eingesprengt in Werken, deren Gesamtfügung unter rein naturnachahmenden Stilgesetzen steht. Die sogenannten futuristischen oder kubistischen Erzeugnisse enthalten mit ihren neuen Raumzerlegungen das Wunder ebensowenig wie die Mehrzahl der seit Jahrhunderten gemachten Gemälde, Dichtungen, Bauwerke mit ihren alten, durchprobten Techniken und Proportionsregeln. Denn wie vom Inhalt hängt das Ausschlaggebende auch nicht ab von der Form oder vom Verfahren.

Friedrich Koffka begeht denselben Fehler wie Hermann Bahr: Er tritt zu nahe an die heutigen Erscheinungen und an die Schlagworte. Er grübelt, statt an der Sache, an der Theorie. Er hält sich an die „Strömungen" und muß unwillkürlich das Urteil fällen, all die Unruhe der Jüngsten wäre nur Mode und Neuerungslust.

Der Expressionismus aber ist das einzige Darstellungsgebot schlechthin. Er bedeutet den Vorgang des Schaffens selber: Impressionismus, Romantismus, Klassizismus stehen zum Expressionismus nicht als gleichgeordnete Stilabwechslungen und Spielarten, sondern es sind die jeweils sich ändernden Anstrengungen, mit welchen die verschiedenen Zeitalter, entsprechend ihrem Können, Sehen, Erleben, das eigentliche Ergebnis, das expressionistische, zu erreichen suchen.

*

Am Werke expressionistischen Grades interessiert nicht mehr, in welcher Zeit es entstanden ist, auf welchen Verfasser es weist, ob es der Schönheit, dem Nutzen oder sonst irgendwelchen Zwecken untertan ist. Es erweckt keine Vergleiche, es fußt auf keinerlei Abhängigkeit. Man kann seinen Zauber umschreiben, aber nicht erklären. Sein Leben ist nicht an dem Tage beendet, wo der Künstler es als fertig aus den Händen gab; es bildet sich ständig um, und jedes Zeitalter muß sich aufs neue gegen seine stürmischen Angriffe verteidigen. Man kann es auf vielerlei Weise kritisch bewerten, ohne mit einer Bewertung jemals ganz Recht, ganz Unrecht zu haben. Es hat wie ein Wald, wie ein Garten so wenig eine ein-

zige Vorderseite; es ist nach Tiefe wie Umfang auf einmal im Dasein, und dieses Dasein atmet das Ewige und das Grenzenlose.

Nehmt die Romane Gustave Flauberts oder die Aphorismen der letzten Epoche von Friedrich Nietzsche. Für wen ist derlei geschrieben und erdacht? Wo sind die Maßstäbe, um das in diesen Büchern gesammelte Leben, sei es der realistischen, sei es der romantischen „Richtung" zuzuweisen? So groß strömen hier die Allgefühle und die Allwahrheiten herein und heraus, daß die Anlässe und die Stoffe, daß die Stile und Formen ganz geschmolzen sind ins unablässige Entfalten seiender Anschauung.

*

Was an der jüngsten Bewegung nur Suche nach neuen Mitteln ist, verdient kaum Beachtung. Suche nach neuen Mitteln war auch der Naturalismus und seine besondere Zuspitzung, der Impressionismus. Solche fordert das Gehirn, der Abwechslungsgeist. Daraus entstehen Schulen und augenblicklich neue Wendungen des Nachbildens. Der Expressionismus indes bricht aus dem Menschen; es ist die Ungeduld und die Verwahrung gegen das bloße Können der Schulung und gegen die Uebereinkunft einer Technik. Er fordert, daß der ganze Mensch sich daran gebe und sich dazu überwinde, nur im Werke namenlos weiterzuschwingen.

Lohnt es, Eindrücke zu schildern, Urteile aufzuzeichnen, Kenntnisse mitzuteilen? Hierbei bleibt der Schaffende, was er ist, und der Aufnehmende bleibt, was er ist, keine Verwandlung, keine Wiedergeburt vollzieht sich. Das Ich nimmt wahr, zerlegt, begreift — eine Welt muß herhalten, sich wahrnehmen, zerlegen, begreifen zu lassen. Es ist Reportage, und an allen Ecken guckt der Autor hindurch, um sich mit dem betrachtenden Publikum mehr oder minder störend zu verständigen.

*

Die ganz ins Geistige gerückte Schöpfung hat gleiche Wirklichkeit wie ringsum die sichtbaren und handgreiflichen Dinge. Ob zwischen dem einen und dem andern „Aehnlichkeit" besteht, ob der Künstler „richtig" wahrnahm, ist die Hauptfrage nicht. Erhalten doch die realen Dinge ihre Geltung und das Anrecht auf Schein immer erst nachträglich. Sie sind abhängig von der Idee. Die Idee ordnet den Raum, verteilt die Schatten und die Färbungen, knetet die Umrisse. Die Idee setzt in das planlos Gleichzeitige die Trennung und den Sinn und nimmt die also erhöhte Welt wieder heim in die Verklärung einer zeitlosen großen Gesetzlichkeit.

Der den Akt zu vollbringen hat, ist der Mensch. In ihm fließt alles zusammen durch Auge, Ohr und Mund. Doch so erdrückend ist der Anschwall, daß des Menschen Kräfte nicht zureichen und er die Aufgabe damit umgeht, daß er so „objektiv" wie möglich zu werden trachtet und die Welt, statt ihr eine Gestalt nach seinem Willen aufzuerlegen, zu einem seienden absoluten Gegen-

stande erklärt, den man lediglich zu erkennen, auszudeuten, zu beobachten habe. Noch in vielen der gerühmtesten Kunstwerke ist der Anteil von Psychologie, Forschung, blinder Naturgläubigkeit, der Anteil von Sage und Lehrmeinung, von Stil-Herkommen und vererbten Grundsätzen des Wahrnehmens größer als die Ueberlegenheit eines freien, befehlenden, über der Natur stehenden Schaltens.

*

Friedrich Koffka hält für nötig, den Künstlern einzuschärfen, daß die Materie sich nicht ignorieren läßt. Materie, was ist sie? Ist sie nicht das ganz und gar Formlose, eine Gelegenheit bloß und totes Abwarten? Der Mensch kommt und haucht ihr die Bedeutung ein; neue geänderte Bedeutung erhält sie von jedem neuen Menschen. Sie läßt sich nicht normieren für alle Zeit und für alle Geschlechter; die Schöpfung der sieben Tage ist nie zu Ende und hat nie angefangen.

Kaum sich selber kann der Mensch so übernehmen, wie er geboren ist. Tut ers und gleicht er sich der Ueberlieferung an, so bleibt er unwirkliche Masse, sozialer Farbflecken, eine Möglichkeit, die stagniert. Der Expressionismus fängt deshalb im Menschen an, in der Kunst endigen grade nur die letzten Wellen. Er ist ein Imperativ des Mutes und der Freiheit.

*

Schlichte Völker haben den Expressionismus als bewußte Forderung nicht nötig. Sie erfüllen die Forderung unvermerkt mit jedem Tage ihres unschuldigen Auslebens. Die Materie entsinkt, weil sie nicht als starrer Gegensatz von der Idee sich abspaltet, sondern weil die Idee, religiös und mythologisch durchsättigt, der Materie ihre beständige, sich bis in die Einzelheiten erstreckende Weihe gibt. Die Materie selber erstrahlt mythologisch. Die Körper, die Stoffe, die Farben erstarken zu Idolen. Der Mensch ist in sie gebunden; das geistige Erlebnis der Welteinheit ereignet sich ihm auf Schritt und Tritt mit Glück- und Schreckensschauern.

Der Versuch unsrer jüngsten Kunstgesinnung ist so ernst, nicht weil er die Materie ignoriert, sondern weil er die Fabel von ihrer mechanistischen Selbstverständlichkeit zu ignorieren sich vorsetzt. Die Jungen pressen ihre Erhebung und ihre Liebe wieder hinein in das graue Absolute, das nur zu lange als bloßes Motiv für Berichte, Schilderung und Copie gut war. Normierend ist der Geist; willig und erlösungssüchtig leiht der Stoff sich dar zu jeder starken Ueberwältigung.

*

In ein Leben, in ein Werk, in eine augenblickslange Gebärde alle Kräfte der Welt zu versammeln, ist durch das eine wie das andre erreichbar: durch die Stärke der Demut wie durch die Stärke der Herrschlust. Die Generation der Heutigen besteht aus Jünglingen; sie verehren, sie sinken hin; sie erdulden ihren Genius.

Sie wissen noch nicht ganz, daß es ebenso heilig ist, keinen Pardon zu geben und zwischen Ich und Welt die Machtfrage zu stellen. Ehe man sie der Ohnmacht zeiht, soll man warten, bis sie Männer geworden sind.

Lissauers Bach von Hans Franck

Prüft man die unmittelbare Wirkung des neuen Buches von Ernst Lissauer — ‚Bach, Idyllen und Mythen' (bei Schuster und Loeffler in Berlin) — so ergibt sich, daß alle direkten Apostrophierungen Bachs und Bachischer Kunst von qualvoller Ohnmächtigkeit sind. Wenn die rechte Hand des Bachspielers fraulich singend oben im Diskant wandert, während drunten die Linke wie auf den Kehren eines Bergwerkes mit schweren Schritten ihr männlich Geleit gibt; wenn die beim Kindtaufsschmaus Allemande, Sarabande, Bourée tanzenden Ratsherren gemalt werden; wenn die Hand als Nachtigall im schimmernden Gezweig schmetternd sitzt; wenn die Finger der Rechten Gott mit Knabenstimmen loben: so ist das (um nur eins dieser Gedichte als Beispiel herauszugreifen), ganz abgesehen von der inneren Beziehungslosigkeit zu Bachs Musik, einfach dilettantisch, kitschig. Ist Gebärde, Scheinlebendigkeit, täppische Bilderei. Nicht Kraft, Leben, Gesicht. Von den „Idyllen' dagegen sind einige so, daß man denken kann: So ist es gewesen! Der unter brandenden Orgelklängen in der Kirche Geborene; der von Klinggeistern gewiegte Hans Bastian; der die Base Marie Barbara Ehelichende; die an der Tür des unaufhörlich Schaffenden lauschende Anna Magdalena; der von Tönen geleitete, gelassen spazieren wandelnde Bach: das sind Bilder und Bildchen, die sich einprägen. Und wenn auch Aergerlichkeiten und Absichtlichkeiten, Verzerrtes und Vergewaltigtes nicht fehlen (der unkindlich ein Schlaraffenland mit blühenden Notenbüscheln erträumende Hans Bastian; die Notenpapier beschmitzenden Friedemann und Philipp Emanuel; die bei Bach Unterricht nehmenden Bremer Stadtmusikanten und andres mehr rechne ich hierher) — an diesen Teil des Buches denkt man manchmal zurück. Entscheidend ist er naturgemäß nicht. Weil er uns die Menschlichkeiten, nicht die Uebermenschlichkeiten Bachs vor Augen rückt. Der entscheidende Teil ist trotz aller Mühe, aller Inbrunst Lissauers mißlungen. Gewiß: es ist alles gekonnt, was Lissauer mit den Bach-Mythen wollte. Aber es durfte dies nicht gewollt werden! Mythisches ergibt sich, wächst. Auch das Genie kann den Mythus nur formen, nicht aus Nichts erschaffen. Lissauer versuchte dies Unmögliche. Ergebnis: Was wie Offenbarung, wie Wunder wirken müßte, wirkt zweckvoll, gemacht, erklügelt, bombastisch. Nirgends erleuchtende Visionen, hinreißende Ueberschwänglichkeiten, halluzinatorische Gesichte. Nehmen wir als Beispiel eines der stärksten Stücke. Bach liegt aufgebahrt zu Sankt Thomas. Als es dunkelt, lösen sich die Pfeifen aus dem Orgelhaus, die hölzernen, die zinner-

nen, die großen, die hoch wie Männerleiber, die zarten, die anmutig wie Weiber sind; in endloser Schar schreitet das Volk der Pfeifen mit Kind und Kindeskind zu dem Sarg, stellt sich ringsherum und hält die Totenwache. Stofflich, als Gegenstand, ein genialer Einfall. Aber: ein Einfall! Alles kam darauf an, ihn künstlerisch, zwingend, notwendig, glaubhaft zu machen. Ich kann mir denken, daß etwa einem Albert Welti gelungen wäre, über dies Bild mystisches Licht zu zaubern. Lissauer hat es nicht vermocht. Klar, hart, nüchtern stehen Vorstellungen, Worte, Rhythmen da. Man stellt fest, was er gewollt, was er gekonnt hat, und bleibt eisig kalt. Symbole hätte Lissauer (um ein Wort des Iren William Buttler Yeats über William Blake zu nutzen) geben müssen, „die der einzig mögliche Ausdruck einer unsichtbaren Wesenheit" waren. Transparente mit geistigen Flammen darin. Gewollt hat Lissauer das sicherlich. Aber das Können steigt aus Tiefen auf, Vollbringen und Schöpfertum entquellen Wesensschichten, zu denen Wollen und Wissen niemals hinabdringen. Eine Offenbarung müßte jede der Bach-Mythen uns werden, die Kraft des zweiten Gesichtes ihr Erzeuger sein. Was Lissauer, ein ungewöhnlich kluger Kopf, ein Kunstbetrachter von Rang (hier, wie immer!) zu geben vermag, sind: Bebilderungen, sorgsam unter den vielen möglichen ausgewählte Vers-Darstellungen geistiger, seltener: gefühlsmäßiger Gegenstände, die der Erkenntnis, der Willkür, der Absicht, nicht der Kraft der Einbildung, der Erbildung entsprungen. Letzten Endes also nicht Notwendigkeiten, sondern Interessantheiten, nicht geistige, seelische Nahrung, sondern kunstgewordener Zeitvertreib.

Der Fall Kupfer von Max Epstein

Also ich bin dabei gewesen. Es war eine Hetz. Ich atme erleichtert auf wie jemand, der ein Eisenbahnunglück mitgemacht hat und mit heilen Gliedern davongekommen ist; oder wie jemand, der sich verheiratet hat und nach einem Jahre noch glücklich ist. In einem Berliner Journal wurde mir nachgesagt, daß ich mir einbildete, den Begriff Theatergeschäft erfunden zu haben. Ich denke gar nicht daran. Ich habe höchstens das Theater als Geschäft entdecken helfen. Nun aber habe ich doch etwas Neues gefunden: das Geschäft als Theater. Die handelsgerichtlich eingetragene Firma spielt eine wundervolle Komödie. Schon, daß die Frau Kupfer hieß, war bezeichnend. Außerdem sah sie auch noch wie eine (man beachte das Wortspiel) vielversprechende Soubrette aus. Sie und ihr Haus hatten mannigfache Beziehungen zum Theater, wie dies alle Leute zu haben wünschen, die zu Wohlstand gekommen sind. Die gar nicht so schöne Tochter Gertrud verliebte sich in einen Bonvivant, der es nun in jeder Beziehung wurde. Die Mutter aber wandte sich in ihrem Expansionsbedürfnis an die neu gegründete Theaterbank, welche sich Berliner Theaterkontor A.G. nennt. Was sie auf der einen Seite dem Theater gab, wollte sie auf der andern von ihm nehmen — es kam nur darauf an, daß sie mehr nahm, als sie gab.

Auch ich ging als Vertreter der Theaterbank zu ihr. Sie wollte einen großen Posten Benzol kaufen und mußte ihn sofort bezahlen, während sie erst zehn Tage später achtmalhunderttausend Mark von der Militärbehörde ausgezahlt bekam. Sie bewies mir ungeheure Gewinne und verstand es, mir klar zu machen, wieso die großen Gewinnbeteiligungen für sie noch lohnend wären. Nach und nach hypnotisierte sie mich. Freilich: wenn ich mir ihr Bild ins Gedächtnis zurückrufe, so verstehe ich eigentlich nicht, wie man der Frau trauen konnte. Selbst wenn man an Frauen auch im Geschäftsleben andre Ansprüche stellt als an Männer und andre Maßstäbe anlegt, war sie eigentlich unmöglich. Sie sprach schnell und überhastete sich, als ob jeder folgende Satz den vorigen erst richtigstellen müßte. Ihre Blicke waren unstet und flatternd und ihre Augen unklar und unaufrichtig. Wiederum schien sie frei von der Absicht, als Frau eine Wirkung auszuüben. Im Bureau hatte sie nichts von der üppigen Kleidung, deren Bestandteile man vervielfacht in ihrer Wohnung fand. Sie war sachlich angezogen; nur ihr Haar machte einen dem Kopf entsprechenden unordentlichen und verworrenen Eindruck. Wenn sie sprach, schien sie sich nichts zu überlegen, sondern nur auf das Ziel loszugehen: das Geld des Andern. Auf alles, was man ihr vorschlug, erwiderte sie ununterbrochen: „Ja, ja." Während man noch sprach, holte sie schon alle die Urkunden heraus, von denen sie nach ihrer Erfahrung wußte, daß man sie verlangen würde. Ich verlange Erklärungen der Militärverwaltung über die pünktliche Zahlung. Sie legt mir einen wunderschön unterschriebenen und gestempelten Schein vor. Der Schein trügt, aber ich merke es nicht. Das Gebäude dieser Schwindeleien war prachtvoll geschlossen wie ein venezianischer Palast, der auf Sumpfboden errichtet ist. Ich will besonders vorsichtig sein und wünsche eine Erklärung der Militärverwaltung, daß die zu zahlende Summe zur freien Verfügung der Frau Kupfer gezahlt werden wird. Ich erhalte alles, was ich wünsche. Da scheint mir zum Glück eine letzte Erkundigung notwendig. Die fällt höchst ungünstig aus. Trotz drohenden Ersatzansprüchen wird von dem glanzvollen Geschäft abgesehen. Am selben Tage, wenige Stunden, nachdem Frau Kupfer den Scheck in Empfang nehmen wollte, wird sie mit ihrer Tochter verhaftet. Alle Urkunden waren gefälscht. Die Gläubiger sind trostlos, und diejenigen schreien am meisten, die sich vorher an die geniale Schwindlerin am kräftigsten herangearbeitet haben. Stoff zu einer Komödie ist geschaffen. Die Zeitungen haben billige und nahrhafte Futtermittel für ihre Leser. Man kann dem Publikum erzählen, daß man nicht ungestraft aus Kupfer Gold macht. Wir aber denken einen Augenblick nach und fragen uns zweierlei: Wie konnte sich dieses Betrugssystem durchsetzen, und mit welchen Mitteln war es zu halten? Diese Fragen greifen in einander.

Frau Kupfer hatte ein geschäftliches Hydra-System erfunden, das in kleinerm Maßstabe häufig vorkommt und besonders bei den frühern Theaterzusammenbrüchen beliebt war. Man borgt sich zu einem Geschäft eine bestimmte Summe und gibt eine gute Verzinsung oder Gewinnbeteiligung. Diese Gewinnbeteiligung zahlt man pünktlich. Wer Gewinne einstreicht, läßt erfahrungsgemäß sein Geld weiter arbeiten und wird ein Werber für weitere Beteiligungen. Aus diesem Grunde suchte sich auch Frau Kupfer zunächst lauter kleine Geldgeber. Deren Summen waren ihr nicht so wichtig wie ihre Zahl. Die Beteiliger mußten sich vermehren wie die Kaninchen oder die Köpfe der lernäischen Schlange. Wenn sie erst genug kleine Interessenten hatte, konnte sie stolz werden

und den Versuch machen, die Kleinen loszuwerden, um sich mit den Großen zu beschäftigen. Das gelang ihr auch überraschend. Sie zahlte den Großen entsprechend große Gewinne aus; die ließen wieder ihr Geld stehen und brachten ihr neue Freunde. Diese Methode mußte zum Siege führen. Selbst wenn die ausgezahlten Gewinne, die ja im allgemeinen einer Verzinsung von hundertvierundvierzig Prozent entsprachen, die ursprünglichen Einlagen aufzehrten, behielt sie immer noch große Kapitalien durch die ständig neu gegebenen Einlagen und dadurch, daß sie die alten Einlagen nicht zurückzahlte. So ist denn auch der Millionenschwindel möglich geworden. Die Zahl der Beteiliger mit großen Beiträgen wäre zweifellos gewachsen, wenn die Kriminalpolizei nicht mit rauher Hand dazwischen gefahren wäre. Frau Kupfer spekulierte richtig mit der nicht erschöpfbaren Masse Derer, die durch die Möglichkeit übergroßer Gewinne die Sicherheit des geschäftlichen Denkens verlieren. Am Ende mußte natürlich ein ungeheurer Fehlbetrag entstehen und das Kartenhaus zusammenbrechen. Aber dann war vielleicht der Krieg zu Ende. Die Grenzen wurden für den Reiseverkehr wieder frei, und man konnte mit einer Million in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten verschwinden. Die Basis des Geschäfts war also eine menschliche Schwäche. Das ist der psychologische Reiz solcher Verbrechen, der dem ganzen Treiben etwas Heiteres beimischt. Die Mittel, mit denen die Frau arbeitete, waren gewöhnlich. Sie sind seit langem erprobt. Die Urkundenfälschung war allerdings ungewöhnlich gut gemacht, sodaß wohl Keiner auf den Gedanken gekommen wäre, sich bei den Behörden direkt zu erkundigen.

Bald wird auch die Sensation dieses Falles erledigt sein. Erst nach dem Kriege wird man aus diesem und ähnlichen Fällen für die Literatur Kapital schlagen, und vielleicht wird noch mancher Autor mit den Ideen Geld verdienen, welche die begabte Schwindlerin verwirklicht hat. Vorläufig sprechen die Gerichte. Die Kupfer ward beschlagnahmt. Aus dem Zuchthause wird selbst ihre flugverdächtige Tochter nicht entweichen können. Die Gläubiger werden von ihren mehr oder minder sauer verdienten Geldern Abschied nehmen müssen. Das Kupfer-Geld ward zur Scheide-Münze. Frau Kupfer hat uns einige Stunden interessiert und unterhalten. Das ist viel in dieser ernsten Zeit. Es ist ein Verdienst, das ihr von ihren andern Verdiensten abgerechnet werden soll. Ich freue mich, daß ich die berühmte Frau kennen gelernt habe. Es war doch eine Hetz.

Zu diesem Krieg

Fero

Palmström denkt sich eine Welt,
Die vom Kriege garnichts hält.

Wo auch Der, den was verdrießt,
Nicht gleich auf den Andern schießt.

Und der Mord — im großen Ganzen —
Nicht die höchste der Instanzen.

Als er dies von Korf erzählt,
Fühlt sich dieser leicht gequält.

Zwar er schätzt die Phantasie,
Die ihm selbst das Dasein lieh:

Doch ein Weltall ohne Mord —
Sei phantastischer Rekord.

Spielleitung von Emil Lind

Ein offener Brief

Heinz Herald hat (sich hier am vierzehnten Dezember über ‚Spielleitung‘ geäußert und) ein sehr kluges, umfassendes Buch über den Spielleiter geschrieben. Eine wohl eingeteilte und abgemessene Studie, die wenig außer Acht läßt. Erleichtert und zugleich wertvoller wurde seine Arbeit dadurch, daß er von der Praxis zur Theorie schritt. Und er hatte den Vorzug, ein Modell zu gewinnen, welches die Natur wohl als eines der vollkommensten Exemplare der Gattung, soweit persönliche und theaterhistorische Kenntnis reicht, geschaffen hat. Er hat Einblick genommen in einen reichen technischen Apparat, hat die Wechselwirkung zwischen Regisseur und Darsteller gesehen und meint nun, das ließe sich — natürlich in gehörigem Abstand — auch auf die kleinern Provinztheater übertragen. Herald wird wohl selbst vor diesem löblichen Vorhaben zurückschrecken, wenn er hört, daß selbst in Stadttheatern von Großstädten Stücke wie ‚Götz‘ und ‚Tell‘ mit je einer Arrangier- und Stückprobe von drei bis vier Stunden gegeben werden, in andern mit höchstens drei bis vier Proben. Es könnte sich also nur um Theater von höherm Rang handeln. Und es soll nicht geleugnet werden, daß da ein Dramaturg negativ, durch Ausmerzung von Geschmacklosigkeiten wirken kann. Aber das wäre herzlich wenig. Die Summe der Regieweisheit ist: den Weg angeben können, wie eine bestimmte, innere oder äußere, Wirkung zu erreichen ist. Kann das der Dramaturg, dann ist er eben Regisseur, und er wird sich nicht mit der Rolle des „Mannes im Schatten“ begnügen. Ist er aber nur „Gewissen“, dann wird wohl der Spielleiter sich bald von diesem Muskel zu befreien suchen. Und da in der Regel der Direktor Regie führt, dürfte diese Befreiung für das Gewissen von „weittragender“ Bedeutung sein. Aber selbst wenn es der Direktor in einer tief geheim gehaltenen richtigen Selbsteinschätzung beißen läßt: ist dem ehrlichen Makler dieser übrigens schon manchmal ausgeführten Idee bekannt (es gibt zur Zeit etwa siebzig bis achtzig akademisch gebildete Berater und Kapellmeister mit und ohne Doktortitel), wie teuer, mit welchem Martyrium diese Tätigkeit oft erkauft wird, wie der sozial höher Gestellte sich für die Ueberlegenheit eines Nachgeordneten oft rächt? Beim Theater wie in aller Welt ein Martyrium, das in keinem Verhältnis zum Nutzen steht.

Aber auch bei zwei gleichgestellten Menschen müßte es Reibungen geben, kalte Reibungen mit Geräusch und ohne Funken. Nur in ganz seltenen Fällen werden Theoretiker und Praktiker glücklich in einander arbeiten, wenn sie beide auf einem kulturell gleichen Niveau stehen, oder wenn der Direktor die größte Kunst des Herrschers besitzt: seine Mitarbeiter richtig zu wählen und zu paaren.

Der „Jargon" der Bühne mußte sich schon oft von Theoretikern üble Dinge nachsagen lassen. Man muß kein geölter Routinier sein, um ihn zu verteidigen. Was ist Jargon in diesem Sinne? Eine Auswahl von Lauten, die von einem bestimmten Kreis Menschen stillschweigend als Ausdrucksmittel für gewisse ihren Kreis berührende Gedanken und Dinge gewählt und fortgepflanzt wurden. Auch die Philosophen reden, in welcher Sprache immer, denselben Jargon — ja, die Leser eines in sich geschlossenen, periodischen Blattes sind auf einen solchen eingestellt. Im Bühnenjargon steckt reiche Möglichkeit für eine Psychologie, die, auf Menschen und Werk angewandt, einen Hauptteil des Spielleitertalentes bildet. Es wäre deshalb vielleicht praktischer, unter den Praktikern die Begabten herauszusuchen und ihnen die Kenntnis der Theoretiker beizubringen durch Kurse, die ständig oder sporadisch an den Universitäten zu halten wären, solange es keine Bühnenhochschulen im eigentlichen Sinne gibt. Die Theaterwelt seufzt heute bereits ähnlich wie unter den Praktikern, die „rechts zwei Bäume, links zwei Bäume und dazwischen Zwischenräume" stellen und die wirrsten Bühnenerinnerungen wahllos aus ihrem und Harro Hasselreuters Gedächtnis zusammenschmuddeln, die Possennuanen unbedenklich in ein klassisches Stück bringen und meinen, nun modern geworden zu sein — die Theaterwelt, sage ich, seufzt heute schon fast ebenso unter dem „Regiedoktor", der mit dem besten Willen und Wissen nur Verwirrung erzeugt, weil er wohl, wie viele gebildete Menschen, ein Bild von der Sache hat, aber den Weg zur Gestaltung nicht kennt. (Ein warnendes Beispiel bietet die Entwicklung des künstlerischen Beirats, sprich: Bühnenmalers, der vielfach — in Verwechslung von Mittel und Zweck — bei Inszenierungen tonangebend geworden ist.) Da nun eine Zusammenspannung aus menschlichen Gründen schwer möglich scheint — wo mit der Reform anfangen? Beim Kopf! Helfet ihr Publizisten, die richtigen Menschen an die richtigen Stellen setzen. Fraget nicht nur, wie die Polizei, nach den sittlichen, finanziellen und künstlerischen Garantieen der Bühnenhäupter, fraget nicht nur, sondern gehet ihnen auch nach. Kritisiert nicht nur, sondern helft vorbeugen. Grade in den kleinen Bühnen stecken die wichtigsten Bildungsfaktoren.

Mir schwebt schon lange ein Fachblatt vor, in welchem acht bis zehn impulsive und mit Fachblick begabte Kritiker den Anteil der Einzelnen an einem Gesamtwerk instinktiv herausfinden und unablässig die gesamten deutschen und auch nicht deutschen Theater besichtigen und ihre unbestochnen Erfahrungen niederlegen. Aber es müßten Kerle sein, keine Opportunitätsmeiner. Auch keine auf „Stilarten" eingeschworenen Ueberaestheten. Dieses Fachblatt müßte der gebildeten Welt aufgedrängt werden, zur Steigerung ihres Kunstgefühls, als welches ja, dem Vernehmen nach, ein wichtiger Bestandteil der Kultur sein soll. Ein Fachblatt mit staatlicher Subvention und doch völlig unabhängig! Freilich, ehe

dieser Traum in Erfüllung geht, müßte das Theater staatlich zunächst zur Kunst gerechnet werden. Vorläufig gehört es nur — nach einer Einteilung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts — zu den „öffentlichen Belustigungen". Es gibt in den Regierungspräsidien wohl Referenten für die Kunst, aber in den Ressorts „rangiert" das Theater nicht. Für meine staatliche Fachzeitschrift ist somit wenig Aussicht. Vielleicht gelingt eine Friedensanleihe. Wenn es nach meinen Wünschen geht, so machen Sie, lieber S. J., da Sie die ‚Schaubühne' nun einmal in eine andre Richtung entwickelt haben, daneben — nicht: nebenbei — noch diese meine Zeitschrift.

*

Ich habe nichts dagegen, lieber Lind, würde die Zeit erübrigen und glaube, daß ich Sie befriedigen und dem Theater nützen könnte. Sie brauchen mir nur einen Verlag zu verschaffen.

Die Dombacher von Alfred Polgar

Die Dombacher' sind eine Komödie in drei Akten von Leo Feld. Die Dombacher — es ist doch kein Dombacher am Tisch? — die Dombacher sind ein Altwiener Beamtengeschlecht, fesch und resch, gemütlich und medisant, das Herz am falschen Fleck, aber durchaus wienerisch golden. Wir lernen zwei Exemplare der Familie kennen: ein jüngeres, anfänglich sprudelnd von Leichtsinn, Güte und Musik, dann aber sich in die Frau (die ehemalige Wirtschafterin) seines Bruders verliebend und hiedurch an seiner Gemüts- und Geistesfrische Trübungen erleidend; und ein älteres, den Hofrat Doktor von Dombacher. Er ist Held der Komödie, hat einen bodenständigen Backenbart, macht Witze und sich lustig, trägt einen Stößer, liebt die Stadt und schimpft über sie mit jener harten Zärtlichkeit, entwickelt Hofratsstolz hinter Ministerthronen, ist prächtig und sekkant, bissig und warm und ein Typus, soweit er warm ist — kurz: der Segen des heiligen Bahr mittlerer Periode ruht auf ihm. Dieser Hofrat nun heiratet plötzlich seine mudelsame und riegelsaubere Wirtschafterin, eine keusche Portierstochter, weil er einerseits ihren Ruf nicht schädigen, andrerseits ihre Kunst des Mehlspeismachens nicht entbehren will. Im zweiten Akt meiden die hoffärtigen bessern Leute, wissend, was sich für ein Volksstück ziemt, das Dombachersche Haus. Den Hofrat trifft das hart. Auch Marie ist unglücklich. Sie entwächst der Wirtschafterei, ohne ins Hofrätische hineinzuwachsen. Die nette, adrette Köchin zerfließt zu einem Schlampen, und Maries berühmtem Butterteig kommt die Qualität abhanden. Ueberdies wird der Hofrat auch eifersüchtig, und zwar auf einen durch Dichters Willen ins Dombachersche Hauswesen verflochtenen Musiker namens Bröjel, genau so überflüssig, kümmerlich und lästig, wie sein Name besagt. Also der Hofrat, vom Irrtum genarrt, daß Maries Butter-

teig schlechter werde, weil sie jetzt mehr zum Bröselteig neige, beschließt, so plötzlich wie vor einer halben Bühnenstunde die Heirat, nun die Scheidung. Marie geht. Hans, der jüngere Dombacher, dessen Hauptaufgabe im Stück ist, keine zu haben, betreibt als Nebenaufgabe das Amt eines Raisonneurs. Ihm ist das nachdenkliche Wort: „Ein jeder Mensch hat seinen Butterteig" in den Mund gelegt; und er läßt auch des Bruders Ehe-Unglück eine sozialkritische Vertiefung angedeihen, den Gedanken äußernd, die Menschen von heute kämen durch die raschern Rotationen des modernen Schicksals oft in Verhältnisse, in die sie erst hineinlernen müßten. Das ist vermutlich der Kern des Pudels, der hier begraben liegt. Nicht ausgeschlossen allerdings, daß eine liebevollere Analyse noch andre Kerne fände. Die Hofrätin geht also aus dem Hause, und, indem sie das tut, öffnet sich zart die Perspektive: Hans — Marie. Im dritten Akt wird sie jedoch wieder geschlossen. Marie, auf Abschiedsbesuch im ehemaligen Heim, sieht mit Kummer die Unordnung in Küche, Wirtschaft und Wäschekasten. Rasch, nein, flugs hat sie eine schneeweiße Schürze umgebunden, glättet das Linnen im Schrein, stürzt in die Küche, wendet den Braten, macht den Teig — freier Dienst! — und wie sie, die Kasserolle in der Hand, vom Herdfeuer hold gerötet, in die Stube kommt, wer tritt ihr entgegen? Der Hofrat. Warum die dumme Gans so überrascht tut, ihn in seiner eigenen Wohnung anzutreffen, weiß ich nicht. Bald fällt über das reparierte Glück des Paares der Vorhang, und Eros, der Pamperletsch, lächelt infolgedessen ebenso schelmisch wie erleichtert.

‚Die Dombacher' sind ein radikal wienerisches Stück. Gemütlichkeit sickert an allen Wänden herab. Heirat und Scheidung, Liebe, Mehlspeis, Leben und was sonst Problematisches in den drei Akten herumkugelt, zeigt einen Schliff von Fidelität. Die Luft ist weich, die Charaktere ebenso, die dramatische Handlung gleichfalls. Der Humor tut bissig, wedelt aber dabei so treuherzig, daß man bald gerührt merkt: er will nur spielen: Und das Liebenswürdig-Mokante ist halt nun einmal eine Farbe des Regenbogens, der als Zeichen der Versöhnung zwischen Volk und Literatur von Wien, zwischen Ottakring und Leopoldstadt, gespannt ist. Auch die Dombacher nehmen sich kein Blatt vor den Mund; nur wenn von Kunst die Rede ist, weicht das Spaßhafte von ihnen, Weihe-Wolken schatten über ihr Antlitz, und ein heimlicher, aber seelenvoller Augenaufschlag zu Schubert und Bruckner stellt Beziehungen fest.

Den Hofrat spielt im Deutschen Volkstheater Herr Thaller. Von seiner füllenden und rundenden Kunst wird die verbrauchte, mottige Theaterhaut so meisterlich ausgestopft, daß sie wie ein lebendiges Wesen dasteht. Dem blechernen Bruder gibt Herr Klitsch seine bessern metallischen Töne. An der Figur des halb kretinischen Musikers verzweifelt Herr Ziegler und wir mit ihm. Auch des Musikers Braut ist übel dran. Obzwar ihr Geschwätz aus Hernal-

serischer Lebensfülle schöpft, ist kein Wort in ihm, das des Sprechens oder Hörens lohnte. Für eine kluge Schauspielerin wie Fräulein Bukovics muß so ein süßes Mädel bitter sein. Fräulein Pohl ist ein Küchentrampel, vor dem auch die gute Stube zittert. Fräulein Woiwode (die Marie) kann erwiesenermaßen gut Theater spielen. Aber sie hat einen falschen Ton fraulicher Biederkeit, der an die Nerven geht. Ihre Rede ist wie mit schlechter Gemütsschminke angestrichen.

Kyser und Bahr

Für Bahr sind sieben Jahre eine Ewigkeit. In dieser Zeit wird aus einem ‚Konzert' zum Lob der Erde eine ‚Stimme' zum Lob des Himmels. Aber dem frommen Manne, dessen eine Seele sich gewaltsam, sehr gewaltsam auf vom Dufte hebt, dieweil die andre sich in derber Liebeslust an die Kulissen hält mit klammernden Organen, nämlich sogar Traktätchen in die dramatische Form bringt — also diesem Mystifizinski Allegorowitsch tun die berliner Theater recht den bewährten und einträglichen Lustspielschreiber vorzuziehen. Oder doch den Schreiber eines einzigen Lustspiels nach vielen lustigen Szenen, die das Pech hatten, in ebenso viele Drei- und Vierakter verstreut zu sein. Selbst wenn sich zeigen sollte, daß uns damals die Freude über den ersten gelungenen Bühnenwurf eines Feuilletonisten zur Ueberschätzung verleitet hat: die Armut der deutschen Komödienliteratur wird uns entschuldigen. Wir sahen und sehen jetzt wieder mit Vergnügen, wie der berühmte Pianist Gustav Heink, der ab und zu eine Schülerin in seine Gebirgshütte mitnimmt, auf einem solchen Ausflug von seiner Frau und dem Mann der erwählten Schülerin verfolgt wird; wie ihm angesonnen wird, die Schülerin zu heiraten und seine Frau deren Mann zu überlassen; und wie er am Ende froh ist, daß alles hübsch beim alten bleibt. Wir sinds mit ihm, daß er nicht durch Schaden klug und im vierundvierzigsten Jahr von einem neuen Charakter beglückt wird, sondern sich als unverbesserlich erweist und weiter ehebrecherisch gedeihen wird nach dem Gesetz, wonach er angetreten. Man erinnert sich an Wedekinds ‚Kammersänger', der grade einen schnellen Akt füllt, und fürchtet für Bahr. Der kriegt drei Akte zustande, indem er sein bißchen Fabel als Logiker ausbreitet. Daß Frau Marie Heink mit ihrem Herrn Doktor Franz Jura gemeinsame Sache macht, um Frau Delfine Jura die Konsequenzen ihres Leichtsinns im Scherz vor Augen zu führen und sie im Ernst davor zu bewahren — diesem Einfall gewinnt Bahr alle ersinnlichen komischen Möglichkeiten ab. Und dazu die Möglichkeit, daß wir seine Ehegeschichte in die Tiefe denken und dichten und uns einbilden, er oder Schnitzler habe es getan. Unsre Phantasie postiert die Komödie dicht neben eine Tragödie und öffnet dazwischen Verbindungstüren, die eine herbere Luft zu der Komödie hereinlassen, ohne durchschritten zu werden. Mit dem Inhalt des Stückes belegt, heißt das so viel, daß Marie Heink und Franz Jura sicherlich ihr Spiel zum Schein treiben und ja auch schließlich zu ihrer ange-

trauten Hälfte zurückkehren, daß sie aber beide während des Spiels inne werden, wie gut sie zu einander passen würden, und wie schlecht sie im Grunde gepaart sind. Ob Bahr sich selbst bewußt geworden ist, mit welcher Unsentimentalität er die Wahlverwandten, die sich für zwei Theaterstunden gefunden haben, wieder von einander trennt und die Unvollkommenheit des menschlichen Daseins für solche Grausamkeit verantwortlich macht? Hätte Doktor Jura Jugend, Torheit und Genialität von Eugen Marchbanks: es gäbe eine Wiederholung Shaws. Wie immer aber Candida sich nennt: sie resigniert. Marie Heink weiß, daß das bedingungslose Glück, die Sehnsucht ihrer Jugend, garnicht existiert. Diese Erkenntnis erspart ihr Enttäuschungen und schafft aus holden, feinen Augenblicken kleine Glücke ohne Bitterkeit. So ist sie eine gefestete Frau geworden, die frei über den Wirrnissen steht und sich mit untrüglichem Herzenstakt überall zurechtfindet. Sie ist aufrichtig gegen sich, hat aber eingesehen, daß alle zärtlichen und zarten Dinge der Verhüllung und der liebevollen Lüge, ach, wie sehr! bedürfen. Sie hat sich in die Enge ihres Pflichtenkreises eingewöhnt, in dem sie ihre innere Kraft und Gesundheit auf den verhätschelten und schwachen Gustav überströmen läßt. Es ist nicht schwer für sie, zu spüren, wie weit Franz Jura ihren eitlen, dummen, ungebildeten, brutalen, egoistischen Genossen in jeder Hinsicht übertrifft. Und dennoch würde sie auch dann nicht schwanken, wenn Jura sie begehrte. Schwester Ellida, das Traumbild eines fremden Mannes, spricht zu dem Doktor Wangel: Ich habe keinen Andern lieb als dich! Schwester Candida, der Rausch des Dichters Marchbanks, spricht zu dem Pastor Jakob Morell: O Teuerster! Marie, Ergänzung dieses Jura, spricht zu dem Pianisten Gustav: Wunderschön ist mein Gefühl für dich! Es ist Bahrs dichterhaftester Augenblick und kann einen beim ersten Mal willig stimmen, ein Mißtrauen gegen dramatische Figuren zu unterdrücken, deren Leidenschaft das Schach ist. Beim zweiten Mal erkennt man, daß sie zu schieben glauben und geschoben werden. Aber wie Schachkünstler von dem festen Mark und dem blühenden Rankenwerk einer Partie sprechen, wie sie mathematische Kombinationen als Wunder der Einbildungskraft deuten, so braucht das Theater aus dem „Konzert“ nur eine lebensnachdenkliche Fröhlichkeit, einen menschlichen Gehalt herauszuspielen, damit wir dergleichen hineinhören. Bei Brahm fiel uns das leicht. In den Kammerspielen ists nicht möglich. Selten haben die ihren Namen so zu Unrecht geführt. Von Carl Heine hätte ich mehr erwartet. Er verjagte den Geist und die Grazie zugunsten plumpester Schwankwirkungen. Bei Bahr flimmern manchmal harmlose Zweideutigkeiten vorüber, die in diesem Fange- und Versteckspiel der Geschlechtlichkeit durchaus am Platze sind. Hier wurden das gleich lastende Zoten. Dabei hatte Gebühr von seiner intelligenten Witzigkeit und der Freudigkeit seines jugendlich-hellen Tons nichts verloren und die Lehmann in der Höflich eine Nachfolgerin gefunden, die mit derselben freien Sicherheit der abgekarteten Komödie den Anstrich eines natürlich abrollenden Geschehnisses gibt und bewahrt. Aber Heink ist Bonn, Delfine Fräulein Eckersberg, und so wird aus Joachim leider Sousa.

‚Charlotte Stieglitz‘ wird in sieben Jahren niemand aus dem Grabe reißen. Jetzt erst hat die arme Seele ihre Ruhe. Nach dem Dolchstoß, den sie selbst sich beigebracht, hat Kysers ihr den Rest verabreicht. Die unerklärte Gestalt der Literaturgeschichte war bis dahin von den verwandtschaftlichen Ahnungen unsrer Nerven punktweis belichtet worden. Man reimte sich ungefähr zusammen, wie es zugegangen sein mochte, daß die ehrgeizige Frau eines mittelmäßigen Schriftstellers sich geopfert hatte, um ihm ein schönes, aufwühlendes, hochpeitschendes Deklamationsthema zu sein. Schließlich hatten uns ihre Cousinen Alkestis und Hedwig Ekdal die Deutung erleichtert. Charlotte hat die schenkende Liebe ganz. Sie verzehrt sich nach Wesensaustausch. Sie empfinge gern hingeworfen mit inbrünstig ausgebreiteten Armen das Wunder, ihr eigenes Herz in des Mannes Brust schlagen zu hören, ihre ungenutzte Mütterlichkeit in ihm zu früchtetragender Kunst umgesetzt zu sehen. Sie bedrängt ihn; sie mattet sich an ihm ab. Es wird nichts sichtbar. Ihr Dasein ist wertlos. Wenn sie es aufgibt, nimmt sie sich nichts, aber ihm vielleicht ein quälendes Hindernis, sich frei zu ergießen. Wir wissen, daß er weiter geskribelt hat. Nun, das ist ein trauriger, ein ergreifender Fall. Wer ihm, im Leben und in der Historie begegnet, wird stumm salutieren. Ist der Fall tragisch? Der Dramatiker von Instinkt wirds verneinen. Er spürt die Seltenheit, die Einmaligkeit des Konflikts. Nicht, daß es wenige Frauen sind, die sich glücklich schätzen, Dünger auf ihres Mannes Seelenacker zu sein. Aber mit welchen Werkzeugen müßte in den Eingeweiden dieser absonderlichen Erscheinungen gebohrt, was für seelische Tiefenprodukte müßten gehoben werden, damit uns das Mißverhältnis zwischen Opfer und Götzen erträglich würde! Wie behutsam abgewogen müßte hier Schuld und Unschuld, oder bis zu welcher Rotglut erhitzt Wahn und Wirrnis sein! Ein Dostojewskij der Dramatik wäre grade gut genug, um Heinrich und Charlotten Stieglitz miteinander zu gestalten.

Hans Kyser pfuscht ein bißchen an dem Problem herum. Ich glaube nicht stumpf gegen junge Talente zu sein; aber hier bleib ichs. Begreife nicht, was man an ihm find't. Geschmackig, geschmäcklerisch wird etwas Zeitkolorit hingestrichen. Einer schreibt wider den „entzückenden Heine“: Theodor Mundt, der selber erscheint. Man erhofft von dem Aufwand, daß der Kampf des Genies mit der kurzsichtigen Journalistik der Zeit immerhin gestreift, daß das geistige Deutschland zwischen Romantik und Revolution halbwegs umrissen wird. Dann wäre doch mit dem unendlichen leeren Raum der vier Akte wenigstens was angefangen. Aber aus dem vielbeweglichen, übergeschäftigen kleinen Börne wird ein Brackenburg, der seine Tage, seine überflüssigen Szenen im Stück auf Charlottens Hände gebeugt verbringt. Frau und Mann hat Kyser recht nach der Psychologenfibel gehandelt. Alle Eigenschaften sind aneinandergereiht, die jeden einzeln und beide zusammen beleben könnten, wenn einer da wäre, der den Funken herauszuschlagen verstünde. Charlotte ist kinderlos, mutterlos, herzkrank, allzu lange verlobt gewesen. Aus diesen Gründen, in diesem Zustand der Hysterie wird sie totgedrückt; denn sie ist schon tot, da sie sich ersticht. Ein paar Windungen höher gedreht, aus dem Dunst der Langweiligkeit in luftigere Gegenden, wür-

den wir über sie lächeln. Davor schützt sie Kysers humorlose Steifheit. Sein Heinrich Stieglitz ist der durchschnittsbegabte Schriftsteller, außerstande, die idealen Forderungen seines Eheweibes zu honorieren, und deshalb dauernd gereizt. Welche Kunst wäre nötig, um einen rechtschaffenen Durchschnittsmenschen fesselnd zu formen! Kyser hat weder diese noch sonst eine nennenswerte Kunst. Also macht er, wie Relling den Molvik, seinen armen Heinrich dämonisch. Durch seltsame Nervenzuckungen eines Alltagsgesichts hofft er uns von dessen Bedeutung zu überzeugen. Nachdem Stieglitz ausreichend lange geraunzt und gepoltert hat, ohne den Eindruck origineller Bewegtheit zu erregen, wird er plötzlich eine Art Exhibitionist, der vor Mundt kandauleshaft mit der Nacktheit seiner Charlotte prahlt. Kysers reizvolles Thema lautet: der zuvielverstandene Mann. Aber mit solchen modischen Mätzchen wird es umgangen, nicht gelöst. In den vier maßlos wichtigtuenden Akten ist ein einziger Moment, wo die zähe Masse aufbrodelt, wo wir Menschen, sündig und unberechenbar, als unsresgleichen erkennen. Heinrich züngelt erotisch herum und kränkt Charlotten überhaupt. Sie ist geladen und bricht endlich keuchend gegen ihn aus. Nachdem man so oft an Ibsen gedacht, wird man zur Abwechslung einmal an Strindberg denken. Da fällt sie ihm um den Hals. Keine neue, aber wenigstens eine wahre Situation. Wenn ein anständiger Novellist sie bringt, so wird sie als Mindestmaß einer poetischen Leistung zur Kenntnis genommen. Wenn Herr Kyser damit vier stickig-gepreßte, hilflos gebaute Aufzüge unterbricht, dann ist ein Theater so angenehm überrascht, daß es zwölf Proben abhält, eine Anzahl Männer und Frauen verkleidet, tausend Personen zusammenlädt und abermals einen richtigen Dramatiker zurücksetzt.

Zwölf Proben werden es übrigens nicht gewesen sein. Im Lessing-Theater war wieder miserabel gelernt worden. Diesem Verbrauch an Stücken sind freilich die besten Gedächtnisse nicht gewachsen. Außer Herrn Johns. Der war, als Charlottens Vater, in letzter Minute eingesprungen und beherrschte nicht nur den Charakter des Mannes, weicher Kern in rauher Schale, sondern sogar seinen Text. Dem sympathischen Lustspielliebhaber Schröder tut man ebenso wenig einen Dienst wie dem Autor, wenn man ihm die scharfen Konturen abverlangt, die dieser zu ziehen vergessen. Maria Carmi war leider nicht oft und nicht lange genug auf der Bühne. Was sie zu reden hatte, war schrecklich, aber ihr Anblick verwandelte Kysers Sandwüste in ein Eden. Das Mitleid jeder fühlenden Brust gehörte Loos und der Lossen. Solche Künstler zu haben und sie so zu mißbrauchen! In mir klang vor den Beiden immer Rilke. „Ersatz kann Keiner für ihn sein. Ich bins. Ich bin Ersatz. Denn Keiner ist zu Ende, wie ich es bin. Was bleibt mir denn von dem, was ich hier war? Das ists ja, daß ich sterbe." Er aber — „einmal sah er noch des Mädchens Antlitz, das sich wandte mit einem Lächeln, hell wie eine Hoffnung, die beinah ein Versprechen war: erwachsen zurückzukommen aus dem tiefen Tode zu ihm, dem Lebenden —." Keine hundert Deutsche kennen dies Gedicht und werden je davon erfahren. Für einen Durchfall des Herrn Kyser aber haben alle Blätter lange Spalten zur Verfügung.

Soldatenlieder von Franz Molnar

In Ostgalizien, in einem Huilcze genannten Dorf, fand ich zahlreiche ungarische Soldaten, die hier hinter der Front als Reserve standen. Den ganzen Tag stiefelte ich unter ihnen umher, plauderte mit ihnen, lauschte ihren Liedern, ihren Geschichten.

Nachmittag fiel mir ein, daß ich hier das Sammeln von Soldatenliedern fortsetzen wollte, das ich vor ein paar Tagen bei den Husaren begonnen hatte. Die hatten meine Sammlung um vier, fünf wirklich prächtige Lieder bereichert. Diese hier waren Honveds, von jenseits der Donau. Ich frage ein, zwei, was für hübsche Lieder sie kennen. Alle weisen mich an den Herrn Gefreiten Varga, der im weiten Umkreis die meisten Lieder kennt. Sehr gut, ausgezeichnet, das ist mein Mann. Wo ist er?

Ich finde ihn am Ende des Dorfes, im Hofe eines Bauernhauses, das zu einer offenen Schmiede gewandelt worden ist, wo helles Feuer loht und der Amboß dröhnt. Herr Gefreiter Varga, der Liederreiche, ist seiner Einteilung nach Feldschmied.

Sie sind das? frage ich ihn.

Ich bins, Herr.

Sie sind der berühmte Liedersinger?

Nun, wir singen manchmal.

Ich ziehe ihn beiseite, ich setze mich neben ihn auf ein Brett.

Ich — sage ich — sammle schöne ungarische Soldatenlieder. Sagen Sie mir alle, die Sie zu singen pflegen, ich werde die Worte hier in dieses kleine Buch einschreiben.

Herr Gefreiter Varga sagt:

Aber auswendig kann ich kein einziges.

Wie denn?

Es gibt so kleine gedruckte Hefte, gnädiger Herr, aus diesen singen wir, jetzt hab ich zwar keins bei mir, denn man hat es mir mitgenommen, aber ich schreibe nach Pest, in drei Tagen ists da.

Ich stecke mein Notizbuch wieder ein und sage:

Danke, ich komme aus Pest nach Ostgalizien, um ungarische Soldatenlieder zu sammeln, und Sie wollen mir aus Pest das gedruckte Buch nachschicken lassen.

Ich breche auf.

Bitte — sagt er beleidigt — gnädiger Herr, wir alle singen nur daraus . . . alle Honveds hier in Huilcze; es ist ein sehr gutes, kleines Buch . . .

Noch vom Tor ruft er mir nach:

In drei Tagen, bitte, ists da. Ich lasse es ohnehin bringen.

Als Volksliedersammler zog ich ein wenig beschämt ab. Doch er hatte Recht, denn er ist ein moderner Soldat, der aus dem Pester Buch singt, ich aber bin ein altmodischer Kriegsberichterstatter, der nach dem alten Rezept an der Front die Geburt des Soldatenliedes sucht.

Getreidemonopol von Vindex

Man spricht davon, daß das Getreidemonopol, das wir jetzt haben, nach dem Kriege beibehalten werden soll, und daß sich die maßgebenden Kreise der Reichsregierung hierüber bereits einig seien. Was das Getreidemonopol im Kriege bedeutet, haben wir allesamt — zum mindesten an den Wirkungen des Monopols — seit nun schon Jahr und Tag als wohltätig empfunden. Mit dem Augenblick, da es feststand, daß uns die gewohnten Zufuhrwege der Welt für das Brotkorn nicht mehr offen standen, mußte die Zentralgewalt eingreifen, um die im Lande vorhandenen Bestände und die künftigen Ernten für den Verbrauch des Volkes sicher zu stellen; mußte gleichzeitig Vorsorge getroffen werden, daß der spekulative Börsenhandel mit Getreide, der bei offenem Weltmarkt unter Umständen der Preisausgleichung und der schnellen Herbeischaffung von Vorräten dienen kann, ganz aufhörte: denn während in normalen Zeiten dem börsenmäßigen Handel praktisch unbegrenzte Mengen Getreide zur Verfügung stehen, war es nach Kriegsausbruch nur die in Waggons und Tonnen genau berechenbare Brotnahrung eines Volkes, die als Gegenstand des Handels in Betracht kam. Unter diesen Umständen war aber bei uns von Deckungskäufen und Leerverkäufen, von Konnossement- und Lagerscheintransaktionen ein volkswirtschaftlicher Nutzen nicht mehr zu erwarten, und daher mußte nicht nur dem Handel, sondern auch dem Produzenten die Aussicht auf Konjunktur- oder Spekulationsgewinne, die ja so oder so zu Lasten des Volkes gingen, während der Absperrung von den Meeren gründlich genommen werden.

Deshalb empfand das Volk und empfanden auch die Erzeuger, die Landwirte, das Kriegsgetreidemonopol als notwendig und als Selbstverständlichkeit; der Handel, der sich unvermittelt außer Funktion gesetzt sah, mußte sich den kriegswirtschaftlichen Zwangsumständen beugen und tat es, indem er sich in die Organisation der Reichsgetreidebewirtschaftung, soweit und so gut es gehen wollte, einfügte. Grade der Handel wurde im übrigen von der Monopolisierung am schwersten getroffen; denn den Produzenten zahlte das Reich ganz annehmbare Entgelte, und den Verbrauchern kam die Gesamtheit der deutschen Ernte zu immerhin erträglichen Preisen zugute. Nur der Handel blieb de jure ohne Entschädigung, er war plötzlich seines Amtes gänzlich enthoben, und wo es den Vertretern dieses Standes nicht gelang, an irgendeiner Stelle der Kriegsernährungsorganisation unterzukommen, da mußte eine Umstellung der Existenzgrundlagen vorgenommen werden, die nicht immer leicht und ohne Opfer gelungen sein mag.

Es ist ohne weiteres einzusehen, daß das künftige Getreidemonopol, wenn an seine Einführung gedacht wird, ein ganz andres Aussehen haben muß als das Kriegsmonopol. Die Voraussetzungen, die für die Einführung des Monopols während der Kriegszeit bei Kriegsausbruch vorlagen, werden künftig in Fortfall gekommen oder in ihrer Wirkung abgeschwächt sein; die Frage ist, ob sich andre und ebenso starke Gründe finden werden, die für Beibehaltung des Monopols sprechen. In dieser Hinsicht sind zunächst zwei Gesichtspunkte streng auseinanderzuhalten, und eben diese sind auch als die Ausgangspunkte für die Beurteilung des Planes anzusehen: man muß nämlich fragen, ob das künftige Reichsgetreidemonopol als Finanzmonopol gedacht ist, oder ob es ein „Versor-

gungsmonopol" (nach Art des gegenwärtig geltenden) werden soll; ob also die Monopolisierung der Getreideverteilung in der Hand des Reiches steuerpolitischen, oder ob sie wirtschaftlichen und sozialen Zwecken zu dienen bestimmt ist.

Man erkennt leicht den Unterschied zwischen den beiden denkbaren Monopolarten; und man erkennt auch, daß das letzte Wort in dieser Frage heut noch nicht gesprochen werden kann. Ein Finanzmonopol für Getreide schaffen hat den Sinn, Gelderträge, namhafte Gelderträge zu Gunsten des Reichs aus dem Brotkorn herauszuwirtschaften. Niemand kann übersehen, daß diese Maßregel durchaus unvolkstümlich wäre, und das häßliche Wort vom Brotwucher bekommt keinen schönern Klang, wenn es etwa auf das Reich selber angewendet wird.

Wie es mit Plänen solcher Art verlaufen wird, und ob wirklich das vornehmste Nahrungsmittel als Stütze der Reichsfinanzen wird dienen müssen, kann nur am Ende des Krieges, und wenn dessen Ausgang feststeht, entschieden werden. Erweist sich dann wirklich die Erschließung dieser — äußersten — Ertragsquelle als notwendig, dann werden die Stimmen, die, mit mehr oder minder Grund, dagegen sprechen, zu schweigen haben. Aber es werden sehr ernste Ueberlegungen einem solchen Schritt voranzugehen haben, und man wird namentlich eingehend erwägen müssen, ob dem Brotmonopol nicht die stärkste Belastung von Genußmitteln, wie etwa Spirituosen und Tabak, aus finanzpolitischen und sozialpolitischen Gründen vorzuziehen wäre.

Anders als das Finanzmonopol muß man ein Versorgungsmonopol beurteilen. Hier entscheidet die Zweckmäßigkeitsfrage, die Frage des Volkswohls. Dabei ist von der Erfahrung auszugehen, daß während der langen Friedensjahre die Brotversorgung des deutschen Volkes keinen Augenblick gestockt hat oder gefährdet war. Nun wissen wir freilich nicht, wie es in Zukunft damit bestellt sein wird, wir wissen nicht, ob nicht namentlich in den ersten Jahren nach dem Kriege die Versendungsgelegenheiten in den die Welt mit Getreide versorgenden Ländern aus allerhand zum Teil mit dem Kriege zusammenhängenden Gründen so knapp sein werden, daß wir mit regelmäßigen Zufuhren einstweilen nicht wohl rechnen können. Des Ferneren wird abzuwarten sein, wieviel von dem sehr prahlerischen Programm unsrer Gegner über den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege zur Verwirklichung gelangt. Liegen bei Kriegsschluß begründete Besorgnisse vor, daß die Brotversorgung des Volkes, das dann gewiß endlich Anspruch auf wichtigere und bessere Nahrung haben wird, ernstlichen Gefahren ausgesetzt ist, so wird man nicht anders können, als diese Versorgung durch die Weiterführung des Kriegsgetreidemonopols sicherzustellen und, wo es geht, zu verbessern. Dem Handel beim Bestehen von Ernährungsbesorgnissen das Feld ohne weiteres wieder zu überlassen, kann zu Schwierigkeiten führen, kann jedenfalls Konflikte zwischen den Interessen des Handels und der Verbraucher aufkommen lassen, und diese würden letzten Endes zum nachhaltigen Schaden auch für den Handel ausschlagen.

Bei alledem ist indes zu bedenken, daß schließlich doch wieder Zustände in der Verteilung der Gesamtwelterzeugung an Getreide eintreten werden, die denen vor dem Kriege gleichen oder doch sehr ähneln dürften. Die Getreideländer Rumänien, Rußland, Kanada und Argentinien werden nach Absatz drängen, und der Absatz wird sich ohne ein über die Erde ausgebreitetes Netz von Händlern nicht bewerkstelligen

lassen. Wollen wir an dem Getreidesegen der Welt teilnehmen, müssen wir diesem Händlernetz angeschlossen sein, und bei Wiederkehr der alten Zustände würde das Land im Nachteil sein, das seinen Händlerstand in den Wurzeln vernichtet und ganz verloren hat. Damit es dahin nicht kommt, kann für Deutschland, wie die Dinge auch bei Ende des Krieges sein werden, ein Getreideversorgungsmonopol nur als Uebergangsmaßregel eingeführt werden, als zeitweiliges Gebilde und als Notkonstruktion: es muß weichen, wenn die Schwierigkeiten, die der Eingliederung Deutschlands in den Weltgetreidemarkt entgegenstehen, endgültig und völlig behoben sein werden.

Die Dauer eines Getreidefinanzmonopols dagegen ist abhängig von der schnellern oder langsamern Erreichung des finanziellen Zieles, das damit erstrebt wird. Das Finanzmonopol müßte, um am Weltmarkt wenigstens einigermaßen teilhaben zu können, aus einem Handelsmonopol zu einem Einfuhrmonopol ausgestaltet werden; dabei wird allerdings das Reich finanztechnischen und organisatorischen Aufgaben von heut noch nicht abschätzbarer Schwierigkeit gegenüberstehen.

Antworten

Maximilian Moris. Ich habe keine Bedenken getragen, die Schilderung Ihrer wiener Erlebnisse hier (am achtzehnten Januar) abzudrucken, weil die Belege stimmten und meinen Verdacht beschwichtigten, daß diese romanhafte Geschichte irgendwo einen Haken haben müsse. Die Leser waren verblüfft wie ich, mißtrauten wie ich, gaben sich aber schließlich zufrieden, weil sie, wie ich, für unwahrscheinlich hielten, daß jemand imstande wäre, einen solchen Fall unvollständig darzustellen — so schwere Anklagen zu erheben, ohne sich selbst der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu befleißigen. Nur Einem Leser ließ der Ehrgeiz, der Sache auf den Grund zu gehen, keine Ruhe. Er hat sich mit dem Vorstand des Kaiserjubiläums-Stadttheater-Vereins und den Behörden der Stadt Wien in Verbindung gesetzt, und die Gerechtigkeit gebietet, durch ihn dieser andern Partei das Wort zu geben. Max Epstein schreibt mir: „Unter den geschäftlichen Fehlern, die den Zusammenbruch der berliner Kurfürstenoper des Herrn Moris verschuldeten, war der wichtigste die Anschaffung eines enormen Fundus von der Firma Baruch, der das Betriebskapital der Gesellschaft unnötig belastete und dem Unternehmen garnichts half. Dieser Fehler spielt auch eine Rolle bei der beabsichtigten Uebernahme der wiener Volksoper. Tatsächlich hat der Kaiserjubiläums-Stadttheater-Verein am dritten Oktober 1916 Moris zum Direktor und Pächter der Volksoper auf sechs Jahre gewählt; tatsächlich hat Moris eine Sicherheit von 20 000 Kronen gestellt; tatsächlich hat er am siebenten Oktober einen Pachtvertrag erhalten und darauf 55 000 Kronen Kaution deponiert. Er mußte dann die Genehmigung des Pachtvertrages durch den wiener Stadtrat beibringen, erhielt diese aber nicht und ließ sich, wie er behauptet und beweisen will, darüber die schönsten Engagements nach New-York und Stockholm entgehen. Er teilt mit, daß die Statthalterei und die Polizeibehörden in Wien ihm günstig gewesen seien, und daß nur antisemitische Verblendung den Stadtrat bestimmt habe, das Kapital, das er beschafft hatte, zurückzuweisen. Leider verschweigt er ein paar Umstände von Bedeutung. Als man sein Pachtangebot angenommen hatte, rief man ihn in das Sitzungszimmer, und der Präsident des Vereins Anton Baumann teilte ihm mit, daß die Wahl noch der Bestätigung durch die Stadt Wien bedürfe; die Bestätigung setze aber voraus, daß Moris die uneingeschränkte freie Verfügung über das in Aussicht gestellte Betriebskapital unter angemessenen Bedingungen habe, und daß er im Besitz eines

Fundus sei. Moris bejahte beides und versicherte, daß er sich das Kapital zu einer leichten bürgerlichen Verzinsung erworben habe. Sein Fundus, behauptete Moris weiter, stamme aus der Kurfürstenoper in Berlin, und er habe nur wenige Raten darauf zu tilgen. Der Stadtrat war aber so vorsichtig, diese beiden Versicherungen genauer anzusehen. Der Fundus hatte durch die Firma Baruch hindurch andre Schicksale gehabt, als Herr Moris dargestellt hatte. Der Stadtrat fand aber auch, daß die Bedingungen, zu denen sich Moris das Geld verschafft hatte, äußerst drückende wären. Deshalb wurde die Offerte des Herrn Moris in der vorliegenden Form abgelehnt. Moris erklärte sich dann bereit, andre Geldgeber zu verschaffen, und er behauptete bald, sie nennen zu können. Diese angeblichen neuen Geldgeber, nämlich Herr Victor Silberer und die Zentralbank deutscher Sparkassen, werden aber bekunden, daß sie Herrn Moris das Geld keineswegs zur Verfügung gestellt hätten. Es ist wahrscheinlich, daß genauere Erkundigungen über seine finanzielle Stärke diese Verhandlungen zum Scheitern gebracht haben. Die Volksoper von Wien hatte niemals mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die wiener Behörden haben ebenso wie die berliner nur das Interesse, die früher üblichen Zusammenbrüche zu vermeiden und eine solide Wirtschaft durchzuführen. Der Stadtrat von Wien hielt es mit Recht für fraglich, ob Moris die von ihm eingegangenen Verträge finanziell würde bewältigen können. Er legte einigen Wert darauf, daß Moris infolge einer Zwangsvollstreckung aus rechtskräftigen Urteilen des Jahres 1915 wegen einer Forderung in dem bescheidenen Betrage von 65 Mark Zahlung nicht geleistet, und daß die durchgeführte Exekution Deckung nur in Höhe von 40 Mark gebracht hatte. Vielleicht haben solche Erwägungen den Stadtrat und die spätern Finanzleute abgeschreckt. Keinesfall hat der Stadtrat die zweite Finanzierung des Herrn Moris abgelehnt, um frühere antisemitische Tendenzen zu verschleiern. Daß ihm der Vertrag mit der Firma Baruch nicht behagte, hatte nichts mit Antisemitismus, sondern nur mit der Abneigung gegen eine unordentliche Gründung zu schaffen. Dadurch, daß die Stadt Wien die Finanzierung mit denselben Leuten später für angemessen hielt, ergibt sich am besten, wie wenig man an eine Verdeckung der wahren Absichten dachte." Nun haben wieder Sie, Herr Moris, das Wort.

Annette Kolb. Danke. Das hab' ich lange gewünscht, daß mir das Einer schreibt; es konnte auch Eine sein. „Die Bücher der Gräfin Franziska Reventlow sind zu wenig bekannt. Ich sage es ohne Umschweife; nicht nur weil sie so witzig, so geistreich, so schwebend, so unterhaltend, so ablenkend, so originell und so geschmeidig sind (besonders der ‚Geldkomplex'), sondern ich sage es auch, weil Talente, wie die der Gräfin Reventlow der Anerkennung und der Förderung bedürfen, um sich ganz und glücklich zu entfalten. Sie hat eine in Deutschland so seltene, daher grade bei Deutschen doppelt reizvolle Eigenschaft: die der Grazie. Grazie des Stils, und jene unwiderstehliche Grazie des Geistes, die nie ohne Zurückhaltung noch ohne Tiefe ist. Man sollte die Gräfin Reventlow bei uns ein wenig auf Händen tragen, denn im Ausland — da sie Pseudonyme verschmäht — wird sie sich schwer tun, obwohl doch nichts von ihrer urbanen und besonnenen Art an ihren Namensbruder gemahnt." Zum ‚Geldkomplex' kommen ‚Herrn Dames Aufzeichnungen' und die Amouresken ‚Von Paul zu Pedro', wenn man ‚Ellen Olestjerne' beiseite läßt, die ziemlich graue Puppe dieses seltenen Schmetterlings. Die Bücher der Gräfin Reventlow sind bei Albert Langen erschienen und müßten doppelt so viel Auflagen haben wie Walter Bloems und Rudolf Herzogs Schmöker zusammen.

Georg E. Ob ich nicht ungerecht gegen die Nachtkritiker sei? Ob nicht vielmehr die Einrichtung der Nachtkritik so bedauerliche Vorfälle wie den Justizmord an Shaws Komödie verschulde? Nun, die Nacht-

kritik besteht ja doch aus den Nachtkritikern, und diese hätten es in der Hand, sich bessere Arbeitsbedingungen zu verschaffen. Wie, das ist hier vor einiger Zeit von Schlenther und mir auseinandergesetzt worden. Aber sie tun es nicht. Sie verbinden, verbünden, verbändeln sich und lassen alles beim alten. Dabei fühlt jeder den Mißstand, Kritiker, Theatermann und Leser. In Lindaus Lebenserinnerungen, über deren Reiz noch zu reden sein wird, finde ich folgende Stelle: „Mit dem völlig veränderten Wesen unsrer Tagespresse, in der die Schnelligkeit der Berichterstattung zum obersten Gebot geworden ist, ist auch die Theaterkritik, die damals noch als wirklich schriftstellerische Arbeit angesehen wurde, mehr oder minder zu einer Kraftprobe der Kunstfertigkeit und Schlagfertigkeit geworden. Wer sich vergegenwärtigt, wie diese Kritiken entstehen, wie der geplagte Rezensent garnicht schnell genug aus dem Theater herauskann, in aller Eile nach der Redaktion stürzt, dort in ungemütlichster Umgebung, ohne Sammlung, ohne sich nur auf sich selbst zu besinnen, mit heißem Kopf in nervöser Erregung über den unausstehlichen Druckerjungen, der ein beschriebenes Blatt nach dem andern in die Setzerei bringt, den Artikel herunterfledert — der wird nicht daran denken können, an diese Hetzarbeit, die unbedingt sofort und in schnellster Eile fertig sein muß . . .“ Ich bin außerstande, weiterzuschreiben. So ist es. So dürfen Reporter mit Leistungen umgehen, an die Künstler manchmal Jahre gesetzt haben. Der Schaden ist meistens weniger beklagenswert als bei ‚John Bulls andrer Insel‘: aber Schaden entsteht beinah immer, wo das Werk sich über den Durchschnitt erhebt. Die Theaterdirektoren wissen ein Lied davon zu singen. Man kann ihnen kaum übelnehmen, daß sie sich von dieser barbarischen Sitte je länger, je öfter hindern lassen, literarische Experimente zu riskieren, deren Würdigung mehr Verstand und Muße fordert als . . . Den Tiefstand des deutschen Bühnenspielplans verschuldet zu einem Teil die Nachtkritik, die begründete Furcht vor ihren Folgen. Wann wird der Mörder kommen dieser Schande?

Sport

Die Renntermine des Jahres 1917. Der Wochenrennkalender des Unionklubs bringt in seiner letzten Ausgabe die von der Technischen Kommission des Union-Klubs festgesetzten berliner Renntermine. Wie alljährlich beginnt Strausberg am Sonntag, den 18. März, den Reigen, um am 25. März, ebenfalls einem Sonntag, seine Pforten wieder zu öffnen. Karlshorst hat den 1., 9., 16., 22. und 29. April, den 10., 23. und 29. Mai, den 19. und 26. Juli, den 19. August, den 20. und 27. Sept. und den 7., 18. und 26. Oktober besetzt. Die Bahn in Grunewald eröffnet am 17. Mai und läßt am 28. Mai, ferner am 10. Juni, 1., 8., 15., 18., 22. und 29. Juli, 23., 26. und 30. August, am 16. und 23. September sowie am 21. und 25 Oktober laufen. Hoppegarten hat den 6., 7., 13., 14., 20. und 21. Mai, den 5. und 6. Juni, den 2., 3., 9., 10., 17. und 30. September sowie den 1. und 9. Oktober belegt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Das Unzulängliche von Germanicus

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß für das politische Geschäft die Richtigkeit der Auffassung erfolglos bleiben muß, wenn sie nicht durch starken Willen getragen wird. Man könnte beinahe sagen, daß ein unbeugsames, in sich geklärtes und zielbewußtes Wollen grundsätzlich erfolgreicher sein muß als die vollkommene Erkenntnis. Es mag ja sein, daß die Entwicklung der Welt und sogar der Ablauf eines jeden geschichtlichen Abschnittes nach einem vorgefaßten, sozusagen ewigen Plane vor sich geht; wer aber möchte von sich sagen, daß er hellsichtig genug ist, um das Programm der Vorsehung zu durchschauen! Das nur ist gewiß, daß zu jeder Entwicklung, zu jeder Art Vorwärtskommen (um den übeldeutigen Begriff ‚Fortschritt' zu vermeiden) Stoßkraft notwendig ist. Die Politik kennt keine absoluten Wahrheiten, doch benötigt sie als absoluten Wert höchstgespannter Energie. Das Tragische aber ist, daß selbst bei der äußersten und scheinbar erfolgreichen Kraftäußerung niemand zu sagen vermag, ob das endgültige Ergebnis, ja, das Ergebnis der nächsten hundert Jahre, wirklich eine Förderung bedeuten wird. Trotz ihrer realen Bindung geschieht alle Politik eigentlich im leeren Raum. Das politische Geschäft ist völlig auf den Instinkt gestellt, ist schließlich eine Angelegenheit des Glaubens, eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das Unzulängliche, hier wirds Ereignis.

Solche Einsicht lehrt, wie töricht es ist, wenn die politischen Praktiker behaupten, daß immer nur ihre Auffassung Daseinsrecht habe. Psychologisch ist diese Einseitigkeit zu verstehen, ist sie vielleicht notwendig; vor der forschenden Betrachtung wird sie zur Lächerlichkeit. Man wird darum keinen Politiker tadeln können, wenn er seine Auffassungen wechselt; aber man wird ihn bedauern müssen, wenn er behauptet, daß die Meinung, die er zu haben glaubt, jede andre auslösche. Nur der Erfolg kann entscheiden. Widersprüche geben einem Politiker keineswegs das Zeugnis der Unfähigkeit; sie sollten ihm aber dazu helfen, gegen sich selber kritisch zu werden. Wobei allerdings zugegeben werden muß, daß Selbstkritik sehr leicht eine Herabminderung der Entschlossenheit bedeuten kann.

Man wird es, nachdem wir dieses vorausgeschickt haben, recht verstehen, wenn jetzt an zwei Beispielen gezeigt werden soll, wie ein so von sich selbst überzeugter Politiker wie der Graf Reventlow sich widerspricht. Daß er es tut, das wird kein Einsichtiger tadeln können. Daß er aber, obgleich er es tut, noch immer seine Unfehlbarkeit behauptet, kennzeichnet ohne Zweifel nicht nur seine Taktik, sondern auch seine Bedeutung. Kennzeichnet vor allem den Wert der Angriffe und Verdammungsurteile, die er gegen

jeden, der nicht grade im gleichen Augenblick der gleichen Meinung wie er ist, auf Lager hat.

Wir wollen ganz kurz sein. Am einundzwanzigsten März 1916 schrieb Graf Reventlow in der Deutschen Tageszeitung: „Für die abwartende Haltung der deutschen Flotte kam und kommt außer ihrer Schwäche die unvergleichliche Ungunst der deutschen Küstenverhältnisse in Betracht. Für die britische Flotte bedeuten diese geographischen Verhältnisse das Gegenteil, nämlich eine unvergleichliche Gunst der Lage." 1915 hatte Reventlow in einem Aufsatz über die versiegelte Nordsee durchaus die gleiche Meinung geäußert: „Die deutsche Flotte ist durch die Ungunst unsrer Küstengestaltung von vorne herein strategisch gebunden. Der deutsche einspringende Nordseewinkel lädt den Feind zur Blockade grade noch ein. Selbst die glänzenden Leistungen der deutschen U-Boot-Kriegführung sind nicht imstande, die geographische Ungunst der deutschen Küstenverhältnisse zu beheben." An solchen Worten ist kaum zu deuteln; sie behaupten scheinbar unwiderleglich die höchst ungünstige Gestaltung der deutschen Nordseeküste; sie behaupten das, um, wie man weiß, die Erwerbung der flandrischen Küste als notwendig aufzuzeigen. Wir haben nicht die geringste Absicht, über die Bedeutung der flandrischen Küste uns jetzt irgendwie zu äußern; wir möchten aber meinen, daß der absolute Charakter, den Reventlow für seine heutige Auffassung und Forderung in Anspruch nimmt, immerhin einige Schattierungen erfahren dürfte, wenn man hört, daß er noch vor wenigen Jahren über die deutsche Nordseeküste, die sich inzwischen doch schwerlich verändert haben kann, wesentlich andrer Meinung war. Am zweiten Oktober 1909 schrieb Reventlow: „Die Gestaltung der deutschen Nordseeküste ist ja an und für sich für eine Blockade nicht ungünstig. Hervorragend günstig ist sie aber für eine derartig hinhaltende Kriegführung, bei der die Mittel der schwimmenden Küstenverteidigung und die Hochseeflotte zusammenarbeiten." Und im Jahre 1908 in einer Broschüre ‚Die deutsche Flotte einst und jetzt': „Die Natur hat es mit den deutschen Küsten gut gemeint; sie hat sie recht unzugänglich gestaltet. Niedrige Ufer, mit vorgelagerten Inseln, Sandbänke, schlickreiche Untiefen, dazwischen starke Strömungen mit wechselnder Richtung machen es schon deutschen Seeleuten schwierig, den rechten Weg zu finden, wenn, wie es im Kriege geschehen wird, Leuchtturm, Bojen und andre Seezeichen verschwunden sind — wieviel mehr englischen." Der Fall ist deutlich. Graf Reventlow wechselte seine Auffassung, um eine politische Absicht unter den nötigen Druck stellen zu können. Das Recht hierzu wollen wir ihm gewiß nicht bestreiten; er wird aber von nun an nach derartigen Feststellungen schon erlauben müssen, daß Leute, die nicht immer so wollen, wie er gern möchte, seinen Auffassungen, Urteilen und Absichten ein wenig Mißtrauen und Zweifel entgegenbringen. Reventlow erklärt bekanntlich jeden, der

nicht seiner Meinung ist, für einen Dummkopf und einen Schwächling; er wird sich das in dem Maße abgewöhnen müssen, wie es den andern gelingt, Widersprüche im unfehlbaren System Reventlow aufzudecken. Wir sind in der glücklichen Lage, dies noch in einem zweiten, ganz ähnlich gearteten Fall tun zu können.

Nachdem Reventlow bereits vor einiger Zeit, etwa im Dezember des vergangenen Jahres, von der Ueberschätzung von Calais, die „in das Ungemessene" steigen kann, gesprochen hatte, verzichtete er in dem programmatischen Vortrag, den er einen Tag nach der Ankündigung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges in Berlin gehalten hat, ausdrücklich auf den von England besetzten französischen Hafen, schon um nicht als Utopist verschrien zu werden. Im Jahre 1914 war Reventlow ganz andrer Meinung. Damals schrieb er, am siebenten September, in der Deutschen Tageszeitung: „Solange der deutsche Kampf mit England dauert, ist es ein gebieterisches Bedürfnis, die für die deutsche Kriegsführung verwendbare Küstenbasis so lang wie möglich auszudehnen . . . Der Krieg ist da, und an uns ist es, die Konsequenzen zu ziehen. Diese Konsequenz liegt im Halten und Benutzen von Hafenplätzen am Aermelkanal und südlich davon an der Atlantischen Küste . . . . Die Notwendigkeit der Beherrschung und Ausnutzung französischer Häfen, in erster Linie der atlantischen Küste, wird hauptsächlich (hier steht im Zeitungstext „nie", was aber sinngemäß ein Druckfehler sein muß) durch den Kampf gegen England bestimmt. In der englischen Presse der letzten Zeit fand man schon Andeutungen dahin, daß die britische Seekriegführung geändert werden und zu einer Teilung der Seestreitkräfte führen müsse, wenn die Deutschen französische Häfen der Atlantischen Küste in ihren Besitz bekämen. Das in der deutschen Presse neuerdings aufgekommene Schlagwort: ‚Parole Calais', erschöpft diese Frage und deren Tragweite nicht annähernd, sondern kann höchstens zu Trugschlüssen führen . . . . Die Atlantische Küste Frankreichs ist uns unersetzlich, auch unschätzbar für unsern Kampf gegen England." Wiederum: wir wollen Reventlow nicht dafür tadeln, daß ihm 1914 Calais als eine noch völlig unzulängliche Forderung erschien, während er heute darauf verzichten zu müssen glaubt. Die Verhältnisse haben sich geändert. Was wir aber tun wollen und tun dürfen, das ist: dem Grafen Reventlow die beanspruchte Unfehlbarkeit zur Erwägung zu stellen. Er, der sein monomanisches Pathos gegen jeden wendet, der nicht auf Reventlow schwört, wird gegenüber derartig festgestellten Widersprüchen wohl ein wenig bescheidener werden müssen. Er wird nicht verlangen können, daß das deutsche Volk ihm blindlings folge, wenn serienweise (wir haben noch mannigfaches Material) aufgedeckt werden kann: daß auch Reventlow zu irren vermag.

Das Unzulängliche einer politischen Auffassung ist kein Urteil gegen die Fähigkeit des Irrenden; die Heftigkeit des Wollens aber, die an und für sich die größte Tugend des Politikers bedeutet,

wird nicht wertvoller, wenn sie sich auf Falsches einstellt. Und notwendig ist es, solchem Wollen, wenn es sich in so und so vielen Fällen als falsch orientiert erwiesen hat, einen starken Widerstand entgegenzustellen. Einen Widerstand, der umso stärker sein muß, je wilder jenes irrende Wollen sich gebärdet.

Vom Leid und seiner Ueberwindung

von Leopold Ziegler

Die von Instinkt und Natur allein bestimmte Stellungnahme der Lebewesen gegenüber dem Leid ist die einer unbedingten Abwehr. Jede unlustbetonte Wirkung, die innerhalb der Erlebnisgesamtheit einer Kreatur auftritt, gilt dieser ohne weiteres für lebensfeindlich. Vielleicht darf dabei die Empfindung der Unlust selbst als der gefühlsmäßige Vollzug eines Urteils oder einer Beurteilung aufgefaßt werden, durch welchen die betreffende Lebenseinheit ihre Mißbilligung über Erlittenes ausdrückt. Schmerz und Unlust sind danach ursprünglich nur die von der Natur selbst ausgesprochenen Verneinungen und Widerlegungen eines vorgefundenen Komplexes, die sozusagen im innersten Zentrum des Betroffenen gefällt werden. In diesem Zentrum würde ein beliebiger Reiz schwerlich mit dem Beigefühl der Unlust ausgezeichnet, wenn er sich in dem Zusammenhang der übrigen Erlebnisse als ein förderlicher Zuwachs einschaltete: und unter diesem Gesichtswinkel stellt sich die Abneigung alles Lebens gegen den Schmerz wesentlich als Abwehr gegen biologische Hemmungen dar. Es ist nur eine Anwendung derselben Theorie, wenn etwa Mütter von hinlänglicher Beobachtungsgabe gewisse Verlautbarungen des Säuglings als Symptome organischer Störungen sofort zu deuten wissen. Wobei allerdings grade sie nicht selten von einer andersartigen Ausdrucksform der Unlust getäuscht werden, die im Unterschied zur vorigen weniger das Zeichen biologischer Bedrängnis als vielmehr der kindlichen Mißlaune darüber ist, daß etwas dem persönlichen Eigen-Sinn und Eigen-Willen nicht entspricht. Im übrigen stigmatisiert im ersten wie im zweiten Falle die Natur jede Unlust als Merkmal lebensfeindlichen Geschehens. Sei es, daß die fragliche Empfindung eine im engern Wortverstande biologische Bedrohung des Lebens anzeige, sei es, daß sie nur auf einen der innern Richtung der Persönlichkeit zuwiderlaufenden Ereignisabfluß hindeute. Ueberall fordert Unlust das lebendige Individuum auf, nichtseinsollende Einwirkungen von seiten seiner biologischen oder charakterologischen Widersacher zu bekämpfen und auftretendem Leiden mit möglichster Schnelligkeit entweder auszuweichen oder Abbruch zu tun.

Ein erstes und nächstgelegenes Verfahren, diese Absicht zu erreichen, lehrt abermals die Natur selbst. Wo wir nämlich im Umkreis des Lebens sogenannte reflektorische Mechanismen ent-

wickelt finden, können deren Bewegungen vom Organismus verschiedentlich dazu benützt werden, allerlei organfeindlichen Störungen rechtzeitig vorzubeugen und die durch sie verursachten Unlustempfindungen zu vermeiden. Es ist bekannt, mit welcher Geschwindigkeit und Sicherheit wir bei solchen Gelegenheiten zu handeln befähigt sind, und wie der Körper dort, wo er dem Uebel nicht mehr auszubiegen wußte, die Dauer der erlittenen Qual wenigstens nach Kräften abzukürzen bestrebt ist. Noch der enthauptete Frosch, der mit seinem einen Bein krampfhafte Bewegungen energisch wiederholt, um den mit Schwefelsäure betupften andern Schenkel abzuwischen, liefert ein eindringliches, ob auch etwas klägliches Beispiel für den eingefleischten Trieb des Lebens, Unlustempfindungen, die nicht vermeidlich waren, schleunigst zu beseitigen. Derart büßt das enthirnte Amphibium so ziemlich alle seine spontanen Aeußerungen ein, hört auf zu fressen und zu atmen: aber seine defensive Beweglichkeit, mittels welcher es fortwirkendem Schmerz zu wehren trachtet, bleibt ihm bis zum Ende treu. Nun arbeiten ja derartige Reflexe gewiß nur physiologisch. Aber man braucht nicht weit zu gehen, um ein psychologisches und moralisches Gleichnis desselben Vorganges auf beträchtlich höherer Stufe des Daseins zu gewahren. Wer hätte sich nicht schon bei Gelegenheit darüber gewundert und entrüstet, wie Kinder oder unerzogene Erwachsene mit einer Fertigkeit und Geistesgegenwärtigkeit zu lügen verstehen, daß man unwillkürlich an einen Reflexvorgang erinnert wird — und zwar in der Regel dann, wenn sie sich versucht fühlen, einem Tadel, einer Strafe auszuweichen. Dieser Gewohnheit ist deshalb so schwer zu steuern, weil sie mit der Furcht vor Unlust gradezu verschwistert ist und nur gleichzeitig mit ihr ausgerottet werden kann. Neben diesen aus einer Art hedonischer Notwehr lügenden Unmündigen erblicken wir dann ohne allzu große Anstrengungen unsrer Einbildungskraft die lange Reihe wohlbekannter Mitmenschen, deren höchste Lebenskunst in der Geschicklichkeit gipfelt, allen bedrückenden Vorkommnissen in weitem Bogen aus dem Wege zu gehen. Das sind die vielen Virtuosen der Apathie, welche kein Leid um sich herum auf ihre Person wirken lassen und sämtlichen angelegten Zangen des Schicksals mit verblüffender Geschmeidigkeit zu entgleiten wissen. Sie haben es schließlich, man weiß nicht recht wieso, fertig gebracht, daß weniger sie dem Leid, als daß vielmehr das Leid ihnen auszuweichen scheint. Ihr ganzes Dasein ist eine uneingestandene Furcht vor dem Schmerz, und wenn man ihre Handlungen und Unterlassungen auf ihren wahren Beweggrund hin prüft, so liefert der Satz des Epikuros den Schlüssel zu ihnen und zu ihrer Gesinnung: „denn um deswillen tun wir alles, um weder körperlich noch seelisch zu leiden.“ Sie sind in der Tat, bewußt oder unbewußt, die unverfälschten Epikureer, nur leider ohne die schöne Herzensfröhlichkeit des attischen Magisters. Beherrscht von dem

einen Gedanken des Nicht-Sein-Sollens alles Leidens, sind sie jederzeit dazu geneigt, entweder die von andern empfundenen Uebel schlankweg abzuleugnen, oder, falls dies keine Aussicht mehr verheißt, von allen den Gefährten leis und unmerklich abzurücken, die sich in Nöten des Leibes oder Seele zu befinden pflegen. Vom Standpunkt der bloß biologischen Eignung sind sie die vorzüglichsten Vertreter unsrer Gattung, und man muß ihnen einräumen, daß sie die Absichten der Natur fast vollkommen in sich verwirklicht haben. Sie leiden nicht, was auch geschehe, sie verlieren nichts, was auch verloren werde, und wenn dies mehr als ein biologisch wünschenswertes Ziel, nämlich ein ethisches Gut sein soll — nun, so nehmen sie, auch ethisch gewertet, den ersten Rang vor allen ein!

Indessen überzeugt man sich leicht, daß dieser Zustand der Leidlosigkeit doch nicht zu den wirklich erreichbaren Lebensmöglichkeiten gehört. Es muß für ausgeschlossen gelten, daß sich ein Mensch auf die Dauer jedem Leid versage. Auch wer den sympathetischen, mit jeder geselligen Verbundenheit notwendig auftretenden Unlustgefühlen keine Angriffspunkte in seinem Innern darböte, bliebe immerhin noch hilflos vor Alter, Krankheit und Tod. Will man daher das Leid grundsätzlich überwinden, so wird man gut daran tun, einer epikureischen Lebenspraxis kein allzu starkes Zutrauen zu schenken, welche die Not des Lebens gleichsam von der Schwelle des Bewußtseins fortzujagen trachtet, noch ehe sie diese überschritten hat. Aussichtsreicher als dieser immerhin von einer gewissen Unmännlichkeit und Weichlichkeit zeugende Versuch scheint der andre: das unvermeidliche Leiden der Person aufzuwiegen und unschädlich zu machen durch unablässiges Tun. Ungezwungen stellt sich daher der Gedanke ein, daß jeder, der nicht leiden will, sich nur im höchsten Ausmaß zu betätigen brauche — dann werde von selbst überflüssig, einen Zustand völliger Leidlosigkeit mehr oder weniger künstlich heraufzubeschwören. Denn alles Leiden ist ja im wesentlichen ein Erleiden, ein Aufnehmen und Empfangen, ein Beeindrucktwerden und Erdulden — und in diesem Sinn der Gegensinn von jedem Wirken, Handeln, Tun. In eben diese Vorstellung einer stetigen Tätigkeit ohne Unterbrechung und folglich ohne Leiden mündet dann die griechische Ethik der reifenden Zeit ein, indem sie die sittliche Persönlichkeit ihre Vollendung finden läßt in einer Form der Aktivität, die dauernd und ewig ist wie die Gottheit selbst. Mit dem aristotelischen Begriff der Entelechie glaubt der Grieche das Leid überwunden zu haben. Wer ohne Erschlaffung und ohne Pause sich produktiv verhalten könnte, wer immerfort werkte, immerfort schüfe, der lebte leidlos als eine „in Vollendung befindliche Energie" — denn dies alles begreift der griechische Sprachausdruck der entelecheia in sich. Vielleicht ist es nur ein einziges Mal und nur in diesem unsterblichen Augenblick geschehen, daß die Tatsache der Produktivität im höchsten Sinn eine unmittelbar sittliche Bedeutung ge-

wonnen hat, indem sie es ist, die den Menschen zum Herrn und Ueberwinder alles hedonischen Nicht-Sein-Sollens setzt. Und vielleicht hätte kein späteres Zeitalter der Geschichte über diese edelste Eingebung des aristotelischen Denkens hinauszudenken vermocht, wenn auch sie nicht eher einen Grenzbegriff der Spekulation statt einen erreichbaren menschlichen Zustand bezeichnet hätte. Denn die Entelechie, das ist dem reinsten Begriff nach nicht die menschliche Seele, sondern der unbedingte Schöpfungsakt der göttlichen Tätigkeit als solcher. Rastlose Erschaffung und Entfaltung, stetiges Setzen und Hervorbringen ewig neuer Weltinhalte, das vermag im Grunde doch nur Gott zu leisten, aber nicht der Mensch, nicht wir in unsrer hilflosen Erdgebundenheit. Wohl wären wir leidlos, und zwar in einem schönern Wortverstande leidlos wie der Epikereer, falls es uns gelänge, den Begriff der Entelechie in seiner umfassenden Bedeutung an uns selber darzustellen. Aber grade dies bleibt uns verwehrt, da unser natürliches und wirkliches Dasein nie zum reinen Begriff emporzuläutern ist. Immer wirken, immer schauen und im Schauen schaffen, immer ausfließen und überströmen, das wäre herrlich, allzu herrlich, und es ist kein Zweifel statthaft, daß dann Leiden, Erdulden und Angetanwerden nicht mehr uns berührten. Aber selbst der Genius kann hinieden nur in langen Abständen schaffend sich verhalten, selbst ihm gelingt eine schöpferische Wesensschau nur auf Augenblicke, und was zwischen ihnen liegt, ist leidige Menschenohnmacht und leidige Menschenanstrengung. Auch sein Schaffen, das uns noch am ehesten ein Gleichnis der Schöpfung zu sein bedünkt, hängt durchaus ab von einer Periodik des Empfangens und dadurch mittelbar auch vom Leiden und Erleiden in jeglichem Betracht. So sind wir zwar leidlos, wofern wir die Entelechie aus uns herauszuarbeiten vermögen — in den seltenen Aufschwüngen der Inspiration, der Produktion. In allen übrigen Zeiten dagegen bleiben wir leidempfindlich. Und leidempfindlich bleibt auch die überwältigende Mehrheit Aller, die sich von der fortgeschrittenen Technik der heutigen Wirtschaftsführung zu jener stupiden Betriebsamkeit verdammt findet, an der die Seele, vollkommen unbeteiligt, nach und nach erblinden muß: wer fühlte nicht heute schon die letzte, schauerlichste Verödung des Lebens bang voraus, mit welcher der Triumph dieser Betriebsamkeit, das amerikanische Taylor-System unsre alte Welt bedroht!

(Fortsetzung folgt)

Vincent van Gogh

von Julius Elias

Im Salon des Indépendants gab es 1891 eine doppelte Sonderausstellung, die den Genossen jener Tage in lebhafter Erinnerung geblieben ist. 1890 auf 1891 waren zwei Künstler jung gestorben: Vincent van Gogh mit siebenunddreißig, Georges Seurat mit zweiunddreißig Jahren: beide bedauernswert, und doch beide zu

preisen wie der früh verendete Achill. Beide waren Apostel der neuen Lichtbotschaft gewesen. Seurat war, als Hauptentdecker des Pointillismus, eine Art chef d'école; er war als Maler ganz übersichtlich, und je nach dem man seine Form, den Farbendivisionismus, mochte oder nicht mochte, nahm man ihn für einen großen Meister oder einen Stümper. „Vincent" aber — ungebunden, ungezügelt, ohne Rang und Würde — war dunkel, obwohl sein malerisches Verfahren eigentlich nur die Form der ältern Impressionisten Monet, Sisley, Pissarro zu übertrumpfen schien. Zu wissen, daß hier ein spät zur Kunst gekommener Mensch gemalt, dessen reizbare Geistigkeit in Irrsinn endete, das allein genügte nicht.

Den ersten Grund der Erkenntnis legte dann der eben wieder auferstandene Mercure de France, indem er van Gogh als — Schriftsteller entdeckte, nämlich als einen höchst klaren, formfesten, geistig reichen und begnadeten, scharfsinnig diskutierenden Briefschreiber, den auch in den trübsten Stunden die Sicherheit des Stils nicht verließ, der seine spannenden Auseinandersetzungen ins zeichnerische und auch gezeichnete Bild explodieren ließ und so den kurzen Entwicklungsgang seiner letzten, der künstlerischen Berufung überall faßbar machte. Diese Mercure-Hefte, von April 1893 bis Februar 1895, worin die Korrespondenz mit Emile Bernard, dem Maler-Literaten, und mit Theo van Gogh, der zartesten aller Bruderseelen, enthalten ist, gehören heute zu den großen Seltenheiten; ich habe sie aufbewahrt, und sie stehen in meiner Bibliothek nicht unter den tausenden von Bänden bedruckten Papiers, sondern unter „meinen" Büchern.

Nun wurde der Weg frei und freier, in Frankreich, in Holland, in Deutschland. Van Goghs Bild geisterte nicht mehr durch eine enge, geschlossene Künstlerwelt: es trat rund und hell in die Gegenwart, auf seinem düstern Hintergrunde. Der seelische Paroxismus, der Wahnsinn war nun Schicksalsnotwendigkeit. Von der Erkenntnis zum Enthusiasmus war ein verhältnismäßig kurzer Weg. In dem makabern Zug, in der genialischen Unfertigkeit dieser Kunst lag ihr höchster Reiz. Die Ausstellungen folgten einander auf dem Fuße: Vollard-Paris (1898), die Indépendants (zu wiederholten Malen), die Berliner Sezession, Salon Cassirer, Amsterdam (Stadtmuseum 1905), Druet-Paris, Bernheim-Paris (1908); und bei Paul Cassirer die Ueberschau großen Stils von 1914, die zwar numerisch hinter der amsterdamer Unternehmung zurückblieb, doch sie überbot an kluger, konzentrierender, qualitätvoller Auswahl. Sie zählte hundertfünfzig Nummern. So vieler Arbeiten bedurfte es schon, um uns den ganzen fieberhaften, vielseitigen, in seinen Schwächen starken van Gogh zu zeigen; denn richtig schrieb die Revue indépendante schon gleich nach seinem Tode: „Nicht ein einzelnes Bild van Goghs muß man sehen; man muß alle sehen, um zu begreifen." In Deutschland hat van Gogh vielleicht seine entschiedensten Bewunderer und seine willigsten Käufer. Wir lieben

solche Schmerzenskinder der Kunst, die problematischen Charaktere, die das Gedankenleben reizen, Erscheinungen, in denen der Mensch und der Intellekt stärker sind als die Formkraft, jene Efforts eines Willens, der sich au delà erhebt, die halb mystischen Erscheinungen, die aus dem Mutterboden der Natur rätselhaft heraufkommen und dahin zurückstreben. Für uns ist jene kunstphilosophische Begriffsbestimmung Bacons Wahrheit: „Ars est homo additus naturae".

Die Aktivität Paul Cassirers ging aber weiter; er gab die Anregung zu einer Veröffentlichung, die in die tiefsten Quellen von Vincents Sein und Schaffen zurückführt: zu der zweibändigen Gesamtausgabe von Vincents Briefen an seinen Bruder Theo. Johanna van Gogh-Bongert, die Herausgeberin, Theos Witwe, führte an einer schlichten und ergreifenden Einleitung den Leser in den intimsten Kreis dieser merkwürdigen Familie, indem sie auszugsweise Vincents Briefe an die Eltern benutzt; so krönt sie Vincents biographisches Denkmal und zugleich die Tat ihres Lebens. Vollards Ausgabe von Vincents Korrespondenz mit Emile Bernard (von 1911) tritt ergänzend hinzu. Die Mercure-Leute von 1893 wollten keine Philologen sein: sie behandelten die Briefwechsel teilweise fragmentarisch, denn sie hatten der Welt nur zu geben, was sie zunächst zu wissen brauchte. Heute ist der Umschwung da: aus dem angefeindeten und mißverstandenen Künstler ist eine Art Klassiker geworden. Das Werk ist vollendet und van Gogh in die Geschichte eingetreten.

Für dieses Leben fand sich als Motto das Wort Millets: „Die Kunst ist ein Kampf; in der Kunst muß man Haut und Haare lassen." Erleuchtender wohl ist, was der alte Doktor Gachet, ein großer Versteher und van Goghs letzter Arzt, geschrieben hat: „Kunst-Liebe ist nicht das richtige Wort, man müßte Kunst-Glaube sagen, Glaube bis zum Martyrium." Das langsame, abgerissene und doch zähe, unbewußte, fast nachtwandlerische Emporklimmen einer durch und durch nervösen, pathologischen, zwischen Zuversicht und Verzweiflung ewig hin und her geworfenen Organisation; nun ein rasches exaltiertes, fanatisches Schaffen, eine Arbeit von maßloser Leidenschaft auf unterhöhltem, immer schwankendem Boden — „Vulkanboden", wie mir Liebermann einmal sagte. Dann der Zusammenbruch in Nervenkrisen, deren Zwischenräume eine krampfartige, bis ans Ende der Kräfte führende Tätigkeit ausfüllt; nur fertigwerden, fertigwerden! Dann der Selbstmord, der natürliche Ausgang des gewaltsamen Selbstquälers. „Géant ivre", wie sein kritischer Entdecker, G. Albert Aurier, dieser feine dichterisch gestimmte Geist, der auch jung sein Leben lassen mußte, in der ersten großen Charakteristik van Goghs schrieb.

Kunsthändler, Lehrer, Laienprediger, Student der Theologie, Missionar und Krankenpfleger in den Tiefen der Gesellschaft, freier Verkünder des Evangeliums, Zigeuner, Buchhändler. Seiner ringenden Seele bringt die Religion, die er als Urchristentum empfand,

keine Tröstung, bringen soziale Aufgaben keine Hilfe in Herzens- und Geistesnot, bereiten bürgerliche Berufe keine Genugtuung. Nie hat ein zum Künstler geborenes Wesen soviel verschiedenes angefaßt, versucht und ausgeübt. Vor diesem durch und durch idealistisch und romantisch gearteten Menschen versinken oft und abermals Ideal und Romantik. Durch das harte Leben ist er bis zur Selbsterniedrigung unendliche Male gegangen, ohne es zu sehen, wie mit geblendeten Augen; eines Tages aber sieht er es, und da muß er Maler werden. Diesem war die Kunst kein Gottesgeschenk, sondern ein Ausweg aus menschlicher Pein, ein Rettungsmittel. Er wurde ein fabelhafter Arbeiter, aber er wußte sich nicht zu zähmen; ihm fehlte jedes Gefühl für „renoncement", für Ausschaltung. Daher die Voraussetzungslosigkeit seiner künstlerischen Bildung, die Brüchigkeit des Schaffens; daher aber auch die temperamentkräftige Frische, die unmittelbare Wirkung des Natureindrucks, der trotz aller koloristischen Ueberfülle, des handfesten Hinschreibens dennoch sehr oft wie entmaterialisiert erscheint und die zartesten pantheistischen Regungen vermittelt.

Die Natur war van Gogh Lehrmeisterin von Beginn; er ignoriert die große Kunstüberlieferung seines Landes und fängt (ernsthaft um 1880) zu zeichnen an: Bauern, Weber, Arbeiter, Grubensklaven, schiefwinklige Häuser, Brücken, Gärten, Interieurs der Armut. Millets Geist umschwebt diesen Adoranten des Landlebens. Millet, der in den Knechten der Scholle, in den Fronarbeitern mehr sah als die Letzten, die Aermsten, der, bei allem scheinbaren Naturalismus, auch die schlichteste, dürftigste Landschaft mit poetischem Reiz erfüllte. Ehe Vincent an die Farbe ging, machte er, in strenger Selbstzucht, aus sich einen Zeichner, einen der vollendetsten, die das vorige Jahrhundert gehabt hat. In seiner Zeichnung lebt die Malernatur, und je heftiger der Maler vorschritt, desto großartiger werden der Rhythmus und die gleichsam farbige Schlagkraft seiner Zeichnung. In diesem genialen Abkürzungsverfahren wird der fegende Furor zum Vorteil, die Ekstase zum Segen. Eindrücke solcher Art: die Hoffnung aufbrechender Aecker, der Heiligenschein des Morgens, der das erwachende Städtchen jungfräulich verklärt, die Ruhsamkeit weitgestreckten, vielgegliederten Ackerlandes, die glänzende Feuchtigkeit des Elements in einem Gewässer, die faulenzerische Bohèmestimmung eines Vorstadtcafés, die gobelinhafte Gebrochenheit einer von der Natur dekorativ erdachten Felslandschaft, der breitausladende Prismenschimmer hochstehender Sonnen — wie solche Eindrücke gewonnen werden durch einen sparsamen Wechsel von Schwarz und Weiß, das ist im letzten Grunde ein Geheimnis. In dieser „Hieroglyphenschrift der Zeichnung" wird van Gogh nicht allein von dem wirklichen Spiel des Lichtes und der Luft angezogen, von der Gegensätzlichkeit heller und dunkler Partien: er hat eine Linienführung, deren kräftig-sorglose Naivität und klare Vibration äußerst be-

stechend sind. Er macht nie den Versuch, mit dem Finger Schatten zu wischen. Mit einer dicken breiten Gänsekiel- oder Rohrkielfeder arbeitend, läßt er seine Linien weiter oder enger, voller oder schriller schwingen. Diese lineare Ausdrucksfähigkeit und Melodik ist das Merkwürdigste, was man sehen kann. Bald ist eine ganz neo-impressionistische Wirkung des Malerischen erreicht, bald wird die Erinnerung an die herbe und strenge Größe, an die Holzschnitt-Urkraft alter Renaissancemeister aufgerufen.

Wie auf seinen Zeichnungen, so ist auch auf den Bildern das naive Herausstellen des ersten Erregungsmomentes ein Wesentliches. So werden sie zu Zeugnissen persönlicher Bekennerschaft. In Holland war seine Palette schwer und dunkel. In der kurzen pariser Lernzeit wird er Kolorist, in Wahrheit Pleinairist, obwohl die Zahl der Landschaften, die er hier malt, eigentlich recht beschränkt ist. Wichtig sind in dieser Periode seine Selbstbildnisse, zumal das Portrait an der Staffelei: in der malerischen Form zeigt es eine fast schulmäßige Abhängigkeit von den Impressionisten, es könnte ein Pissarro sein, aus der Zeit, da er mit der Gruppe Seurat, den optischen Farbenmischern, Fühlung nahm. Indessen — diese Ausdrucksfähigkeit! Es ist hinwiederum doch nur van Gogh, der diese doppelbodige Selbstschilderung malen konnte. Diese Persönlichkeit eines Fanatikers muß die Blicke auf sich ziehen und bannen, sodaß sie nicht wieder fortkönnen von ihm. Dieses faszinierende Antlitz eines Visionären, ganz Entrückten, ganz Vertieften folgt uns in unsre eigenen Träume.

Paris und die Menschen werden van Gogh bald zur Last. Er geht nach dem Süden und hat das Gefühl, nun erst in seiner eigentlichen Heimat zu sein. Je ferner er rückt den Schulen, desto freier wird er als Maler, desto intensiver wird er er selbst. Sein künstlerisches Schicksal sollte sich hier erfüllen, aber leider auch sein menschliches. Er schwelgt orgiastisch im Lichte und in den berauschenden Farben der üppigsten Vegetation. Der Analytiker tritt zurück; der Charme, die Oberfläche genügen seinem für Zusammenhänge, für Fühlungnahme vorbestimmten Geiste nicht. In ihm wächst der Synthetiker, der in jedem Motiv nur die Bestätigung eines ihm eingeborenen Ideals entdeckt. So wird jede Landschaft, jede Blume, jeder Fruchtbaum, jeder Eindruck von Menschen und menschlicher Tätigkeit, von seinen oft schauerlichen Umgebungen eine Art Komposition: nicht die Natur regiert, sondern das, was der Maler mit ihr vor hat. Und je näher er den dunkeln Flügelschlag seines Geschickes über sich spürte, umso heißer legt er diesen seinen Willen ins Werk. Er sagt selbst: „J'ai une lucidité terrible par moments, lorsque la nature est si belle, je ne me sens plus, et le tableau vient comme dans un rêve.“ Da ist ein Bild: der Sämann. Oder richtiger: eine Bilderreihe. Diese Malerei hat schon Aurier als den (symbolistischen) Kern von Vincents Schaffenswesenheit erkannt. Ein wiedererstandener, ein

stärkerer Millet. Er selbst, der Poet in ihm, schreibt sich ins Bild. Das Motiv des starken Mannes, der Saaten sät, um das Antlitz der Erde neu zu gestalten, hat ihn nicht losgelassen, weil er selbst etwas hatte von diesem Mann. Er sät und wird doch eines Tages hingehen und ins All verfliegen wie der Sonnenball hinter ihm am tiefen Horizont . . . .

Unbewußte Naturbeherrschung, umdeutende Vision, selbstschöpferischer Traum. Aber die Natur doch immer als sicherster Mutterboden, als untrügliches Korrektiv auch in den äußersten Irrgängen seines Geistes, in den täuschendsten Eingebungen seines Auges, in dem vehementesten Taumel seines Pinsels. In der Heilanstalt von Saint Remy, wo er ein schweres Leidensjahr verbrachte, und wo ihm zeitweilig Modelle und Motive ausgingen, nahm er sich Gravüren nach großen Synthetikern, nach Rembrandt, Daumier, Delacroix, Millet und Böcklin vor und malte sie um nach seinen flackernden Naturreminiszenzen, mit wollüstig arbeitender Phantasie. Das Böcklinstück ist sehr bezeichnend. „Das Schweigen im Walde.“ Die sinnbildliche Idee verführt ihn. Man hat den Forst, man hat das Fabeltier, man hat die reitende Waldjungfrau. Vincent will Böcklin nicht verbessern; es genügte ihm, ein Unter-Böcklin, von allen antikisierenden Regungen frei zu sein. Bei Böcklin kann man die Stille sehen, bei einem etwas erstarrenden ornamentalen Spiel von Formen und überdeckenden Farben. Bei Vincent kann man die Stille hören. Und das ist der höhere Sinnesvorgang. Hören, in verlassener, bläulich schimmernder Waldbucht, unter Stückchen rosafahlen Himmels, bei schwankender Mondsichel, in einer schwülen, kühlen Nachtluft, die Schwingen hat. Malerisch eine trotzige Improvisation . . .

Man sah lange in van Goghs Werk den Auswuchs und die Entartung des Impressionismus und weiß heute, wie falsch das ist. Er steht nicht am Abschluß einer alten, sondern am Anfang einer neuen Epoche, mit beiden im innersten Zusammenhang. Wie Cézannes ist seine Lebensarbeit kein Endziel, sondern ein Weg.

Beide sind die Ahnherren unsrer jungen Schulen, die neben die Schilderung natürlicher Natur die Imagination als gleichwertiges und schwesterliches Element stellen.

Das grüne Gesicht von Ignaz Wrobel

Damals, als die kleinen Geschichten Gustav Meyrinks (jetzt gesammelt in ‚Des deutschen Spießers Wunderhorn‘ bei Albert Langen) erschienen, hätten wir es uns nicht träumen lassen, daß dieser große Verneiner (also auch große Bejaher) einmal unter keinem deutschen Tannenbaum würde fehlen dürfen. Es war die junge Generation, die ihn lachend verehrte — und von den Aeltern Die, die jung geblieben und weise geworden waren im langen Laufe der Zeit.

Heute haben ‚Der Golem' und ‚Das grüne Gesicht' zusammen einhundertundvierzig Auflagen erreicht — und damals die kleinen Geschichten zusammen noch keine zehn. Was ist da vorgegangen? Abgesehen von einer mutigen und mustergültigen Reklame.

Zweierlei: Meyrink hat auf die Form, die er meisterhaft beherrschte, nicht mehr Acht gegeben, und spricht das Idiom der Masse — und zum zweiten hat er den engen Mantel mit dem weiten vertauscht. Er trug den engen: wem er nicht wie angegossen paßte, der zog ihn nicht an. Haarscharf stand sich Plus und Minus gegenüber, da gab es nichts Verwaschenes, Böcke und Schafe waren genau getrennt.

Da waren auf der einen Seite die Materialisten, die alles erklären und alles mit dem Verstande greifen; die überorganisierte Menschheit, die ihre eigenen Mittel, das tägliche Leben zu bewältigen, als Selbstzweck verehrt; da war das ganze Pack, das seine Kulissen als Erde und Ende aller Dinge begeistert anglotzt — und auf der andern Seite standen stille und weise Menschen, Gütige, die endlich begriffen hatten, daß es hinieden sicher nichts ist, und daß das Jenseits fraglich und vielleicht eine Erfindung ist. Das war in eine scheinbar spielende Form gekleidet, der Extrakt jahrelanger Erfahrungen und wahrscheinlich mit dem allergrößten Fleiß und den herbsten Mühen errungen; der ‚Bal macabre' ist ein Meisterstück solcher Form. Die Prosa war, lange vor Rilkes Zeit, musikalisch, ohne, im Gegensatz zu diesem, auch nur einen Augenblick unklar zu sein — die Sprache sang sich ein Lied.

Wie schön, zum Beispiel, der Satz in der ‚Königin unter den Brägen' den der Doktor Jorre träumt: „Die einst Deines Herzens Königin war, ist Königin jetzt hier unter den Brägen —". Das las man wieder und immer wieder. Es hat sicher mutigere Groteskclowns gegeben, aber keinen, bei dem — damals — Erkenntnis und künstlerische Kraft sich so genau die Wage hielten.

Das ist heute anders. ‚Der Golem' und ‚Das grüne Gesicht' sind ein Abstieg. Nicht etwa wird dies Urteil ihres Erfolges wegen gefällt — obgleich Erfolg immer eine faule Sache ist. Sie sind ein Abstieg, weil die Erkenntnis des Weisen die Kraft des Schaffenden weit übersteigt. Früher saß Satz an Satz wie gegossen: heute wird in Fettdruck gesperrt. Früher hatten alle Figuren scharfe Ränder: heute schwimmt alles. Früher wurde „an Hand" einer kleinen Fabel das große Wissen eines erkenntnisreichen Menschen dem Leser eingepflanzt: heute ahnt man wohl dergleichen, aber man sieht es nicht. An einzelnen Stellen flackert es auf, zum Beispiel im ‚Grünen Gesicht' am Anfang des zweiten Kapitels, wo die Welt nach dem Kriege witzig und treffend gezeichnet wird, und am Anfang des vierzehnten Kapitels, das an den alten Meyrink gemahnt. Der Rest ist — leider — Mathematik.

Ich zweifle nicht, daß Meyrink zu den einsichtsreichsten Menschen gehört, die unter uns leben. Er weiß ungeheuer viel —

nicht Positiva, sondern eben das, was man nicht lernen kann —, er hat tief hinunter gesehen, und man muß ihn stets hochachten, eben um dieser Erkenntnis willen. Ich möchte gern einmal wissen, was wohl Professor Deußen in Kiel zu diesem Priester der Weisheit sagt.

Es liegt also nicht etwa vor: Suchen der Gunst des Publikums. Es liegt aber wohl vor: Bewußtes oder unbewußtes Nachlassen der künstlerischen Kraft. Es ist schade, daß ein großer Erkenner uns einen großen Künstler kostet. Rechnet man dazu, daß sich heute alles, was sonst unterdrückt wird, unter dieses allumfassende Dach der Theosophie flüchtet, weil es sich in den unscharfen und verschwommenen Thesen wiedererkennt und bestätigt zu finden glaubt, so wird man die große Gefolgschaft dieser Bücher verstehen.

Es ist aber noch nie ein gutes Zeichen gewesen, wenn wertvolle Kräfte eines Landes sich diesen — stets falsch verstandenen — Mysterien hingeben. Dann stimmt etwas nicht.

Der Meister zaubert wirklich — stellungslose Commis und gelangweilte Damen hören zu, freuen sich an den bunten Glaskugeln und sehen den Gott nicht. Der bleibt im Tempel und lächelt. Und so ist in Wahrheit keinem geholfen. Der Meister selbst hat kein Publikum, und das Parkett bestaunt, im Grunde genommen, Kulissen.

Der freigeistige Schmock schwenkt mit vollen Fahnen ins Lager dieser so poetischen Kirche. Hoffentlich ist sich Gustav Meyrink bewußt, daß der Applaus nicht ihm gilt. Wer ihn, den Künstler von 1910 und den tiefen Denker von heute, liebt, das sind nicht Hundertvierzigtausend, nicht so Viele. Es sind Wenige und Wertvolle. Aber die lieben ihn wirklich und von Herzen.

Kleiner Knabe von Curt Wesse

Vater, der große Mann,
Führt dich im Traum.
Bienlein und Elfe spielt
Tags dir im Raum.
Doch du verrätst es nicht,
Weißt es allein.
Leisestes Morgenlied
Führte sie ein.

Leisestes Morgenlied
Oeffnet die Welt.
Summende Seele sieht,
Was ihr gefällt.
Nacht öffnet blinkend dir
Weiteren Raum.
Vater, der große Mann,
Wartet im Traum.

Münchner Theater von Martin Sommerfeld

Wichtig ist, zu wissen, daß der Athener Aischylos nach einem beispiellosen Triumph seines Volkes über die Perser das Leid der geschlagenen Feinde erschütternd zu gestalten vermochte; und daß er mit diesem hohen Spiel das Ohr seines Volkes fand. Im Formenschatz der Menschheit bleibt diese Tatsache aufzubewahren. Das Gestaltete selbst, die Tragödie ‚Die Perser', schwächt ihre strahlende Reinheit ab; man sollte füglich jene Tatsache in allen Schulen lernen lassen, die Tragödie selbst aber den Kommentatoren anheimgeben — und den Uebersetzern entziehen. Der große Wurf des „Sujets" — diese weltumspannende Güte, diese lindernde Nachsicht, diese überbrückende Brüderlichkeit — wird durch die Gestaltung mit allzu Irdischem beschwert; eine kleine Nachfeier des Sieges griechischer Waffen hat sich in diese Nänie über Massengräbern eingeschlichen, die das Mitleiden unreinlich macht; der Stratiot Aischylos behielt die Oberhand über den Verbrüderer. Wer diese Tragödie übersetzt (oder verfälscht) oder die übersetzte sich verschafft und in Umlauf bringt, setzt sich einer Mißdeutung aus: jene wahrhaft politische Kunst war von Aktualitätsjägerei so weit entfernt wie Alt-Hellas von unsrer Zeit. Jede Aufführung gibt dem Stratioten Aischylos Recht, und zudem wird dem Zuschauer ein Analogieschluß aufgenötigt — für dort „hier" und für damals „heute" zu sagen —, der in seiner naiven Selbstgefälligkeit sogar den Vorwurf der Tragödie verfälscht.

Dem neusten Uebersetzer, Lion Feuchtwanger, und dem münchner Schauspielhaus, das die Tragödie zur Aufführung brachte, soll diese Mißdeutung nicht ausdrücklich zur Last gelegt werden, wenn schon das Schauspielhaus nicht von ihr zu befreien ist: es ist zu dieser Aufführung nicht innerlich legitimiert, so unverkennbar auch sein Bemühen ist, den Spielplan wenigstens durch größere Ausmaße idealer zu beschwingen (was es bereits mit der Aufführung von Strindbergs ‚Traumspiel' angestrebt hatte). Feuchtwanger gab dem alten Leib ein neues (Gesellschafts-)Kleid, in Schnitt, Form und Farbe eben ganz recht; mehr und andres ist von dieser Uebersetzung, die bald feierlich, bald nervös-artistisch schillert, nicht wohl zu sagen. Die Aufführung selbst ergötzte vornehmlich durch den grandiosen Irrtum, eine Beschwörungsszene in den Mittelpunkt zu stellen und diesen Punkt durch orchestrales Zutun, Gebärdenakrobatik und immer neu einsetzende szenische Gliederung so sichtbarlich hervorzuheben, daß das Ganze einem Melodrama glich. An dieser Wirkung war freilich auch jene Szene hervorragend beteiligt, wo König Xerxes vor seinem Greisenchor kniet (!) und von ihm mit Vorwürfen überhäuft wird: bekümmerte Fragen als Drohungen! (Freilich: wenn August Weigert als Xerxes hereingehüpft kommt . . .) Nur Annie Rosar hatte in einigen starken Momenten etwas von statuarischer Größe; auf ihr allein lastete

die wuchtende Kraft des Schmerzes, mit der Aischylos die ‚Perser' durchtränkt hat, diesen einzigen Aufschrei zum wortlosen Himmel.

* * *

Immerhin besser: ein Theater, das seine Aufgaben stets gütlich löst, verfehlt sich einmal an einem zu hohen Ziel — als daß es sich gar keines steckt. Und diesen Fall stellen, seit Erich Ziegels Abgang vor mehr als einem halben Jahr, die Kammerspiele dar. Sah man unter Ziegels Leitung, unbeschadet mancher Mißgriffe, immer einen sachlichen, arbeitsamen, freudigen Willen am Werk, der die Widerstrebenden so biegsam zu machen wußte, daß dieses Theater eine wahrhafte Sozietät darstellte: so empfindet man jetzt, bei den mannigfachen Neubesetzungen und Erstaufführungen (soweit sie nicht in der Ankündigung stecken bleiben, wie Strindbergs ‚Frau Margit') immer ein Zufälliges, Probiertes und Getüfteltes, Nachgeberisches oder Einfallmäßiges. Als zufällig aber hat die Entdeckung von Shakespeares ‚Wie es Euch gefällt' zu gelten, ein privates literarisches Erlebnis der Direktion, die dabei ihr Theater und ihre Aufgaben vergessen hat — dies Theater, auf dem schon ‚Götz von Berlichingen' ein vorzeitiges (und begünstigtes) Ende genommen hatte. Dieses Urbild aller romantischen Lustspiele verträgt die greifbare Nähe nicht; und so sehr der ganze szenische Apparat auch weiterhin vereinfacht worden ist: er bleibt immer trocken und bestenfalls gutmütig. Aber wenn man bei den vorangegangenen Aufführungen überhaupt nicht sagen konnte, daß sie inszeniert, sondern nur daß sie auf die Bühne gestellt seien, so ist von dieser immerhin weit höherstehenden Leistung Otto Falckenbergs zu sagen, daß sie, wollte der Regisseur jetzt mit seiner Arbeit beginnen, in der Tat das Ergebnis haben würde, das familiärer Ueberschwang ihr bereits zuerkennen will. Daran fehlt freilich noch mancherlei. Annemarie Seidel muß darüber belehrt werden, daß die Kulissenironie („also das ist der Ardenner Wald") bei Shakespeare im allgemeinen nicht stattfindet und hier im besondern den Waldes-„Zauber" zerreißt, wie die Selbstironie den Verkleidungs-„Zauber" aufhebt; Erwin Kalser muß überzeugt werden, daß der Monsieur Melancholie kein anklagender Pessimist ist; und Hans Carl Müller und Anni Mewes müssen ausdrücklich davor gewarnt werden, allein durch guten Charakter und nettes Benehmen sich dem Gesetz der Schwere entziehen zu wollen, das in diesem Lustspiel ausgeschaltet scheint. Und schließlich der Ausstattungsmann Pasetti: aber natürlich Papier, so viel Papier wie möglich als Wald — nur dann, bitte, keine viertelmetergroßen hölzernen roten Pilzsammlungen, die der ohnehin geringen Bewegungsfreiheit noch mehr Eintrag tun. Und dann, und dann — ja, dann wird das Lustspiel, mit Hermann Zilchers Musik, sich entfalten wie der luftige Schlußreigen; nichts weiter als das Aufblühen und Sich-Schließen einer großen bunten Blume.

Weh dem, der lügt

Den Tag, da vor hundert Jahren der junge Dramatiker Grillparzer plötzlich aufwachte und berühmt war, hat das Burgtheater durch einen Zyklus, das berliner Theater garnicht gefeiert. Wer weiß denn noch, daß wir einmal eine Grillparzer-Renaissance hatten! Als am Ende der achtziger Jahre, nach Halm und Gutzkow und Wilbrandt und Hugo Lubliner, Psychologie auf die deutsche Bühne kam, da erschien der Schöpfer des Königs Alfons wie ein Vollender und Kainz, der Nervenspieler aus Oesterreich, zwiefach zu seinem Herold berufen. Die Tragödie der Jüdin von Toledo füllte ein Jahr lang viermal in der Woche das Deutsche Theater, und an den andern drei Abenden strömte man zu Edrita und Leon. Es war eine Mode, und wie eine Mode ging es vorüber. Das nächste Jahrzehnt hob Hebbel hoch, und Grillparzer wurde zum Vorläufer. Die neuen Oesterreicher in Berlin hielten wenig von ihm. In fünfzehn Jahren hat Reinhardt nur Hero, Medea und Esther beachtet und auch sie nicht für würdig seiner Regie befunden. Immerhin hätten auch ihm die Männerdramen — ‚König Ottokars Glück und Ende' und der ‚Bruderzwist in Habsburg' — einen Versuch gelohnt. Bei der Wahl zwischen Strindbergs ‚Meister Olaf' und Sternheims ‚Leidendem Weib' sich nicht für sie zu entscheiden, lag weder im Interesse der Kunst noch der Kasse. Achteinhalb Jahre hat Reinhardt sich um Grillparzer nicht gekümmert. Jetzt probiert es die Volksbühne mit ‚Weh dem, der lügt'.

Seit dessen Premierenskandal sind ungefähr achtzig Jahre vergangen. Die feinen Wiener des Vormärz wünschten kein Mittelglied zwischen Affe und Mensch auf der Bühne zu sehen und behandelten Grillparzer dermaßen, daß er auf Jahrzehnte die Schublade dem Souffleurkasten vorzog, ja daß nicht einmal sein eifrigster Anwalt, Laube, für ein Berufungsverfahren zu haben war. Noch Laubes Nachfolger Dingelstedt sträubte sich heftig gegen den Schauspieler, der in Kattwald die dankbare Rolle erkannte. Aber der Hüne Gabillon setzte das Lustspiel erst bei seinem Direktor und dann beim Publikum durch. Darüber sind nun schon wieder vierzig Jahre vergangen, und die kommen uns vor wie hundert. So wenig begreifen wir alles das. Welch unüberbietbare Harmlosigkeit! Ein so behutsam abgestecktes Barbarentum hat keine Schrecken. Der Berserker am andern Ufer des Rheins ist ein Weihnachtsmann im künstlichen Bart, und sein Töchterchen, deren Erziehung von Wildheit zu Mildheit eines der Themen des Stückes ist, ergeht sich verwunderlich früh in wohlpointierten Sentenzen. Die plakatierte Moral läßt man sich gefallen, weil sie bei jedem ernsten Anlaß durchlöchert wird. Daß sie durchlöchert werden muß, ist der Sinn der Komödie (der nach dem Gusto des Politikers Bismarck gewesen wäre), und die wienerische Liebenswürdigkeit, womit es geschieht, ihre charakteristischste Eigenschaft. Eine empfindsam-drollige Rüpelei auf märchenhaft-archaischem Grunde. Drei Akte Heidentum, symmetrisch flankiert von zwei Akten Christentum. Diese voll „Weisheit", jene nicht grade voll Witz, aber mit Witzigkeit angenehm durchsetzt. Wieviel so reinliche Scherzspiele gibt es schließlich in der deutschen Literatur?

Grillparzers gehört sogar zu den wenigen, die ihre Literaturfähigkeit nicht damit erkaufen, daß sie allmählich dem lebendigen Theater verloren gehen. Mehr noch: ‚Weh dem, der lügt‘ besteht diese Aufführung, die eine Prüfung ist. Ich beneide Reinhardt, der am ersten Januar in die Schweiz gereist und heute noch nicht zurück ist; aber mich bedaure ich, daß ich inzwischen seine Theater besuchen muß. Im ‚Konzert‘ neulich war es eine ungewöhnlich aparte Nuance, daß eine kleine Schauspielerin, die ein Telegramm aufgibt und sogleich, ohne daß der Vorhäng fällt, ins Haus Heink zurückkehrt, auf Hin- oder Rückweg Zeit und Gelegenheit findet, ihr Kleid zu wechseln. Und was sehe ich dort zwischen Hoftor und Haus des Grafen Kattwald im Straßenanzug herumspazieren? Ei, wenn mich nicht alles täuscht, ist es Felix Hollaender. Nun, so erfreulich uns allen sein stimmunghebender Anblick in Reinhardts Zuschauerräumen immer war und sicherlich bleiben wird: sollte er hier nicht doch fehl am Orte sein? Denn daß dieses Hoftor, zu dem unserm Troglodyten im Rausch umständlich der Schlüssel geraubt wird, nicht von einem Kinde zu übersteigen ist: dafür hatte weder der Oberaufseher noch Herr Gregori gesorgt. Ein Regisseur für die kleinsten Ortsverbände. Unfehlbar geschickt, jede Klippe anzulaufen. Ein feuriger Renner, wo wir verweilen möchten, und von der Feierlichkeit eines Leichenzuges, wo Eile nottut. Seine Begabung, Einschnitte zu verwischen, Glanz abzustumpfen und Höhepunkte sozusagen fallen zu lassen, ist förmlich divinatorisch.

Die Schauspieler taten, was sie wollten. Das war teils gut, teils weniger gut. Der grimme Kattwald wirkte zu onkelhaft. Das ist schon ein Fehler von Grillparzer. Desto wünschenswerter wäre ein Darsteller, der nicht so wie Diegelmann unbedingt treuherziger Bernhardiner ist. Den Galomir schüttelt sich Jannings aus den Aermeln. Man dachte halb an Carl Abs, halb an den Zoologischen Garten; und das ist richtig. Bei Atalus war der Dichter ein bißchen zerstreut. Zunächst ist dieser Bischofsneffe ein unerträglicher Blödian; dann wird er ein netter, bescheidener, vernünftiger Junge. Herr Bergen schenkt sich den aussichtslosen Versuch, beide Hälften zu kitten; er ist zunächst so und dann eben anders. Sein Befreier Leon hats leichter. Aber Hermann Thimig macht sichs nicht leicht. Er ist nicht bloß fröhlich und flink und frech und ein Küchenjunge, sondern spricht sein Gebet auch mit Inbrunst und Stärke. Fräulein Pünkösdy: unausgeglichen, wie immer, wenn sich ihr Wesen mit ihrer Rolle deckt. Sie ist so erfreulich naiv, daß sie das nicht merkt und „spielt“, wo sie nur zu sein brauchte. Die Tochter der Wildnis schlägt mit den Hacken aus, die neue Christin dreht züchtig das Köpfchen und streicht sich schämig am Röckchen herab, und Keiner ist da, der sie leitet. Aber wenn Herr Gregori gar selber jeut! Da trieft ihm das Oel nur so aus beiden Mundwinkeln in den riesigen Fußsack, den er ans Bischofskinn geklebt hat, und dem wir gram sind, weil er uns eine Mimik verbirgt — eine Mimik, ohne Zweifel imstande, mit dieser Rhetorik es aufzunehmen. Vor vielen Jahren wurde uns Richard Tauber nach Chemnitz entrissen. Hier ist der Ersatz. Wann benötigt Chemnitz Ersatz für Richard Tauber?

Reminiscere von Fritz Reck-Malleczewen

Zuerst war das Ideal. Da lasen wir Plato.

Dann war ein Geheimrat mit einer römischen Gemme als Busennadel; der sah aus wie der Zeus von Otricoli.

Da haben wir mit Ach und Krach das Abiturium gemacht.

Da waren wir siebzehn.

Dann wurden wir in einen weißen Koller mit rosa Aufschlägen gekleidet, und da ließen wir uns gleich hinterher im Küraß photographieren.

Und da ging das dann so zwei Jahre; und wir hatten Rekruten und schrieen durch die Reitbahn: „Der Sareik fängt schon wieder Fliegen mit dem . . ." Na, mit dem Gesäß natürlich. Und des Abends ritten wir dann zu den riesenburger Mädeln ins Nachtquartier. Und das ging immer so weiter, bis der Kommandeur meinte, es ginge nicht mehr so weiter. Und uns zu einer andern Schwadron versetzte, in jene Stadt, in der der Regimentsstab lag.

Da fielen unten in Südwest an einem einzigen wunderschönen sonnenhellen Märzsonntag des Jahres 1903 mindestens neun Offiziere auf einmal. Und da fragte man denn an, ob . . .

Da kriegten wir denn in Kubub mal erst einen gehörigen Typhus, und da war das aus mit dem weißen Koller und den rosa Aufschlägen, und die da unten im Lazarettgarten begraben wurden, die sahen ganz und garnicht dekorativ aus.

Dann ging das weiter, und da kleideten wir uns in Heuschrecken und wilden Honig, und unsre Speise waren Kamelshaare, und so ging das so bis zu der durch Gustav Frenssen bekannt gewordenen Affaire an den Wasserlöchern. Da hatte denn jeder von uns mindestens Einen coloured gentleman gegenüber; mit dem wechselte man so lange die in den beiderseitigen Gewehrmagazinen vorhandenen Karten, bis ein Andrer den Kaffer abschoß und man selbst nach Windhoek kam, wo alle überflüssigen Gliedmaßen abgeschnitten wurden.

Dann kam eines schönen Vormittags in Swakopmund die ‚Alice Wörmann' vorgefahren, und da dachten wir garnicht so wie der sagenhafte Peter Moor, „daß wir dieses wunderlich-fremde Land liebgewonnen hätten". Sondern die Leute dachten an Sankt Pauli.

Und wir dachten, daß es schön sei, wieder wie ein reinlicher Mensch auszusehn.

Oder wir dachten: „Du lieber Gott, wenn Die da mal versucht hätten, uns die Segnungen der Kultur zu bringen . . .".

Und die meisten streckten das Bein mit der Prothese von sich auf den schönen bunten Liegestuhl und sahen auf die Delphine, die in Eskadronkolonnen am Schiff vorüberritten. Und dachten: „Nu, wenn schon."

Da kamen wir in eine schöne fromme Handelsstadt und führten die Leute in die Kirche. Da war ein Pastor mit einer weißen Halskrause, der hob die Hände in die Höhe und schrie das übrige Publikum an: „Pilgert her hier alle und seht dieser Jünglinge Elend und schlagt an Eure Brust ob Eurer Sünden!" Und dann meinte er, das mit den in Windhoek verbliebenen Gliedmaßen, das hinge alles zusammen mit dem lasterhaften Leben in den großen Städten.

Und der leichtfertigen Mode.

Und den Nachtcafés.

Und dem Geburtenrückgang.

Und . . . . .

Da dachten wir mit Luther: „Du Baalspfaffe."

*

Das ist schon lange her, Stücker dreizehn Jahr. Und nun ist das ganz anders, und um Die, die in Kubub der Typhus fraß oder der Kaffer durch den Schädel schoß, schert sich kein Mensch. Wie das so ist. Ganz begreiflich.

*

Mir fiel das alles nur wieder ein. Weil in einer der berliner Gazetten zu lesen stand: daß es taktlos sei, im Theater und in der Literatur vorläufig vom Krieg zu schweigen. Und daß der heimkehrende Feldsoldat empört sei, wenn er sehen müsse . . .

Und unsre Leute hatten sich doch schon so auf Sankt Pauli gefreut!

Herrgott, hatten die sich gefreut!

Rathenau und Friedenswirtschaft von Vindex

Zeit und Umstände, in denen wir leben, machen es begreiflich, daß sich Leute, die denken, in ihren Ueberlegungen immer wieder der Zukunft zuwenden, daß immer wieder Aussichten eröffnet, Probleme aufgezeigt und Wege gewiesen werden. Das gilt für die politischen, für die allgemein menschlichen und für die wirtschaftlichen Dinge. Aus dieser Zeit des Schwebens, der Zerstörung und des Uebergangs sehnen wir alle uns nach künftiger Festigung, nach dem Wiederaufbau und der Endgiltigkeit. Aber eben aus dem Grunde, weil heut noch alles im Ungewissen und undurchdringlich ist, weil die Gegenwart fast ebenso schwer in ihren Gründen erkennbar ist wie die Zukunft, kann die Beschäftigung mit dem, was künftig sein wird, was vor uns stehen wird, und womit wir fertig werden müssen, kaum zu festen und fruchtbaren Ergebnissen führen. Wir sind noch im Krieg, wir kennen den Zeitpunkt und die Bedingungen seines Aufhörens nicht: jeder Tag also kann an dem, was wir heute als Grundlage für jetzt und künftig ansehen, umstürzende Aenderungen bringen; und so sehr es uns treibt, über das Künftige zu sprechen, müßten wir eigentlich schweigen; oder müßten wenigstens, wenn wir sprechen, hinzufügen, daß alles unter entscheidenden Vorbehalten steht, daß es nur Träumereien der gegenwärtigen Stunde sind, eine Rauchfahne, die sich mit dem Kriegswinde drehen muß und vor ihm zerflattert.

Bei alledem soll nicht verkannt sein, daß dennoch manches sich anzuhören verlohnt, was von nachdenklichen Menschen über die Zukunft, ihre Fragen und Möglichkeiten zu uns gesprochen wird. Zum mindesten bieten solche Reden dem rastlos in das Künftige spähenden Geist die Befriedigung, das Land, an das man als verheißen glaubt, in Ferne und Dämmer zu erblicken. Wer es freilich unternimmt, die Umrisse des Landes und die Pfade ins Innere aufzuzeichnen und festzuhalten, der darf nicht vergessen, daß sein Standort schwankt, und daß wir nicht wissen, in welchen Hafen des Landes wir einmal einlaufen werden. Das sind die Gedanken, mit denen man Walter Rathenaus jetzt im Druck (bei S. Fischer) erschienene Ausführungen über die Probleme der Friedenswirtschaft liest; man weiß, daß es Worte sind, die Mitte Dezember 1916 vor der ‚Deutschen Gesellschaft 1914' gesprochen wurden, in einem Klub großen Stils und vergeistigten Anstrichs. Der Vortrag Rathenaus ist mehr als eine bloße Unterhaltung, aber weniger als ein Programm; er zeigt Ideen eines modernen Wirtschaftspraktikers, der gern und mit Erfolg nach Vertiefungen strebt. Aber man kann sich dem Eindruck, ja der Gewißheit nicht verschließen, daß vieles von dem, was Rathenau vor zwei Monaten gesagt hat, anders lauten würde, wenn es heut nach dem Wiederbginn des Unterwasserkriegs und dem Eintritt der Verwicklungen mit Amerika zur Erörterung stünde; wie es sich vielleicht in nochmals zwei Monaten wiederum ganz und gar verwandelt hätte.

Rathenau hat das im Dezember auch erkannt; er war sich klar, keine bleibenden Wahrheiten feststellen zu können, sondern mit begrenzten, zeitlichen und vorübergehenden Umständen rechnen zu müssen. Dadurch bekommt seine Rechnung jene Vagheit, die ihren anwendbaren Wert nach manchen Seiten hin so beeinträchtigt. Immerhin bleiben, wie man auch über die Richtlinien für das Künftige im Einzelnen denken mag, bei Rathenau einige praktische Hinweise übrig, die wichtig genug sind, um von Jenen beachtet und überlegt zu werden, die sich bisher der Ueberlegung und Beachtung der durch den Krieg jetzt bereits geschaffenen Tatsächlichkeiten entzogen haben. Der Verlust an Nationalvermögen, die Verschiebungen von Besitz und Einkommen, die Arbeit der Gesamtheit zur Aufbringung der Renten einzelner Reichgewordener, die Erschwerung in der Fortentwicklung des Außenhandels und, aus allem folgend, der Zwang zur Sparsamkeit: alle diese Umstände verdienen ganz den Ernst, von denen der Hinweis auf sie bei Rathenau getragen wird; und es schadet nichts, wenn man bei möglichst vielen Gelegenheiten sie der Oeffentlichkeit vor Augen führt. Sie sind bereits da und in Wirksamkeit; und sie können auch durch den Ablauf der Zeit und der Begebenheiten kaum mehr in ihrem Wesen gewandelt werden.

Nimmt man dies als gegeben hin, so gewinnt besonders an Wert und Bedeutung, was Rathenau über die Zukunft des Luxus zu sagen hat. Rathenau zeigt, daß die Luxusfrage bisher, das heißt: vor dem Krieg, allgemein unter einem falschen Gesichtspunkt betrachtet worden ist, nämlich so, als seien die ungeheuren Summen, die in Deutschland jährlich für Zwecke des Luxus verausgabt wurden, deswegen im Ganzen von allgemeinem Nutzen, weil der Luxusaufwand Geld unter die Leute bringe. Für unsre Zeit, sagt Rathenau mit Recht, gilt das nicht mehr. Wir müssen sparen, haushalten, zusammenhalten. Alle Aufwendungen an Arbeitskraft, Rohstoff, Werkzeug, Transport, Einfuhr, Einzelverkauf, Lagerung, die auf ein entbehrliches oder überflüssiges Erzeugnis des

Luxus verwendet werden, bleiben unsrer Wirtschaft — das ist: dem, was jedem not tut — verloren. Wenn eine Perlenschnur ins Land gebracht wird, so bedeutet das — an den Zinsen des dafür angelegten Kapitals gemessen — nicht weniger, als daß der Ertrag eines großen Bauernhofes Jahr für Jahr uns verloren geht. Wenn ein paar hundert Flaschen eines kostbaren Weines eingeführt werden, so bedeutet das, daß bei uns ein Techniker oder Gelehrter weniger ausgebildet werden kann.

Das ist eine Beweisführung, die Eindruck macht. Wie weit sie den Forderungen, zu denen sie führt, Kraft gibt, sich durchzusetzen, wissen wir gegenwärtig noch nicht. Die Strebung gegen den Luxus, die in den Worten Rathenaus zu Tage tritt, ist einer der größten Gewinne, den die Nation, wenn sie will und die Kraft hat, aus diesem Kriege ziehen kann. Die Richtung gegen den Luxus ist erwachsen auf dem Boden der sichern Erkenntnis, daß es zum Wohlbefinden des Einzelnen und zu seinem Glücke nicht jener enormen Mengen Waren bedarf, die bisher als begehrenswert galten, und die vielfach häßlich, schädlich und töricht sind.

An Meta Kupfer von Theobald Tiger

Du Asphaltgöttin! du Vierzimmer-Hera!
Du stille Sehnsucht unsres Mittelstands,
du kommandiertest — das wird immer schwerer —,
ums goldne Kalb den alten Kontre-Tanz.
Du warst so mild. Du brauchtest keine Ruten,
es waren keine Sklaven, die du triebst;
und während draußen tausend, tausend bluten —
Du schiebst.

Du warst nicht klug. Das braucht man an der Panke,
wenn man nur schlau ist, gar nicht mal zu sein.
Du hattest ein Depot auf deiner Banke,
du hattest manchen Stempelbogenschein —
und damit alles. Denn sieh da, die frommen
Berliner nehmen gerne, wenn du gibst;
es war schon guter Ton, zu dir zu kommen —
Du schiebst.

Und Meta rief, und alle, alle kamen:
Es kam der Offizier, der Bankkommis,
Herr Schulze kam, und auch erlauchtre Namen
der Diploma- und Aristokratie.
Der junge Leutnant und der Kintoppfritze,
für die du stets die feine Dame bliebst,
gerieten an der Tochter scharf in Hitze —
Du schiebst.

Ach nein, du ähnelst gar nicht der Therese —
der großen Madame Humbert aus Paris —
die führte ihre Kundschaft an der Neese,
die gab auch nicht, die nahm den goldenen Kies.
Berlin, dir zahlt die Kupfern eine Rente,
Berlin, hier hast du alles, was du liebst:
Die Frau, den Schwung, die Butter, die Prozente —!
Du schiebst!

Antworten

Ernst K. in Wien. Sie schicken mir ein Blatt mit einer gigantischen Schmockerei, die ich „festnageln" soll. Nicht doch. Daß die Alice Schalek existiert, das könnte einem den Glauben an die Menschheit nehmen, wenn es nicht den Karl Kraus gäbe, um dessentwillen man ihn nie verlieren wird. Er spaltet eine solche Existenz mit einem leichten Kernhieb mitten durch, indem er einfach ihren Namen nennt. Ich übertreibe nicht. Er sitzt im Architektenhaus und sagt zunächst nichts weiter als: „Die Schalek." Er sagt nicht, wie er in der ‚Fackel' schreibt: „Die wackere Schalek forcht sich nit" — nein, bloß: „Die Schalek." Und seine Sprechkunst, die Beherrschung schon des Klangs von wenigen Silben ist so eminent, daß man zu hören meint: schal, Ekel, Speichelleckerei. Der reife Kraus demoliert die Literatur, wie der Anfänger; aber nicht mehr so, daß er mit einem regelrechten Angriff die Journaille ungebührlich ehrt — nein, bloß: indem er ihre Leistungen zitiert. Erläuterung überflüssig. Gänsefüße, wieder Gänsefüße; und man sieht zur Rechten und zur Linken einen halben Zeitungsschreiber niedersinken oder gar die Zeitung selbst. Kraus spricht ein paar „satirische" Verse von einer erschreckenden Gesinnung, die man nicht einmal den Lustigen Blättern zutraun möchte; dann erklärt er donnernd, daß sie nirgend anders als im ‚Simplicissimus' gestanden haben: und dieser muntere Kriegslieferant, der am ersten August 1914 seine ganze Vergangenheit zu Wucherpreisen verhökert hat, ist für alle Zeiten erledigt. Kraus verliest den Kondolenzbrief eines Botschaftsrats an die Neue Freie Presse, worin der Mann beschreibt, wie er den Kriegsbeginn an der Seite des verstorbenen Chefs auf der oesterreichischen Botschaft zu Berlin miterlebt habe: und es wäre eine Herabsetzung dieses Meisterstücks, es überhaupt so zu nennen, und wenn es doch so genannt wird, eine Unterschätzung seines artistischen Werts, nicht ein Schock Theatervorstellungen dafür hinzugeben. Alles ist drin: das Wesen der Presse und der Diplomatie und der oesterreichischen Monarchie und die Stimmung des Kriegsausbruchs und der Schrecken des Kriegs und die Tragik Shakespeares, in dessen gewaltigstes Pathos Kraus am Ende übergeht. Er ist ihm gewachsen. Unerschöpflich die malende Kraft seiner Stimme, eines stählern blanken Tenors, seines hagern Gesichts, in dem die Nerven offen zutage liegen, und gar seiner bebenden Hände. In einem seiner poetischen Ausbrüche wider den Krieg heißt es, schaurig genug: „Der Fortschritt geht auf Zinsfuß und Prothese" — und da stelzen die Finger der rechten Hand diesen Gang so anschaulich vor, daß es einem eiskalt über den Rücken läuft. Manchmal glaubt er zu all seinen Ausdrucksmitteln noch eines nötig zu haben, und dann erhebt er sich, und hochaufgerichtet ruft er: „Du großer Gott" und zwanzigmal: „Du großer Gott, der . . ." — und da unterscheidet ihn nichts mehr von einem Propheten des Alten Testaments. Er schreit, „der Mensch schreit" und klagt und klagt an, daß der Untergang unsres Planeten nahe ist, und er greift sich die Schuldigen her und straft sie furchtbar, und Keiner schluchzt schmerzgepeinigter über das Strafgericht, als der es vollzieht. Mittendrin zittert man einen Augenblick, vor was für Leuten dieser zarte Riese dort oben sich die Brust aufreißen und das Blut seines Herzens verströmen mag, und wendet sich beklommen ringsum: und da erkennt man beruhigt, daß man kaum jemals so viele geistige, seelenfeine Gesichter versammelt gesehen hat.

Diese Zuhörerschaft verdient, daß der Sprecher behutsamste Sorgfalt an Auswahl, Anordnung, Steigerung seiner ‚Programmnummern' wendet. Ein Mikrokosmos in hundertzwanzig Minuten (nach deren Ablauf man kindisch dankbar wäre, noch dreimal zwei Stunden atemlos staunen zu dürfen). Der ganze Karl Kraus von heute: der Pamphletist europäischen Stils, um nichts geringer als Aretino, aber in seiner Charakterreinheit ihm unvergleichbar; der herrlich besessene Weltfreund, dessen peitschender Zorn nur — was denn sonst! — gekränkte, beleidigte, weinende Liebe ist; und zuletzt, und zuerst und zuallererst, der erlöste Lyriker, erlöst von der Hypertrophie des Gehirns zu . . . wozu? Vernehmen Sie ein Gedicht wie dieses: „Stimme im Herbst, verzichtend über dem Grab Auf deine Welt, du blasse Schwester des Monds, Süße Verlobte des klagenden Windes, Schwebend unter fliehenden Sternen — Raffte der Ruf des Geists dich empor zu dir selbst? Nahm ein Wüstensturm dich in dein Leben zurück? Siehe, so führt ein erstes Menschenpaar Wieder ein Gott auf die heilige Insel! Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks, Kam durch den Winter der Welt der goldene Falter. Ob kniect, segnet, hört, wie die Erde schweigt. Sie allein weiß um Opfer und Thräne." Ich will nicht auch noch eins von den Kriegsgedichten hersetzen, weil Sie sie sämtlich lesen sollen; aber ich bin neugierig, wie unsre Kriegsgedichtsammler einmal verantworten werden, daß sie den Dichter übergehen, vor dem selbst ihre Parade-Autoren verblassen. Er ist das Schwert, er ist die Flamme; und seine Schläg' und Gluten sind von allen dadurch unterschieden, daß sie die Opfer anderswo als bei den „Feinden" suchen. Wenn die „Kriegsfackel" einst erloschen sein wird, werden die Kriegs-‚Fackeln' weiter von der Zeiten Schande künden und in eine bessere Zukunft leuchten. Muß da nicht jetzt schon unsereiner helfen, daß sie's tun? Im Ernst: die Wirkung dieser Strahlen unverstärkt zu lassen, scheint mir Versündigung am heiligen Geist. Ich will nicht länger solcher Sünde bloß sein. Ablehnung dieses Kraus, beredte oder stumme, ist Notwehr, Feigheit, Selbstbetrug. Gestehen wirs uns ein: wir sind Pygmäen neben ihm. Wie Wenige von uns entrinnen dem Bezirk der Leidlichkeit und angenehmen Löblichkeit! Die harte Ungewöhnlichkeit behagt uns schlecht, gar wenn sie sticht. Das ist das unausrottbar bürgerliche Teil in uns Talenten. Kraus ist aus unbezwingbarerem Stoff gemacht. Für schwache schöne Seelen ist er nichts. Schon an der überlegenen Naturanlage ihres Erzfeinds werden sie zuschanden. Klug ist allein, wer eines Tags sich kühn entschließt, ihn grenzenlos zu lieben, weil ihn der Mut verließ, ihm gleich zu sein. Gesellt euch mir, der für ihn zeugt und zeugen lassen will. Vergelten wir ihm, was er zwanzig Jahre, fanatisiert von jeder wahren Größe, jeder wahren Sittlichkeit, für sie und wider Finsternis und Unkunst ausgerichtet hat. Kürnberger wäre einverstanden, der vor vierzig Jahren, wie sein Landsmann Kraus, zehntausendmal so viele Leser hätte haben müssen, als er hatte. Werben wir für diesen Menschen einziger Art und für sein Wunderwerk. Erklären wir ihn seiner Mitwelt, die ihn nicht verdient, damit sie ihn verdienen lerne. Dieses hier ist nichts, ist nicht einmal der Auftakt, ist ein Trompetenstoß vor dem Beginn. Gedulden Sie sich noch ein bißchen; bis daß die Kälte in Galizien aufhört und unser Oberleutnant selbst am Ende Amen sagt. Dann freilich kommen Sie nicht unter acht, neun Nummern weg. Zuviel? Ich weiß schon jetzt, daß es zuwenig ist. Dies ist ein Fall, wo wir nicht eher Ruhe geben dürfen, als bis die ‚Fackel' durch ganz Deutschland leuchtet — unendlich Licht mit ihrem Licht verbindend.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Gott und der Krieg von Germanicus

Es wird sich geschichtlich kaum feststellen lassen, ob jemals Menschen, Stämme, Völker nur um des Glaubens willen einander mit Krieg überzogen; die Religionskriege, soweit sie uns bekannt sind, hatten stets einen sehr realen wirtschaftlichen Untergrund. Es war nicht das Christentum, das den heidnischen Sachsen gebracht werden sollte; es war aber die heidnische Erde, deren die apostolischen Franken bedurften. Auch zu den Negern kam der Missionar immer nur als Vorläufer für den Kaufmann und den Sklavenhalter. Wir haben längst verlernt, den Krieg der dreißig Jahre als einen Kampf der Bekenntnisse zu betrachten. Immerhin, frühere Zeiten benötigten der Glaubenskulisse, um dahinter die Fragen der Macht aufmarschieren zu lassen. Das Kreuz mußte das Schwert verdecken. Insofern hat die Kirche recht, wenn sie von sich behauptet, daß sie nie Blut getrunken hätte; sie ist zu solchem Zweck stets gemißbraucht worden. Insofern ist der Krieg, den wir durchleben, ein sittlicher Fortschritt; denn alle Beteiligten geben offen zu, daß es sich um irdische Werte handelt, um Absatzgebiete, um Bergwerke, um Schifffahrt, um Siedlungsland für Zeugungskraft. Solche Tatsächlichkeit sollte nun aber auch jedermann davor zurückhalten, die Frage nach Gott und den höchsten Gütern mit diesem Kriege, mit Handgranaten und Minen, mit Füsiladen und Aushungerung zu verquicken. Gottes ist der Orient, Gottes ist der Occident; Gott ist nicht nur bei den stärkern Bataillonen. Gott ist jenseits all dieser menschlichen Greuel. Man beschwöre ihn nicht; er kann niemandem dieser Landhungrigen, dieser Erz- und Kohlensucher, dieser Kapitalspioniere, dieser Machtaufrichter helfen; er ist in ihnen allen, ist in allem, was sie tun, ist bei den Siegern und bei den Besiegten, und ist doch fern von ihnen allen. Es ist Keinem gegeben, dies Geheimnis zu lösen. Welche Partei ihn auch immer für sich begehrt, sie lästert Gott. Vielleicht ist dieses des Rätsels letzter Sinn, daß Gott in solchem Leiden der Menschheit sich selber geißelt. Gott ist nicht national, was sind vor ihm Völker, vor ihm, der die erste Regsamkeit der Urzellen befahl, und der den letzten Sang der zerberstenden Gestirne hören wird. Rühre mich nicht an, spricht Gott zu Denen, die ihn an ihre blutigen Fahnen fesseln wollen. Lassen wir uns nicht die Begriffe verwirren. Jesus sprach: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.“ Lasset uns die Welt gewinnen, aber lasset unsre Seele sich nicht aus der Ewigkeit loslösen.

*

Von allen Erlebnissen, die ich im Felde hatte, so erzählt ein besinnlicher Soldat, war dieses das größte: In Sedan, in einer

alten gothischen Kirche, ein Priester, der den Leib des Herrn reichte, französischen Witwen und den Mördern ihrer Männer, gleichmäßig, mit derselben Hingebung, derselben Sanftmut, derselben Gebärde der Sehnsucht und der Gewißheit. Es war ein großes Weinen in dem atemlosen Raum, ein tiefes Sichbeugen, eine unendliche Beschämung, ein Erkennen der Schrecken. Gott war gegenwärtig; die Uniformen waren durchsichtig geworden.

*

Der Politiker nimmt Schaden an seiner Seele, wenn er Gott als einen Faktor in seine Machtrechnung einstellt. Der Politiker soll die Welt gewinnen. Und wenn es Krieg ist, dann hat die Politik recht, daß sie die Waffen so hart wie irgend möglich zuschlagen läßt. Es ist ganz überflüssig, solche Härte als größte Milde auszudeuten. Die Fahrt nach England ist der sichere Tod; dies zu verkünden ist, sofern es in unserer Macht liegt, unser Recht, und damit unsere Pflicht. Es ist keine Lästerung Gottes, wenn der Politiker den Begriff der Menschheit leugnet; es zu tun, kann aber eine politische Dummheit sein.

*

Was ist ein Krieg, und wenn er selbst die Erde umspannt, vor Gottes Ewigkeit? Kein Sieg, keine Umsteuerung der Weltwirtschaft kann so bedeutsam sein, um irgendwie an Gott gemessen zu werden. Der Geist entscheidet, nur er ist Gott verwandt, nur er greift von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wo blieben die Feldherren der Pharaonen; wer gedenkt noch der Schlachten, in denen längst modernde Völker miteinander rangen. Und doch kann nichts von ihnen allen, die damals lebten und starben, verloren gegangen sein; irgendwo sind Ninive und Babylon noch heute gegenwärtig. Auch der Besiegte bleibt, und der Sieger kann die Ewigkeit nicht verlängern. Der Krieg ist gewaltig vor uns; vor Gott ist er nur eine Welle im Strom, nur eine Wallung in der eigenen göttlichen Entwicklung. Wir sind Atome, aus denen Gott sich selbst aufbaut.

*

Es ist durchaus zutreffend, daß geleugnet worden ist, es könne dem Christentum während dieses Krieges ein Moratorium ausgestellt werden. Es läßt sich nicht vergessen, daß im fünften Kapitel des Matthäus geschrieben steht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichts schuldig sein. Ich aber sage euch: Wer mit seinem Bruder zürnet, der ist des Gerichts schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Racha! der ist des Rads schuldig; wer aber zu seinem Bruder sagt: Du Narr! der ist des höllischen Feuers schuldig." Kein Feldprediger kann solche Worte auslöschen, umbiegen, nationalisieren, gegen die andern und für die eigene Partei in Anspruch nehmen.

Täte er das, so müßte er seine Seele verlieren, so hätte er sie verloren. Es gibt Geheimnisse, die niemand zu lösen vermag. Lasset Eure Hände von ihnen; rühret nicht an die Wunden Gottes, welche der Krieg sind.

*

Es ist weder Gottesdienst noch Gotteslästerung, so zu handeln, daß die Fahrt nach England den sicheren Tod bedeutet. Es ist dies schlicht und recht eine militärische Maßnahme, über deren politische Sittlichkeit nur der Erfolg entscheiden kann.

Vom Leid und seiner Ueberwindung

(Fortsetzung)

von Leopold Ziegler

Wie dem im übrigen auch sei — jedenfalls beharrt die aristotelische Ethik auf der üblichen und natürlichen Auffassung, daß das Leid zu den negativ bewerteten Ereignissen des Bewußtseins gehöre, deren Ausschließung und Ueberwindung die Persönlichkeit vor allem anzustreben habe. Im großen und ganzen ist dies so sehr die Stellungnahme der griechischen Sittenlehre geblieben, daß man innerhalb ihrer wohl vergeblich nach einer Abweichung von diesem Standpunkt forschen würde. Und doch wäre es eine irrige Vermutung, das Verhältnis der Hellenen zu diesem Problem habe sich in den Erörterungen ihrer ethischen Systeme erschöpft. Neben den vielerlei Schulen der griechischen Moral darf man eine Lebensäußerung dieses einzigartigen Volkes heranziehen, in welcher plötzlich das Leid vollkommen entgegengesetzt bewertet erscheint, und wo von dem eingewurzelten Biologismus, der in dieser Frage auch noch die spätesten Philosophen beherrscht, kaum eine Spur mehr übrig geblieben ist. Hier gilt endlich das Leid nicht mehr für einen Zustand, der von Natur aus nicht sein soll und deshalb möglichst grundsätzlich überwunden werden muß, sondern hier wird es irgendwie mit dem Ereignis der menschlichen Selbstvollendung verknüpft. Dieses neue „Hier" bezieht sich, wie man bereits erraten haben wird, auf die attische Tragödie. In ihr gelangt eine der tiefsten seelischen Umwälzungen der Menschheit zum Ausdruck und zum Durchbruch, eine Umwälzung, an welcher keine Betrachtung des Leids vorbeigehen darf. Hat man sich nämlich einmal von dem uralten, vermutlich von Aristoteles zu verantwortenden Irrtum fast aller philosophischen Schulen frei gemacht, daß ‚Drama' ursprünglich ‚Handlung' bedeutete — eine starke Anmerkung, die Nietzsche im ‚Fall Wagner' als Philolog und als Aesthetiker darüber gebracht hat, fand leider immer noch viel zu wenig Berücksichtigung! — hat man sich, wie gesagt, Klarheit über die Tatsache verschafft, daß das antike Drama wirklich nur „große Pathosszenen im Auge hatte", so stößt man in ihm in eine sehr vertiefte Auffassung des Leidens, welche in ihrer Entwicklung die

gesamte Lebensstimmung des Altertums allmählich von innen heraus verwandeln mußte. Stellt doch die attische Tragödie zum ersten Mal den Menschen dar, den nicht ein Tun oder Vollbringen, nicht ein Wirken oder Handeln auf den Gipfel hebt, sondern der sich auf geheimnisvolle Art im Leiden zum König des Lebens krönt. Weit entfernt, daß ihn der Schwall von Jammer und Irrsal als einen vital gebrochenen Typus erkennen ließe, erfährt er grade durch das, was ihm geschieht und was ihm angetan wird, seine heroische Auszeichnung. Er ist Held, wofern er die Passion erduldet. Von jetzt an verhält sich das Leiden nicht mehr zur menschlichen Seelenverfassung, wie sich etwa Krankheit, Alter, Tod zur Leibesverfassung verhalten. Sondern im Leiden und im Sterben der tragischen Persönlichkeit geschieht fortan das Große, daß sie in einem gewissen Sinne über Welt und Schicksal siegt: freilich in einem Sinn, den die profane Logik unsrer Vernunft niemals eigentlich erläutern kann. Was mithin in Eleusis vorgeht, und was über die Jahrtausende fort und fort wirkt, unendlich stärker als alle pragmatischen Begebenheiten der alten Geschichte, das ist die positive Umwertung des Leids als einer Lebensmacht, welche die Persönlichkeit unter Umständen heroisch adelt. Zum mindesten verkörpert der tragische Held einen seelischen Zustand, wo Leiden, Untergang und Tod bejaht und gebilligt werden. So groß, so stark, so reif, so in Bereitschaft weiß sich jetzt die Persönlichkeit, daß sie sich über die Zertrümmerung ihres leiblichen Lebens hinaus durchzusetzen berufen fühlt, ja daß sie in diesen Vorgängen erst ganz frei, erst ganz sie selbst in ihrer innersten Wesentlichkeit zu werden sich vermögend glaubt. Und so weiträumig erscheint sie sich in ihrem Innern, daß jeglicher Schmerz darin seine Unterkunft finden könne, nicht etwa um von der Fülle des Lebens erstickt zu werden, sondern im Gegenteil, um seinerseits die Seele bis zu ihren äußersten Grenzen elastisch auszudehnen. Leider sind wir außerstand, die unerhörten Erschütterungen der religiösen Grundlagen zu ermessen, die mit dieser hedonischen Umwertung ursächlich verknüpft gewesen sind. Aber schon, daß die Tragödie aus den vielberühmten Mysterienspielen hervorgegangen ist, die zu Eleusis gefeiert wurden, daß Eleusis der Ort war, wo man zum ersten Male den leidenden Gott, die leidende Demeter, die leidende Kore, den leidenden Dionysos verehrte, wo folglich zum ersten Mal das Leid in seiner metaphysischen Bedeutung durchschaut und im Kultus dargestellt ward, schon dies läßt uns die Gewalt der außerordentlichen Umwälzung wenigstens einigermaßen ahnen. Von diesen seltsamen Neubildungen an ist der Schmerz sozusagen ein Mittel der Selbstgestaltung und der Welterkenntnis. Wer nicht leidet, weiß nichts von der unsäglichen Seelenfremdheit aller Wirklichkeit, nichts von dem ewigen Zwiespalt zwischen dem äußern Lebensablauf und den Gesetzen des innerlichen Wachstums, nichts von der Unerfülltheit des Gemüts und seiner vergeblichen Sehn-

sucht nach Erfüllung, nichts von der Heimatlosigkeit der gleichsam im Kithäron des Irdischen ausgesetzten Persönlichkeit und nichts von ihrer verschwiegensten Hoffnung, im Tod vielleicht zur Heimat einzugehen. Wer nicht leidet, bleibt zum mindesten schlechthin unheroisch, weil sich der Mensch zum Helden nur durch die Passion zu steigern fähig ist. Wer nicht leidet, gleicht Oidipus, der blind über sich und blind über seine Vergangenheit noch als Rätselrater der Sphinx an allen Rätseln seiner Selbst vorbeirät, während der vom Schmerz Geblendete endlich das Buch des Lebens vor sich offen aufgeschlagen sieht.

Nun stellt die attische Tragödie das Verhältnis der Persönlichkeit zum Leid freilich in einer höchst eigentümlichen Stilisierung dar, die man an dieser Stelle in Betracht zu ziehen hat. Sie setzt nämlich einen genauen Zusammenhang voraus zwischen der besondern seelischen Verfassung des Helden und der Geschichte seines Leidens. Der Schmerz- und Todbetroffene im Drama ist menschlich so beschaffen, daß er das ihm zugeteilte Geschick gleichsam auf sich herabzieht, ungefähr wie die vergoldete Spitze eines Blitzableiters den Wetterstrahl herabzieht. Man kann ja den Begriff der tragischen Verschuldung auslegen und zurechtdeuten, wie man will: eine Verknüpftheit und Verhältnismäßigkeit des Ethos der tragischen Persönlichkeit zu ihrem Pathos muß dennoch immer gewahrt bleiben, und damit auch irgendeine Form der Gerechtigkeit, die zwischen Tun und Leiden, Dasein und Zustand, spinozistisch gesprochen: zwischen Essenz und Affekt eine Uebereinstimmung schafft. Diese Verknüpftheit ist die ebenso unentbehrliche wie unergründliche Bedingung für jede tragische Wirkung, und ohne sie verlöre sich der dramatische Zusammenhang in das rohe Abbild eines zufälligen Geschehens. So wenig es der Versicherung bedarf, daß der tragische Held ein Verbrecher, ein Uebeltäter, ein Schuldiger im juristischen oder im moralischen Wortverstande nicht ist, der sein Geschick etwa als „Strafe" erleide, so wenig bedarf es des Beweises, daß die Tragödie mit der Tatsache eines Nexus zwischen dem Wesen der tragischen Person und ihrem Erleiden steht und fällt. Die Seele, welcher die Passion widerfährt, hat sich auf eine nicht näher zu bestimmende Weise ihr Schicksal selbsttätig zubereitet, ihre Gesinnung und ihr Lebensablauf sind derart harmonisch auf einander gestimmt, daß sogar Tod und Untergang nur wie der Ausdruck eigenster Willensmeinung erscheinen.

(Schluß folgt)

Zu diesem Krieg

Lichtenberg

Ich habe nun Gottlob! lange genug gelebt, zu wissen, daß das eifrige Sprechen von Fortsetzung des Krieges weiter nichts ist als eine andre Form von herzlichem Verlangen nach Frieden.

Max Klinger von Julius Bab

Ein Dankwort an den Sechzigjährigen

Da er nun über die Schwelle des Alters tritt, dieser Mann, der bei uns war, als wir von Knaben zu Jünglingen wurden, der Funken in uns warf, als der gärende Stoff unsrer Jugend aufbrennen wollte im Schein göttlicher Leidenschaft — da er nun über die Paßhöhe schreitet, dieser lockende Vorgänger unsres ersten Aufstiegs: so laßt uns dankbar sein! Laßt heute Andern die traurige Pflicht, abzumessen, was etwa zeitbedingt und vergänglich, auszuwägen, was allzu persönlich und schwach, welk oder alternd an dieses großen Mannes Werk und Wesen ist. Wir haben heut schönere Pflicht: wir wollen, wir dürfen, wir müssen danken — danken für alles, was er uns gab, als unsre Zeit gekommen war und er mit dem mächtigen Eigenwillen seiner Person uns aus den vielfältigen Bedingtheiten der Epoche mit frommen Schauer hinüberriß ins Unbedingte.

*

Ein Jahrhundert wollte zu Ende gehen. Es hatte die Letzten, die in ihm reiften, überladen mit seinen Kräften und Wissenschaften. Darwin war ein Prophet und band uns in die wachsende Welt — aber Schopenhauer war auch ein Prophet und machte uns einsam und stolz. Der Sozialismus rief uns in das harte Glück der Brüderschaft und Zarathustra in die selige Pflicht des eignen Ich. Hellas bot noch die Erde und Nazareth noch den Himmel. Aber über all diesen spannenden Gegenkräften lag mit gemeinsamer Last die dumpfe Luft der zu erfolgreichen, geldreichen, lustreichen Epoche — und alle Weckrufe, die sich widersprachen, wurden doch ein gemeinsames Wort der wachenden, arbeitenden Seele wider das Stickicht schlaffsüchtigen Philistertums. Denn Natur war es doch, und Geist war es doch — ewiges Leben! das von hier wie von dort sich erhob wider die bloße im Selbstgenuß erstarrte Zeit, wider die selbstgerechte, in ihrem armseligen Augenblick so gern verweilende Gesellschaft. Da gingen die Hörner des Aufruhrs durch die Luft. Ein höllisch Konzert! Nicht zwei Stimmen klangen zusammen — aber wach riefen sie alle. Nietzsche, der Widerchrist, blies so eine Posaune des jüngsten Gerichts und Tolstoi, der Wieder-Christ; Zola, der welttrunkene Prophet, und Hauptmann, der zitternde Seelenführer; Ibsen, der die Unrast seines Gewissens in uns hinüber warf, und Richard Dehmel, der uns mit dem Triumph seines Selbstgefühls durchraste. Aus den hellen, luftzitternden Leinwänden Monets sprang das Leben auf, und in Ludwig von Hofmanns schlanken Linien reckte sich hart die Sehnsucht. Meunier hob zerrissenes Arbeitsleben zu griechisch geschlossener Hoheit, und Rodin löste den Stein in flackernde Leidenschaft — und alles war gleich wahr, weil es zum Leben rief, her-

auslockte aus den sichern Hürden moralischer Bürger in die selige Gefahr der ringenden ketzerlich frommen Seele.

*

Dies war unsre Jugend. Und inmitten dieser Erwecker stand als der stärksten, erschütterndsten einer Max Klinger. Unsre ganze Welt zog er an seine Brust: Hellas war in ihm und Nazareth! In Ovidischen Verwandlungen tanzten die nackten Jünglinge Griechenlands vorbei, und Männer schritten verhüllten Hauptes von der Bergpredigt nieder. Paris stand zwischen Göttinnen wie der Heiland am Kreuz. Und schließlich schritt Christus in den Olymp! Gewalt der Welt und Freiheit der Seele war in ihm: Des Frohnvogt Not peitschte zerlumpte Sklaven fort — aber mit aufgehobenen Armen jauchzte der schreitende Jüngling „Und doch!“ ins rollende Morgenrot. In dem Grunde der Großstadt flackte die Lebensglut mit trübstem Licht: stand nicht gleich zu Beginn der junge Mann auf seinem ‚Spaziergang‘ an der Ziegelmauer mit gespanntem Revolver, von scheußlichen Strolchen umstellt! Aber strahlend ergoß die Natur uranfänglicher Schönheit Licht, und zwischen den Eichen vor der offenen See kniete der nackte Mensch im Gebet ‚an die Schönheit‘. In ihm war der Aufruhr! Prometheus stürzte mit der Fackel abwärts und zog eine Glutbahn durch den schwarzen Raum. Und Liebe, die große Befreierin, bäumte sich in ihm — die alte furchtbar großartige schrankenbrechende Liebe der Geschlechter. Um den ‚Fund eines Handschuhs‘ von geliebter Hand spielen erste sehnsüchtige Träume; dann zeigt sich wilder und wirklicher ‚Eine Liebe‘: in strahlender Nacktheit schwingen zwei Menschen sich in den dunkel leuchtenden Weltraum. Aber die Welt leugnet ihre Einsamkeit — ein gefräßiger Tiger lauert auf Eva im Engpaß. Die Schande zischt, das Elend heult auf, Mord droht, und der Tod steht am Ende. Mit böskalten Lippen und erbarmungslos breiten Händen blickt ‚Salome‘ über verröchelnde Männerhäupter, und dumpfgebeugt trägt ‚Kassandra‘ die übergroße Last des erkannten Lebens. Aber nicht immer ist Krieg: an einem unendlich leuchtenden Sommerabend wirft der Jüngling den blühenden Kranz auf ein willig gebeugtes Mädchenhaupt, und Amphitrite fährt über weiße Wellen hin, mit flatternden Purpurtroddeln am Segel. Zuletzt wird doch Musik aus allem Kampf und Leid: aufschluchzend birgt im letzten Blatt der ‚Brahms-Phantasie‘ der Schöpfer Prometheus die Hände im Gesicht, während verwehende Göttergestalten am hohen Himmel ziehen. Und auf bronzenem Thron hebt sich in geballter Kraft ein Marmorleib: Beethoven.

*

All dies steht in Klingers Werk. Es steht in Radierungen, in Gemälden und Plastiken. Der aesthetische Weise mag über unsre so am „bloßen“ Inhalt verschwärmte Leidenschaft für ein Künstlerwerk lächeln. Wir lächeln auch über seine aesthetische Weisheit.

Wir wissen auch, daß uns Klinger diesen Ozean von Lebensinhalten nicht ins Ohr geflüstert oder aufgeschrieben hat. Wir haben ihn, weil der Radierer in der jünglingshaften schwingenden Schlankheit des Strichs und in der kühnen breit dunkelnden Flächenverteilung ihn zauberisch in unsre Sinne bannte; wir haben ihn, weil der Maler zuweilen mit dem kühlen Glanz reiner Farben und den Linien großartiger Aufbauten unser Körper-Auge zum Boten geistiger Gesichte machte; wir haben ihn, weil aus den grübelnden Versuchen des Bildhauers in bunten Stoffen sich doch oft die reine Klarheit einer groß gesehenen Form bezwingend erhebt. Wir wissen, daß Klinger in Brüssel, Paris und Rom wie in Berlin, München und Leipzig zuhause, von griechischer, assyrischer und japanischer, französischer, italischer und altdeutscher Form hunderterlei genommen und zu Eigenem eingeschmolzen hat. Das wissen wir. Aber wir wissen auch, daß Striche, Formen und Farben uns noch in künstlichstem Gefüge für nichts gelten sollten, wenn sie andres als Boten einer gottsuchenden Seele sind. Auf dem Wege aber zu solch letzter Erkenntnis von so elementaren Sinneszeichen liegen die menschlichen Gestalten, eben jene „Inhalte", die Klingers gewaltige Phantasie aus allen Reichen der Natur, der Gesellschaft, der Geschichte, der Künste an sich zu raffen wußte. Ihm ward die diplomatische Geschmiegtheit eines Flamingo-Leibes so gut wie die Brutalität eines durchgehenden Lastwagens und die versponnene Szenerie aus Grimmelshausens ‚Simplex' Symbol. Und die gewaltige Mittlerkraft dieser Kultur-Inhalte werden immer nur primitive Naturen aus Mangel an eigner Phantasiebildung leugnen. Freilich bestreiten wir nicht, daß manches, was uns an Klingers Gebilden zuerst durch die Nähe seiner Absicht zu unserm Bedürfnis ergriff, Späteren weniger bedeuten wird, weil der sinnliche Leib den phantastischen Inhalt nicht völlig bezwingt. Wir wissen, daß in manchen Radierungen die zu verwickelten Gedanken nicht aus der mühsam begreiflichen Allegorie ins fühlbare Symbol gelöst sind; daß bei gewissen Bildern und Bildteilen unverklärte Naturformen kraß in die geistige Welt hineinschreien; daß in den Plastiken oft ein Zuviel der Motive und Materialien die einheitliche Wirkung dieser Kunstform hindert. Aber wir wissen auch, daß der Radierer, der ‚Bär und Elfe' aus schwanken Linien tanzen und die gelbdicke Winterluft der ‚Chaussee' auf dem Papier stehen ließ — der Maler, der das sehnsüchtige Farbenspiel der ‚Blauen Stunde' und den sanften Juwelenschein des ‚Sommerabends' fing — der Plastiker, der die gebeugte Schulter der Kassandra und das hohe Haupt Beethovens ersann — daß dieser, daß dieser Eine! zeitlos Wirksames geschaffen hat. Vor allem aber wissen wir Heutigen, daß er bis zum Tode unsre Dankbarkeit besitzt, dieser von allem Tieflebendigem bewegte und alle Lebensuchenden tiefbewegende Schöpfergeist, dessen „heilig glühendes Herz" diese ganze unabsehbare Gestaltenwelt „selbst vollendet" hat.

Kriegstagebuch von Edmond de Goncourt

Bei Georg Müller in München erscheint demnächst: ‚Tagebuch der Goncourt. Eindrücke und Gespräche bedeutender Franzosen aus der Kriegszeit 1870/71‘. Der Herausgeber W. Fred vermittelt in einer kenntnis- und umfangreichen Einleitung das Verständnis dieser Aufzeichnungen, die man nicht aus der Hand legt, bevor man sie zu Ende gelesen. Nach den folgenden Proben wird das jeder glauben.

1870. 3. September. Ach, was für einen Anblick bietet Paris heute abend unter dem Schlag der Nachricht von der Niederlage Mac Mahons und der Gefangennahme des Kaisers. Wer könnte die Niedergeschlagenheit der Gesichter schildern, das Hin- und Hergehen der Leute mit ungewissen Schritten, die aufs Geratewohl auf dem Asphalt klappern, die schwarzen Mengen um die Bürgermeistereien herum, den Sturm auf die Zeitungskioske, die dreifache Reihe der Zeitungsleser vor jeder Gaslaterne, die ängstlichen Seitenbemerkungen der Hausmeister und Krämer an den Haustüren und, in den Hinterstuben der Läden, die Frauen verzweifelt auf Stühlen sitzend, sie, die man allein, von ihren Männern verlassen ahnt. . .

8. September. Es ist aufreizend, bei jeder Gelegenheit immer wieder hören zu müssen: „Da ist der Kaiser schuld daran!“ Denn wenn die Generäle unfähig waren, wenn die Offiziere nicht auf der Höhe waren, wenn — wenn —, da ist der Kaiser nicht schuld! Kein Mensch hat diesen Einfluß auf ein Volk, und wenn das französische Volk nicht in sehr schlechter Verfassung gewesen wäre, gradezu sehr krank: die Mittelmäßigkeit des Kaisers hätte den Sieg nicht verhindert. Wir sollten doch überzeugt sein, daß die Fürsten nichts andres sind als die Repräsentanten des sittlichen Zustandes der Mehrheit jeder Nation, die sie regieren, und daß sie nicht drei Tage auf ihrem Thron sitzen bleiben würden, wenn sie im Gegensatz mit diesem sittlichen Zustand stünden.

1. Oktober. Heimtückisch schleicht das Pferdefleisch sich in die pariser Ernährung ein. Vorgestern hatte Pélagie ein Stück Filet nach Hause gebracht, das ich auf ihre zweifelhafte Miene nicht gegessen habe. Gestern hat man mir bei Peters ein Roastbeef gebracht, an dem mein Malerblick jenes schwärzliche Rot argwöhnisch bemerkte, das von dem rosigen Rot des Rindes so verschieden ist, der Kellner hat nur recht schwächlich versichert, daß dies Pferd Rind ist.

28. Oktober. Das Erstaunliche, das Wunderbare, das Unwahrscheinliche, das ist das Fehlen jeder Verbindung mit der Außenwelt. Es gibt nicht einen einzigen Bewohner von Paris, der seit vierzig Tagen eine einzige Nachricht von den Seinigen draußen erhalten hätte. Kommt durch den größten Zufall einmal eine Zeitung aus Rouen in die Stadt hinein, so macht man davon Facsimiles und verbreitet sie wie die unschätzbarste Rarität. Niemals sind zwei Millionen Menschen in einem so vollendeten Ge-

fängnis eingeschlossen gewesen. Es gibt keine Entdeckung, keine Neuerung, keine glückliche Kühnheit. Es gibt auch keine Phantasie mehr in Frankreich.

24. November. Der Lumpensammler unsres Boulevards, der zurzeit an der Halle „Queue steht", erzählte Pélagie, er kaufe für seinen Garkoch Katzen zu sechs Francs, Ratten zu einem Franc das Stück und Hundefleisch zu einem Franc fünfzig das Pfund.

6. Dezember. Heute steht auf der Karte des Restaurants Büffel, Antilope, Känguruh. Die Hungersnot steht am Horizont, und die eleganten Pariserinnen beginnen, ihre Ankleidezimmer in Hühnerställe zu verwandeln. Es wird aber nicht nur die Nahrung fehlen, sondern auch das Licht. Das Brennöl wird immer seltener, die Kerzen gehen aus. Und was bei der jetzigen Kälte noch schlimmer ist: der Augenblick ist nahe, wo man weder Holzkohle noch Koks noch Holz bekommen wird. Wir schreiten der Hungersnot entgegen, dem Erfrieren, der Nacht entgegen, und die Zukunft scheint Leiden und Schrecken zu versprechen, wie sie noch keine Belagerung gesehen hat.

12. Dezember. Pélagie hat heute einen Neffen zu Besuch gehabt, der Feldsoldat aus Paris ist und zurzeit auf der Hochebene von Avron im Lager . . . Er erzählte ihr, so naiv wie nur irgend möglich, von seinen Plünderungen in den Häusern und Schlössern und sagt, die Offiziere drücken dabei ein Auge zu, unter der Bedingung, daß man ihnen den besten Teil überlasse. Sie war ganz entsetzt über die schändliche Gesinnung, die er dort angenommen hat, und berichtet mir eine kuriose Einzelheit: sie alle hätte Sonden, um die falschen Mauern und Verstecke, die man zum Schutz gegen die Preußen eingerichtet hat, zu „sondieren". Unsre Soldaten haben also Sonden, um die Häuser, die sie verteidigen und bewachen sollen, besser berauben zu können! Das hatte die Entrüstung dieser Tochter der Vogesen erregt — ein Schrecken war ihr von diesem Besuch in den Gliedern stecken geblieben, weil sie gar nicht begreifen konnte, wie man so wenig an das Vaterland, an ihre vom Feinde besetzten Berge denken könne — und dabei hat dieser Mann gesagt, „das Metier sei recht gut", abgesehen von der unerhörten Angst, getötet zu werden . . . .

30. Dezember. Die Idee sich zu ergeben, bevor der letzte Bissen Brot aufgegessen ist — eine Idee, die gestern noch gar nicht existierte —, ist ins Hirn des Volkes jetzt eingedrungen. Man kündigt heute den Einmarsch der Preußen einfach im Voraus für einen dieser Tage an. Was vorgeht, verrät eine solche Unfähigkeit der Maßgebenden, daß sich das Volk leicht täuschen und die Unfähigkeit für Verrat halten kann. Und wenn das geschieht, welche Verantwortung trifft vor der Geschichte diese Regierung, diesen Trochu, der — mit so vollständigen Waffen zum Widerstand ausgerüstet, mit der Riesenarmee von einer halben Million Männern, ohne Schlacht, ohne den kleinsten Sieg, ohne die kleinste mutige Tat,

ja sogar ohne einen großen, wenn auch unglücklichen Versuch, kurz und gut: ohne irgend etwas Intelligentes oder Kühnes oder blind Heldisches — diese Verteidigung zur schmählichsten aller geschichtlichen Zeiten gemacht hat, zu jener, die am lautesten den militärischen Verfall des heutigen Frankreich erweist.

1871. 7. Januar. Die Leiden von Paris unter der Belagerung: ein Spaß zwei Monate lang; im dritten aber ist aus dem Spaß Ernst geworden, Ernst und Entbehrung. Jetzt ist es aus mit dem Lachen, und wir gehen mit großen Schritten der Hungersnot entgegen, oder wenigstens dem gastrischen Fieber. Die Portion Pferdefleisch, dreiunddreißig Zentigramm, die Knochen mitgewogen, die für zwei Personen und drei Tage als Nahrung gegeben wird, reicht bei durchschnittlichem Hunger für ein Frühstück. Es gibt kein Fleisch, aber man kann sich auch nicht ans Gemüse halten: eine kleine Kohlrübe kostet acht Sous, und sieben Francs muß man für einen Liter Zwiebeln zahlen. Von Butter gar spricht niemand mehr, und sogar das Fett, soweit es nicht Talg oder Wagenschmiere ist, ist verschwunden. Die beiden Dinge schließlich, mit denen sich das minderbemittelte Volk durchbringt, nährt, beköstigt, Kartoffeln und Käse? Der Käse gehört zu den Erinnerungen, und will man Kartoffeln, so muß man Protektion haben, um welche für zwanzig Francs den Scheffel aufzutreiben. Kaffee, Wein und Brot — das ist für den größten Teil von Paris die Nahrung.

18. Januar. Jetzt sinds nicht verirrte Granaten mehr wie in den vergangenen Tagen, es ist ein Regen von Blei, der mich nach und nach umfängt und umschließt. Rings um mich herum platzen Geschosse, so hundertfünfzig Schritt weit am Bahnhof, in der Rue Poussin, wo einer Frau das Bein weggerissen worden ist. Und wie ich grade aus dem Fenster mit einem Fernrohr die Batterien von Meudon erkenne, zerplatzt eine Granate so nahe, daß ich fast gestreift werde und der Schmutz bis dicht vor meiner Haustür aufspritzt.

21. Januar. Ein vielsagender Satz: Eine Dirne, die hinter mir in der Rue Saint-Nicolas herläuft, flüstert mir ins Ohr: „Herr, wollen Sie zu mir hinaufkommen . . . für ein Stück Brot?"

24. Januar. Heute ist keine Kanonade mehr. Warum? Diese Unterbrechung des Donners am Horizont scheint mir ein schlimmes Vorzeichen.

Das Brot, das man jetzt ißt, ist so beschaffen, daß die letzte Ueberlebende meiner Hennen, eine kleine scheckige, komische Henne, wenn man ihr davon gibt, ächzt, weint, sich krümmt und sich erst spät am Abend überhaupt entschließt, es zu fressen.

Bei Brébant. Die Suppe ist gegessen, und nun sagt Berthelot, was der wirkliche Grund unsrer Niederlagen sei: „Nein, es ist nicht so sehr die Ueberlegenheit der Artillerie, es ist etwas ganz andres, das ich Ihnen erklären will. Die Dinge liegen so: wenn

der Führer des preußischen Generalstabs den Befehl hat, ein Armeecorps zu einer bestimmten Stunde bis zu einem bestimmten Punkte vorrücken zu lassen, so nimmt er seine Karten, studiert das Land, das Terrain, berechnet die Zeit, das jedes Corps brauchen wird, um einen bestimmten Teil des Weges zurückzulegen. Wenn er irgendwo einen Abhang sieht, nimmt er einen . . . (er nennt ein Instrument, dessen Namen ich vergessen habe) und berechnet die Verzögerung, die das ergibt. Schließlich, bevor er sich schlafen legt, hat er die zehn Routen herausgefunden, auf denen zu der gegebenen Stunde die Truppen einmünden werden. Unser Generalstabsoffizier macht nichts von alledem; er geht am Abend seinen Vergnügungen nach, am nächsten Morgen kommt er aufs Schlachtfeld, fragt, ob die Truppen eingetroffen sind, und wo der beste Ort für den Angriff ist. Seit dem Anfang des Feldzuges ist das so, und ich wiederhole es: das ist der Grund unserer Niederlagen; von Weißenburg bis Montretout haben wir niemals an einem gegebenen Punkt, zu einer gegebenen Zeit Truppen zusammenführen können."

Man bringt eine Hammelschulter.

„Ach," sagt Hébrard, „bei unserm nächsten Diner wird man uns den Hirten dazu vorsetzen."

In Wirklichkeit ist es ein sehr schöner Hunderücken.

„Hund? Sie sagen, daß es Hund ist?" ruft Saint-Victor mit der weinerlichen Stimme eines zornigen Kindes. „Nicht wahr, Kellner, das ist kein Hund?"

„Aber es ist das dritte Mal, daß Sie hier Hundefleisch essen!"

„Nein, es ist nicht wahr! Herr Brébant ist ein ehrenhafter Mann, er würde es uns vorher sagen, Hundefleisch ist ein unreines Fleisch", sagt er mit einem komischen Ekel. „Pferd ja, Hund, nein!"

„Hund oder Hammel," murmelt Nefftzer mit vollem Munde, „ich habe noch nie einen so guten Braten gegessen . . . Wie wenn Ihnen Brébant Ratten vorsetzen würde? . . . Ich kenne das auch . . . Es schmeckt sehr gut . . . Der Geschmack ist wie eine Mischung von Schwein und Rebhuhn."

Als wir Brébant verlassen, ist auf dem Boulevard das Wort Kapitulation, das auszusprechen vor wenigen Tagen vielleicht noch gefährlich gewesen wäre, auf allen Lippen.

25. Januar. Heute ist nichts mehr von der Widerstandskraft und nichts von der fieberhaften Aufregung zu merken, die alles Kommen und Gehen der vergangenen Tage beherrscht hatte. Die Bevölkerung ist müde und schleppt sich wie ein Vogel unter einem grauen Himmel, von dem immerfort schwere Schneeflocken herabfallen. Es ist kein Platz mehr für die Absurditäten der Hoffnungen.

Lange Reihen von Menschen bilden sich an den Türen der Händler, die noch die einzige Sache, die es zu essen gibt, verkaufen: Chocolade. Und man sieht Soldaten, die sich rühmen dürfen, ein Pfund Chocolade erobert zu haben.

3. März. Ich werde aufgeweckt, von Musik, ihrer Musik. Ein herrlicher Morgen, eine schöne Sonne, die sich um menschliche Katastrophen nicht kümmert, ob sie nun Schlacht bei Austerlitz oder Einnahme von Paris heißen. Wunderbares Wetter, aber der Himmel ist voll von krächzenden Raben, deren Schreie man sonst hier in dieser Jahreszeit nie hört — die führen sie immer mit sich, gleichsam ein schwarzes Geleit ihrer Heere.

10. Juni. Ich esse heute abend mit Flaubert, den ich seit dem Tode meines Bruders nicht gesehen habe. Er ist nach Paris gekommen, um eine Notiz für seine ‚Tentation de Saint-Antoine' zu suchen. Er ist derselbe geblieben — Literat vor allem. Die Sintflut scheint über ihn hinweggegangen zu sein, ohne ihn auch nur im geringsten von der stetigen Fabrikation seines Buches abzulenken.

1872. 2. Januar. Diner der Spartiaten. Neben mir sitzt der General Schmitz, ein Militär, der sich auch mit Literatur, Diplomatie, Nationaloekonomie beschäftigt hat, ein Mann von Intelligenz, in dessen Reden immer etwas steckt.

Man plaudert jetzt von Elsaß und Lothringen; da unterbricht er uns mit den hingeworfenen Worten: „Meine Herren, ich war im Jahre 1866 grade in Italien, da sagte mir ein Oesterreicher, der Graf Donski: ‚Ihr seid ungeschickt, wir auch, weiß Gott, aber ihr seid ungeschickt, weil ihr einen Krieg mit Deutschland vorbereitet, einen Krieg, der euch Elsaß und Lothringen nehmen wird.' Und als ich über die Kühnheit dieser Behauptung aufschrie, sagte er: ‚Und Elsaß-Lothringen wird euch für immer verloren gehen, weil die kleinen Staaten verschwinden, und die Gunst der Zeit nun den großen gehört, weil ihr euch garnicht vorstellt, was Deutschland nach seiner Festigung und eurer Verkleinerung als Seemacht bedeuten wird, und wie eure frühern Volksgenossen in dieser Zeit materieller Interessen das große, reiche Land vorziehen werden, das viel weniger Steuern verlangen wird als ihr früheres Vaterland.'"

Der Futurist von Dr. Owlglaß

Man weiß am ersten Januar
gewöhnlich ungefähr, was war.

Schon zweifelhafter scheint das Ist,
weil man es subjektiv bemißt.

Was wird, berechnet haargenau
Mein werter Nachbar Superschlau.
Stets ist ihm als ein Grundsatz nah
das „Divide et impera"
(du mußt Dich teilen, um zu herrschen);
drum haust er gleich in sieben . . . . .,
umsichtig, wenn auch unbequem,
und wechselt diese, je nach dem.

Wegeners Othello

Ein Naturereignis, gemildert durch Intelligenz. Das ist ja die Besonderheit und Stärke dieses Wegener, daß er weder ganz zu den Gehirn- noch ganz zu den Instinkt-Schauspielern gehört. Er ist auf die reizvollste Art aus beiden Gattungen gemischt. Man sieht, wie er seinen Othello anlegt, aufbaut und gipfelt; aber wenn man noch in der Mitte nur der interessierte Zuschauer war — zum Schluß ist mans nicht mehr. Hier wird vier Stunden lang geistige Arbeit verrichtet von einem Geblüt; und das setzt sich durch. Gegen die Erinnerung der eigenen Nerven an einen völlig andern Kerl, der fünfzig Abende leben wollte und lebte, nämlich Jago; gegen ein sperlinghaftes Desdemonchen, das flinkäugig, spitzschnäblig und talentvoll bewährte Wirkungen überallher zusammenträgt; gegen eine Dampfwalze namens Emilia; gegen die Ablenkbarkeit einer Hörerschaft, der für die „Botschaft, ihr Herren: der Krieg ist aus!" zwar der Glaube fehlt, aber nicht die Bereitschaft zur kunstfeindlichen Augenblickszustimmung. Selbstverständlich finden sich ein paar Helfer. Wintersteins Jago: nicht bloß ohne Fehl. nein, auch von meisterlicher Plastik. Johannes Riemanns Cassio, ein appetitliches Kerlchen. Biensfeldts Rodrigo: im Wortsinn erschütternd komisch, rührend komisch, tragikomisch. Und Reinhardts Inszenierung (die im dritten ‚Jahr der Bühne' ausführlich geschildert wird): kraft ihres schöpferischen Einfalls von jener Saftigkeit, die widerstandsfähig gegen die Jahre zu machen pflegt. Der neue Othello ist nicht mit dieser Inszenierung, sondern zu ihrem Gebrauch entstanden; und Wegener müßte weniger wertvoll, müßte glatter Routinier sein, um das vertuschen zu können. Unausgeglichenheiten stammen hieraus. Matkowsky war ein Maure, Rossi ein Mohr, Bassermann ein Neger. Wegener ist ein Nigger, der mit den Beinen in der Tierheit stecken geblieben ist und mit dem Haupt, nicht mit dem Kopf hoch über die Menschheit ragt, die ihn zur Strecke bringt. Er hat krauses Haar und wulstige Lippen, aber die feierlichen Armbewegungen, die zeremoniellen Verbeugungen seiner Heimat und im Aufruhr des Schmerzes ihre Laute: „Dorcolero" oder ähnlich schreit er. Die überlebensgroße Häßlichkeit des schwarzen Manns erklärt die Wirkung auf das weiße Mädchen; seine wahrhaft phantastische Häßlichkeit und sein afrikanisches Temperament. Wenn dieser Riese der Länge nach hinschlägt, so werden seine Krämpfe nicht zimperlich angedeutet werden; und wenn er Rache geschworen hat, so wird er besinnungslos rasend das Dolchmesser in die Tür rennen, bevor er es Desdemonen und schließlich sich selbst gibt. So legt den Othello Keiner an, der nicht den Wuchs hat, ihn durchzuführen; wer diesen Wuchs hat, hat diese ‚Auffassung'. Einzelheiten? Die stehen alle im Shakespeare; sie aufzuzählen, hieße den Inhal der Szenen wiederholen und ist nicht nötig, nachdem man die Grundbeschaffenheit dieses Othello festgestellt hat: mente captus, von wehrloser Reinheit, unbändiger Gutmütigkeit und elementarer, dunkel-prächtiger Blutsverschiedenheit zu den Europäern. Und das ist ja auch wieder nur ‚der' Othello. Nun, so sachgemäß ist Wegeners Leistung. Oder so machtlos sind Worte von wahrer Menschendarstellungskunst.

Kohlenmangel und Theaterschließung

von Ernst Schlesinger

Durch die herrschende Kohlennot haben sich Ministerien, Generalkommandos und andre staatliche Behörden veranlaßt gesehen, Theater, Schulen aller Art, Museen und sonstwelche öffentliche Anstalten auf kurze oder unbestimmte Zeit zu schließen. Nur zwingende Notwendigkeit wird sie veranlaßt haben, eine so tief einschneidende Maßnahme plötzlich zu treffen, selbst auf die Gefahr hin, daß die Existenz vieler Angestellten bei Schließung der Theater aufs ärgste gefährdet wird. Man hätte allerdings die Rücksicht üben können, vor der plötzlichen Lahmlegung von Theaterbetrieben die berufenen Vertreter rechtzeitig zu benachrichtigen und sie zu einer beratenden Besprechung heranzuziehen, um so alle Streitfragen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vorher zu regeln und zu schlichten. So mußten erst die Theaterleiter und Angestellten und nicht zuletzt die Bühnengenossenschaft die einzelnen Behörden auf die schweren Folgen der Betriebseinstellung für beide Teile hinweisen und auf Aufhebung oder Milderung der Maßregel dringen.

Bei der Wichtigkeit der Angelegenheit und der Unklarheit der einschlägigen Bestimmungen verlohnt es sich, die rechtlichen Folgen einer plötzlichen Schließung von Theatern zu betrachten.

Vorweg sei bemerkt, daß ein Theaterdirektor, wenn er — ohne behördliche Anordnung! — sein Theater aus Kohlenmangel schließt, selber die Folgen zu tragen hat. Das heißt: die Verträge der Schauspieler und die Gagezahlung dauern fort, denn eine Unmöglichkeit der Leistung lag für den Direktor nicht vor, höchstens eine Schwierigkeit in der Beschaffung der Kohlen, die einer Unmöglichkeit nicht gleich zu stellen ist. Dem Direktor war die Möglichkeit gegeben, bereits in den Sommermonaten für ausreichende Kohlenvorräte zu sorgen, zumal die Behörde auf die bevorstehenden Transportschwierigkeiten im Winter rechtzeitig aufmerksam gemacht und zur Eindeckung mit Kohlen gemahnt hatte.

Anders sind die Folgen der Schließung von Theatern durch die staatlichen Behörden. An und für sich werden die bestehenden Engagementsverträge durch die Schließung des Theaters nicht aufgehoben, nur die Spielverpflichtung des Schauspielers und die Beschäftigungspflicht des Bühnenleiters gelten als suspendiert. Strittig bleibt die Frage, ob die Pflicht des Bühnenleiters, die Gage zu zahlen, fortbesteht oder nicht. Diejenigen, welche die Gage fortfallen lassen wollen, stützen sich auf § 323 B. G. B., wonach der Leistungspflichtige den Anspruch auf die Gegenleistung verliert, sofern die dem andern Teil obliegende Leistung infolge eines Umstandes unmöglich wird, den weder er noch der andre Teil zu vertreten hat.

Die entgegengesetzte Ansicht, daß nämlich der Direktor die Gage fortzuzahlen hat, stützt sich auf §§ 615 und 193 B. G. B., welche bestimmen, daß in dem Falle, wo der Dienstberechtigte mit der Annahme der Dienste in Verzug kommt, der Verpflichtete auch für die nicht geleisteten Dienste die vereinbarten Vergütigungen verlangen kann, ohne zur Nachleistung verpflichtet zu sein. Hierbei kommt es garnicht darauf an, ob die Nichtannahme der Dienste durch den Direktor verschuldet ist oder nicht. Bei diesem Widerstreit der Meinungen werden die Regeln des Theatergewohnheitsrechts in Betracht kommen müssen, die in den Vertragsbestimmungen niedergelegt sind und den Billigkeitsrücksichten insofern entsprechen, als sie dem Direktor einen Teil seines Risikos abnehmen und auf die Schultern der Mitglieder wälzen.

§ 15 der Bühnenvereinsverträge bestimmt, daß die Bühnenleitung zur sofortigen Lösung des Vertrages berechtigt ist, wenn das Theater von der Staatsbehörde auf unbestimmte Zeit geschlossen ist. Unter der Staatsbehörde wird man zur Zeit des Krieges die Ministerien, die Generalkommandos und die Gouverneure zu verstehen haben. Dieser Paragraph trifft in Absatz I keine Anordnung über die Weiterzahlung der Gage. Die andern Bestimmungen des § 15, wo von der Schließung des Theaters wegen Landestrauer und notwendiger Reparaturen die Rede ist, sind analog anzuwenden. Denn eine sofortige Lösung der Verträge wird weder im Interesse des Bühnenleiters noch der Angestellten liegen. Im Interesse des Bühnenleiters schon deshalb nicht, weil er nur die Gesamtheit seines künstlerischen Personals kündigen darf und somit des ganzen, oft mit Mühe zusammengestellten Ensembles, das künstlerisch auf einander eingearbeitet ist, verlustig geht.

Dieser § 15 bestimmt demnach, daß der Vertrag bestehen bleibt und die Bühnenleitung zur Zahlung der Gage verpflichtet ist, wenn die Schließung nicht länger als drei Tage währt, ferner, daß sie vom ersten Tage der Schließung an ein Drittel der Gage zu zahlen hat, falls das Theater auf mehr als drei und bis zu acht Tagen geschlossen ist, und daß nur bei einer längern Schließung des Theaters eine Lösung des Vertrages mit achttägiger Kündigung und voller Gagezahlung für acht Tage zulässig ist. Diese Fristen sind immer von neuem zu berechnen, wenn die Frist der Schließung durch eine gestattete Aufführung unterbrochen wird.

Kommt ein Direktor diesen seinen Verpflichtungen nicht nach und stellt er die Gagezahlung mit der Schließung des Theaters vollständig ein, ohne zu kündigen, so ist der Schauspieler berechtigt, nach § 626 B. G. B. den Vertrag sofort zu lösen, unbeschadet seiner Ansprüche auf Gagezahlung, wie sie oben festgelegt worden sind. Sofern Bühnenleiter eigenmächtig die allgemein üblichen Bestimmungen des § 15 derart ändern, daß sie sich die Lösung der Verträge und die Nichtzahlung der Gage auch schon bei willkürlicher Schließung der Theater ohne behördliche Anordnung vorbehalten,

haben solche einseitigen Abmachungen des Direktors, ohne daß sie mit den Angestellten ausdrücklich vereinbart wurden, keine Rechtsgültigkeit.

Die Genossenschaftsleitung hat die einzelnen Lokalverbände, soweit es in der gebotenen Eile ging, auf die rechtlichen Folgen der Schließung des Theaters aufmerksam gemacht und an die einzelnen Behörden ausführliche Eingaben gesandt, mit der Bitte, entweder von der schweren Maßregel der Theaterschließung Abstand zu nehmen oder die Schließung auf möglichst kurze Zeit zu beschränken und vorher eine billige Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeizuführen, um die bedrohte Existenz beider Teile nicht zu gefährden. Die Genossenschaftsleitung hat, soweit es sich bisher überschauen läßt, bei den maßgebenden Behörden, insondere beim Oberkommando in München und Cöln, sowie beim Ministerium in Dresden das weiteste Entgegenkommen gefunden, sodaß die Schließung von Theatern infolge Kohlenmangels hoffentlich keine dauernden und schweren Nachteile zur Folge haben wird.

Und welchen Einfluß hat die behördliche Anordnung auf die bestehenden Pachtverträge der Theaterleiter? Da die behördliche Schließung den Theaterleiter hindert, die vertragsmäßigen Nutzungen aus dem Pachtobjekt zu ziehen, so darf er gemäß §§ 537 und 581 B. G. B. keine Milderung des Pachtzinses für die Tage der Schließung des Theaters vom Verpächter verlangen. (Siehe: Entscheidung des Reichsgerichts vom 9. November 1915 in der Juristischen Wochenschrift vom 15. Januar 1916, Seite 120.) Auch die Verträge der Theaterleiter mit den Unterpächtern müssen eine dementsprechende Regelung erfahren.

Die Freunde von Konstantin K. Donny

In der Schule nannte man sie die Unzertrennlichen. Der Eine war groß, breitschultrig und gutmütig, wie solche starken Kerle öfters zu sein pflegen, der Andre zierlich, klein und geschmeidig. Während der Große eine ungeschickte Vierteldrehung machte, hatte sich der Kleine schon zweimal um sich selbst gedreht und mindestens eine Verbeugung gemacht.

Unzweifelhaft war der Große begabter; aber der Kleine blieb stets neben ihm. Er klebte ihm an wie ein Schatten. Er hatte eine bezaubernde Art, runde hilflose Kinderaugen zu machen, die den Großen in eine wunderlich weiche Gebe-Stimmung versetzten. Er schrieb zwar nicht direkt ab vom Großen — dazu war er zu ehrgeizig; aber er verstand es, sich dessen Gedanken und Lösungen auf eine so geschickte Art anzueignen, daß es stets wie ein eignes Machwerk anmutete. Er hatte eine unzweideutige Begabung für das „Umfärben" und brachte es mit diesem angenehmen Talent

tatsächlich so weit, mit dem Freunde den Platz zu tauschen. Das heißt: er wurde Vordermann.

Eine neidsame Großmut ließ ihn jedoch des öftern sagen, daß der Andre eigentlich „bedeutend bedeutender" wäre (womit zugleich seine eigne Bedeutung geschickt behauptet wurde).

Der Große lächelte gutmütig, liebte den Kleinen, lernte, gab sich aus und freute sich seiner Kräfte.

Ueberflüssig, zu erwähnen, daß der Große die Mädchen ungeschickt liebte und der Kleine sie geschickt an sich raffte.

Selbstverständlich dienten sie im gleichen Regiment, verloren sich ein paar Jahre aus den Augen und fanden sich erst wieder in einer Aktiengesellschaft zusammen, in die der Große kraft seiner Tüchtigkeit, der Kleine seiner nicht zu unterschätzenden Geschmeidigkeit wegen gelangt war.

Der erste ernstere Konflikt (es ging um ein Mädchen, das Beide wollten) legte ein für alle Mal den Modus fest, wie sich alle Konflikte dieser Art zwischen Beiden lösten: der Große verzichtete, und der Kleine bekam das Mädchen. Da die Mädchen dem Kleinen so bereitwillig nachgaben, kam der Große (er war und blieb ungeschickt) zu dem Schlusse, daß er den Frauen nicht angenehm sei, und begnügte sich mit den Erfolgen des Freundes, die er bewunderte.

Selbstverständlich wurden sie Beide zu gleicher Zeit vom Kriege verlangt und zogen zu gleicher Zeit hinaus — der Große mit bedächtigem Eifer, der Kleine mit tönender Begeisterung.

Der Große war tapfer aus Kraft, der Kleine wollte es aus Ehrgeiz sein. Es mißlang ihm aber. Er war gewiß nicht feige; aber der breite Rücken des Andern war ihm zur Gewohnheit geworden. Er suchte Deckung — auch wenn es nicht nötig war — und klebte an dem ruhigen Großen mehr denn je.

Der war grade nicht besonders gut auf ihn zu sprechen. Das letzte Mädchen, das er ihm überlassen, hatte einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht, als er sich anfangs eingestehen wollte, und die vielen Briefe, die der Kleine von jener Stelle bekam, zerrten an einer feinen Herzwunde, die durchaus nicht heilen wollte.

Er war oft kurz, abwesend und hart.

Der Kleine merkte es nicht.

Von einer Patrouille, die er im Rücken des Großen mitgemacht hatte, berichtete er — noch fiebernd vor Angst — so gut, daß er das Kreuz bekam.

Zum ersten Mal schlug die Empörung aus dem Großen. „Schweinerei", knurrte er. „Du wirst es vielleicht auch mal bekommen", tröstete der Kleine.

„Vielleicht unter Deiner Führung."

„Warum nicht", erwiderte der Kleine, durch den Erfolg keck geworden.

Der Rittmeister lobte den „kleinen gewandten Kerl“, wie er ihn nannte, und der Major, der als kühl und streng bekannt war, lächelte sogar, wenn er mit ihm sprach.

Der Große bekam um diese Zeit ein hartes Gesicht, was der Kleine bemerkte und dem Einfluß des harten Krieges zuschrieb. Damit traf er auch den eigentlichen Grund, denn der Große litt schwer unter dem Elend ringsum. Aber das Verhalten des Freundes, der sich eine herablassende Art angewöhnt hatte, machte das Schwere noch schwerer. So dachte er mehr über den Freund nach als über den Krieg. Er hatte nie gewußt, daß er dem Kleinen immer gab und gab, und daß der Andre immer nahm. Aber von dem Augenblick an, wo ihm dies zum Bewußtsein kam — war er dem Kleinen kein Freund mehr.

Oefter als je begab er sich in gefährliche Lagen.

Eines Tages, als Sturm angesetzt war, blieb einer im Laufen dicht hinter ihm. „Feigling!“ schrie er und stürzte, da der Andre ihm auf den Absatz trat. Es war der Kleine. Er stürzte einen Augenblick später, aber nicht früh genug, um einem Granatsplitter zu entgehen. Er brüllte, der Große sprang auf und raste weiter.

Am Abend, als der feindliche Graben genommen war und der Kleine durchaus nicht kommen wollte, ging er den Weg zurück und fand ihn.

Er lag auf dem Rücken. Sein kleines hübsches Gesicht war vor Entsetzen weit aufgerissen. Die Augen waren rund und hilflos.

Der Große horchte an seinem Herzen. Es war still.

„Ironie“, sagte er. „Er hat aus Feigheit den Heldentod erlitten.“

Aber als er nachts allein unter dem Sternenhimmel wachte, begann er plötzlich aufzuweinen.

Deutsche Bank von Vindex

Der Abschnitt deutscher öffentlicher Wirtschaft, der mit dem Ausbruch des Krieges zu Ende ging, weist unter seinen kennzeichnenden Merkmalen ein besonders hervorstechendes auf: das Bestreben der großen Geld- und Kreditinstitute, ihre Macht zu befestigen und zu erweitern. Nach außen wurde das sichtbar durch die räumliche, über das Reich sich erstreckende Ausdehnung der zentralen Banken, durch ihre Auffaugungs- und Kapitalzusammenballungs-Politik; nach innen machte sichs dadurch bemerkbar, daß der Geschäftskreis der Banken immer mehr über die ursprüngliche Anlage hinauswuchs, daß immer mehr Industrien, immer mehr Unternehmungen und Personen mit den Mitteln und dem Kredit, den sie von den Banken erhielten, in die Kreise der Bankinteressen hineingezogen und in das Netz ihrer Geschäfte mit verflochten wurden. Die Banken wandten sich auf dem Wege der Kapitalhingabe zum Teil Geschäftszweigen zu, die früher auf sich selbst angewiesen

waren oder höchstens Privatkredit in Anspruch nahmen. Dadurch kam es an manchen Stellen zu Aenderungen im Charakter der Institute. Das geschah namentlich bei Verschmelzungen und bei Uebernahmen kleinerer Banken durch größere. So mußte die Discontogesellschaft, als sie den A. Schaaffhausenschen Bankverein sich angliederte, auch dessen nicht immer risikolose Grundstücksengagements übernehmen — obwohl der Discontogesellschaft die Eingehung von Immobiliargeschäften durch die eigene Satzung verboten war.

Das Streben der Banken nach Festigung und Machterweiterung trat während des Krieges zurück. Die Kriegsbewegung, die durch die deutsche Industrie ging, und die zu verhältnismäßig zahlreichen Gruppenbildungen, Neugestaltungen und Kapitaltransaktionen geführt hat, ließ die Banken zunächst unberührt. Sie begnügten sich damit, in zuerst vorsichtiger, bald entschlossener Anpassung an die Kriegsbedürfnisse der deutschen Wirtschaft ihre Mittel an Kapital und Kredit eben diesen Bedürfnissen zur Verfügung zu stellen und im übrigen den Rahmen ihrer Geschäfte eher enger zu spannen als zu erweitern.

Diese Ruhelage hat jetzt die Deutsche Bank aufgegeben. Sie hat den Zeitpunkt für gekommen erachtet, die Arbeit für die Zukunft, die Arbeit an ihrer Macht und Größe, wieder aufzunehmen. Sie schreitet zu einem bedeutenden Ausbau ihrer Basis, indem sie den Schlesischen Bankverein in Breslau, das größte Bankinstitut des deutschen Ostens, sowie die Norddeutsche Kreditanstalt in Königsberg, ein junges, bereits angesehenes Unternehmen, mit sich vereinigen will. Die Deutsche Bank betritt damit bewußt einen Weg, der sie über ihr bisheriges Gebiet weit hinausführt, der sie vom industriereichen Westen, dem dichtbevölkerten Zentrum Deutschlands fort nach Osten führt, und dessen Ausläufer bereits jetzt jenseits der Ostgrenze des Reiches enden. Die Deutsche Bank erhöht dabei ihr sichtbares Eigenkapital auf fünfhundert Millionen Mark. Als bezeichnend verdient bemerkt zu werden, daß das Netz ihrer Zweigstellen nach der Annahme des jetzt gemachten Vorschlags sich über vierundachtzig Plätze im Reiche legen wird, während das Institut vor sieben Jahren noch an nur neun deutschen Orten vertreten war. Die Zahlen zeigen die Kraft des Ausdehnungswillens, der dem Unternehmen innewohnt, und lassen auch die Ziele der Politik unsrer Banken überhaupt in der Ferne sichtbar werden.

Diese Ziele sind, und daran ist bei dieser Gelegenheit zu erinnern, nicht mehr als eigene und gewissermaßen private Angelegenheiten großer Erwerbsgesellschaften anzusehen. Die führenden deutschen Bankinstitute sind längst zu starken Faktoren des gesamten öffentlichen Lebens in Deutschland geworden, sie sind Angelpunkte und zugleich Pfeiler des Wirtschaftsorganismus, und sie sind voller Verantwortlichkeit auch in politischen Dingen. Darum kann es auch keinen Schritt in der Politik der Banken geben, der nicht parallel mit den Strebungen der allgemeinen Politik liefe. Daß der Staatssekretär und Vizekanzler Helfferich aus der Deutschen Bank auf den Ministersessel gelangt ist, scheint uns in diesem Zusammenhang kein Zufall zu sein. Es steht denn auch frei, aus der großen Interessenerweiterung, die die Deutsche Bank in dieser Stunde vorzunehmen für gut hält, und aus der Richtung, nach der hin diese Transaktion weist, Schlüsse für die Gegenwart und die Zukunft des Reiches selber, seiner wirtschaftlichen und allgemeinen Interessen oder Aufgaben zu ziehen.

Antworten

Referendar N. X. im Felde. „Also nein," erklären Sie zwischen den Schlachten, „ich will Sie nicht fragen, wer, wenn Barnowskys Dramaturg der zweite, denn eigentlich der erste Kritiker Deutschlands ist." Und dann fragen Sie nur deshalb nicht, weil Sie ganz genau wissen, daß ich mich gemeint habe, und darüber „herzlich lachen" müssen. Reingefallen, werter Herr. Ich halte mich allenfalls für den sechsten. Und nun vertreiben Sie sich den Rest des Krieges damit, daß Sie herauszukriegen trachten, wen ich für den ersten, den dritten, den vierten und den fünften halte.

Albert Bassermann. Wir haben recht: Kritik ist nötig. Aber Sie haben auch recht: Kritik der Kritik ist ebenso nötig. Als vor zwölf Jahren ein Blatt dieses Namens erschien, da hoffte man, daß es Erlösung von manchem Uebel bringen würde. Es versagte, weils Theorie trieb, statt einfach praktische Antikritik zu üben. Von aller Welt, von den Künstlern, dem Publikum und den bessern Kritikern, wird es ja als ein Mißstand empfunden, daß eine Anzahl Menschen gewohnheitsmäßig und öffentlich über die Leistungen andrer Menschen urteilen dürfen, ohne daß es, wie beim Gericht, Berufungsinstanzen gibt — trotzdem diese Urteile oft genug weniger von dem beurteilten Gegenstand als von der Leichtfertigkeit, Unbildung, Unsachlichkeit, Faulheit und Abgehetztheit des Urteilers aussagen. Wehrt euch, Theaterleute! Uns, die wirs ernst meinen, war von jeher eine Erschwerung unsres schweren Berufs, euch wehrlos und deshalb uns unritterlich zu wissen. Wir würden euch zehnmal so gern „verreißen", wenn ihr ohne Furcht vor Mißdeutungen erwidertet, wo ihr könnt. Ihr Brief ist ja nun eigentlich nicht ganz, was ich meine, da Sie hauptsächlich verhindern wollen, daß sich unrichtige „Tatsachen" weiterverbreiten. Aber auch das pflegt meistens ohne Widerspruch hingenommen zu werden. In der Vossischen Zeitung ist zu Ihrem Abgang vom Lessing-Theater gesagt worden: „Man verrät ein offenes Geheimnis, wenn man die Ursache dieser Trennung nennt: Bassermann ist mit der künstlerischen Wertung und Beschäftigung, die seiner Gattin zuteil wird, unzufrieden." Dazu schreiben Sie mir: „. . . Herr Stefan Großmann will den guten Bassermann vor einer bösen Zukunft bewahren. In Wahrheit will er sie ihm aber verpatzen, die Zukunft: Hütet euch, Direktoren, vor dem Ehepaar Bassermann! Hier in Berlin durchschaut man das. Aber draußen im Reich wird man fragen: Wieso? Hat nicht bei Bassermanns Gastspielen seine Frau dieselben Erfolge gehabt wie er? Sollten wir uns so blamiert haben? Nein, nein, Herr Stefan Großmann, mit Ihrem ‚offenen Geheimnis' stimmt es doch nur zum Teil. Der gute Bassermann war gar nicht ‚unzufrieden mit der künstlerischen Wertung und Beschäftigung, die seiner Gattin zuteil' wurde. Aber der Gattin war es zu dumm, jede Rolle sich zu erkämpfen und verschiedene davon unter den unerquicklichsten Bedingungen spielen zu müssen, und deshalb erklärte sie Barnowsky schriftlich, daß sie keinen Vertrag irgendwelcher Art mehr mit ihm abschließen werde. Und damit war auch für mich der Zeitpunkt gekommen, meine Tätigkeit bei Barnowsky wieder einzustellen. Seine künstlerischen Qualitäten sollen durchaus nicht bestritten werden, aber so zwingend sind sie denn doch nicht, daß man ihretwegen Max Reinhardt verläßt. Da mußten schon ganz andre Gründe mitsprechen. Und dieses wirkliche Geheimnis kann ich jetzt auch lüpfen: Ich mußte ganz einfach zu Barnowsky gehen. Als meine Frau seinerzeit zu ihm abschloß (um eben den Unzulänglichkeiten eines gemeinsamen Engagements mit mir aus dem Wege zu gehen), da hatte der Vermittler von einer Möglichkeit gesprochen, daß auch ich vielleicht gelegentlich bei Barnowsky spielen könne, da ich nach Ablauf meines Vertrags mit Reinhardt kein festes Engagement mehr anzunehmen gedächte. Mit dieser Möglichkeit

rechnete aber Barnowsky als mit einer vollendeten Tatsache — wie er später behauptete. Trotzdem fiel es ihm durchaus nicht ein, als tagelang von einem Neuabschluß zwischen Reinhardt und mir in der Presse die Rede war, bei mir auf den Busch zu klopfen. Erst nach vollzogenem Abschluß brach er in ein Wutgeheul aus. Und meiner Frau wurden Rollen wie das zweite Bürgermädchen in ‚Faust' und ähnliches ins Haus geschickt. Ich nahm also die erste beste Gelegenheit wahr, meinen Kontrakt mit Reinhardt zu lösen, um einmal meiner Frau zu Hülfe zu kommen und dann, um auch nur den Schein eines unfairen Versprechens meinerseits aus der Welt zu schaffen. So liegen die Dinge, nicht anders. Deshalb sind auch alle Folgerungen des Herrn Großmann hinfällig. Für meine Zukunft soll er nur ruhig mich selbst sorgen lassen. Und was er über mich als Künstler schreibt, das überantworte ich getrost dem Gelächter Derer, die es gelesen haben." Sela. Wenn Sie sich klar sind, daß ich nun auch drucken muß und drucken werde, was Großmann mir über Sie schreibt — wofern er es tut: dann ist alles in schönster Ordnung.

Georg C. Davon bin ich überrumpelt worden. Denn das hätte ich nicht fur möglich gehalten, daß Julius Lieban schon Sechzig ist. Eben war er doch noch der Lehrjunge David, daß man glaubte, einen richtigen Lehrjungen von fünfzehn Jahren vor sich zu haben? Und nun soll man ihm plötzlich gratulieren, daß er ein Greis zu werden beginnt? Halten wir uns an seine Taten, nicht an seine Jahre. Seine stärksten Tugenden sind unversehrt und unversehrbar: seine Gesangstechnik, seine Schauspielkunst und seine ganze individuelle, vollendete und vorbildliche Art, Spiel und Gesang, Wort und Ton zu verschmelzen. Man schließe in einer Opernvorstellung die Augen. Man beraube also die Sänger, die zugleich Menschen darstellen sollen, der Möglichkeit, sich dazu des Gebärdenspiels und der Mimik zu bedienen. Man verlange, daß sie mit der Kehle allein die Illusion der dramatischen Figur hervorrufen. Fast alle werden versagen. Sie werden mehr oder weniger marionettenhaft wirken, wie nahe oder entfernte Verwandte von Offenbachs Olympia, die angekurbelt wird, um zu singen. Lieban besteht diese Probe in jeder Rolle, vom Mime bis zum ‚Mikado'. Bei ihm gibt es keine Phrase, die nicht zugleich der Charakteristik dient. Er übertreibt, gewiß. Aber nicht aus Not, weil er drücken und unterstreichen müßte, um uns lachen zu machen; sondern aus Reichtum, weil seine innere Fröhlichkeit, seine ganze spitzbubenhafte Vergnügtheit gar nicht in einer begrenzten Gestalt unterzubringen ist. Mit diesem Ueberschuß war Lieban im Königlichen Opernhaus dasjenige Element, das jedes einigermaßen eingewurzelte Theater für sein Stammpublikum braucht, und das etwa im Schauspielhaus Vollmer hieß: der Spaßmacher im besten Sinne, dem nicht zu widerstehen ist, und der Galerie- und Logen-Publikum zu einer Einheit verbindet. Daß diese Einheit erzielt ist, empfindet man als ‚Stimmung'. Bei Lieban ist sie im Nu da. Sobald dieser helle, geschwinde, daseinsfreudige Tenor hinter der Szene erklingt, lockert man bereits seine Heiterkeit: sie bricht los, wenn dieses pfiffige Profil sich durch eine Tür schiebt — vorneweg etwa ein unnatürlich langer weißer Handschuhfinger, der zu Mozarts Basilio gehört. Narrenspossen, Mozarts unwürdig? Ach, an diesem Handschuhfinger (um den einstmals wütende Kämpfe geführt wurden) hängt das beweglichste, frechste, provokanteste Kerlchen, das in Einem Atemzuge mehr von Mozarts burlesker Welt vermittelt, als kunstunverständige Pedanten je zu erfassen vermögen. Der Gipfel ist die Arie von der Eselshaut. Hier entfaltet und konzentriert sich der ganze Lieban; hier entsteht immer wieder, wie zum ersten Mal, ein rundes, farbiges Meisterwerk des musikalischen Witzes, vor dem man nicht weiß, ob man mehr den Schöpfer oder den Nachschöpfer bewundern soll. Bewundern wir, da der Schöpfer nichts mehr davon hat, den Nachschöpfer. Danken wir ihm für den Teil seines Daseins, der uns gehört hat, und wünschen wir ihm und uns . . . **Hoch soll er leben, dreimal hoch!**

Maximilian Moris. Aber gern verzeichne ich, daß Sie mir für die nächste Nummer eine Erwiderung auf Max Epsteins Brief vom achten Februar ankündigen. Sie dürfen nur nichts dagegen haben, daß ich mich der striktesten Neutralität befleißige. Nach Ihnen kommt wieder Epstein zu Worte. Dann haben beide Parteien zweimal gesprochen, und keine wird noch einmal zugelassen, weil ja doch die Welt auch andre Sorgen hat. Ich mache Sie darauf ausdrücklich aufmerksam, damit Sie dieses Mal Ihr ganzes Herz entladen, und mir nachher nicht vorwerfen, daß ich Ihre Redefreiheit beschränkt habe.

Viele Abonnenten. Ihr seid in euern Buchhandlungen gewesen, jeder in seiner, und habt nirgends Auskunft über die ‚Fackel' und die andern Schriften von Karl Kraus kriegen können. Das wird vorläufig noch manchmal passieren. „Die buchhändlerische Geschichte der ‚Fackel'", hat ihr Herausgeber neulich geschrieben, „ist keine Leidensgeschichte, weil mir der Sinn für Vorteil und Geltung in solchen Lebensgebieten vollständig abgeht und ‚die Schmach, die Unwert schweigendem Verdienst erweist', von mir nicht persönlich, sondern als Stigma der Zeit gefühlt wird. Aber wenngleich sie keine Leidensgeschichte ist, eine Humoreske wird sie dereinst doch sein, und es täte not, rechtzeitig das Material für die künftige Lachwirkung bereit zu halten . . . Das Tollste, was mir über die Einschätzung der ‚Fackel' noch heute erzählt wird, verwundert mich nicht und kränkt mich nicht." Aber mich kränkts; und wenn ich auch keinen Ladentisch habe, um daran die Schriften von Karl Kraus zu verkaufen, so habe ich doch ein vollständiges Exemplar von diesen und will Ihnen verraten, wie sie heißen, und wie Sie dazu gelangen. Im ‚Verlag der Schriften von Karl Kraus' (Kurt Wolff) zu Leipzig, Kreuz-Straße 3 b, sind erschienen: ‚Worte in Versen I'; die Aphorismen-Bände: ‚Pro domo et mundo' und ‚Sprüche und Widersprüche'; die Essays: ‚Heine und die Folgen' und ‚Nestroy und die Nachwelt'; die Essay-Bände: ‚Die chinesische Mauer' und ‚Sittlichkeit und Kriminalität'. Angekündigt sind (und mit größter Ungeduld erwartet werden): ‚Worte in Versen II', der Aphorismen-Band ‚Nachts' und der Essay-Band ‚Untergang der Welt durch schwarze Magie'. Die ‚Fackel' erscheint in zwangloser Folge (leider, leider nicht jede Woche und nicht einmal jeden Monat) und ist zu beziehen vom Verlag der Fackel zu Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 2. Das letzte Quartalsheft (das die Nummern 445—453 umfaßt), enthält folgende Mitteilung: „Von den seit Mitte Dezember 1914 erschienenen Heften werden fünf Bände, mit Index versehen, ausgegeben, die — der noch vorhandenen Auflage entsprechend — nur in fünfzig Exemplaren hergestellt werden können. Die portofreie Lieferung erfolgt frühestens eine Woche nach der Bestellung. Einzelne Bände werden nicht abgegeben." Wenn Sie das Glück haben sollten, von den fünfzig Exemplaren noch eins zu erwischen, so werden Sie mir bestätigen, daß ich voriges Mal nicht übertrieben habe, und mit besserm Verständnis und freudigster Zustimmung der gründlichen ‚Würdigung' folgen, die ich im Lauf des März beginnen lasse.

Geschäftliche Mitteilungen.

In der Ausstellungshalle am Zoo ist vor einigen Tagen eine Schau eröffnet worden, die geeignet ist, die Nachdenklichen in einen wundersamen Zukunftstraum zu wiegen. Die „Ausstellung deutscher Luft-Kriegsbeute", die in eine feierliche Huldigung für Immelmann und Boelcke ausklingt, bedeutet mehr als die Genugtuung über die Tüchtigkeit unsrer Luftfahrtruppen. Sie ist ein Wechsel auf die Zukunft, die uns im Flugzeug und im Luftschiff Verkehrsmöglichkeiten erschließt, an die wir ohne den Weltkrieg erst ein halbes Menschenalter später zu glauben gewagt hätten. In achtundvierzig, bei richtiger Ausnutzung des Passatwindes schon in sechsunddreißig Stunden von Hamburg nach New-York zu reisen, das ist der Zukunftstraum der deutschen Luftschiffahrt, und die Erfahrungen, die unsre Luftfahrtruppen auf den Schlachtfeldern gesammelt haben, lassen die Erfüllung dieses Traumes nach Friedensschluß in erreichbare Nähe rücken.

Das Diorama, das die Stirnseite des Riesenraumes einnimmt, stellt Immelmann und Boelcke im Luftkampf mit französischen und englischen Fliegern dar. An der Maas in hügeligem Gelände sehen wir den Engländer schon abgestürzt, den Franzosen vollständig kaputt geschossen im Abstürzen. Infanterie schleicht heran, unter feindlichem Sperrfeuer, um den Engländer zu durchsuchen. Das Kolossalgemälde gibt einen guten Auftakt zu den Ausstellungsobjekten. Meist sind es französische Flugzeuge, die ausgestellt sind, wenig Russen sind darunter, dafür einige Engländer. Das Wenige, das aus Rußland da ist, erweist sich auch als englischen oder französischen Ursprungs. Die letzten Reste des ‚Alsace' sind zu sehen, ebenso wie ein russischer Fesselballon, zerschossene Eindecker, Wasserflugzeuge neuen und ältern Datums, englische Maschinengewehre und ein englisches Wasserflugzeug mit Schwimmern. Im höchsten Grade interessant sind die in Höhen von mehr als 4000 Metern aufgenommenen Photographien, die einen Triumph unserer Optik darstellen. In großen Vitrinen sind die Erinnerungen an Boelcke und Immelmann aufbewahrt. Bemerkenswert ein Kranz der englischen Fliegeroffiziere für Boelcke und einer, den die türkischen Flieger „Ihrem tapfern Freunde Immelmann" stifteten. Nicht zu vergessen ist eine sehr übersichtliche Statistik über die Verluste unsrer Feinde und über die unsrigen. Diese Statistik beweist klar, daß Deutschland auf dem Gebiete des Flugwesens an der Spitze steht und nicht so leicht von den andern eingeholt werden wird. Ein tüchtiges Stück Arbeit ist da von Oberleutnant von Heeringen und Direktor Aufffahrth, dem Generalsekretär des ‚Luftfahrerbanks', geleistet worden, um den Berlinern einen kleinen Begriff zu geben von dem Wirken unsrer Luftfahrtruppen an den Fronten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Die Wilden von Germanicus

Das Reichskolonialamt hat eine Denkschrift über den Krieg in den deutschen Schutzgebieten veröffentlicht. Wir lesen von heldenhaften Kämpfen unsrer Afrikaner gegen eine erdrückende Uebermacht; lesen von ebenso geschickten wie mutigen Operationen, durch die den vereinten Gegnern, den Engländern, Franzosen, Belgiern, Portugiesen und den Leuten der südafrikanischen Union, sehr empfindliche Verluste zugefügt worden sind, durch die das deutsche Territorium weit über alles Erwarten hinaus gegen die von allen Seiten andrängenden Feinde verteidigt worden ist, die aber schließlich doch nicht verhindern konnten, daß all unser afrikanischer Besitz, ausgenommen den südöstlichen Teil von Ostafrika verloren ging, verloren gehen mußte. Das Ergebnis ist beklagenswert; aber es hat keinerlei Bedeutung für den Ausgang des europäischen Krieges. Das Schicksal der Kolonien kann sich naturgemäß nur an den Mutterländern entscheiden; es wäre darum durchaus möglich und sogar vernünftig gewesen, den Krieg nicht auf die Kolonien übergreifen zu lassen. Selbst für den Fall, daß, wie besonders einige englische Kolonialpolitiker annehmen, die Aufteilung Afrikas ein entscheidender Kriegsgrund wäre, hätte die Entente doch besser getan, die Solidarität der weißen Rasse zu achten. Statt dessen hat sie den Farbigen zu der Erfahrung verholfen, daß auch die Weißen besiegt und gedemütigt werden können. Das war ein politischer Fehler, der sich notwendig früher oder später an Europa rächen wird. Die Keime zu einem kommenden Pan-Afrikanismus sind in die Seelen der Farbigen eingesenkt worden. Man kann diesen afrikanischen Irrtum auch nicht mit einem Hinweis auf den Kampf der Franzosen und Engländer in Nordamerika rechtfertigen; damals standen zwar auf beiden Seiten indianische Eingeborene, aber keine der Parteien brauchte ernsthaft mit einer Erhaltung dieser Urbevölkerung zu rechnen. Die Ausrottung der Indianer war nicht nur eine beschlossene, sondern auch eine selbstverständliche Folge; einerlei, welche der weißen Parteien auch siegen würde. In Afrika liegen die Verhältnisse ganz anders; hier sind die Kultivierung und die Ausbeutung des Landes an die Erhaltung der Eingeborenen gebunden. Die afrikanische Frage ist zu einem entscheidenden Teile eine Eingeborenenfrage. Das unkluge Vorgehen der Entente hat die Lösung dieses Problems außerordentlich erschwert; der Respekt vor der weißen Rasse (ein notwendiger Faktor in der kapitalistischen Kolonialpolitik) ist unreparierbar erschüttert worden.

Die Entente hat aber noch ein Uebriges getan, um den Nationalismus der Farbigen zu erwecken: sie rief ihre kolonialen Hilfsvölker auch auf den europäischen Kriegsschauplatz. Was es

damit auf sich hat, davon gibt eine Zusammenstellung, die unter dem geschmacklosen Titel: ‚Der Völkerzirkus unsrer Feinde' soeben erschienen ist, eine überwältigende Vorstellung. Diese Rassenschande hätte Europa erspart werden müssen. Selbst, wenn man in den Farbigen den Menschen sieht und achtet, wird man es doch als eine verhängnisvolle Gefährdung der europäischen Minderzahl erkennen müssen, daß solch ein wüstes Völkergemisch kennen lernt, wie Europäer in Massengräbern verscharrt werden. Wie der Krieg immer ausgehen mag: einmal werden die Farbigen in ihre Heimat zurückkehren; dann werden sie von der Verletzbarkeit der Weißen zu berichten wissen, dann werden sie aber auch zu überlegen beginnen, warum sie eigentlich die große Reise über das Meer haben antreten, warum ihre Brüder sich haben schlachten lassen müssen. Es ist garnicht so unwahrscheinlich, daß die Neger zuerst von allen Völkern die Sklaverei des Militarismus erkennen werden. Was ihre heutigen Herren ihnen auch immer eingeredet haben mögen, wodurch auch immer der Kampfeswille der Farbigen geweckt worden sein mag: einmal kommt das Erwachen. Es wäre eine grimmige Nuance der Vorsehung, wenn die Menschheit das Heil durch den Sklavenaufstand der mißbrauchten Farbigen empfangen sollte.

*

Die Entente hat ihre Senegalneger; wir haben immer noch eine Schar unbelehrbarer Politiker, die sich wild gebärden, uns aber damit nicht einen Hilfsdienst leisten, uns dadurch vielmehr in jeder Weise schädigen. Als besonders peinliche Beispiele dieser Gattung haben sich in der vorigen Woche die Herren Wildgrube, Wangenheim und Fuhrmann bemerkbar gemacht. Wangenheim teilte mit, daß sein und seiner Freunde Vertrauen zu den Regierungskreisen abermals auf das Schwerste erschüttert wäre, weil gewisse Verhandlungen mit Dänemark vor sich gingen. Wildgrube fand, daß der ungarische Ministerpräsident dringend einer Belehrung bedürfe, weil er noch immer den Standpunkt vertrete, daß der Krieg einmal durch Verhandlungen beendigt werden würde. Fuhrmann sah bereits die Totengräber der deutschen Macht sich regen, sah den Zusammenbruch des Reiches, wenn nicht Longwy und Briey, Belgien und die flandrische Küste in Deutschlands Hand kämen. Wozu geschieht solcherlei? Das deutsche Volk hat wahrhaft bewiesen, daß es derartige Kriegstänze entbehren kann. Diese wilden Herren sollten endlich erkennen lernen, wie sehr ihre Maßlosigkeiten der deutschen Sache schaden. Wer wird sich über Wangenheims Dänenblindheit mehr gefreut haben als die Engländer; wie kann der Ausfall gegen Tisza von der Entente anders gedeutet werden denn als ein Symptom für längst herbeigesehnte Risse im Vierverband; was kann angedrohter Raub andres wirken als verschärften Widerstand! Die Deutschen, die sich schwer und langsam zu einem politischen Volk zu entwickeln beginnen, müssen sich zunächst, und

zwar so schnell wie möglich, von der wilden Willkür der Gefühlspolitik und der politischen Hysterie freimachen. Es ist nicht notwendig, ja es ist nicht möglich, daß jeder Mann die politischen Vorgänge versteht und zu würdigen weiß; es ist aber unerträglich, daß Dilettanten und Monomanen dauernd Beunruhigung, nicht nur in die Abwicklung der politischen Geschäfte, sondern auch in die Zuversicht des Volkes hineintragen — daß sie die Reichsregierung im gegenwärtigen, höchstgesteigerten Spannungszustand dazu nötigen wollen, die Kriegsziele und Friedensbedingungen einzeln und genau zu nennen. Es wäre eine unverzeihliche Schwäche, wollte sich der Kanzler zu solcher Unklugheit treiben lassen. Es gibt da nichts zu verhandeln noch zu deuteln. Wenn die Pommersche Tagespost — um nur eins dieser wilden Blätter zu nennen — mit drohender Harmlosigkeit schreibt: „Wir fragen uns daher: Ist es nicht endlich an der Zeit, daß die deutsche Regierung das erlösende Wort spricht, den festen Willen zu erkennen gibt, den nationalen Forderungen Gehör zu schenken?“, so darf auf solche Phrase nicht mit einer Darlegung des kindisch begehrten Kriegsziels geantwortet werden. Die Antwort darf nur lauten: Mund halten und Dienst tun.

*

Die Unterseeboote sind bei ihrer Arbeit; die verantwortlichen Stellen haben, unbekümmert um das Geschrei der Gasse, den Zeitpunkt für gekommen gehalten, die Kriegsmaßnahmen gegen England bis zum denkbar höchsten Grade zu steigern. Damit ist einigen wilden Männern das Agitationsmaterial verloren gegangen. Um nicht ins Hintertreffen zu geraten, mußten sie notwendig sich eine neue Plattform zimmern. Von hier aus fordern sie jetzt die Formulierung der Kriegsziele. Solcher Torheit gegenüber ist auf die politisch sehr klugen Ausführungen des Freiherrn von Zedlitz zu verweisen; dieser Konservative hat das kurzsichtige Begehren der Friedensdilettanten fogendermaßen abgefertigt: „Daß diese Forderung mit dem Wortlaut und Sinne der Reichsverfassung unvereinbar ist, vielmehr einen schweren Eingriff in das verfassungsmäßige Recht des Kaisers bedeutet, wird ernstlich nicht zu bestreiten sein. Wie die Dinge heute liegen, wäre aber auch eine solche Abweichung von der verfassungsmäßigen Regel nichts weniger als zweckmäßig. Wäre Aussicht, den Feinden den Frieden zu diktieren, so wäre eine feste Vereinbarung der Friedensbedingungen zwischen Regierung und Reichstag wohl angängig. Wenn man aber, wie dies nachgrade doch kaum mehr zweifelhaft ist, zu verhandeln haben wird, würde eine solche Festlegung der Friedensziele nicht nur die für den Erfolg notwendige Bewegungsfreiheit der Unterhändler bedenklich beeinträchtigen, sondern sie auch von vorn herein in die ungünstige Lage des Spielers versetzen, der mit aufgedeckten Karten ein schwieriges Spiel gewinnen soll. Es kommt hinzu, daß auch nur der Kaiser, bei dem alle Fäden der Kriegslage zusammenlaufen, die volle

Kenntnis aller Tatsachen besitzt, die für die Beurteilung der Frage, wann und zu welchen Bedingungen der Friede zu schließen ist, entscheidend sind. Vom rein sachlichen Standpunkte widerrät sich also dringend jeder Versuch einer Abweichung vom Verfassungsrecht."

Damit sollte nun eigentlich die völlig zwecklose Diskussion über die Einzelheiten der künftigen Friedensfindung beendet sein. Wir wagen allerdings nicht zu hoffen, daß sie es wirklich sein wird. Wir fordern aber, daß keine verantwortliche Stelle falsche Nachgiebigkeit zeigt und auch nur andeutungsweise sagt, was zu verschweigen Pflicht ist.

Vom Leid und seiner Ueberwindung

(Schluß)

von Leopold Ziegler

Das tragische Ethos schafft sich ein ihm angemessenes Pathos, die Gelegenheit, damit das Ethos sich in seiner endgültigen Vollendung bewähren könne. Wer sich an diesem gewiß sehr heikeln Punkt nochmals vergegenwärtigt, daß diese Weltauffassung der griechischen Tragödie durchaus religiösen Ursprungs und Gehaltes sei, wird an der Behauptung keinen Anstoß nehmen, daß späterhin das Christentum in seinem Verhältnis zum Leid bewußt oder unbewußt auf diesen Sachverhalt zurückgegriffen hat: dies möge uns jetzt die Erkenntnis unsrer eigenen Lage und unsrer eigenen Gegenwart bedeutsam erleichtern helfen.

Ich sagte eben, die attische Tragödie schließe einen notwendigen Zusammenhang ein zwischen dem Sosein ihres Helden und seinem Erleiden. Diesen Zusammenhang gibt nun das Christentum durchaus nicht etwa preis — wie es denn so gut wie nichts von dem Erbe des Hellenentums preisgegeben hat —, sondern interpretiert ihn anders. Und zwar in der Richtung, daß es die individuelle Urheberschaft des tragischen Menschen an seinem Leiden sozusagen kollektiv erweitert und die Passion der Persönlichkeit an eine Verschuldung oder Versündigung der Gattung bedingungsweise knüpft. Nachdem in der Hauptsache schon das Buch Hiob mit der engen Vorstellung gebrochen hatte, das über seinen Helden verhängte Unheil müßte als göttliche Bestrafung angesehen werden, nachdem im Gegenteil eine fortschreitende Erfahrung von Welt und Leben gelehrt hatte, wie grade der sittlich „Unschuldige" und „Reine" oftmals hart zu leiden pflegt, nicht nur mit den andern, sondern auch an ihnen, nachdem ferner grade an dieser Erfahrung der uralte mystische Gedanke der Stellvertretung vollends hatte ausreifen können — nach allen diesen vorbereitenden Entwicklungen war das Christentum instand gesetzt, das persönliche Leid der Einzelseele in Verbindung zu bringen mit einer Urheberschaft, ja mit einer Verschuldung aller, für die jeder an seiner Stelle die Mitverantwortung zu tragen habe. Von dieser Stelle her betrachtet besteht

die weltgeschichtliche Leistung des Christentums darin, die religiösen Ansätze in der Hedonik des Altertums zu der beherrschenden Idee des stellvertretend leidenden Erlöser-Gottes fortgebildet zu haben. Was die antike Frömmigkeit nur ein einziges Mal ahnend gestreift hat in der sophokleischen ‚Antigone', daß nämlich höchste seelische Jungfräulichkeit gleichsam in stellvertretender Sendung die Verblendung und den Haß Andrer zu entsühnen auserkoren sei, dieses schlechthin zentrale Mysterium des Leidens darf sich der gläubige Christ in der tiefsinnigsten Kulthandlung der Kirche immer wieder frisch vergegenwärtigen: wie er auch leide, er leidet mit Andern und für Andre das eine und unendliche göttliche Opfer der Liebe.

Kaum wäre es sehr schwierig, diese gewaltige Vorstellung der menschlichen und gottmenschlichen Passion in die Mitte aller christlichen Glaubenslehren zu rücken und von ihr aus die Umgestaltungen im Problem des Leids zu verfolgen, die in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung stattgefunden haben. Indessen würde uns ein solches Unterfangen, von seiner Weitschichtigkeit ganz abgesehen, doch wieder von der bescheidenen und mitteilsamen Grundtatsache entfernen, die mir in dem verwickelten System christlicher Heilswahrheiten eben noch erkennbar zu sein scheint. Auf diese Grundtatsache zurückzugreifen und sie als dogmenfreies Erlebnis schlicht herauszustellen, ist vielleicht ein Gebot inmitten einer so gräßlich blutbefleckten Wirklichkeit.

Die weltgeschichtliche Leistung des Christentums, so dürfen wir das Gesagte jetzt wohl zusammenfassen, besteht im Wesentlichen darin, das Leid zu einer religiösen Notwendigkeit erhoben zu haben, die im metaphysischen Ablauf des Weltgeschehens irgendwie verankert ist. Was die einzelne Person danach zu leiden, zu erdulden hat, stellt sich der geläuterten Auffassung zwar nicht als Strafe, aber doch als Sühne für eine kollektive Verfehlung dar, die sich in geschichtlicher oder vorgeschichtlicher Vergangenheit ereignete. Das Wie und Was dieser Verfehlung näher zu bestimmen, werden wir allerdings ganz nach persönlicher Neigung der Theologie, dem Dogma oder der Philosophie überlassen wollen, und dies umso bereitwilliger, als jeder ernstlich Suchende mindestens in einer dieser ausgereiften Gedankenwelten mancherlei Elemente zu eigener lebendiger Verarbeitung zu finden gewiß sein darf. Neben allen derartigen Auslegungen und vielleicht sogar über sie hinaus behauptet jedoch das unbestechlich menschliche Gefühl sein Recht, nach welchem sich grade das unübersehbare Leid unsrer heutigen Gegenwart verknüpft nicht mit einer geheimnisvollen religiösen Verschuldung und nicht mit einem mehr oder weniger theologisch aufzufassenden Sündenfall, sondern einfach genug mit jener letzten innerlichen Wandlung der europäischen Seele, die den Krieg mit seinen Greueln in uns selber vorbereiten half. Auch abseits der Zugehörigkeit zu einer der vorhandenen Kirchen bricht je und je die Ueberzeugung durch, wir seien schuldig an dem, was seit Jahren an uns geschieht,

schuldig zum wenigsten in dem undogmatischen Sinne einer kollektiven geschichtlichen Urheberschaft. Dies Leid, das über uns verhängt ward, wir haben es offenbar durch Tun oder Versäumnis selbst über uns gebracht, diese entsetzliche Entfesselung des Chaos konnte nur eintreten, weil das Chaos längst in uns gor. Wenn ich dabei sage: wir selbst, so ist damit gemeint: erstlich die ausnahmslose Gesamtheit Aller, die an diesem Krieg beteiligt sind, zum zweiten die ausnahmslose Gesamtheit Aller, die ihm mit selbstsüchtiger Interessiertheit aus der Ferne zusehen, und endlich die ausnahmslose Gesamtheit Aller, die in gegenwärtigen Geschlechtern leiblich und seelisch fortbestehen und als die Ahnen unsrer Instinkte, unsrer Leidenschaften für die Taten mitverantwortlich zeichnen. die wir durch sie und sie durch uns vollbringen. Sie Alle, wir Alle haben uns heute schuldig zu bekennen. Wobei natürlich bei weitem nicht die Rede ist von der diplomatischen und militärischen Urheberschaft des Krieges. Denn diese Frage, die für die verschiedenen Völker und Staaten sehr verschieden beantwortet werden müßte, berührt in keiner Weise jene Antwort unsres Gewissens, welche mit der Verantwortlichkeit für das Geschehene die kollektive seelische Verfassung der Gesamtheit belastet. Wir wollen ja hier nicht erfahren, wer etwa den Funken in das Pulverfaß geschleudert hat, sondern wir wollen uns Rechenschaft darüber ablegen, daß wir Völker und wir Einzelne ausnahmslos an der Zubereitung und Anhäufung des Zündstoffs selbst beteiligt waren — und wahrlich, es ist genug gewesen, um die bewohnte Erde damit in die Luft zu sprengen. Unterlassen wir es daher endlich, von den Ursprüngen unsres Krieges, unsres Leidens zu sprechen, um darunter die pragmatischen Begebnisse zwischen dem achtundzwanzigsten Juni oder dem dreiundzwanzigsten Juli und den ersten August-Tagen 1914 zu verstehen. Entschließen wir uns endlich zum Bekenntnis der Wahrheit, daß der wirkliche Ursprung des heutigen Geschehens, wie alle Ursprünge menschlicher Katastrophen, in unsrer Seele, in der Seele aller Lebenden und Toten wurzeln mußte, lange bevor einige russische Nihilisten das Zeichen zum Losbruch geben durften, und daß dies Zeichen ohnmächtiger Weniger nur gegeben werden konnte, weil die ganze Menschheit schon darauf wartete. Was mußte nicht alles in Europa eingestürzt und zertrümmert sein, bis sich der unverantwortliche Minister einer halbasiatischen Despotie vor den Vertretern seiner Völker die heillosen Worte gestatten durfte: Wir wollen Konstantinopel, folglich schmettern wir Europa in den Tartaros. Wieviel Jahrhunderte vorher mußte nicht der Same dieser mißgeschaffenen Rede in unserm Herzen geblüht und getrieben haben, bis seine Frucht in der apokalyptischen Gestalt dieses Krieges über uns wuchern konnte. Wir haben den Zusammenbruch der europäischen Kulturgemeinschaft betrauert und beklagt. Aber es kann wahrhaftig keinem Zweifel unterliegen, daß wir ihn unwissentlich mit allen Mitteln unsrer geistigen und sittlichen Ent-

wicklung gefördert, ja heraufbeschworen haben. Und zwar ganz einfach dadurch, daß wir seit mindestens vier Jahrhunderten die Idee der nationalen Souveränität weder zu erweitern noch zu überbauen vermocht haben durch die Vorstellung einer umfassenden Gemeinschaft aller Völker und aller Staaten einschließlich sämtlichen andern Formen einer vorläufigen und partiellen Vergesellschaftung. Ist das Mittelalter in seinen unübertroffenen Schöpfungen des Gemeinschaftwillens jeweils beherrscht gewesen von dem gewaltigen Gedanken des Gottesstaates, so ermangelte die folgende Zeit nach Preisgabe jedes Ideals einer die volkheitlichen Lebenseinheiten soziologisch umspannenden und begrenzenden Formvorstellung völlig. Und was wir als Surrogat einer solchen zu besitzen wähnten: die internationale Sozialdemokratie mit dem sie ergänzenden Kapitalismus, beides erwies seine durchaus nationale Bedingtheit unmittelbar nach dem Ausbruch der Katastrophe. Zwischen den Nationen befand sich nichts — das hätte ein guter Beobachter auch schon vor dem Krieg feststellen können. Ueber den Nationen gab es gleichfalls weder eine menschliche, noch eine göttliche Würde mehr — und dies ist unser schwerstes Verhängnis noch heute. So machte dieser Krieg nur einen Zustand offenbar, der längst eingetreten und durch die zunehmende gegenseitige Ausschließung der machtstaatlichen Lebenseinheiten unhaltbar geworden war. Nachdem die abstoßenden Kräfte einen immer größern Zuwachs über die anziehenden hinaus erfahren hatten, erkannten wir zu spät mit Schrecken, daß auf der Idee der nationalen Souveränität und Individualität allein so wenig eine europäische Ordnung gegründet werden könne wie ein materielles System der physikalischen Wirklichkeit auf der Annahme bloßer Fliehkräfte. Im Verfolg der entscheidenden Bewegungen des europäischen Gewissens seit Renaissance und Reformation würden wir vermutlich zu der Ueberzeugung gelangen, daß alles kommen mußte, wie es nun gekommen ist, weil wir in Wahrheit weder Europa noch eine Gemeinschaft der Völker, sondern Ziele von ganz andrer Beschaffenheit erstrebt, gewollt und wahrlich auch verwirklicht haben . . .

Heute aber stiftet das allmächtige Leid, welches im Herzen von Millionen schwillt und schwillt wie das große Weltmeer, wenn es der tote Mond ins Fluten bringt, zum ersten Mal wieder eine umfassende Gemeinschaft über den Völkern und über den Staaten. Wir, die wir seit der vergessenen Gottesbürgerschaft des Mittelalters nur noch politische Verbände vorfanden, die nichts sonst mehr wußten von universalen Tendenzen jenseits solcher nationalen Gruppen — wir finden uns wunderlich verbunden zu einer schwarzumflorten Bruderschaft, Schwesterschaft und Dulderschaft im selben Herzeleid. Möchten wir doch der eindringlichen Symbolik dieses Vorgangs eingedenk bleiben, wenn wir in ferner oder naher Zeit aus den Trümmern der Vergangenheit das hohe Haus des Friedens wieder aufbauen dürfen.

Shakespeares Caesar von Eugen Kilian

Mit Recht hat man kürzlich an dieser Stelle festgelegt, daß es mit dem Heldentum des Julius Caesar, wie Shakespeare ihn gezeichnet, eine flaue Sache ist. Als eine „Zufallsgröße“, als ein „eitler und schwacher, unfreier und großmäuliger Mensch“: so erscheint der Imperator nach Julius Babs vortrefflichen Ausführungen (in der Nummer vom dreiundzwanzigsten November 1916) bei Shakespeare — wenigstens, wenn man sich an ihn selbst, seine Aeußerungen und Handlungen in dem Stücke halten will. Mit noch größerm Recht hat dann der Herausgeber (am siebenten Dezember) darauf hingewiesen, daß diese Entdeckung an sich eben nicht neu ist. Schon Grabbe hat über diesen phrasenmachenden Renommisten gespottet, Brandes hat in ausführlicher Begründung ungefähr dasselbe gesagt und auch die übrige Kritik von heute befindet sich, soweit sie nicht in einem blinden Götzendienst vor Shakespeares Manen befangen ist, über diesen Punkt in beträchtlicher Einigkeit. Man kann getrost noch einen Schritt weiter gehen: dieser Caesar Shakespeares ist der gefährlichen Grenze der Lächerlichkeit äußerst nahe. Wenigstens in der Szene, wo er am meisten hervortritt: in seinem Hause. Dieser steifleinene Geselle, der unablässig auf Stelzen geht und in der dritten Person von sich spricht („Caesar geht aus. Mir haben stets Gefahren im Rücken nur gedroht; wenn sie die Stirn des Caesar werden sehen, sind sie verschwunden“ — „Und Caesar wird doch ausgehen“ — „Hilft Caesar sich mit Lügen?“) wirkt in der Tat auf jedes unbefangene Gemüt einigermaßen komisch — bei dem Gegensatz seines unselbständigen Handelns zu der Geschwollenheit seiner rhetorischen Offenbarungen. Nur große Geschicklichkeit des Darstellers und der übergroße Respekt unsres deutschen Barbarenpublikums vor dem Namen des englischen Dichters vermag diese Szene vor dem Fluch der Lächerlichkeit zu wahren.

Ueber die fragliche objektive Bedeutung dieser Heldengestalt kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Auch darüber nicht, wie Bab und der Herausgeber ebenfalls mit Recht bemerken, daß Shaws moderne Burleske der Größe der geschichtlichen Gestalt hier wesentlich näher gekommen ist als die klassische Tragödie der Elisabethanischen Zeit. Aber Eines ist zurückzuweisen: daß Shakespeare die Absicht gehabt habe, in seinem Caesar keinen Helden, sondern einen Charlatan zu zeichnen. Als ein „alltäglicher Gaukler“ soll Caesar dem Dichter nach Babs Meinung erschienen sein; der edle Brutus, „der um seinetwillen sich mit einem Mord belädt, als ein tragischer Narr“. Brutus stehe mit seiner erschütternden Sachlichkeit bereits „so deplaziert“ da, wie später Troilus unter den Fratzen der Homerischen Welt.

Mit dieser Auffassung wird etwas völlig Fremdes in Shakespeares Tragödie hineingetragen. War Caesar dem Dichter ein Charlatan, so wird damit natürlicherweise auch die Gestalt des

Brutus bedeutend herabgedrückt. Keine, aber nicht eine einzige Stelle des Stückes weist auf eine derartig ironisierende Absicht des Dichters hin. Alles deutet darauf hin, daß es ihm mit diesem Brutus heiliger Ernst war, grade so Ernst wie etwa Ibsen mit seinem Volksfeind Stockmann, über den erst eine nachgeborene, Ibsen bereits entfremdete Zeit zu lächeln oder gar zu lachen beginnt. Sah Shakespeare in seinem edlen Brutus so etwas wie einen tragischen Narren, so hätte das an Einer Stelle wenigstens zum deutlichen Vorschein gelangen müssen. Wo ist diese Stelle? Man wird sie vergeblich suchen. Schon was Antonius und Octavius vor des Brutus Leiche sprechen („Dies war der beste Römer unter allen“ — „Nach seiner Tugend laßt uns ihm begegnen“), schließt die Möglichkeit einer solchen Auffassung völlig aus. Wer hier eine ironisierende Absicht wittert, der empfindet nichts von der tiefen, durchaus ehrlichen Wärme, womit der Dichter das Charakterbild dieser, mit besonderer Liebe von ihm behandelten Gestalt entworfen hat. Schon Brandes hat gegen einen ähnlichen Auslegungsversuch des Amerikaners Hudson mit vollem Recht bemerkt: „Es ist über Brutus kein Schimmer von Ironie verbreitet.“

Auch den großen Julius hat der Dichter nicht als Charlatan gesehen. Er selbst gebärdet sich allerdings ziemlich kläglich, wo er uns gegenübertritt. Aber die Art, wie Andre über ihn reden, vor allem die ganze Atmosphäre des Stücks, seine Anlage, die Führung der letzten beiden Akte, wo die unbezwungene Größe des Gemordeten schwer auf den Geschehnissen lastet und die Niederlage der Verschworenen herbeiführt: dies alles zeigt deutlich, daß dem Dichter eine derartige Auffassung ganz und gar fernlag. Man lausche auf Antonius, wenn er an die Leiche tritt („O, großer Caesar, liegst du so im Staube? Sind alle deine Siege, Herrlichkeiten, Triumphe, Beuten eingesunken nun in diesen kleinen Raum?“). Der Einwand, daß der kluge Demagoge in Gegenwart der Mörder eine gewisse Gefühlskomödie spiele, wird hinfällig vor dem darauffolgenden großen Monologe: „O du, verzeih mir, blutend Stückchen Erde, daß ich mit diesen Schlächtern freundlich tat. Du bist der Rest des edelsten der Männer, der jemals lebt' im Wechsellauf der Zeit.“ Vor sich allein hat Antonius keine Ursache, Komödie zu spielen. Wer aus diesem Monolog nicht die tiefe Ehrlichkeit der Empfindung, die Echtheit des Schmerzes herausfühlt, wer in Antonius hier nicht die Stimme des Dichters vernimmt, die auch den Hörer in gewaltigem Schwunge mit sich fortreißt, dem ist schwerlich zu helfen. Was Brutus von dem Gemordeten sagt („Hat um das Recht der große Julius nicht geblutet?“), ist selbstverständlich nicht maßgebend für eine Auffassung, die in ihm einen utopistischen Narren erblickt. Antonius aber, der kluge Realpolitiker, ließe sich durch die verlogene Scheingröße eines eiteln Renommisten doch wohl nicht blenden. Was er, allein gelassen, über den Toten spricht, hat das höchste Gewicht. Es ist die eigene Meinung des Dichters, durch die der gesunde Men-

schenverstand und die natürliche Empfindung zum Worte kommt, gegenüber dem tragischen Irrtum des starren, doktrinären Republikaners.

Nein, nein: es ist nichts mit Caesar, dem Charlatan, und Brutus, dem deplazierten Narren — sofern man die Absichten des Dichters dabei im Auge hat. Der große Julius war für Shakespeare ganz gewiß ein großer Mann, ein wirklicher Held — trotz der Invalidität seines Körpers und trotz allen kleinen Schwächen. Das bezeugt nicht nur die ganze Tragödie „Julius Caesar', wenn man sie unbefangen auf sich wirken läßt, das bezeugen auch zahlreiche andre Stellen in Shakespeares Dichtung, Aeußerungen in ‚Richard dem Dritten', in ‚Hamlet' und anderswo.

Daß es dem Dichter nicht geglückt ist, die Bedeutung Caesars, wie sie ihm in unbestimmten Umrissen vor Augen schwebte, in seiner Gestaltung selbst zu überzeugendem Ausdruck zu bringen, daß die Größe seines Helden einen bedenklichen Stich ins Theatralische, um nicht zu sagen: ins Lächerliche, erhalten hat: das ist eine Frage für sich. Ich glaube keineswegs, daß Shakespeare, wie seine Erklärer vielfach versichern, die ausgesprochene Absicht gehabt hat, seinen Caesar herabzudrücken, um Brutus, den eigentlichen Helden des Stückes dadurch zu heben. Das wäre ein verkehrtes Verfahren gewesen. Je höher Caesar steht, desto mehr wächst Brutus. Ich glaube, darüber ist sich auch Shakespeare im Klaren gewesen.

Viel wahrscheinlicher ist etwas andres. Der große Julius war schon vor Shakespeare vielfach auf der englischen Bühne erschienen. In Anlehnung an Senecas ‚Octavia' hatten italienische und französische Klassizisten den Stoff behandelt. Dann war er nach England gedrungen; er erschien dort in Schulkomödien und auf der englischen Volksbühne in mehrfachen Bearbeitungen. Es hatte sich bereits ein ganz bestimmter Typus des Theater-Caesar herausgebildet, ein Typus, der in Erinnerung an Seneca eine gewiß majestätische Großsprecherei zur Schau trug. Auch Shakespeare stand aller Wahrscheinlichkeit nach unter dem unbewußten Einfluß dieses Typus. Und noch ein Zweites: Hatte Shakespeare auch ein unbestimmtes Gefühl für die Größe seines Helden, so fehlten ihm doch die Kenntnisse, um ihn in seiner vollen geschichtlichen Bedeutung zu würdigen. Grade für die dichterische Gestaltung einer bedeutenden geschichtlichen Persönlichkeit aber läßt sich auch durch das größte Genie, wie Brandes sehr richtig bemerkt, nicht der Mangel einer tiefgehenden, geschichtlichen Bildung ersetzen. Nicht der gelehrte Bacon, sondern der Schauspieler Shakespeare, der Autodidakt aus Stratford on Avon, dessen Bildung doch zeitlebens sehr lückenhaft gewesen ist, hat diese Tragödie geschrieben. Er war niemals dazu verurteilt, als Untertertianer das Buch ‚De bello gallice, zu lesen und hat trotz seiner Kenntnis des englischen Plutarch wohl keine ganz klare Vorstellung von Caesars eigentlicher geschichtlicher Bedeutung gehabt. Vielleicht ist grade dieses Stück mit seinem

theatralisch auffrisierten Imperator ein deutlicher Beweis dafür, daß nicht der grundgelehrte englische Philosoph, sondern der geniale autodidaktische Schauspieler die Dramen Shakespeares geschrieben hat.

Dem sei, wie ihm wolle — sicher ist das Eine: die sichtbare Darstellung des Helden ist dem großen Dichter einigermaßen mißglückt, ganz gegen seine Absicht mißglückt. Auch Homer pflegt hie und da zu schlafen. Nichts verkehrter aber, als dieser durch die Erfahrung erprobter Tatsache sich verschließen zu wollen. Nichts verkehrter, als in jedem Werk eines großen Dichters an jeder Stelle den höchsten Grad der Vollkommenheit erblicken zu wollen. Diese Annahme führt zu höchst gekünstelten Auslegungen.

Und sicher ist auch das andre: dieser Imperator Shakespeares bietet dem modernen Schauspieler, sofern er kein posierender Komödiant, sondern ein wahrheitsuchender Menschendarsteller ist, eine wenig beneidenswerte Aufgabe. Er fühlt sich namentlich in der häuslichen Boudoirszene, wo er im Schlafrock mit so geschwollener Majestät herumstolziert, furchtbar unbehaglich. Er hat mir bei meinen Inszenierungen des Stückes stets in innerster Seele leid getan. Vielleicht hat auch der große Schauspieler-Dichter das unbestimmte Gefühl gehabt, daß er seinen Kollegen in der Imperatorentoga mit keiner sehr verlockenden Aufgabe beglückt hat. Wäre er sonst auf den Gedanken verfallen, grade Polonius, den seichten alten Schwätzer, der in seiner Jugend, wie er erzählt, für einen „guten Schauspieler" gehalten wurde, mit seiner Darstellung des römischen Imperators renommieren zu lassen? „Ich stellte den Julius Caesar vor: ich ward auf dem Kapitol umgebracht; Brutus brachte mich um." Und der Prinz bemerkt: „Es war brutal von ihm, ein so kapitales Kalb umzubringen."

Vielleicht liegt in dieser ironisierenden Arabeske der Hamlet-Tragödie ein Fingerzweig auf die Erfahrungen, die der Dichter mit seiner ursprünglich so gar nicht ironisch gedachten Caesarengestalt auf dem Theater gemacht hatte.

Jugend von Joachim Beck

Ich verstehe recht gut, daß Halbes ‚Jugend', das Paradigma eines maßvollen, doch auch sehr mäßigen Realismus, den Musiker reizen kann. Das Stück hat Klima, den Erdgeruch eines westpreußisch-polnischen Pfarrhauses, das freilich trotz den Monomanien des fanatischen Eiferers von keiner orthodoxen Stickluft infiziert ist. Vorfrühlingsstimmung, ein dampfendes Stück Erde: das ist es, was den trächtigen Boden zu der Pubertätstragödie hergäbe, wenn der Komponist außerdem feinnervig genug wäre, um erotische Heimlichkeiten zu enträtseln. Oder aber: wo immer kleine Bürgerlichkeit die Atmosphäre abgibt, da läßt sich trefflich biedermeiern, indem man das Geschehnis in die vierziger Jahre

zurückverlegt, Lavendel streut und damit das Ganze in eine Art tragisch gefärbtes Genrebildchen verfälscht. Das tut denn auch unser Librettist, Herr Weinhöppel, ein gräßlicher Reimschmied.

Ignatz Waghalter jedoch geht auf seine „Intentionen“ nicht ein. Er ist Vollblutmusiker, d'Albert verschwägert, von Puccini besessen, und kümmert sich einen Quark ums Lokalkolorit, weil ers ja doch nicht treffen kann. Bei ihm setzt sich alles in Dekoration um, rundet sich alles von selbst zu schwelgerischer Fülle. Er malt al fresco unter Verzicht auf Feinheit wie Tiefgründigkeit. Als Halbslawe, der, kultiviert, sich stets irgendwo mit dem Romanen berührt, scheint er durch die Schule des Verismo gegangen zu sein. Indem er das bißchen Literatur des Textbuches über Bord wirft, erstrebt und erreicht er vornehmlich Klangwirkung, wenngleich die Instrumentation etwas zu laut, zu gleichmäßig laut gehalten wird, so daß die Höhepunkte des dramaturgischen Aufrisses kaum noch intensiver belichtet werden können. In schön geschwungenem Bogen verbreitet sich die Melodie; sie herrscht hauptsächlich in den Singstimmen; das psalmodistische Füllsel während der Unterhaltung ist möglichst beschränkt.

Zum mindesten berührt sympathisch, mit welch geringem Aufwand (natürlich nach den Begriffen von heute) der Tonsetzer auskommt, wie er die orchestralen Knalleffekte meidet. Die Celesta führt eine bescheidene Sprache erst gegen den Schluß hin. Bis dahin sind die Charaktere bereits sicher unterschieden. Der Trottel Amandus allerdings ist — trotz seinem scharfen Motiv, einem schwirrenden Zickzack — eine unmögliche Opernfigur.

Hoppe, gewiß das dankbarste Objekt, beutet Waghalter garnicht aus. Die feiste Bonhommie des Alten liegt ihm schlecht. Und grade bei Dem ruhten die besten musikalischen Möglichkeiten. Dort lag der Ausgangspunkt der breiten Wirkung. Für die seelischen Beziehungen der Liebenden hat Halbe Stimmungen, Situationen, große Gefühle allgemeiner Natur. Auch Waghalter hätte das Maß dazu. Wenn die Beiden bloß nicht an einander vorbeiredeten! Halbe ist lau, still, gemütvoll; Waghalter undeutsch, zu warmblütig. Zwar der Anfang vor geschlossener Gardine macht aufhorchen: ernster Orgelklang, dazwischen schwere Glocken. Noch der erste Akt, der frischeste, lustigste, bedeutendste, verspricht viel, bis der zweite die Hoffnungen zerstört. Bei dem Dichter spielt er unter herzhaften Christenmenschen, bei dem Tonkünstler entgleitet er, widerlich wabblig, nach Meseritz. Er besteht überhaupt nur aus Einlagen: Kinderspielchen; Lieder zur Laute; Bierkantus; Walzer mit deutlichen Freischütz-Reminiszenzen; Beschwörungsarie; Liebesduett; Lebende Bilder mit Orchesterbegleitung. Dazwischen wird „Lang, lang ists her“, das Motto ohne Bezug auf die Aktion, verkitscht. Harfenarpeggien, alterierte Akkordfolgen. Publikumserfolg!

Das dritte Bild hält sich wiederum auf Durchschnittshöhe; nicht eigentlich kapellmeisterlich, bleibt es gute, alte Oper, die rich-

tige Arien bringt, und trägt abermals einen besondern Stempel, bestätigt also nur den Eindruck der innern Zerrissenheit der Komposition, der die einheitliche Grundierung fehlt, geschweige denn, daß Buch und Ton mit einander harmonieren. Aehnlich mußte Schillings scheitern, als er, der Blutarme, die Renaissance zu umarmen suchte. Möglich, daß Waghalters Kunst grade an der ‚Mona Lisa' gegenständlich geworden wäre — hier jedenfalls ist das Ergebnis unbefriedigend.

Das Deutsche Opernhaus hatte weder Prospekte noch Menschen geschont, um dem Werk seines Ersten Kapellmeisters zu helfen. Der Autor am Pult ließ sich mit Ungestüm von der eigenen Flamme verzehren. Hertha Stolzenberg sollte Annchen sein. Die Künstlerin kann gewiß außerordentlich viel — aber dies grade nicht. Der szenische Rahmen, im Mittelbild ein Sammelsurium aus andern Repertoirestücken, im ersten allzu splendid, war, wie immer, geschmackvoll, freudig und hell, indessen für Ort und Zeit zu wenig charakteristisch.

Zu diesem Krieg

Turgenjeff

Das Dorf.

Der letzte Tag im Juli; auf tausend Werst im Umkreise rings Rußland — der heimatliche Boden. Der ganze Himmel strahlt in einfarbigem Blau; droben ein einzelnes Wölkchen — halb schwimmend, halb zerfließend. Windesstille, brütende Hitze . . . die Luft — würzig wie frische, laue Milch!

Die Lerchen trillern; die Turteltauben gurren; lautlos gleiten die Schwalben umher; die Pferde schnauben und kauen; die Hunde bellen nicht, stehen da und wedeln friedfertig mit dem Schwanze.

Und nach Rauch riecht es, und nach Gras — und auch nach Teer ein wenig — und ein wenig nach Leder. — Der Hanf auf den Feldern ist schon hoch aufgeschossen und strömt seinen schweren, aber süßen Duft aus.

Eine tiefe, jedoch sanft absteigende Schlucht öffnet sich. An beiden Abhängen mehrere Reihen dickbuschiger, zerborstener Weiden. In der Tiefe der Schlucht rieselt ein Bach; kleine Kiesel auf seinem Grunde blinken wie zitternd durch seine klaren Wellen hindurch. — In der Ferne, am Saume zwischen Erde und Himmel — schimmert der bläuliche Streif eines großen Stromes.

Dem Zuge der Schlucht folgend — hier auf dieser Seite saubere kleine Speicher und Scheunen mit dicht verschlossenen Türen: dort auf jener fünf bis sechs aus Fichtenstämmen gezimmerte Häuschen mit gehobelten Bretterdächern. Auf jedem Dache an hoher Stange ein Starkasten; über jeder Haustür ein aus Blech geschnittenes kleines Rößlein mit flatternder Mähne. Die Fensterscheiben, uneben und blasig, schillern in Regenbogenfarben. Krüge mit Blumensträußen sind auf die Fensterläden gemalt. Vor jedem Häuschen steht säuberlich eine derbe Bank; auf

kleinen angeschütteten Erdhaufen liegen Katzen zu einem Knäuel zusammengerollt, und spitzen die durchsichtigen, feinen Ohren; hinter der hohen Türschwelle winkt einladend der kühle, dunkle Hausflur.

Ich liege hart am Rande der Schlucht auf einer ausgebreiteten Pferdedecke; ringsumher lauter Haufen frischgemähten, betäubend duftigen Heues. Die fleißigen Hauswirte haben es vor ihren Hütten auseinandergestreut: dort mag es noch eine Weile an der Sonne durchtrocknen; dann aber in die Scheuern damit! Wie prächtig wird sichs darauf schlafen lassen!

Kraushaarige Kinderköpfchen lugen aus jedem Haufen hervor; großschopfige Hühner scharren im Heu nach Fliegen und Käferchen; ein junger Hund mit noch hellfarbiger Schnauze wälzt sich in einem Gewirr von Halmen herum.

Blondlockige Burschen in saubern Gürtelhemden und schwerfälligen, umsäumten Stiefeln hänseln sich mit Scherzworten, die Brust gegen einen unbespannten Wagen gestemmt — und zeigen lachend ihre weißen Zähne.

Aus dem Fenster schaut ein junges Weib mit vollem, rundem Antlitz; sie lacht, halb über die Scherze der Burschen, halb über die in dem Heuhaufen sich balgenden Kinder.

Ein andres junges Weib zieht mit kräftigen Armen einen großen nassen Eimer aus dem Brunnen herauf . . . Der Eimer wippt und schaukelt am Seile, sodaß langgezogene, blitzende Tropfen an ihm herabgleiten.

Vor mir steht ein greises Hausmütterchen in einem neuen karrierten Leinenrock und neuen Schuhen.

Drei Schnüre dicker, hohler Glasperlen schlingen sich um ihren braunen, faltigen Hals: ihr ergrauter Kopf ist mit einem gelben, rotpunktierten Tuche umwunden, welches tief über ihre trüben Augen herabhängt.

Freundlich aber lächeln diese greisenhaften Augen; ihr ganzes runzliges Antlitz lächelt. Hoch in den Siebzigern muß sie sein, das alte Mütterchen . . . aber auch heute noch ist es zu erkennen: eine Schönheit war sie zu ihrer Zeit!

Mit den sonnenverbrannten auseinandergespreizten Fingern der rechten Hand hält sie mir einen Krug kalter, unabgerahmter Milch hin, die frisch aus dem Keller kommt; der Krug ist außen mit Reif bedeckt, der wie Perlen glitzert. Auf der linken Handfläche reicht mir die Alte eine große Schnitte noch warmen Brotes. — „Iß nur, sei dirs gesegnet, willkommener Gast!"

Mit einem Male kräht der Hahn und schlägt heftig mit den Flügeln; ihm zur Antwort blökt nach einer Weile ein eingesperrtes Kalb.

— „Das nenn ich mir Hafer!" ertönt die Stimme meines Kutschers.

O diese Genügsamkeit, diese Ruhe, dieser Wohlstand des freien russischen Dorfes. Dieser stille Friede und Segen!

Und da denke ich mir denn so: was soll uns dann noch ein Kreuz auf der Kuppel der Hagia Sophia in Byzanz und all das übrige, um das wir uns so heiß bemühen, wir Stadtmenschen?

Das Sinngedicht des persischen Zeltmachers

Unter diesem Titel gibt Klabund im münchner Roland-Verlag ‚Neue Vierzeiler nach Omar Khayyâm' heraus. Hier ein paar Proben.

Ein Jeder ist von einer Frau geboren,
Die einst ein Mann in seine Arme nahm.
Die Perlenkette reißt. Die Perlen sind verloren.
Und Keiner kehrt zurück, woher er kam.

*

Wir sind nicht Schatten mehr. Wir wurden zu Gestalten.
Der Töpfer knetet uns aus Ton.
Er meißelt in die Stirn uns dürre Falten
Und stellt uns auf den Markt für Hundelohn.

*

Entsetzlichstes der Worte, das erfunden:
O daß ich morgen nicht mehr heute bin!
Ich rausche wie ein Fluß von Stund zu Stunden
Und bin am Ende schon kaum zu Beginn.

*

Das Licht singt seine flammenden Gesänge,
Im rasenden Zenith, im sinkenden Nadir.
Da ich als Taube flog, geriet ich in des Greifen Fänge.
Nun trag ich seiner Krallen Mal an mir.

*

Die Menschheit liegt in einem steten Krieg,
Seitdem sie Gott in seinem Wahn geschaffen.
Ein Jeder glaubt an seines Glaubens Sieg.
Ein Jeder traut dem Trotze seiner Waffen.

Milada von Hans Natonek

1

Milada ist ein siebzehnjähriges prager Tschechenmäderl von nicht ganz solidem Lebenswandel. Sie hat rosige Nüstern und trägt sündhaft hohe Schaftstiefletten, die bis an den pelzverbrämten Rand des wippenden Rockes — also bis an die öffentlich zulässige Grenze — hinaufreichen.

Aber Milada besitzt auch ein Innenleben und eine Weltanschauung. Sie ist ein komplizierter Mensch von erstaunlich regsamer Phantasie. Ueber die Liebe und das Weib und die Welt macht sie sich so ihre Gedanken. Sie kann kaum schreiben, spricht aber, als hätte sie es aus Büchern (die sie niemals in die Hand nimmt). Neulich sagte sie: „Ich bin nur aus der Hefe des Volkes, meine Mutter ist die unverehelichte Waschfrau Bozena Brazilová in Zizkow, aber ich tanze einem Polizeirat auf der warzigen Nase

herum, und einmal habe ich einem Doktor aus Wien — er war vom Ministerium — alle Sachen vom Schreibtisch auf die Erde hinuntergefegt und bin mit meinen Füßen darauf getreten, und er hat kein Wort dazu gesagt."

Das sind so ihre Triumphe. Ihrem amoralischen Instinkt gewährt es die höchste Befriedigung, wenn ihre rosigen Hände in den Machtbereich ernster Männer anarchisch eingreifen können. Sie ist sich ihrer Macht sehr bewußt, und nichts geht ihr über das Vergnügen, den gewichtigsten, bedeutendsten und seriösesten Dingen den kleinen Fuß auf den Nacken zu setzen. „Ich bin nur leichte Ware", sagt sie in ihren tiefsinnigen Stunden, „aber das möcht ich doch sehen, ho, ob etwas in der Welt wichtiger ist, als das da hier" — und dabei streicht sie an ihrem wirklich entzückenden Körper mit einer zugleich schamlosen und naturhaft reinen und jedenfalls unsagbar aufreizenden Handbewegung herab.

2

Eine sehr angesehene und vermögende Persönlichkeit gesetzten Alters hat Milada in ihren Schutz genommen, ihr süßes Figürchen mit Gold aufgewogen und ihr eine prachtvolle Wohnung (im vornehmsten Viertel, am Riegerquai mit Aussicht auf den Hradschin) eingerichtet.

Bewußte angesehene und vermögende Persönlichkeit war der Meinung, mit dieser verdienstvollen Tat Milada ein für alle Mal auf eine solide moralische Basis gestellt und sich ihrer siebzehnjährigen Lieblichkeit (bis auf Widerruf) versichert zu haben.

Aber Milada ist unzufrieden. Die seidenen Matinés langweilen sie. Wie sind die Vormittage so lang! und das Sopha knarrt und stöhnt unter ihrer Unruhe. Sie wirft den rauschenden Schlafrock ab. Und legt ein ganz einfaches, ein wenig verschossenes blaues Kostüm aus sehr vergangenen Tagen an. Drei funkelnagelneue Kostüme und ein Pelzmantel hängen in dem großen Spiegelschrank, aber sie wählt das alte Kostüm von einst und den billigen Hut mit dem falschen frechen Reiher.

So geht sie los. Die Straßen liegen still in der Vormittagssonne. Verwundete Soldaten blicken mit großen Augen in die giebeligen Horizonte der goldenen Stadt; vertiefen sich in die ungekannten, nie besessenen Schätze der Schaufenster. „Diese armen Kerle —", denkt Milada, „sie sind vom Lande, kennen sich nicht aus und haben soviel Sehnsucht im Herzen." Ein blasser, ganz junger Einbeiniger, dem sie leise nachgeht, preßt ihr Tränen in die Augen. Und plötzlich reizt sie der Krieg, sie fühlt sich von ihm irgendwie persönlich herausgefordert, als sollte sie ihre Macht an der seinen messen, ähnlich wie damals, als sie dem Doktor aus Wien — dem vom Ministerium — alle Papiere und Akten vom Schreibtisch herunterfegte und mit den Füßen darauftrat. „Ho, das möcht ich doch sehn, ob ich vor meinem alten Herrn Respekt hab'! Er ist zwar ein großes Tier — aber justament — und die

armen Soldaten sind mir viel lieber, kommen von weiß Gott wo aus dem Krieg und kennen sich nicht aus — haben so wie so nichts von ihrem Leben — das möcht ich doch sehn, ob mir der Alte verbieten kann, dem armen Jungen was Gutes zu tun. Wenn ich so könnt', wie ich wollt, sie sollten mir den Krieg vergessen, sie sollten sehen, was Leben ist — allen müßte man es einbläuen bis hinauf zum Feldherrn — aber was vermag ich allein, ich, Milada Vrazilová — alle zusammen müssen wir es ihnen zeigen, wir Frauen in der ganzen Welt, was Liebe ist — und wenn wir uns auch alle auf Verabredung ihnen ein halbes Jahr und noch länger versagen müßten — damit sie endlich einsehen, daß es doch nur auf uns, nur auf uns ankommt, und daß so ein Krieg gar nichts ist gegen die Liebe — — —".

Milada phantasierte so, immer hinter dem jungen, blassen Einbeinigen her, eine Weile fort. An der Straßenecke machte er Kehrt. Milada trat auf ihn zu. Er wurde rot. „Es kostet nichts", sagte sie und nahm ihn leise am Arm. So gingen sie in ihre wundervolle Wohnung. Sie zog ihren schönsten Schlafrock an. Sie zeigte ihm die herrliche Aussicht auf den Hradschin; aber auch andre Herrlichkeiten. Der arme Soldat kam sich wie in einem Märchen vor und mußte immerzu nachgrübeln, ob er das nicht alles genau so schon einmal in einem Traume erlebt habe. Milada war sehr gut zu ihm und beschenkte ihn, wie keine Fürstentochter zu schenken vermag, und wenn sie gleich eine Schatulle voll Geschmeide und Orden über einen Blessierten ausschüttet.

Milada ging jetzt öfters am Vormittag aus und brachte immer einen einfachen Soldaten mit. Die jungen Schüchternen, die in den Straßen umhergingen, wie in einer verzauberten Stadt, waren ihr am liebsten. Sie erkannte sie an ihrem bescheidenen Blick. Sie erschien in ihrem einfachen Kleid, führte sie in eine fürstliche Wohnung, warf ein köstliches Gewebe um und ward eine Prinzessin der Liebe.

Eines Vormittags, als grade ein armer Junge glücklich war, kam Miladas Beschützer, Pächter und alleiniger Inhaber. Da versank die wundervolle Wohnung, die Aussicht auf den Hradschin, die herrlichen Matinés, alles versank, wie ein Zaubergarten, mit einem Schlage und Milada lag auf der Straße.

Die Straße ist rauh, wenn man keinen Beschützer hat, und die Sittenpolizei macht nicht viel Federlesen, und sie fragt nicht viel, ob sich eine verschenkt oder verkauft, und Strich ist Strich, und Lebenswandel ist Lebenswandel.

3

Milada wurde protokolliert und kam in ein öffentliches Haus. O, wie ist sie heruntergekommen! Wie eine Wildkatze im Tiergartenkäfig. Sie geht immer auf und ab, verstört, wie hinter Gitterstäben. Auf ihrer zerbröckelten Macht wuchert die Einbildung, wie wirres Farnkraut und grelle Blüten auf Schutt. „So,

was ist mir der Krieg, das möcht ich doch sehen, ich tanz ihm auf der Nase herum, justament, weil ich weiß, daß es ja doch nur auf uns ankommt, nur auf uns — — und daß wir Mittelpunkt der Welt sind, und alles andre ist Mist — — —. Wenn wir nur alle zusammenhalten, ho, wir fegen den Tisch der Erde blank und tanzen nackt auf ihm — — — —".

„Milada, der junge Herr ist da!"

„Ich komm' ja schon, Madame."

Neue Steuern von Vindex

Die neuen Steuervorlagen, die jetzt dem Reichstag zugegangen sind, möge jeder Einzelne von uns als eine Vorbereitung auf das wirtschaftliche Dasein, das er selber künftig zu führen hat, ansehen und ihnen dementsprechende Beachtung schenken. Dabei braucht man indes nicht anzunehmen, daß die neuen Steuern endgiltig oder auch nur von längerer Dauer sein werden, und daß sie schon die Steine sind zu dem Riesenneubau, der für die Reichsfinanzwirtschaft der Zukunft nötig ist. Wie dringend nötig dieser Neubau ist, wissen wir alle, und wir können uns, der Lasten gedenkend, die jeder Kriegstag neu uns auferlegt, bei einigem Nachdenken auch vorstellen, wie dieser Neubau ungefähr aussehen wird. Aber was jetzt dem Reichstag vorgelegt wird, sind nur Proben und Entwürfe, sind Behelfe und Versuche. Wir sollen uns klar darüber werden, daß der Staat, daß die Gesamtheit, wenn die Zeit da sein wird, mit ganz andern Ansprüchen an uns herantreten werden, als wir es aus den Tagen geruhigen und betriebsamen Friedens gewohnt waren. Wir sollen langsam, aber eindringlich belehrt werden, daß wir unser Einkommen und Vermögen der Oeffentlichkeit und allen Andern schulden, und daß wir diese Schuld, die uns früher fast ganz gestundet wurde, jetzt zum großen Teil bezahlen müssen.

Nachdem uns das vergangene Jahr die Steuerzuschläge auf die Postgebühren, die Warenumsatzsteuer, die Erhöhung des Frachturkundenstempels, den Kriegsaufschlag auf die Zigaretten und die Kriegsgewinnsteuer als neue Reichsabgaben gebracht hat, werden jetzt die Erhöhung der Eisenbahngebühren, die Abgabe auf die Kohlenförderung und der zwanzigprozentige Zuschlag auf die Kriegsgewinnsteuer vorgeschlagen. Damit soll der neue Fehlbetrag des Reichsetats, sollen also über 1,2 Milliarden Mark gedeckt werden. (Es handelt sich um den „bürgerlichen" Etat; die Militärausgaben werden mit Anleihen bezahlt.)

Auf direktem und auf indirektem Wege werden wir unser Geld zu zahlen haben, damit der Reichsetat balanziert. Und niemand glaube, daß er der Verpflichtung, zu zahlen, enthoben sei, daß ihn die Steuern nicht treffen. Es gibt einen Begriff, der diesen Irrtum schnell beseitigt; eine Uebung der Praxis, die dem Steuertheoretiker schweres Kopfweh macht: wir meinen die Abwälzung. Wer sein ganzes Leben hindurch nicht eine einzige Tonne Steinkohlen für sich selber und den eigenen Bedarf nötig hat, spürt dennoch den Steuerdruck, der auf die Kohlenförderung gelegt wird, spürt ihn von dem Tage an, da die Abgabe in Kraft tritt (und vielleicht schon vorher); denn die Kohlenzechen werden nicht zögern, den Betrag der Steuer in den Preis der Kohle hineinzukalkulieren. Ohne Kohle kommt keine Industrie aus: und alle Fa-

briken werden auf ihre Erzeugnisse, von der Stecknadel bis zur Präzisionsmaschine, Preisaufschläge machen, und der Käufer im Laden und in den Fabriklagern wird am Ende aus seiner Tasche alles bezahlen müssen. Der breite Rücken des Konsums ist es, auf dem alle Steuern zuletzt im Kreislauf der Dinge zur Ruhe kommen; das heißt: von dem sie getragen werden müssen.

Die Eisenbahnsteuer ist so gedacht, daß die einzelnen Bundesstaaten von ihren Einnahmen aus dem Eisenbahnverkehr dem Reiche abgeben sollen. Da die Einzelstaaten aber auf die ungeminderten Eisenbahn-Einnahmen dringend angewiesen sind, werden sie zu Tarifrevisionen, also zu Fahrpreiserhöhungen schreiten: die Masse, jeder Einzelne muß sie tragen; auch Der, dem es in dieser Zeit des Verkehrs gelänge, ohne Eisenbahn und ohne Straßenbahn auszukommen. Denn der Kaufmann wird die erhöhten Kosten seiner Geschäftsreisen, wird seine „Bahnspesen" wiederum im Preis seiner Waren zum Ausdruck bringen. Und der Kunde im Laden zahlt beim Kauf seines Päckchens Stecknadeln nicht nur die verteuerte Kohlenförderung, sondern auch die erhöhten Bahnpreise mit.

Auch die Kriegsgewinnsteuer, die ja, wie man weiß, gar keine Gewinnsteuer, sondern eine Vermögenszuwachssteuer und teilweise sogar eine Vermögensabgabe ist, auch sie ist abwälzbar und wird abgewälzt werden. Gewiß wird die Abwälzung dieser direkten Steuer nicht immer technisch so leicht sein wie die der andern, auch wohl nicht immer so ohne weiteres gelingen. Aber Der kennt das System und die Tendenzen des Kapitalismus schlecht, der da meinen möchte, daß die Besitzenden und Kriegssteuerpflichtigen ihr wirtschaftliches Uebergewicht nicht benutzen werden, um die Forderungen, die der Staat gegen sie geltend macht, nicht ihrerseits wiederum gegen Jene zu erheben, die von ihnen in dieser oder einer andern Form abhängig sind. Am ehesten wird es auch hier dem Geschäftsmann und den großen Aktienunternehmungen gelingen, die in ihre Gewinnaufschläge das Steuerrisiko mit hineinrechnen werden. Wo dies nicht geschehen kann oder vielleicht der Konkurrenz wegen nicht gut gelingt, da wird man sich zu Betriebsersparnissen entschließen, und diese Ersparnisse werden wiederum zu Lasten der Menge und der Schwächeren gehen: man wird die Angestelltenlöhne, die Ausgaben für Wohltätigkeit, die gesamten Unkosten beschränken.

So sollen denn die zunächst von den Steuern Betroffenen gleichsam frei ausgehen? Natürlich nicht. Denn diese stehen ja nicht außerhalb des Ringes alles wirtschaftlichen Geschehens: auf der einen Seite Produzenten und Händler, sind sie auf der andern Seite Konsumenten und Käufer; auch sie haben mithin an der allgemeinen Last zu ihrem Teile zu tragen. Nur über die Gerechtigkeit und die Gleichmäßigkeit in der Verteilung dieser Last bleibt am Ende zu streiten; aber dieser Streit wird bleiben, solange den Steuern die Fehlsamkeit menschlicher Einrichtungen überhaupt anhaftet.

Wir stehen vor den Toren einer neuen Zeit. Und da das Geld und sein Umlauf noch immer das Mittel ist, dessen wir bedürfen, um unser Leben zu führen, da es die Grundlage und die Voraussetzung für unser Dasein im wirtschaftlichen und in jedem andern Sinne ist, so werden wir die Umwälzung, die uns die neue Zeit bringt, eben am Gelde, dem Nerv der Dinge, vornehmlich fühlen. Und da es ferner abträglich ist, sich von den Ereignissen überraschen zu lassen, so muß es als zweckmäßig und wohltuend gelten, wenn wir durch die neuen Steuern schon während des Krieges an die harten Tage, die kommen, gewöhnt werden.

Antworten

Georg Pf. in Schöneberg. Sie brauchen mir garnicht zu versichern, daß Sie Edwin Fischer nicht persönlich kennen. Ich kenne ihn auch nicht persönlich und habe doch einen roten Kopf gekriegt, als ich die sogenannte Kritik des Herrn Leopold Schmidt lesen mußte. Sie und ich, wir haben diesen Pianisten oft gehört und wissen.. Aber ich will zunächst Sie die Kritik der Kritik üben lassen, über deren Notwendigkeit wir uns einig sind. Sie haben viele Genossen, wenn Sie „Schmerz und Entrüstung" darüber verspüren, daß „eine so verbreitete und angesehene Zeitung wie das Berliner Tageblatt einen so verständnisbaren und unsachlichen Kritiker wie Herrn Leopold Schmidt beschäftigen kann. Daß er ein Mann der Mittelmäßigkeit ist und als solcher nur den ‚Wert' der Mittelmäßigen erkennt, das haben wir hinzunehmen gelernt wie andre Schläg' und Stöße des wütenden Geschickes auch. Aber diesmal ist man doch einigermaßen außer sich, weil das Beispiel so kraß ist und einen Künstler betrifft, an dessen Auserwähltheit bereits eine große Gemeinde durch und durch musikalischer Menschen ganz unerschütterlich glaubt. Herr L. S. schreibt: ‚Am Anfang des neunten Philharmonischen Konzerts stand das B-dur-Konzert von Brahms und gab dem jungen Edwin Fischer Gelegenheit, zum ersten Mal an dieser vielumworbenen Stelle als Solist zu erscheinen. Kann er den Maßstab, den man hier anzulegen berechtigt ist, vertragen? Nach dem gestrigen Eindruck muß die Antwort lauten: als Brahms-Spieler nicht. Der einstige Wunderknabe hat sich zu einem tüchtigen Pianisten entwickelt, aber sein an sich lobenswerter Drang nach Subjektivität wird von keinem sichern Geschmack im Zaum gehalten. Schon im ersten Satz befremdete die süßliche, tüftelnde Art, die grade Brahms nicht, und am wenigsten diesem Konzert ansteht. Im zweiten Satz machte Fischer auch technisch sehr merkwürdige Dinge. Am freiesten von Willkür und deshalb am besten gelungen war das Andante, wogegen dem Finale wieder die ihm eigentümliche Anmut fehlte und in dem Grade rhythmische Schärfe, daß ein präzises Zusammenspiel mit dem Orchester selbst unter dem besten aller Dirigenten unmöglich war. Daß die Zuhörer den üblichen Beifall nicht versagten, möge den Künstler nicht irreleiten. Er ist jung genug, um Irrtümer auszumerzen und sich vor falschen Bahnen bewahren zu können.' Wer das liest, ohne in dem Konzert gewesen zu sein, oder wer in dem Konzert gewesen ist und nichts von Musik versteht, der wird einwenden: Nun, das ist die subjektive Ansicht des Herrn Schmidt, die auszudrücken nicht nur sein Recht, sondern seine Pflicht ist. Gewiß; aber es ist auch unser Recht und unsre Pflicht, unumwunden zu erklären, daß diese Ansicht jämmerlich töricht ist und die vollkommene Ahnungslosigkeit des Kritikers erweist. Wenn Herr Schmidt von Fischers ‚tüftelnder' Art spricht, so gibt man sich noch Mühe, ihm zu folgen, und entschuldigt ihn mit der stilistischen Hülflosigkeit eines Schnellschreibers, der ‚grübeln' meint und ‚tüfteln' sagt. Wenn er aber auch von Fischers ‚süßlicher' Art spricht, so ist dies eine derart wahnsinnige Dummheit, daß sie für einen einzelnen Menschen eigentlich zuviel ist: hier muß raffinierte Böswilligkeit mit im Spiele sein. Hören wir ein par andre Kritiker. Erstens Max Marschalk: ‚Das Konzert spielte der neuerdings zu Ehren gekommene Edwin Fischer, unter den jüngsten Klavierspielern eine der hervorragendsten Erscheinungen, hervorragend nicht nur durch die allen Schwierigkeiten trotzende Technik, sondern auch durch Gefühlsstärke und Geist.' Zweitens Adolf Weißmann: ‚Hier bestätigt auch Edwin Fischer seinen jungen Pianistenruhm. Von Mehrstimmigkeit erfüllt, durchdringt er diese konzertierende Klaviersinfonie mit tiefstem Ernst und leidenschaftlichem Willen zur Größe, geht im Andante der träumenden Poesie in denkender Versunkenheit nach und hätte nur mehr Ueberlegenheit,

mehr rhapsodische Freiheit zu gewinnen. Ich beglückwünsche ihn zu dieser Leistung.' Drittens . . .". Erlauben Sie, daß ich fortfahre. Es kommt nicht darauf an, daß Edwin Fischer von Leopold Schmidt getadelt und von Andern gelobt wird. Auch ein Nicht-Enthusiast könnte befugt sein, auf Fischer kritische Pfeile zu senden. Sie müssen nur treffen. Aber wie dieser fischblütige, nervenlos blinde Hess' an einem Künstler vorbeizielt! Wenn ich Kronzeugen brauchte, ich würde zitieren: „Für das Musikertum Edwin Fischers war schon die Wahl des knorrigen, kantigen, ernsten Werkes kennzeichnend"; oder: „Wer diesen urgermanischen Musiker als Kammermusiker Brahms interpretieren gehört hat, der wußte, was für ein Genuß da jedem Brahms-Kenner bevorstand"; oder: „Eine Kernnatur, wie wir deren wenige haben." Ich verzichte; und behaupte auch ohne jeden Kronzeugen: wer an Erwin Fischer die Fehler entdeckt, die Herr Schmidt an ihm entdeckt hat, der ist ein Kritiker wie etwa jemand, der den Dichter des ‚Florian Geyer' einen Zuckerbäcker, Lovis Corinth einen Geistesverwandten von Nathanael Sichel und Lucie Höflich die Zwillingsschwester von Albert Paulig nennt. Und da ein Beckmesser wie Herr Leopold Schmidt einen Feuerkopf nicht genug bestrafen kann; und da er in seines Nichts durchbohrendem Gefühle Haß und Neid gegen alle kommenden Größen hegt (und immer erst schwenkt, wenn sie angelangt sind und die Kontrolle der Oeffentlichkeit ihn bloßstellen würde); und da er zu feige ist, um sein Urteil gegen die Stimme des Publikums durchzusetzen: so fälscht er sogar den äußern Erfolg zu seinen Gunsten. Er sagt nicht tapfer und ehrlich: Die Leute haben gerast, aber mir hats garnicht gefallen; sondern er sagt: Ein „tüchtiger" Pianist, „dem die Zuhörer den üblichen Beifall nicht versagten". Den „üblichen" Beifall? Hier darf man nun wirklich die andern Ohren heranziehen. „Es war eine Leistung, die den stürmischen Beifall, den sie fand, in vollem Maße verdiente." „Sein Erfolg beim Publikum war ein außerordentlicher und verdienter." „Dafür wurde das Klavierkonzert von Brahms desto begeisterter aufgenommen, das heißt: doch eigentlich aber sein Interpret." „Edwin Fischer erzielte gewaltige Wirkung, die sich in stärkstem Beifall und wiederholtem Hervorrufen äußerte." Also: nicht einmal zum Reporter taugt Herr Leopold Schmidt. Vor einem Jahr mußte ihm die Neigung, sich in seinen Mußestunden auch als Dirigent zu blamieren und zu den vielen Fehlerquellen seiner Kritik die Dankbarkeit und die Rachsucht zu gesellen, gewaltsam gelegt werden. Jetzt beginnt er langsam wieder, das Philharmonische Orchester für seine Vorträge auszunutzen. Seine Kollegen nennen ihn den Granitenen Aal: den Mann mit der eisernen Stirn, dem nicht beizukommen ist, weil er sich in der Gunst des Herrn, des Herrn Rudolf Mosse unantastbar geborgen fühlt. Das ist er auch. Also brauchen humane Gemüter nicht zu fürchten, daß der Greis um sein Brot gebracht wird. Aber umso nötiger scheint uns, ihn zu bekämpfen: soweit es in der Kunstkritik Tatsachen gibt, auf Grund von Tatsachen zu beweisen, daß das Mißverhältnis zwischen der Publizität dieses Schriftstellers und seiner Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit immer unerträglicher wird.

Albert Bassermann. Hier haben Sie Stefan Großmanns Erwiderung. „Ungern antworte ich auf den Brief Bassermanns. Eigentlich tut man so was nur aus einer unwürdigen Rücksicht auf die Boshaft-Dummen, die, wenn man schweigt, nachschwätzen: Aha, er hat nicht einmal geantwortet! . . . Die Tatsachen, die ich in der Vossischen Zeitung über Bassermanns Wanderungen von einem Theater zum andern nannte, gibt er zu, obwohl er sie im selben Satz auch wieder ableugnet. Doch gesteht er selbst, daß er Reinhardt verlassen hat, um seiner Frau zu Barnowsky nachzukommen, und daß er nun Barnowsky verlassen muß, weil seine Frau vom Lessing-Theater abgeht. Dieses Verketten seines künstlerischen Schicksals mit dem seiner Frau habe ich, wie viele Andre, aufrichtig bedauert. Solche Treue, menschlich gewiß sehr schön, ja rührend, kann

verhängnisvoll werden. Und so hat denn Bassermann auch ‚durchschaut‘, daß ich ihm seine „Zukunft verpatzen‘ will. Du lieber Gott, da schlägt man die Hände über dem Kopf zusammen. Ich frage Sie, Albert Bassermann, was für einen Grund hätte ich, einem Schauspieler, dem ich in Wien wie in Berlin oft gehuldigt habe, die Zukunft zu verpatzen? Ich bin Ihnen im Leben nie begegnet, habe keine Gattin, die nach dem Rollenfach der Ihren drängt, ich selbst will im fortgeschrittenen Alter weder den Volksfeind noch den Wallenstein übernehmen, Ihre Konflikte mit Barnowsky sind mir herzlich wurst, ich habe, wenn ich an Sie, Albert Bassermann, denke, nur die Erinnerung an unverlierbar feine Eindrücke lebendig, denn das Unwichtige verschwitzt man zum Glück sehr schnell. Können Sie sich wirklich nicht vorstellen, daß jemand nur für Albert Bassermann ohne Begleitung Partei nimmt? So sag ichs Ihnen noch einmal mit der provozierten Deutlichkeit: Wir, Verpatzer Ihrer Zukunft, wünschen Ihnen Eines: daß nämlich Ihre Beschäftigung das Entscheidende für Sie sei und nur die Ihre! Dann werden sich auch diese unglückseligen Gastierpläne verlieren, über deren Folgen ich einige Selbstverständlichkeiten gesagt habe, die Sie, taub und hellhörig zugleich, vom Gelächter der Leser begleitet sahen. Aber, lieber Herr Bassermann, wer hätte die Grausamkeit, über diese teils rührende, teils traurige Geschichte zu lachen?“

Erich L. in Westfalen. Was ich dazu sage, daß die Vereinigten Freien Volksbühnen ihren Vertrag mit Reinhardt nicht erneuert und Kayßler zum Direktor ihres Theaters am Bülow-Platz eingesetzt haben? Da möchte ich doch und muß ich vorausschicken, was ich gesagt habe, als die demokratische Leitung die Wahl hatte, sich dem fremden großen Eroberer auszuliefern oder zum zweiten Mal einen Präsidenten der Republik zu ernennen, nachdem der erste, Herr Emil Lessing, sich als unbrauchbar erwiesen hatte. „Durch Reinhardt“, schrieb ich, „bekämen wir ein drittes Reinhardtsches Theater. Der Eroberer, novarum rerum cupidus, würde am Anfang sein Hauptquartier ins Scheunenviertel verlegen, mit einem Riesenhunger die Riesen-Portionen und -Proportionen dieser Bühne zwischen die Zähne nehmen, sich und uns zunächst einmal sättigen, allmählich wieder Appetit auf die normalen Fleischtöpfe der Schumann-Straße kriegen und wecken und im Norden eine Filiale fortführen, die für billiges Geld anständige Kost in Reinhardtscher Garnierung böte, als die beste dramatische Volksküche, die es je gegeben hätte. Das Polysanderholz des kleinen Mannes — der Reinhardt des kleinen Mannes: von ‚bodenständiger Volkssache‘ wäre da freilich nicht zu reden. Wohl aber wäre eine ‚soziale Erneuerung unsrer Theaterkultur‘ zu erwarten von einem jungen Kerl von Temperament und Phantasie, Bildung und Ehrgeiz und allen entwickelten und keimhaften Tugenden des geborenen Theaterleiters. Wer ist er? Wo ist er, der glühende Mensch, dem Volk und Kunst gleichermaßen am Herzen liegen, der eine Witterung hat nicht nur für werdende Schauspieler, sondern vor allem für Dramatiker und die Lust und Kraft, sie zur Befruchtung einer Volkskunstbühne und ihres besondern Stoffgebietes zu erziehen? Steht er irgendwo in Dienst und ist nicht zu haben? Oder ist er völlig unbekannt und wäre erst zu entdecken? Wer hat die Gabe, ihn zu entdecken, und die Autorität, seine Entdeckung glaubhaft zu machen? Wenn man ihn fände: er wäre dem unersättlichen Reinhardt vorzuziehen. Jedem Kandidaten zweiten Ranges aber, der zu den beiden Schiller-Theatern noch eins fügte, ist unbedingt Reinhardt vorzuziehen.“ Er wurde vorgezogen, und die Volksbühne wird ihm mindestens dafür dankbar sein, daß er ihr geschäftlich über den Krieg geholfen hat und bis zum Schluß des Spieljahres 1917/18, wo ja vielleicht kein Krieg mehr sein wird, weiter helfen wird. Ohne Reinhardt wäre sie unweigerlich verkracht. Aber die Vorbedingung dieser finanziellen Hilfe war: daß er am Freitag, Sonnabend und Sonntag nicht für jeden Platz, vom Vorparkett bis zur Galerie, den Mitgliedsbeitrag von höchstens anderthalb Mark, sondern ungefähr dieselben Preise erhielt wie in seinem Stamm-

hause, daß also die Mitglieder an den besten, an ihren besten und bequemsten Abenden aus dem Theater ausgeschlossen waren, das man von ihren Spargroschen errichtet hatte. Solch ein Vertrag war nicht in den Frieden hinüberzunehmen. Es mußte rechtzeitig wieder die alte Selbständigkeit angebahnt, diesmal aber durch einen Direktor von unbedingter Zuverlässigkeit in jeder Beziehung sichergestellt werden. Den sieht die Vereinsleitung in Kayßler. Wünschen wir ihm, ihr und uns, daß er die Schäden der Aera Reinhardt beseitigt, daß er keinen von ihren Vorzügen und Vorteilen verloren gehen läßt, und daß er alle hinzufügt, die sie schuldig geblieben ist.

Fritz L. Machen Sie aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Lassen Sie sich weder von den kurzstirnigen Schreiern der Firma ‚Bühne und Welt' noch von sonst einem unsrer Chauvinisten hindern, ein Buch zu lesen, woraus wir erfahren, wie ein großer französischer Dichter sich im Kriege benommen hat. Victor Boudon, französischer Fußsoldat, Kaufmann seines Zivilberufs, veröffentlicht soeben einen Band Kriegsaufzeichnungen (bei Hachette in Paris), die er ganz um seinen Vorgesetzten, den Leutnant Charles Péguy herumstellt, unter dem Titel: ‚Mit Charles Péguy von Lothringen nach der Marne, August-September 1914'. Péguy erscheint in diesen Schilderungen und seinen eigenen, hier abgedruckten Feldpostbriefen als ein Offizier besten militärischen Zuschnitts: er ermuntert die Mannschaft, er reißt ihren mürbe werdenden Willen wieder empor. Und den Tod des Dichters schildert unser Augenzeuge folgendermaßen: „Die Kompanie soll den Feind angreifen. Auf fünfhundert Meter empfängt sie Feuer. Man stürmt trotzdem weiter bis auf dreihundert Meter Nähe. Kapitän Guérin ist getötet, Leutnant de la Cornillère ist getötet. ‚Deckung!' brüllt Péguy und ‚Schnellfeuer!' Er selber aber bleibt aufrecht stehen, den Feuerstecher in der Hand, und leitet das Feuer, ein Held im Höllengraus . . . Wir schießen wie die Besessenen, schwarz vom Pulverdampf; das Gewehr verbrennt uns die Finger; zwischen zwei Schüssen krampfen unsre Hände in die Erde, um sich ungenügende Kühlung zu verschaffen. Jeden Augenblick rundum Schreie, Klagen, Geröchel; liebe Freunde sinken tot um an meiner Seite. Wie viele Tote haben wir schon? Man zählt längst nicht mehr . . . Péguy, trotz unsrer Mahnrufe: Deckung zu nehmen, steht noch immer hochaufgerichtet, herrlich und toll in seiner Tapferkeit. Die meisten von uns haben keinen Tornister mehr, sie haben ihn bei Ravenal verloren; er gäbe in diesem Augenblick eine schätzenswerte und wirksame Schutzwehr. Und die Stimme des Leutnants, voll rasender Kraftanstrengung, schrillt immerzu: ‚Feuer! Feuer! Himmeldonnerwetter!' Einige beklagen sich: ‚Wir haben keine Tornister mehr, Herr Leutnant, wir werden alle draufgehen!' ‚Wenn schon!' schreit Péguy in dem pfeifenden Unwetter. ‚Seht mich an, ich habe auch keinen Tornister. Weiter Feuer!' Und er reckt seinen Körper noch höher, mit voller Verachtung gegen den Kartätschen-Regen, und als riefe er nach diesem Tode, den er in seinen Versen so verherrlicht hat. Im selben Augenblicke zerschlägt eine Kugel die edle Stirn. Er stürzt seitwärts um, ohne Schrei, mit einem dumpfen Gewimmer, vor dem innern Auge den so ersehnten und nun nahenden Sieg. Als ich mich, der ich ein paar Meter entfernt liege, schnell wie ein Wahnsinniger emporreiße, erblicke ich auf der heißen, staubigen Erde, zwischen breiten, grünen Blättern den Körper unsres lieben, unsres tapfern Leutnants, ein schwarzer und geröteter Flecken zwischen so vielen andern . . ."

B. T. Deine Notiz über die ‚Adlon-Konferenz' schließt mit dem Satz: „Als zuverlässige Vertrauensmänner werden bezeichnet: Fürst Salm-Horstmar, Geheimrat Körting, Rechtsanwalt Petzold, Begründer des ‚Ausschuß zur raschen Niederwerfung Englands' und Verstandsmitglied des Alldeutschen Verbands." Welch freudige Ueberraschung, daß der Alldeutsche Verband über ein Verstandsmitglied verfügt! Können sich die Alldeutschen Blätter nicht auch eins zulegen?

Geschäftliche Mitteilungen

Die berliner Firma Paul Cassirer und Hugo Helbing in München beginnen ihre großen Auktionen im neuen Hause Kurfürstendamm 208/9 in Berlin am 8. März mit einem vollen Auftakt. Nord- und Süddeutschland haben zusammen gewirkt, um einen reichen Kunstschatz moderner Gemälde aus den Sammlungen des leider zu früh verstorbenen Dichters und Sammlers Alfred Walther von Heymel, des Hamburgers Martin Pickenpack, Teile einer anerkannten Privatsammlung im Industriegebiet und andres anzubieten. Trübner ist mit einer ganzen Reihe schöner Landschaften und mit einem Selbstporträt von 1913 vertreten, das — für die berühmte Galerie der Selbstporträts in den florentiner Uffizien gemalt ist. Von Thoma sind zwei große frühe Landschaften da und ein selten schönes mythologisches Gemälde von 1886: ‚Apollo und Marsyas'. Von größtem Interesse ist van Goghs ‚Erster Schritt', eine freie Uebertragung der Milletschen Komposition in die ureigenste Handschrift des Holländers. Ein in Deutschland seltener Gast ist Géricaults Löwenbild, ein Stolz aus Heymels Sammlung. Hans von Marées hat ein herrliches Dankopfer an Rubens (Kopie des vierten Gemäldes der Geschichte der Marie von Medici im Louvre) gestellt. Franz von Lenbachs ‚Straße in Kairo' zeigt, daß dem Porträtmeister Farbenreichtum und sicherster Ansatz des Pinsels auch für die Welt des Orients zur Verfügung stand. Millets wundervolles Bild ‚Die Schafherde' ist ein neuer Beweis, daß wir unseren Besitz an französischer Kunst gut auszusuchen verstanden haben. Aus dem gut ausgestatteten und reich illustrierten Katalog sind noch zu nennen: Lenbachs Porträt des Philosophen Moriz Lazarus; ein feiner Liebermann aus dem Anfang der siebziger Jahre, zwei Stilleben von Schuch, eine ganze Reihe imponierender Corinths, darunter das Bild Gertrud Eysoldts als Salome; ein fein gepinselter Marder von Slevogt aus dem Jahre 1901; Werke von Leistikow, Spitzweg, Stäbli, A. von Keller, Oberländer, Rysselberghe und vielen Andern. Die Auktion wird viele große Sammler heranlocken, denn es kommen seltene Objekte unter den Hammer, sodaß die Premiere vor „einem glänzenden Saale" stattfinden wird. Auch für Liebhaber, die die Freude an schönem erlesenen Besitz mehr als die Berühmtheit des Meisters leitet, ist eine reiche Auswahl vorhanden, und da der Krieg den Erfolg unsrer Versteigerungen in Deutschland nicht behindert, sondern gefördert hat, so ist eine lebhafte Beteiligung mit Sicherheit zu erwarten.

Sport

Die Rennen zu Karlshorst 1917. Der Verein für Hindernisrennen gibt jetzt einen Teil seines Jahresprogramms bekannt und veröffentlicht die Ausschreibungen für die ersten fünf Karlshorster Renntage am 1., 9., 10., 22. und 29. April. Wie die andern berliner Rennvereine war auch der Verein für Hindernisrennen infolge seiner ertragreichen letzten Saison imstande, sein Programm weiter auszubauen und starke Preisaufbesserungen vorzunehmen. Für die fünf Tage wurden insgesamt 301 000 Mark an Preisen ausgesetzt, was gegen die gleichen Tage des Vorjahres ein Mehr von über 70 000 Mark bedeutet. Die reichen Gewinnaussichten dürften unsre Hindernisställe und auch die Oesterreich-Ungarns, für deren Vertreter mehr Rennen als bisher geöffnet worden sind, zu starker Beteiligung reizen, und so wird es in diesem Jahre in Karlshorst wieder glänzenden Sport zu sehen geben. Von einer Vermehrung des Programms auf acht Rennen hat der Verein abgesehen und bringt wie bisher nur 7 Rennen am Tage zur Entscheidung. Der Beginn ist für den Eröffnungstag am 1. April auf 2½ Uhr, für die übrigen Tage auf 3 Uhr festgesetzt worden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Der Reichstag von Germanicus

Eine Ketzerei zuvor. Immer wieder, wenn man das Parlament versammelt sieht, diese mehrere Hundert Männer, dazu die Regierungsvertreter und die Journalisten, meldet sich die Frage: ob das nicht eigentlich eine Zeitverschwendung sondergleichen ist, was nicht nur die Naiven, sondern auch die sogenannten politisch Gebildeten für eine Notwendigkeit, für ein demokratisches Grundgesetz, für eine natürliche Aeußerung des Volkswillens halten. Nicht, daß wir die Demokratie schmähen wollten; nicht, daß wir die gewaltige Bedeutung des Parlaments als geschichtliche Entwicklungsstufe verkennen. Aber es hat doch etwas Richtiges, die Erwägung, ob es wohl oekonomisch ist, daß Tage lang Hunderte von Männern beieinander sitzen, von denen die Meisten nichts andres, tun, als zuzuhören und meist auch dies noch unterlassen. Gewiß, auch wir sind nicht in der Lage, ein besseres Mittel zu nennen, um dem Volk Einfluß auf die Regierung und Anteilnahme an der Gestaltung seines Schicksals zu gewähren; indessen, das darf gesagt sein, daß die Parlamente, wie sie heute sind, eine große Arbeitsverschwendung mit sich bringen und im Wesentlichen mehr eine Demonstration, eine Resonanzsteigerung als ein tätiger Faktor sind. Die Bestätigung solcher scheinbar unzeitgemäßen Betrachtung, zugleich einen Hinweis auf die zukünftige Ausgestaltung und Verfeinerung des heutigen Parlaments gibt die Tatsache: daß schon heute eigentlich alles Entscheidende in den Kommissionen, in den Ausschüssen erledigt wird. Die Zukunft des Parlaments wird durch die Fachgruppen der Sachverständigen reguliert werden. Das große Schweigen, zu dem der deutsche Reichstag sich entschloß, als das Friedensangebot erging, war mehr als ein Gebot der Stunde, wird ein Symbol sein. Die Parlamente müssen aus Schwatzbuden zu politischen Arbeitsstätten werden. Solche Entwicklung ist selbstverständlich und wird darum auch von selbst vor sich gehen. Einige Kriegstagungen des deutschen Reichstags waren Vorstufen solcher Entwicklung.

* * *

Es ist das eingetroffen, was wir erhofft haben und was notwendig war: der Kanzler hat die Erörterung von einzelnen Kriegszielen abgelehnt. Und auch sonst ist die Deklamation von Minimalforderungen, ohne deren Verwirklichung Deutschland angeblich verloren sein soll, einigermaßen belanglos gewesen. Alle Verständigen begnügten sich mit der Formulierung des Kanzlers: „Dem Kriege ein Ende machen durch einen dauerhaften Frieden, der uns Entschädigung gewährt für alle erlittene Unbill, und der einem

starken Deutschland ein gesichertes Dasein und eine gesicherte Zukunft bietet." Alle Verständigen bekannten sich zu dem Grafen Tisza: „Wir führen diesen Krieg, weil wir ihn zur Rettung unsres angegriffenen Lebens führen müssen . . . Solange, aber auch nicht eine Minute länger, als zur Rettung unsres Lebens, unsrer Sicherheit und unsrer Existenzinteressen notwendig ist . . . Ein dauerhafter Friede kann nur so beschaffen sein, daß er bei niemand Revanchegedanken erregt." Es kann nicht mehr bestritten werden, daß die Politik der mittleren Linie sich durchgesetzt hat. So wenig romantisch es auch sein mag: die Politik ist als die Kunst des Möglichen stabilisiert worden. Alles, was der Kanzler gesagt hat, war (es gibt dafür keinen andern Ausdruck) selbstverständlich; und alles, was wesentlich gegen die Auffassung des Kanzlers verstieß, war töricht, wenn nicht lächerlich. Damit soll nicht des Kanzlers Genialität festgestellt sein. Er sagte, was gesagt werden mußte, was der gesunde Menschenverstand zu sagen befahl. Er formulierte, was Millionen des deutschen Volkes wollen, was, wenn sie halbwegs vernünftig sind, sogar unsre Feinde als das deutsche Kriegsziel nicht nur erkennen, sondern auch bewilligen müssen. Die Verständigung naht; der Wahnsinn läuft ab. Niemand (von den Narren abgesehen) zweifelt mehr daran, daß der kommende Friede ein Ausgleichsfriede sein wird, kein Diktat, sondern eine Verhandlung. Kein Verständiger zweifelt andrerseits daran, daß bis zu diesem Tage der Einsicht die Waffen ihre harte, ihre ungehemmte, ihre rücksichtslose Sprache sprechen müssen. Selbstverständlichkeiten. Scheidemann bestätigte nur, was der Kanzler gesagt hatte: „Wir vertrauen unsrer bis an die Zähne gewappneten Volkskraft. Aber wir mahnen zugleich auch das eigene Volk und die eigene Regierung zu einer nüchternen Einschätzung des Erreichbaren. Erreichbar muß sein, was erreicht werden kann: Ehre, Dasein, wirtschaftliche Entwicklung, Freiheit des Reiches müssen unangetastet aus diesem furchtbaren Ringen hervorgehen." Was bedeuten Ledebour und Westarp gegenüber solcher Naturnotwendigkeit! Man darf wohl sagen, daß diese letzte Reichstagstagung ein Abschluß ist, ein Abschluß aller hysterischen Forderungen, aller falschen Aengste, aller größenwahnsinnigen Redereien. Die politische Klugheit hat gesiegt; die randalierende Fronde ist abgeschlagen. Die Politik der mittleren Linie kann nicht mehr gestört werden. Und es ist sehr beachtenswert, daß solche allgemeine Mäßigung, solches weitblickende Maßhalten einsetzen, und zwar unverrückbar einsetzen in einer Situation, die den Höhepunkt des Krieges, wahrscheinlich seine Entscheidung bedeutet. Während die militärischen Mittel zur äußersten Heftigkeit gesteigert werden, stellt sich die Politik, in deren Dienst diese Mittel arbeiten, auf das unbedingt Erreichbare ein, eine Versicherung gegen Mißerfolg. Vielleicht ein wenig spießbürgerlich gedacht, nicht von der schneidigen Art, die manche Leute lieben, auch nicht grade phantasievoll; aber genau

das, was Deutschland braucht, und was diesem Volk, dessen weltpolitische Erfahrungen noch gering sind, angemessen ist.

* * *

Ueber die Absurditäten der Adloniten (wie sie der ‚Vorwärts‘ genannt hat) braucht kein Wort verloren zu werden. Das sozialistische Blatt hat durchaus recht: es war eine Hinrichtung. Wobei nur zu bemerken wäre, daß diese Herren Kirdorf, Körting, Duisberg und vor allem der Graf Hoensbroech von je her, was die Politik betrifft, kopflose Leute gewesen sind. Durch die Aufdeckung dieser Hotelverschwörung aber hat die alldeutsche Fronde jedenfalls einen schweren, so leicht nicht zu verwindenden Schlag erlitten. Und das freut uns. Es freut uns auch die kleine Schürfung, die Conrad Haußmann dem Grafen Westarp, der sich durch seinen gewitzten, immerhin recht charakteristischen Brief rechtzeitig in Sicherheit zu bringen wußte, attestieren konnte. Für die Konservativen ist es blamabel genug, daß ihr Fraktionsgenosse der Abgeordnete von Graefe am Pariser Platz demonstriert hat. Das Eine darf jedenfalls angenommen werden: die sportmäßige Kanzlerstürzerei, die, nicht um der bedrohten Persönlichkeit willen, wohl aber aus sachlichen Gründen eine politische Gefahr ersten Ranges war, wird für die nächste Zeit abgestellt sein. Zweierlei ist dazu noch anzumerken.

Erstens: Scheidemann hat das gesagt, was wir (nicht immer ungestraft) hier wieder und wieder betont haben: „Wir sind Gegner des Polizeiknüttels im politischen Kampf. Wenn er aber angewendet wird, dann bitte gleichmäßig. Was Liebknecht recht ist, müßte Kirdorf billig sein.“ Die Zurufe, die den Ausführungen Haußmanns noch einen besondern Nachdruck gaben, nannten das Mittel, das wir gleichfalls an dieser Stelle oft genug (und noch öfter gestraft) empfohlen haben: Schutzhaft. Der Prozeß gegen Hellmuth von Gerlach, der auch nichts andres getan hat, als was den Adloniten erlaubt gewesen zu sein scheint, brannte als Fanal.

Zweitens: die Niederlage der Adloniten, die man immerhin, was den innerpolitischen Kampf betrifft, als einen Zusammenbruch der alldeutschen Taktik bezeichnen kann, ist eine gute Gelegenheit, einmal daran zu erinnern, wie diese ganze alldeutsche Bewegung aus einem Irrtum entstanden ist. Die falsche Einschätzung des Sansibar-Vertrages von 1890, der uns Helgoland gebracht hat, ist die brüchige Plattform, auf der die alldeutsche Demagogie sich erhoben hat. Am elften Februar 1894 stand in den Alldeutschen Blättern: „Vor drei Jahren schloß Deutschland mit England den berüchtigten Sansibar-Vertrag von 1890. Durch diesen Vertrag verhandelte unsre Regierung den Sultan von Witu an die Engländer, dieselben Engländer, gegen die sie ihm eben erst vertraglich und ganz besonders feierlich Schutz gelobt hatte. Wahrlich, auch wenn wir für Sansibar, Witu und

Somaliland zu dem „Hosenknopf“ Helgoland einen ganzen Anzug bekommen hätten, selbst dann müßte jener Handel einem Deutschen von nationalem Ehrgefühl die Schamröte in die Wangen treiben. Ist an alledem die Reichsregierung schuld, so ist das Volk darum keinesfalls unschuldig. Weder die deutsche Presse noch der Reichstag, die berufenen Vertreter der öffentlichen Meinung, haben auch nur entfernt ihre nationale Pflicht erfüllt; sonst hätten sie das kleine, aber immerhin vorhandene Stürmchen von Unwillen zu einem Sturme angefacht, der unsre Regierung gezwungen hätte, dem Auslande gegenüber andre Saiten aufzuziehen. Wenn nichts von alledem geschah und die vereinzelten Aeußerungen des Unwillens und der Entrüstung wirkungslos verhallten, so kommt dies daher, weil der durchschnittliche Deutsche den Forderungen des nationalen Ehrgefühls ebenso kühl gegenübersteht wie seine Regierung.“

Diese Unrastigen, die immer von sich behaupten, daß ihr Blick die Zukunft zu durchdringen vermag, haben die Bedeutung, die Helgoland für Deutschland bekommen sollte, jedenfalls nicht rechtzeitig erkannt. Sie erkannten sie nicht einmal, als die deutsche Flottenpolitik, die ohne ein deutsches Helgoland Unmöglichkeit gewesen wäre, bereits im besten Gange war. Noch am neunzehnten Dezember 1913 schrieben dieselben Alldeutschen Blätter: „Wir gaben unsre Ansprüche an Sansibar, Witu und Uganda auf; verloren den Zutritt zum mittelafrikanischen Sudan von Osten; wir erlitten zudem in Witu, dessen Sultan ein treuer Freund der Deutschen war, schwere Einbuße an unsrer Ehre und sahen der Beschießung von Sansibar zu. Dagegen gewannen wir Helgoland. Caprivi war stolz und glücklich über diesen Vertrag; das deutsche Volk aber in seinen besten Teilen brauste vor Empörung und Unwillen auf und schuf sich in den Vorgängern des Alldeutschen Verbandes ein Mundstück für seine Anschauungen.“

Man sieht: mit der Prophetengabe der Herren Alldeutschen ist es nicht sonderlich bestellt; eher könnte man von der Blindheit dieser dilettierenden Lärmmacher reden. In der Helgoland-Frage, in der sogenannten Rechtfertigung ihres Daseins, haben diese Herren jedenfalls eine schwere Niederlage erlitten. Das sollten sie nicht vergessen; sie daran heute zu erinnern, ist uns eine besondere Genugtuung.

Im Juni 1916 veröffentlichte Paul Rohrbach in der „Deutschen Politik“ einen Aufsatz, der diese Geburtsschwäche des Alldeutschen Verbandes deutlich aufzeigte. Es heißt da: „Vielleicht, wenn einmal die Geschichte des Krieges von englischen Gesichtspunkten aus geschrieben und nach den Ursachen des unwiederbringlichen Schadens geforscht wird, den England durch seinen verhängnisvollen Entschluß zum Eintritt in den Kampf erlitt, daß dann auch die englische Zunge in der Helgoland-Frage ihre bisher bewundernswürdig festgehaltene Selbstbeherrschung verliert, und daß

es dann heißt: Fluch denen, die Helgoland den Deutschen gaben." Rohrbachs Erwartung hat schneller, als er vielleicht gedacht hat, eine Bestätigung gefunden. In den ‚Financial News' vom sechsten Februar 1916 heißt es: „Es sind bei uns sehr bemerkenswerte Erzählungen im Umlauf über die Umstände, unter denen wir den Besitz von Helgoland aufgegeben haben. Man sagt, wenn sie völlig bekannt wären, würde eine Art nationale Erregung sich erheben. Gut, es ist Zeit, daß sie völlig bekannt werden, selbst auf die Gefahr dieser nationalen Erregung hin." Solche Erregung der Engländer über die Abgabe Helgolands ist heute durchaus begreiflich, denn, so fährt Rohrbach fort: „Von dem Tage an, wo Helgoland deutsch wurde, konnten wir damit beginnen, die Niederlage in der Seeschlacht vor dem Skagerrak für England vorzubereiten." Dieses haben die Alldeutschen, die Helgoland für einen „Hosenknopf" gehalten haben, jedenfalls nicht vorausgesehen. Abermals: ihre Sehergabe scheint sehr mittelmäßig zu sein; eine Mittelmäßigkeit, die ihrer Politik treu geblieben ist.

* * *

In einem Bericht über die planmäßige Räumung eines Teiles der Ancre-Stellung schreibt der Berichterstatter der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung (und er fand sich dabei in Uebereinstimmung mit seinen sämtlichen Kollegen): „Wenn nicht schon ohnedies das felsenfeste opferfreudige Vertrauen der kämpfenden Truppe ebenso wie das der Heimat zu den Entschlüssen der Obersten Heeresleitung keiner Steigerung mehr fähig wäre, einerlei nach welcher Richtung der Schlachtenlenker seine Schachzüge vornimmt, so wäre es durch das beispiellose Gelingen dieser Ablösung eines beträchtlichen Frontabschnitts vom Feinde noch gehoben worden." Es ist klar, daß solch rückhaltloses Vertrauen, wie es für den Soldaten der Heeresleitung gegenüber Pflicht ist, für den Politiker der politischen Reichsleitung gegenüber nicht gelten kann. Der Soldat vermag nicht zu übersehen, was die Operationen bezwecken. Die politischen Fachleute, selbst der politisch halbwegs Unterrichtete, sie können immerhin, wenn sie nicht grade mit Helgoland-Blindheit geschlagen sind, ungefähr die Richtung der Bewegungen erkennen. Sie haben also ein Recht zur Kritik. Sie sollten aber nie vergessen, daß solche Kritik — dies ohne Servilität —, wenn sie den gegenwärtigen Staat überhaupt anerkennt, nur fruchtbar sein kann unter der Voraussetzung wenigstens eines gewissen Grades von Vertrauen. Die letzten Reichstagsverhandlungen haben in diesem Sinne, das darf man getrost sagen, förderlich gewirkt. So förderlich, daß eine Zerrüttung auch nicht der mexikanische Vorfall anzurichten vermochte, den wir ohne besonderes Erstaunen als bedingt durch die nun einmal nicht zu überspringende Entwicklungsstufe der deutschen Weltpolitik verbuchen möchten.

Expressionismus und das Andre

von Friedrich Koffka

Ich habe sehr genau durchgelesen, was Friedrich Markus Huebner (in Nummer 6) auf meine Bemerkungen zum sogenannten Expressionismus (in Nummer 5) erwidert. Es liegt mir wenig daran, in diesem Dialoge das letzte Wort zu behalten. Huebners Sätze und die meinen greifen nicht wie zwei Zahnräder in einander: jede Kundgebung steht für sich und mag für sich zum Nachdenken anregen. Aber ich wünsche ehrlich eine Verständigung, wenn auch nur über das Eine: wo Gegensätze bestehen, wo nicht.

Ich nehme aus Huebners Arbeit die Sätze heraus, die über den sogenannten Expressionismus etwas Positives aussagen oder doch auszusagen vorgeben.

1. Expressionistischer Stil ist überall, wo eine Aeußerung des Geistes ausschließlich sich selber will, sich selber bedingt und formt.

2. Am Werke expressionistischen Grades interessiert nicht mehr, in welcher Zeit es entstanden ist, auf welchen Verfasser es weist, ob es der Schönheit, dem Nutzen oder sonst irgendwelchen Zwecken untertan ist. Es erweckt keine Vergleiche, es fußt auf keinerlei Abhängigkeit. Man kann seinen Zauber umschreiben, aber nicht erklären. Sein Leben ist nicht an dem Tage beendet, wo der Künstler es als fertig aus den Händen gab; es bildet sich ständig um, und jedes Zeitalter muß sich aufs neue gegen seine stürmischen Angriffe verteidigen. Man kann es auf vielerlei Weise kritisch bewerten, ohne mit einer Bewertung jemals ganz Recht, ganz Unrecht zu haben. Es hat wie ein Wald, wie ein Garten so wenig eine einzige Vorderseite; es ist nach Tiefe wie Umfang auf einmal im Dasein, und dieses Dasein atmet das Ewige und das Grenzenlose.

Ich stimme diesen Sätzen in allem Wesentlichen zu; ich könnte sie, mit etwas andrer Formulierung, beinahe selbst geschrieben haben. Freilich würde ich das erste Mal nicht vom „expressionistischen Stil", das zweite Mal nicht von „Werken expressionistischen Grades" die Rede sein lassen. Was hier gesagt ist, gilt allgemein vom großen Kunstwerk, und man hat dabei nicht an Flaubert, nicht einmal an Nietzsche, sondern zuerst und zuletzt an den Tragiker Shakespeare zu denken. Denn hier, im Werke des Briten, ist in der Tat alles das verwirklicht, wovon F. M. Huebner als von einer „expressionistischen" Forderung redet. Hier steht frei im Raume eine organische, in sich vollständige Welt, darin, wie in der wirklichen, die Hände des Schöpfers nicht mehr sichtbar sind. Diese Welt wird nicht mehr von außen bewegt, kein ordnender Finger läßt sie laufen. Sie trägt in sich den zeugenden Kern, aus dem sie hervorwuchs, aus dem sie unaufhörlich neue Lebenskräfte empfängt. Diese Welt ist mit gar nichts anderm als mit sich selbst vergleichbar. Sie hat ihre eigenen Menschen, ihre eigene Landschaft, ihre eigenen Gesetze von Zeit, Raum und Witterung. Sie ist überall rund, man kann um sie herumgehen wie um einen Globus. Sie ist überall offen, jedes Zeitalter wird ihr einen andern Inhalt geben. Sie ist körperlich existent und steht in unserm Dasein so sicher da wie irgendein Ding, das wir anfassen. Sie ist

in der Tat, mit Huebners Worten, eine Aeußerung des Geistes, die „ausschließlich sich selber will, sich selber bedingt und formt". Spätere Generationen haben zu solchen Schöpfungen nicht mehr die Kraft gefunden. Selbst Goethe ist erst in einigem Abstande zu nennen. Nach ihm ist nur vereinzelt noch große, befreite Dichtung entstanden. (Ich rechne dazu den Uilenspiegel des Vlamen de Coster.) Das Meiste, zumal in Deutschland, vermochte sich, trotz ehrlichstem Ringen, aus den Fesseln der Geburt, aus der Befangenheit in ein Sonderschicksal nicht loszureißen. Es blieb auf Gedeih und Verderb an den Schöpfer verhaftet; es war, medizinisch gesprochen, nicht „abgenabelt". Der einzelne Mensch machte sich Luft, auf Augenblicke, auf Stunden, indem er seine Qual in die Welt schrie: tragische Selbstbefreiungen eines Gefangenen, dem die Weite des Geistes fehlte, sich selbst auf den Kopf zu steigen und für die Welt statt nur für den eigenen Bau die Verantwortung zu übernehmen. Man lese nach, was Friedrich Gundolf in seinem ausgezeichneten Shakespeare-Buch über Kleist und Hebbel bemerkt. Ein sichtbares Beispiel aus heutigen Tagen ist August Strindberg. Andre, zumal in Frankreich, haben jene Gefahr des Dumpf-Persönlichen klug erkannt und andre Wege gewählt, das Ziel zu — verfehlen. Sie ließen das kochende Erlebnis so lange erkalten, bis es zurücksank in die unerlöste Materie. Ihre Arbeit begann, nachdem ihr Stoff ihnen gleichgültig geworden war: also in einem verspäteten Zeitpunkt wie bei den Deutschen in einem verfrühten. An diesen Werken ist die exakte Beobachtung einzelner Menschen und Lebensvorgänge (sogenannte Psychologie) und der gute, abgewogene Vortrag (sogenannter Stil) zu bewundern. Es sind mehr oder weniger meisterhafte, geordnete, unter Auswahl gestellte Abschilderungen des Tatsächlichen, bei denen, wie Huebner sehr richtig bemerkt, der Schaffende wie der Aufnehmende das bleibt, was er ist, und keine Verwandlung sich vollzieht. Ich rechne dazu die ‚Madame Bovary', obwohl man darüber vielleicht auch andrer Meinung sein kann. In unsern Tagen legt Thomas Mann Gewicht darauf, zu dieser Gattung von Schriftstellern zu gehören. (Der Vollständigkeit halber bemerke ich, daß ich den Namen des großen deutschen Dichters, der heute lebt, nicht erwähne, und daß auch die ungeheure Erscheinung des Russen Dostojewskij von diesen Betrachtungen ausgenommen bleibt.)

Ich habe von alledem reden müssen, damit über das Gegensätzliche dieser Polemik, über den Inhalt der Auffassungen hier und dort, keine Mißverständnisse bleiben. Ich weiß nicht, ob Huebner Shakespeares Werk als ein Werk „expressionistischen Grades" anspricht. Will er es tun, und will er damit nur das bezeichnen, worüber wir einig sind, so lasse ich ihm den Namen. Ich hätte dann nur noch zu sagen, daß ich mir keinen Nutzen davon verspreche, eine richtige (und nicht neue) Erkenntnis mit einem irreführenden Schlagwort zu decken.

Daß aber dieses Schlagwort irreführend ist, eine Torheit, weil es nur die eine Phase der künstlerischen Entstehung umschreibt; daß es dazu verführt, vor-laut zu sein, geräuschvoll und leer, wirkend ohne Qual, rebellisch ohne Liebe: das habe ich im frühern Aufsatz zu erweisen versucht. Gerade hierauf hat mir Huebner mit keinem seiner Worte erwidert. Wenigstens kann ich das, was Erwiderung sein soll, nicht als Erwiderung gelten lassen:

Erhalten doch die realen Dinge ihre Geltung und das Anrecht auf Schein immer erst nachträglich. Sie sind abhängig von der Idee. Die Idee ordnet den Raum, verteilt die Schatten und die Färbungen, knetet die Umrisse. Die Idee setzt in das planlos Gleichzeitige die Trennung und den Sinn und nimmt die also erhöhte Welt wieder heim in die Verklärung einer zeitlosen großen Gesetzlichkeit.

Ich werde mich hüten, das zu bestreiten. Wogegen ich mich wehre, das ist der Absolutismus der Idee, ihr Größenwahn, ihre Willkür, die sich frei glaubt von Bedingung und Schranke. Aus der Begattung des Geistes mit der Materie entsteht das Werk. Aber diese Begattung ist keine Notzucht, und die Materie spielt dabei nicht nur die Rolle des leeren, abwartenden Etwas und der toten Gelegenheit. Die Materie ist freilich formlos, ein Nebeneinander von Dingen und Bewegungen: aber sie läßt sich nicht überrumpeln. Auch die Materie ist eine Macht, und wir können das Naturgesetz, dem jeder von uns unterworfen ist, nicht einfach bei Seite schieben. Wir sind mit Sinnen und Geist hineingestellt in diesen Planeten, jeder unsrer Schritte hat Bezug auf ihn, und wenn wir seine Gegebenheiten leichtfertig und vom Anfange her verleugnen, dann werden wir unfruchtbar bleiben, und unser Ruf wird ein Lallen bleiben, ein leerer Schall in das Nichts hinaus. Man muß diese Welt erlitten haben, um sie zu überwinden; man muß voll sein von aller Kreatur, sonst wird man die Kreatur nicht erlösen. Ich nehme auch für diese Erkenntnis in Anspruch, daß sie eine Forderung an den Menschen enthält, und nicht nur eine aesthetische Norm. Bei Shakespeare sind jene Dinge, an die wir uns in Werken geringern Grades zu halten haben, nicht etwa ausgeschaltet: sie sind vorhanden, sie sind sogar viel intensiver und machtvoller vorhanden als irgendwo anders. Shakespeare ist unter vielem andern auch ein großer Psychologe: aber man würde ihn freilich beleidigen, wollte man ihn so nennen. Denn die Erfassung des Seienden zu steter, bereiter Gegenwart ist seinem Werke nicht Ziel, sondern selbstverständlicher Anfang. Dieser Mensch war zum Springen geladen mit Kreatur. Er hatte der Materie gedient, er hatte sich voll gesogen von ihr, bevor sein Geist sie hinausschob in eine neue, befreite Wirklichkeit.

Ich habe, im frühern Aufsatz, von einer „Verwandlung“ gesprochen. Auch Huebner braucht dieses Wort, und er setzt noch das andre, nicht minder richtige: „Wiedergeburt“ hinzu. Wenn er nur diese beiden Worte in ihrer vollen Bedeutung nimmt, so kann er dem, was ich sage, nicht widersprechen. Er kann dann auch

nicht, wie er tut, die Stärke der Demut, die Stärke der Herrschaft als alternative Möglichkeiten setzen, um in ein Leben, ein Werk, alle Kräfte der Welt zu versammeln. Es handelt sich nicht um ein Entweder — Oder; es handelt sich um ein Und. Man betrachte auf Michelangelos Sixtina-Decke den Gott, der das Licht von der Finsternis scheidet. Man sehe die erschrockene Gewalt des rechten Armes gegen das Dunkel und die zarte licht-hebende Kraft des linken. Man sehe die furchtbare Wucht dieses Schöpferleibes, ins All gehoben, und man sehe zugleich die verzückte, schmerzvolle Hingabe des zum Nacken gewandten Hauptes. Man sehe diesen Gott, der Beides in Einem ist: befehlend und duldend, demütig und hart, entrückend und ein Entrückter. Hier, in der Tat, ist die Stunde der Geburt, der selige Augenblick, wo alle Kräfte zum Werke vereint sind. Hier hat ein Schöpfer vom Geheimnis des Schöpfungsaktes die Schleier gehoben. Und wenn wir mit Menschen- und Engelszungen redeten, wir könnten es nicht so sichtbar machen, wie es sichtbar in diesem Bilde beschlossen steht.

*

Was ich gegen Huebner zu sagen habe, ist damit gesagt. Sicherlich werden andre das Schlagwort vom sogenannten Expressionismus auf andre Art zu halten suchen, und Huebner ist nur zu klug, um sich alle Irrtümer zu eigen zu machen. Mit den Herren vom „Ziel" gedenke ich mich bei besserer Zeit auseinanderzusetzen. Für heute sei mir erlaubt, noch einen peinlichen Druckfehler zu berichtigen. Ich hatte im frühern Aufsatz von der bequemen Laufbahn des Manieristen gesprochen. Aus dem Manieristen hat mir der Setzer einen Materialisten gemacht.

Schiller-Tetralogie von Franz Servaes

Was eines Menschen innerste Kraft ist, drückt sich in seinem äußern Lebenslaufe, sobald wir nur einmal die Summe ziehen, mit geheimnisvoller Stärke aus. Ein Alexander, ein Hannibal, ein Christus, ein Dante, ein Napoleon und Bismarck, ein Rembrandt und Beethoven werden durch das, was das Schicksal aus ihnen gemacht hat, nicht minder als durch ihre eignen „Taten", in wahrhaft unheimlicher Weise durchleuchtet. Es offenbart sich hier ein inneres Gesetz des Geschehens, bei dem die „Persönlichkeit" sozusagen nur der letzte Stein im Brett ist, der einmalige Exponent eines weiter gespannten Weltwillens. Geschehen und Persönlichkeit werden vom gleichen Rhythmus dirigiert und verschmelzen in Eines. Und Rhythmus wird zum Stil, zu etwas wesenhaft Notwendigem — gleichwie bei einem Musikstück der Zweivierteltakt oder Sechsachteltakt, die Dur- oder Moll-Tonart nichts Zufälliges, sondern der Ausdruck innerster Wesenheit ist.

Schillers Lebenslauf war dramatisch, weil seine Kraft die eines Dramatikers war. Man kann es auch umgekehrt sagen:

das Dramatische bleibt jedenfalls die Hauptsache. Was ist nun aber dramatisch? Ich will es formelhaft ausdrücken: der Mensch im Kampf mit dem Schicksal. Wogegen, ebenso formelhaft ausgedrückt, „episch“ nichts andres bedeutet als: der Mensch im Strom des Geschehens. Aktiv das Eine, passiv das Andre; Schiller-Welt und Goethe-Welt. Darum ist Grundsätzliches in Schiller, das dem Epos, in Goethe, das dem Drama widerstrebt. Es drückt sich in Beider Persönlichkeit, Schaffen und Lebenslauf aus. Wir stehen hier vor Gesetzen und innersten Offenbarungen. Bedenklich, daran zu rühren und zu rütteln.

Wenn nun Walter von Molo es unternommen hat, das Leben Friedrich Schillers in einem Convolut von vier Romanen episch zu gestalten, so ist der prinzipielle Einwand, der dawider zu machen ist, in Vorstehendem deutlich zum Ausdruck gekommen. Ich möchte Keinem zu einem Schiller-Drama raten (nur als ein Muß könte es ihn selber packen); aber von der Romanbehandlung war jedenfalls von vorn herein abzuraten. Form und Materie widerstreben hier einander; Stil und Thema vermögen einander nicht zu decken. Stets wird im Epos ein gewisses Ueberwiegen des Weltgeschehens über Schicksal und Art der Einzelpersönlichkeit zu walten haben. Ein Wandelgemälde rollt sich auf, in dem der Einzelne, wie von ihn begleitenden Scheinwerfern getroffen, von außen bald helleres, bald dämmrigeres Licht empfängt; je nach den Gewalten, die auf ihn einwirken, ihm den Weg verstellen oder die Bahn freimachen. Jedenfalls schwingt um ihn ein Weltganzes, das ihn so oder so in seinen Rhythmus zwingt, mit dem der Einzelmensch in Uebereinstimmung zu gelangen trachten muß, um nicht unterzugehen (bestenfalls kann er ein wenig seinerseits mitschieben und mitbestimmen). In gewissem Sinne trifft diese epische Betrachtungsweise die Natur des allgemeinen Menschenloses. Die dramatischen Charaktere, die dem Schicksal Trotz bieten, die ihr Los sich zu erzwingen suchen, bilden jedenfalls eine Ausnahme. Sie verlangen, künstlerisch dargestellt, ein helles und isoliertes Licht, eine Loslösung von der verschlingenden Umwelt, die Möglichkeit zu aktivstem Sichausleben. Nicht, wie sie zum allgemeinen Weltgeschehen sich verhalten, ist ihr Kennzeichen, sondern wie sie in zerreibendem Kampfe ihr Persönlichstes durchsetzen, ihr Menschenglück vielleicht opfern.

Bei Schiller kann, wo er hingehört, die Entscheidung überhaupt nicht schwanken. Sie hat auch bei Molo nicht geschwankt. Ueberall sieht er den Kämpfer, sucht er den Kämpfer ans Licht zu stellen. Gereizte Willenskraft bestimmt Tempo und Rhythmus. Epische Behaglichkeit, satt-volles Ausschwingen und Austönen verbieten sich wie von selbst. Eine abgerissene, manchmal abgehackte, stets nervös angespannte Darstellung hetzt den Leser hin und her. Dies alles ist unepisch. Verführerisch aber wirkte wohl,

daß sich in der Romanform eine Fülle feiner und bezeichnender Nebenzüge bequem und breit auseinanderfalten ließ, während im Drama das Stoffliche hart zusammengedrängt werden muß. Und so gab es der Verlockungen nicht wenige. Bei schärfstem prüfenden Nachdenken hätte Molo widerstehen müssen. Er hätte sich sagen müssen, daß auch im besten Fall hier ein Zwitterding, eine Biographie in Roman-Umschreibung, eine von innern Explosivstoffen zersprengte und subjektiv überladene Epik daraus hervorgehen werde. Es ist jedoch für unser Zeitalter charakteristisch, daß derlei innere Widersprüche und Unzuträglichkeiten einen Autor kaum noch abzuschrecken, vielmehr eher mit doppelter Verführungskraft anzuziehen vermögen. Die ehrgeizige Idee taucht auf, ein neues Kunstgenre zu versuchen, vielleicht gar einen neuen Stil zu begründen, etwas Dramatisch-Episch-Lyrisch-Reflektierendes, das kaum jemals da war, und mit dem eine neue Phase der Darstellungskunst vielleicht einmal zu beginnen hätte. Die alten (oder „ewigen"?) Formen sind aber ungeheuer stark, weil sie ungeheuer sinngemäß sind; sie sind wahrlich so leicht nicht zu erschüttern. Und wer sich in einen heroischen Ringkampf mit ihnen einläßt, kann zwar alle möglichen tragischen Lorbeern und zeitlichen Erfolge damit einernten, aber als dauernder Sieger wird er gewiß nicht daraus hervorgehen. Interessante Mischformen mögen uns noch so sehr artistisch reizen — sie sind dennoch eine artistische Fehlspekulation.

*

Es würde sich nicht verlohnen, dieses alles gegen Molos Schiller-Roman (1912 bis 1916 bei Schuster & Loeffler in Berlin erschienen) vorzubringen, wenn dieser nicht dennoch eine höchst respektable Arbeit wäre und im Einzelnen viel Gutes enthielte. Er steht beträchtlich über den jetzt so beliebten Popularisierungs-Romanen, die sich irgendein geschichtlich merkwürdiges, „berühmtes" Mannes- oder Frauenleben herausgreifen, deren spannendste Schicksale und klingendste Worte fingerfertig aneinanderreihen, etwas schönen Augenaufschlag hinzufügen und diese elegante Mischung auf den Büchermarkt lancieren. Molos Schiller-Roman ist ein durchaus persönliches, innerlich stark durchlebtes Werk. Ob auch in der Form verfehlt, ohne Architektonik und ohne Musik, sprüht es doch auf jeder Seite ein bebendes geistiges Ringen, ja oft eine heiße und schmerzliche Bekenntniskraft aus. Und an solchen Büchern kann man nicht, mit der Kühle des besserwissenden Aestheten, gleichgültig vorübergehen. Intensivste Arbeit (wahrlich nicht bloß mit dem Sitzleder) hat sich den Stoff völlig zu eigen gemacht und besitzt das ehrgeizige Zutrauen, mit wählerischer Freiheit darüber zu schalten. Viele intime und verborgene Züge werden ans Licht gezogen und zum Funkeln gebracht, unendlich viel mehr wird, von der künstlerischen Prüfung verworfen, geopfert und unter den Tisch gestoßen. Die Kunst des Auslassens wie des

Verdichtens versteht Molo mit Bedacht zu üben. Er verweilt niemals bei billig zu holenden szenischen Paradestücken, schildert kaum eine Premiere, hält sich bei Milieuschilderungen nie mit übertriebener Ehrfurcht auf und liefert dennoch ein fein abgewogenes und genaues Zeitgemälde, mit treuem Kolorit und echter Sprache. Oft ist der antiquarische Reiz von apartester Wirkung, Grobianismen verschränken sich mit stilisierten Gefühlssäuseleien, achtzehntes Jahrhundert weht aus dem Biedersinn oder Plumpsinn oder Pathos der Worte. Auch Kostüme und Innenräume werden gelegentlich sichtbar. Doch all dieses tritt ohne Selbstzweck auf, nur mit der suggestiven Absicht, die Atmosphäre, in der Schiller lebte, deutlich werden zu lassen, ihn selber aber um so kräftiger herauszuheben.

Denn diese Buchreihe ist bloß um der einen Person ihres Helden willen geschrieben. Ihn ganz zu vermenschlichen, alle falsche Schminke von ihm herunterzuputzen, sein Inneres bis in den letzten Winkel geheimer Wünsche und lodernder Begehrungen zu durchleuchten, war Ziel der Darstellung. In intensiver, manchmal fast hellseherischer Weise hat Molo sich mit seinem Helden vertraut gemacht, zuweilen gradezu identifiziert. Das Intransigente der Schiller-Natur tritt prächtig heraus. Schon gleich in seinen frühen jugendlichen Bestrebungen, die die Genossen mitmachen, ohne sie im Innern zu verstehen. „Wenns euch ein mißglücktes Spiel war und bleiben wird, mir wäre es ein zerbrochenes Leben", darf er den Kameraden hochfahrend zurufen. Und bereits damals erkennt seine Inbrunst: „Jeder Mensch muß ein Stücklein Welt haben, in dem er Gott ist." Diese Schöpferglut, gepaart mit Ruhmessehnsucht; dieser Ehrgeiz, aus dem Gestalten und Lebensträume reifen; dieser selbstherrliche Stolz, der der ganzen Welt den Fehdehandschuh hinwirft, lassen den jungen Menschen seine Ketten zerreißen und in verwegener Flucht eine — ob auch chimärische — Freiheit suchen. Wie er „im Titanenkampf" sich durchringt, sucht das zweite Buch zu zeigen. Hunger, Fieber, Armut schleichen um ihn her und nicht zuletzt die Verführung, die vom Weibe kommt. War Lotte von Wolzogen, war Lotte von Kalb, war Lotte von Lengefeld die Glücksbringerin? Oder hätte Margarete Schwan vielleicht es sein können? Doch Schiller erkennt: „Verzicht auf irdisches Glück ist das Unterpfand des ewigen Siegs". Und so hat jene mittlere von den drei Lotten nicht unrecht mit der Klage: „Höher gilt dir der Ruhm als mein Herz, das ich an dich verwarf." Hätte Lotte Lengefeld nicht fast das Gleiche sagen können? Den Leidensweg dieser Frau, die Schiller liebte, die sich ihm opferte, hat Molo mit zart-deutlichen Strichen bald hier, bald dort aufblitzen lassen; wenn sie etwa zagend aufhorcht, wie ihres Mannes „erobernder Tritt" von der obern Stube herniederdröhnt; um schließlich zu erkennen: „Ich bin zu klein für dich!" Sie alle sind zu klein für ihn, Anbeter

und Ausbeuter, Wegkameraden und Widersacher, und nur Einer ist da, der ist größer als er selbst und der steht ihm kalt und feindselig gegenüber: Goethe. Der Name dieses Mannes ist das elektrisierende Signal, das des jungen Ehrgeizlings brennendste Wunde bloßlegt, aber auch schäumendste Kräfte wachruft. „Dieser Mensch ist mir im Wege!“ zischt der Unterlegene bei der ersten, langersehnten, dann so schwer enttäuschenden Begegnung — um bei ruhigerer Stimmung zu erkennen, daß er ihm den „schmerzenden Maßstab der absoluten Reife“ bedeutet. Das innere Ringen um den Besitz von Goethes Achtung füllt den dritten Band aus. Immer wieder taucht dieses Streben auf, bald verbissen, bald sehnend, aber nie ohne anfeuernde Zuversicht; obwohl grade hier Krankheit, Sorge und verzehrende Berufslasten den Organismus mitleidslos bestürmen. Aber endlich erringt er ihn sich, und nun steht er mit ihm vereint auf höchster Stufe. Und die Andern müssen zu ihm emporblicken, gleichviel, ob sie Schlegel oder Jean Paul oder Friedrich Schulze, ob sie Fichte, Humboldt oder Hölderlin heißen. In der Zeichnung solcher Episodenfiguren, deren Dutzende die Romanserie beleben, entwickelt Molo zuweilen eine Keckheit, die weder vor Impetuositäten noch selbst vor kleinen Geschmacklosigkeiten sich sonderlich scheut. Sehr schön aber tritt die Figur Goethes von dem Moment an, wo er Freund geworden ist, ins Licht und füllt mit ihrer Wärme den ganzen vierten, künstlerisch reifsten Band. Jetzt, fühlt man, ist Schiller geborgen. Jetzt kann er „den Sternen zu“ streben, als Schaffender anfangs, doch mehr und mehr auch als Sich-selbst-Verzehrender. Die Wallenstein-Arbeit ist es, an der Molo den in Philosophie und Geschichtswissenschaft Verschlagenen in heilig durchrungenen Nächten sich zur Zucht und Kraft der künstlerischen Arbeit stark emporläutern läßt. Vielleicht sind diese Seiten das Wertvollste und Innerlichste, das Wahrhaftigste und Durchleuchtetste an dieser ganzen Roman-Dichtung. Hier hat ein Dichter wirklich einen Dichter gestaltet; nicht als den von der Menge umjauchzten Sieger, sondern als den bittern und einsamen Arbeiter, der seinen Gott nicht läßt, ohne von ihm gesegnet zu sein. „Dein Wutstoß trifft vorbei“, so darf er zum Schicksal sprechen. „Ich bin das Wesen wider dich: ich will!“ Und fernher staunend empfindet scheu die Gattin: „Er klagt nicht mehr . . . er ist gar kein Mensch.“ So löst er, schaffend, sich auf.

Einige innere Linien versuchte ich hier nachzuziehen. Was immer man wider Molos Werk als künstlerischen Organismus einzuwerfen hat: als subjektive Leistung von gestalterischer Kraft steht die Arbeit keineswegs niedrig da. Sie macht uns unsern Schiller „lebig“ und wirbt für ihn um neue Liebe. Tut es ohne Liebenswürdigkeiten und Süßlichkeiten; eher mit Herbheit und Schroffheit. Ein sehr deutsches Buch, ob auch von Einem geschrieben, der aus Oesterreich kommt.

Roskins jüdische Lieder von Fritz Harold Cohn

Noch tobt der Krieg, der nach Erlassen unsrer Regierung und Heeresleitung den Juden des Ostens die Freiheit bringen soll, und schon schwelgen deutsche Christen und Juden in Vorschlägen, wie man den Befreiten die Grenzen sperren kann. Diese Hatz ist betrübend und lächerlich zugleich, weil sie zeigt, wie Juden vergessen können, woher sie ihren Weg genommen haben, weil der Antisemitismus die jüdische Unterstützung als willkommenes Agitationsmittel verwertet und das Ostjudentum als kulturschädlich hinstellt. Dies ist aber falsch; bedeutende deutsche Juden sind aus dem Ostjudentum hervorgegangen, und eine urwüchsige Volkskraft drängt aus ihm selbst zum Licht. Wer sich mit jüdischer Kultur befaßt hat, weiß dies und braucht nicht erst Namen wie Glycenstein und Lilien, Morris Rosenfeld, Perez und Dembitzer anzuführen, um zu beweisen, daß der Ostjude das Deutschtum bereichern wird, wenn ihm Kultur in Deutschland zuteil wird. Aber auch der Uneingeweihte, der womöglich mit Wagner und Weininger dem Judentum die Gabe bestreitet, seine Seele in Tönen zu erschließen, wird die schaffende Kraft des Ostjudentums anerkennen, wenn sie ihm aus der Musik eines Ostjuden entgegenströmt.

Wohlan! Janot S. Roskin, der unbekannt in Berlin wohnt, hat das Lied des östlichen Ghettos gesungen und außerdem die Lieder seines Volkes gesammelt. Es ist kein Zufall, daß das russische Ghetto diesem durchgeistigten Chassidenkopfe, der an Mahler erinnert, seine Musik hat entwachsen lassen. Die ewige Kraftquelle des Judentums sind eben die unverbrauchten Millionen östlicher Juden, und aus ihrem Leid und Sehnen klingen in dieser Musik unsre eigenen Süchte und werden zum allgemein menschlichen Gefühl.

Roskins Lied umfaßt alles ostjüdische Erleben. Es vertont die Gedichte von Perez, Rosenfeld, Dembitzer und Reisen und umschließt das Tagewerk des Arbeiters und Handwerkers so gut wie die Massen-Tragik der Pogrome. Es beschränkt sich, polyphon wie das Leben, nicht auf Trauern und Klagen, sondern freut und vergnügt sich mitunter bis zu Tanzrhythmen, wenn auch naturgemäß die letzte Lebensfreude fehlt. Wie arbeiten sich die lieben jüdischen Züge bei Roskin heraus! Wenn der Arbeiter klagt, daß man ihn „dorten nicht gefindt“, wo Myrthen grünen, sondern wo „Treren frizen“, dann quillt neben dem Schmerz um die Jahrhunderte lang vergossenen Zähren alle Sehnsucht nach Schönheit und Glück. Wenn der Schuhmacher zum Klappen seines Hammers singt, so fühlt man mit ihm neben der Sorge die ererbte Wohltat des Denkens und Grübelns. Und in „Ribojno schel aulom, zu wenig gelitten“ entrollt sich mit einem einzigartig aus Jüdischem und Slavischem gemischten Pathos ein schauerliches Pogrom.

Den Wert dieser Lieder macht ihre Rassigkeit aus. Trotz

Schmerz und Wehmut spricht aus ihnen nicht die Verzweiflung. Wenn Roskin klagt: „Sing mir still a troirig Lied", so liegt darin keine Resignation, sondern trotzig behaupten sich der zähe Wille und das Pathos, die es dem Judentum ermöglicht haben, über eine Unendlichkeit von Leid zu dauern. Es ist, als müßten wir diese Lieder immer schon gekannt haben — nicht nur wir Juden, nein, wir Menschen, deren Recht in der Judenheit mißhandelt worden ist.

Ueber die Technik dieser Musik mögen Berufenere urteilen. Ich habe an Schubert und Mendelssohn denken müssen, aber die Roskinschen Lieder haben doch ihre besondere Art, die es verdient, gesungen zu werden. Auch der Nichtjude kann sich über die Internationalität der Kunst hinweg für Roskin verwenden: denn auch die Ostjuden sind ja in gewissem Sinne deutsch; nicht umsonst haben sie das Mittelhochdeutsche erhalten. Wir deutschen Juden aber tun wohl, in Roskin zugleich unsrer Ahnen — denn das sind die Ostjuden — zu gedenken und Wagners Mahnung befolgend unsre Meister zu ehren. Nur der Stolz auf unsre Herkunft kann uns zu den erstrebten Rechten verhelfen, nicht ihre verächtliche Verleugnung. Bewiesen durch die Unterstützung jüdischer Talente, die es wie Roskin verdienen, wird er die jüdische Kulturleistung stärken und dazu beitragen, daß endlich doch die Kraft des Lichtes die Macht der Finsternis bezwingt.

Wiener Theater von Alfred Polgar

In der Volksbühne zum ersten Mal: ‚Der Sohn', ein Drama in fünf Akten des sehr jungen Dichters Walter Hasenclever. Diesem merkwürdigen Schauspiel ist vom Deutschen Reich her der Ruf eines „expressionistischen" Dramas vorausgegangen. Es lohnt aber, der hierdurch geweckten Uebelkeiten Herr zu werden. Das Drama trägt unverkennbare Genie-Zeichen. Erzürnte Jugend protestiert gegen die ihr gewidmete, ihrem freien Wachstum feindliche, väterliche Nutzgärtnerei. Das Chaos in einer Jünglingsseele, das sich mit Sternen trächtig fühlt, kämpft gegen das sterilisierende Prinzip der Erziehung. In einer dramatischen Phantasie von oft ganz herrlicher Schwung- und Leuchtkraft opfert hier ein leidenschaftliches junges Herz seiner Sehnsucht und Bangigkeit, seinen Träumen und Verzweiflungen. Manches an diesem bekenntnisschweren Opferdienst, seiner allegorischen Verkörperung, seiner lyrischen Ekstase, ist kindlich, kindisch sogar; manches von hoher gedanklicher und sprachlicher Schönheit. Jedenfalls strömt hier ein innerer Reichtum aus — oft in übernommenen Formen — der eine Herkunft seines Besitzers aus andern geistigen Klimaten verrät als aus dem armseligen Flachland, das unsern Bühnen Stücke liefert. An der Volksbühne fand das Drama eine der Zulänglichkeit recht sehr angenäherte Darstellung.

∴

Die Neue Wiener Bühne spielte ‚Causa Kaiser‘, zwei heitere Akte und ein gerichtliches Nachspiel von Stärk und Eisler. Das Ding gehört zu jener Gattung von Possen, wie sie, in der knappern Form des Einakters und in ungenierterer Witzigkeit, auf Orpheum-Bühnen gepflegt werden. Man hat oft Gelegenheit zu lachen, obzwar die Dehnung über drei Akte genug leere und dünne Stellen schafft. Ein jüdelnder Advokat und ein böhmakelnder Sollizitator sind die gut ausgeprobten Stützpfeiler der Lustigkeit im Stück, dessen ungiftige Ironie vorwiegend der Rechtspflege gilt. Die Herren Jensen und Iwald hatten, als halbwegs menschliche Figuren zwischen der Burleske, undankbare Aufgaben. Herr Stärk erheiterte durch spaßiges Böhmisch-Deutsch, das manchmal von einer leisen Sehnsucht nach dem Dialekt des Partners, Herrn Morgan, verwirrt wurde. Dieser, mit dem Schwimmgürtel des Jargons angetan, war naturgemäß immer obenauf. Ein großes „Lozelach“, das er inmitten des Spiels zum Besten gab — hierin abweichend von der Praxis des berühmteren Kollegen von der ‚Budapester Orpheumsgesellschaft‘, der das erst nach Schluß der Hauptnummer zu tun pflegt — scheiterte an seiner Absichtlichkeit.

Die Somme-Schlacht von Franz Roudolph

Die Somme-Schlacht hat einhundertundzwanzig Tage gedauert. Man kann sagen, daß auf unsrer Seite viele Menschen gefallen sind; die Verluste der Gegner sind aber noch bedeutend größer. Sie ist bis heute die längste, größte, breiteste und höchste Schlacht der Weltgeschichte. In einem Jahr wird sie es nicht mehr sein.

Wenn ich um die Ecke in ein schönes Haus gehe und über eine breite, mit prächtigen Teppichen belegte Treppe in einen großen Saal hinaufsteige — so kann ich durch ein Loch in der Mauer in diese Schlacht sehen. Unmittelbar vor mir stehen sie in den Gräben, den Kopf durch stählerne Helme geschützt, und warten, ob die Granate ihr eigenes Leben zerfetzen wird oder das des Andern. Man zeigt mir alles: den geschändeten Wald, die verwundete Erde und die weiten, leeren Felder des Todes, auf denen plötzlich weiße, kugelrunde, schwere Dampfwolken aufblühen —

Hierauf wird ‚Tommy hat Zahnschmerzen‘ gespielt.

Es gibt keine Wunder mehr. Man kann hören, was Einer in Wien oder Konstantinopel sagt, wenn man einen Trichter an das Ohr legt und einige unwesentliche Formalitäten mit den Telephonkuppelfräuleins erfüllt. Jede bessere Familie bewahrt in einem viereckigen Kasten Carusos Stimme auf, wie sie vor vier Jahren in New York geklungen hat, als er die Arie des Rhadames aus der ‚Aida‘ mit Begleitung eines großen Orchesters sang. Tote Menschen werden in großen Sälen auf weißen Flächen lebendig und erscheinen wirklich und wahrhaftig mit allen charakteristischen

Eigenheiten ihres erloschenen Daseins. Es ist eben gelungen, der vormals flüchtigen Sekunde die Unvergänglichkeit zu geben, die sie früher nur im Herzen der Künstler hatte. Man zwingt die Zeit einfach, Kopien von sich selber anzufertigen. Man hascht die Enteilende und bindet ihren Schatten, den man in sichere Behältnisse einschließt, um ihn zu beschwören, wenn es einem Vergnügen macht. Auf diese Weise ist es bequem und ohne Anstrengung möglich, die große Kurbel rückwärts zu drehen und die nie wiederkehrende Vergangenheit zur sichtbaren Gegenwart zu machen. All dieses geht sozusagen auf ganz natürliche Weise vor sich, und Zauberei ist hierbei nicht im Spiel. Das sind eben die großen Fortschritte der modernen Technik.

Erstaunlich dagegen bleibt es, daß man auch um die Ecke sehen kann, nach Paris und London, um die große, riesenhohe, steile, gewaltige Mauer herum. Jeden Tag wächst sie höher, glaube ich . . . Einmal aber werden die kühnen, wilden, zauberschnellen D-Züge sie ungeduldig durchstoßen, und sie wird zusammenstürzen. Vorläufig freilich ist noch Krieg, und jeder Morgen entfesselt neue Schrecknisse einer sorgsam konstruierten Hölle. Diese kann man betrachten, während man auf einem rotgepolsterten Sessel in einem behaglich ausgestatteten Raum sitzt. Ein furchtbares Schattenspiel der Wirklichkeit erscheint auf der weiten Wand und zieht rasch vorüber wie ein Gewitter —

Hierauf wird ‚Tommy hat Zahnschmerzen‘ gespielt.

So sehen also die französischen Gefangenen aus! Der da vorne hat sicherlich gerne den Frack, das schneeweiße, steifgebügelte Hemd und die spiegelblank polierten Lackschuhe getragen. Man kann es seiner Gestalt ansehen. Vielleicht war ich einmal mit ihm zusammen bei einem jener glanzvollen, reichen, üppigen, rauschend-festlichen Diners, er erzählte mir von Paris und London, ich riet ihm, sich auch München und Wien anzusehen; nun will er mich und meine Freunde mit einem langen Messer durchstechen, alle erdenkbaren Schrecknisse auf uns häufen, den Staat vernichten, in dem wir leben, ihn zerstückeln und ohnmächtig machen: das will er doch, nicht wahr? Ich glaube, er muß es wollen . . . Ganz stumpf und leer sind seine Augen wie die aller andern Gefangenen; nun stürzen sie sich gierig auf das Essen, das ihnen der deutsche Soldat bringt; es wird lange dauern, bis die wieder zum Menschen erwachen. Wahrlich, es ist gut, daß man all denen, die abseits vom Kriege stehen, nun endlich Bilder gibt statt Druckerschwärze, daß sie nicht mehr auf die Kriegsberichterstatter angewiesen sind, sondern es mit eigenen Augen sehen können, wovon sie täglich, stündlich hören! Keiner wird gegen diese sinnvolle Verwendung des Films vernünftige Bedenken geltend machen können. Uebrigens ist er ja mit Zustimmung und Unterstützung der Behörden aufgenommen worden . . . Unter diesen Kreuzen also ruhen die zerfallenen Körper der Toten, der Männer, der Jüng-

linge und der Knaben; ganz nahe sehen wir die frühen Gräber, man zeigt es uns, wie liebevoll sie von unsern Soldaten gepflegt werden —

Hierauf wird „Tommy hat Zahnschmerzen‟ gespielt.

Uebrigens ist das sicher ein sehr komisches Stück. Ich hege die zuversichtliche Hoffnung, daß Tommy am Schluß von seinem Zahnweh befreit sein wird. Aber es hat keinen Sinn, darüber nachzudenken, daß die Andern nun nicht mehr über solche Dummheiten lachen können, in den prächtigen, fürstlich ausstaffierten Lichtspielhäusern, welche durch die bunten Lampen mit den seidenen Schirmen so erregend halbhell erleuchtet werden, wie sommerliche nächtliche Lauben durch die Riesenglühwürmer der farbig leuchtenden Papierkugeln. Ah! Ich werde mir die blutroten Fanfaren der Liebe kaufen, die ich eben sah, in dem Blumengeschäft an der Ecke, wo sich die Straßen kreuzen — die will ich mit mir nehmen und sie in mein Zimmer stellen, sie sollen mich wecken und lautlos schmetternd mich immerfort aufrufen zu dem Worte, welches die Tat ist! Dort drüben zwischen plötzlich und wild aufglühenden, schwer aufsteigenden Dampfwolken, da sehe ich riesige, feurige Schlangen, die Glutstrahlen, welche wütend aus den erzenen Mäulern der Flammenspeier brechen — ganz deutlich kann ich sie erkennen, mein Herz zieht sich zusammen —

Hierauf wird „Tommy hat Zahnschmerzen‟ gespielt.

Es ist wahr, der Uebergang in die Welt Tommys fällt manchen Menschen etwas schwer. Trotzdem aber kann man doch gegen die Reihenfolge der Darbietungen wirksame Einwendungen kaum machen. Der abgehetzte Geschäftsmann, der pflichttreue Beamte, der sorgenvolle Bankier, der über den tiefsten Dingen brütende Professor, der Mann des praktischen Lebens — sie alle beschäftigen sich täglich, stündlich mit dem Krieg, mit seinen politisch-oekonomisch-moralisch-philosophisch-konfessionellen Problemen; wie könnte man ihnen da zumuten, ihn zu empfinden, ihn einen ganzen langen, dunklen Abend immerfort ohne Unterbrechung zu empfinden? Niemand wird das von ihnen verlangen, der Sinn hat und Verständnis für die gebieterischen Gesetze des Alltags, der nicht weltfremd ist und närrisch in Theorien vergraben. Ah! Ungeheuerlichkeit des bunten Lebens und des fahläugigen, dunkel drohenden Todes! Schattenhaft und halb in ungewissem Nebel verhüllt erscheint uns das versteinernde Antlitz des Krieges —

Hierauf wird „Tommy hat Zahnschmerzen‟ gespielt.

Sühne von Eduard Saenger

Wenn alle Tränen quöllen —
Die leisen, die der Morgen pflückt,
Die schweren, die der Tag zerdrückt —
Wenn alle Wünsche schwöllen:

Dann wärst du, Welt,
Für ewig ein entsühntes Feld,
Das frei vom Erz der Pflüge
Die rechte Saat, Erbarmen, trüge.

Der Fall Orska

Ein schwerer Fall. Das geht nun schon seit vier Monaten. Arglos versäumt man den ‚Erdgeist‘ der Königgrätzer Straße, weil man weder den Uebergang Wedekinds von Reinhardt zu Meinhard noch gar eine neue Leistung der Modespielerin Orska so wichtig nimmt. Je seltener man solche Wesen sieht, desto weniger leidet die Arbeitsfreudigkeit unter der Einsicht, daß man ja doch ein Sysiphus ist. Man hat sich vorgesetzt, den Geschmack zu reinigen. Man fördert die Kunst, man hindert die Unkunst. Man hofft von dem Sieg der Kunst, noch immer, eine Veredlung des Menschengeschlechts, das dergleichen wahrhaftig gebrauchen kann. Und dann zieht in Berlin Dame Orska ein, führt eine Schauspielerei der Gründerjahre herauf, wird verständnisinnig begröhlt und macht den Kritiker überflüssig. Der wendet sich zu Erscheinungen, die zu bejahen sind. Seine Ablehnung schweigt er; und zweifelt nicht an der Deutlichkeit dieser Kundgebung. Aber, ach! selbst die beste Leserschaft hat ihre Tröpfe und Nichtsnutze. Dem Schreiber eines albernen oder schädigen Briefes schickt man grundsätzlich das Abonnementsgeld zurück. Leider zeigt nach acht Tagen ein zweiter Brief, daß der Bursche Einzelkäufer geworden ist; und dagegen ist kein Kraut gewachsen. Wehrlos erfährt man, daß man von dieser herrlichen Schöpfung begeistert gewesen, aber zu feige und auch wohl zu eitel sei, um das frühere Urteil zurückzunehmen. Oder es hätten wahrscheinlich inzwischen dunkle Einflüsse fertiggebracht, der unbequemen Opposition das Handwerk zu legen. Oder . . . Nach jeder neuen Nummer, seit sechzehn Wochen, ein neuer Anwurf; freilich hin und wieder auch, damit dem Menschenfreund nicht alle Hoffnung schwinde, ein Ausbruch der Wut und Enttäuschung, daß „nicht einmal hier dieser gräßliche Unfug bekämpft“ wird. Immerhin: der Kavaliere sind mehr. Den Gipfel erklimmt ohne Mühe ein ganz ein Schlauer. Anfang November war die Premiere. Mitte Dezember erscheint ein Gedenkbuch zu Oscar Sauers Geburtstag. Und der Diplomaticissimus äußert die Ueberzeugung, daß der Kritiker, dem für dieses Gedenkbuch Meinhard und Bernauer ein paar Zeilen gegeben, nicht gut ihre „stärkste Zugkraft“ habe „verreißen“ können. Arme Zugkraft! Sage mir, wer für dich eintritt, und ich will dir sagen, wer du bist. Um endlich Ruhe zu haben, will ich es sagen.

Wer bist du? Jedenfalls in der einundsechzigsten Aufführung keine Lulu. Wedekinds Lulu ist weder mit Haß noch mit Liebe, nicht mit der Rachsucht Strindbergs noch in dem panerotischen Rausch Przybyszewskis geschildert, sondern in kältester Ruhe als Elementarerscheinung, als Verkörperung der Zwangsgewalt, der wir allesamt unterliegen. In ihr wirkt der gänzlich naive Selbsterhaltungstrieb eines herkunftlosen, charakterbaren, gewissensfreien Geschöpfs. Ihr Kennzeichen: die vollendete Willen- und Absichtslosigkeit. Wie muß man sie demnach spielen? Möglichst garnicht muß man sie „spielen“. „Das erste Grundgesetz seit frühster Zeit in jeder Kunst war Selbstverständlichkeit.“ Das ist ein Spruch des Magisters Wedekind für die Darsteller des Dramatikers Wedekind, der zwar nicht die Radiernadel, sondern den Borstenpinsel, den aber nach dem Gesetz der Selbstverständlichkeit handhabt. Die Zugkraft tut es nicht unter dem Zaunpfahl. „Lulu (atmet tief ein). Schwarz: Lassen Sie das, bitte.“ Der Witz ist grade, daß jede harmlose Lebensregung der Lulu das Männchen erhitzt. Dame Orska, da, wo sie tief einatmen soll, streicht sich vom Busen bis zum Knie am Leibe herunter mit einer Bewegung für das

Theater der Gorillas. Einen Akt später hat Schwarz sich konsequent den Hals abgeschnitten. „Lulu (Alwa bei der Hand nehmend): Kommen Sie. Alwa: Wohin? Lulu: Ich kann nicht allein sein. (Beide ab.) Schön (kommt von rechts). Alwa (von links kommend): Sie zieht sich um." Hier heißts: „Alwa: Wohin? Lulu: Ich will mich umziehen. (Beide ab.)" Wer als Kritiker auf die Plakatkünste dieser Kino-Diva verwiesen wäre, der würde jetzt zum Ueberfluß sagen: Bei Wedekind schickt Lulu den Alwa weg, weil sie sich umziehen will; bei der Orska nimmt sie ihn mit, weil sie sich umziehen will — und würde zwei Ausrufungszeichen nicht vergessen. Sie entsprächen dem Wonnegestöhn des Spießers, das diesen Auftritt begleitet. Wenn unsre Lulu mit Schön das Zimmer verläßt, so riegelt sie hinter sich ab, um die Phantasie ihres Publikums zu beflügeln. Bei Wedekind fragt die Geschwitz: „Sie werden sich doch als Herr kostümieren?" Lulus Gegenfrage: „Glauben Sie denn, daß mich das kleidet?" Die Orska läuft in dieser Szene bereits als Herr kostümiert herum, weil sie das, ihrer Meinung nach, kleidet. „Geschwitz (von Lulu geleitet, durch die Mitte ab)." Eine unschuldige Regiebemerkung, mit der Wedekind sicherlich weiter nichts vorschreiben wollte, als daß eben Lulu die Besucherin Geschwitz zur Türe geleitet. Daraus wird eine lesbische Liebkosung, daß für die ‚Büchse der Pandora' keine Steigerung mehr übrig bleibt. Vor jedem neuen Männchen pflanzt Lulu sich auf, legt ihm, verzehrend, die Fingerspitzen auf seine Hemdbrust und schlägt mit den Haxen satanisch aus. Sie grätscht die Beine. Sie räkelt sich auf den verschiedenen Sofas ihrer Karriere, daß — daß der Wunsch entsteht, die Theaterzensur nicht auf den Text der Stücke beschränkt zu sehen. Sie hat hinzuwerfen: „Das macht meine Haut so schön." Dabei streift sie den Aermel bis zur Schulter herauf und fuchtelt mit ihrem Arm dem Opfer vor den Augen herum. Kurz: hier agiert eine Dame, die gezwungen ist, der zahlungsfähigen Menge anderswohin als an den Sitz der Kunstempfindung zu greifen. Sie hat den Griff. Das ist das Geheimnis ihres Erfolges. Statt daß „der Dämon alles verschlingender Sinnlichkeit" künstlerisch dargestellt wird, sieht man ein schwarzes Herlein am Werk, die libido nicht auf, sondern vor der Bühne zu wecken. Aus der Ahnungslosigkeit eines triebhaften Kindes, das schneeweiß durch sämtliche Laster schreitet, wird die freche Schamlosigkeit einer Routiniere der Liebe. Die Herrenwelt in den Logen trieft. Die Damenwelt ist teils Neid, teils Bewunderung, teils Nachahmungsneugier, teils Eifersucht, also unbedingt in angenehmster Erregung. Und Keiner und Keine kümmert sich drum, daß durch solche Schauspielkunst nicht der Erdgeist, wohl aber der Begriff Talmi inkarniert wird. Die Zugkraft arbeitet unaufhörlich. Der kleinste Satz hat für sie drei Höhepunkte; in manchem wird jedes Wort hochgepufft. Dann wieder wird ein Wort aus dem Satz herausgeschmettert und der Rest ganz tonlos fallen gelassen. Das Tempo entspringt nie dem Sinn, sondern nur dem Bedürfnis nach Abwechslung, die alle Kulissenreißer als applaustreibend schätzen: ists eine Weile langsam gewesen, dann wird plötzlich gerast; und umgekehrt. Genau so gehts aus Gehauch in brüllendes Pathos über. Die Zorn-, Krampf- und Verzweiflungstechnik funktioniert wie ein Mechanismus, und umso geschmierter, als diese Utensilien der Leidenschaft mit Wedekinds Lulu garnichts zu tun haben. Und die Fingerchen krallen sich, weil wir ja doch ein Raubtier sind, und die Rampe ist dazu da, daß man an ihr entlangfegt. Und ich bin am Rand meines Atems und meiner Verpflichtung, hier zu sagen, wer Dame Orska ist. Wer ist sie? Die Schauspielerin für die Kriegslieferanten.

Die Granaten des deutschen Hauptmanns

von Franz Molnar

Am Tage nach der Wiedereinnahme Przemysls lernte ich in einem galizischen Dorf einen deutschen Hauptmann kennen. Dieses Dorf war damals ein schlimmes Cholera-Nest, im ganzen kleinen Ort regierten zwei Herren: die Cholera und der deutsche Hauptmann. Aus diesem Meer des Unrats, des ansteckenden Schmutzes hob sich in seiner strahlend eleganten Uniform, mit Monokel, weißen Handschuhen und glattrasiert, der deutsche Hauptmann ab, der sich damit beschäftigte, daß er aus diesem Meer all die Abfälle und Lumpen nach Hause schickte, die auf den Schauplätzen großer Kämpfe zurückzubleiben pflegen, und die man zu Hause noch verwerten kann. Sein amtlicher Titel war: Kriegsbeute-Offizier. Diesen Beruf übte er nur vorläufig aus, da er zwei französische Maschinengewehrkugeln in der Seite stecken hatte: „Souvenir de Verdun", wie er sagte. Solange diese Geschichte nicht in Ordnung war, versah er dergleichen geringere Arbeit.

Er befehligte etwa dreißig alte Landstürmer, durch diese ließ er die Schlachtfelder reinmachen, und als er mir seine reich beladenen Waggons zeigte, war schon alles geordnet, sortiert, numeriert an seinem Platz und harrte der Abfahrt. Tausende und tausende von Konservenbüchsen, wegen des Bleigehalts, und platt gehämmert, damit sie weniger Raum einnähmen. Tausende und tausende zerbrochene russische, deutsche und oesterreichisch-ungarische Gewehre. Handgranaten, zwanzig bis dreißig verschiedene Typen. Ein ganzer Waggon Rinderhäute. Ein ganzer Waggon rostigen Stacheldrahts. Eßschalen, Fetzen von Unterkleidung, zerrissene Kappen, Riemenstückchen, selbst die Metallknöpfe gesondert, gezählt, in Kisten, Telephonapparate, Helme, Aluminiumgefäße, Spaten, Säbel und waggonweise leere Schrapnellhülsen, von denen er sagte, daß neue Schrapnells zwar nicht mehr daraus würden, doch daß er sie ihr des Materials wegen nach Hause schicke, weil dies der beste Werkzeugstahl der Welt sei.

Staunend beobachtete ich diesen Vertreter der deutschen Ordnung, Klugheit und Gewissenhaftigkeit, der jeden krummen, rostigen Nagel gradehämmern ließ und in die Heimat schickte, denn selbst der konnte noch zu etwas gut sein. Von dieser mit gradegebogenen Nägeln gefüllten Kiste war ich am meisten gerührt; ich glaubte, weiter ginge es nicht mehr, dies wäre die äußerste Grenze der in den Dienst des Vaterlands gestellten Gewissenhaftigkeit und ehrlichen Arbeit. Aber es ging noch weiter.

Einmal sagte er: Gehen wir aufs Feld hinaus, dort liegen ein paar nicht geplatzte russische Granaten, sogenannte Blindgänger. Mit diesen läßt sich garnichts anfangen, wegführen lassen sie sich nicht, denn es ist zu fürchten, daß sie unterwegs explodieren, hier aber darf man sie nicht lassen, damit den Bauern nichts geschieht,

die daran herumschnüffeln. Man befestigt vorsichtig einen Draht an ihnen, dann werden sie aus entsprechender Entfernung mittels eines elektrischen Drahtes gesprengt."

Gut, gehen wir. Laßt uns auch dies mitnehmen.

Da wir aufbrechen, kommt ein Mann mit ihm, der eine Kiste schleppt. Ich frage: „Ist da der elektrische Akkumulator drin?"

Er lächelt: „Nein, etwas ganz andres. Ich mache sogar aus dieser gesprengten russischen Granate Geld für Deutschland."

Das verstand ich nun wirklich nicht mehr.

„In der Kiste", sagt er, „ist ein kinematographischer Apparat. Ich habe die Handhabung gelernt und nehme die Explosion jeder derartig gesprengten Granate in einem schönen, scharfen Kino=Bilde auf. Die Filmfabriken machen jetzt viele Kriegsstücke und brauchen solche aus der Nähe aufgenommenen Granatexplosionen. Freilich bekommen sie die nur schwer. Nun, ich sende ihnen, so viel sie nur wollen; sie fügen sie ihren Kriegsfilmen ein und zahlen sehr anständig. Das Geld liefere ich bei unsrer Zentrale ab, als ‚Ertrag der an Ort und Stelle verwerteten Kriegsabfälle'."

Ich mußte den Hut abnehmen, denn dies war schon beinah so schön wie ein Gedicht.

Kettenhandel von Vindex

Wort und Begriff des Kettenhandels entstammen der Kriegszeit. Das Wort ist anschaulich genug, um zu zeigen, wie die Ware, mit der diese Form des Handels getrieben wird, wandert, und daß sie ihrer wahren Bestimmung fern bleibt. Der Begriff deutet auf ungesunde Kriegserscheinungen im Erwerbsleben, auf Auswüchse und Mißbildungen, die dazu führen, daß die Ware, statt umgesetzt und dadurch in den Verbrauch geleitet zu werden, in den Händen des Handels verbleibt, von Zwischenstelle zu Zwischenstelle geht und ihrem Zweck, als Wirtschaftsgut zu dienen, entzogen wird; dabei häufen sich die Gewinne, die die Zwischenhände fortgesetzt an der Ware machen, bis der letzte Käufer, der Verbraucher, alles zusammen bezahlen muß.

Schon früher war an dieser Stelle die Rede davon, daß der Krieg uns auf dem Felde des Wirtschaftslebens keine Lehre eindringlicher klar gemacht hat als jene von dem Verhältnis und den innern Beziehungen zwischen Ware und Preis, zwischen dem Gelde und den wirtschaftlichen Gütern. Wir haben erfahren, daß nicht, wie ein blendender Schein in der Friedenszeit irrtümlich glauben ließ, das Eintauschmittel, das Geld, es ist, was uns dazu verhilft, unser Leben zu führen, zu erhalten, auszugestalten; sondern daß das Geld nur der Weg oder die Brücke ist zu den Gegenständen unsres Begehrens und unsres Bedarfs. Wenn diese Gegenstände nicht da sind und fehlen, so kann kein Geld uns zu ihnen verhelfen. Der Preis der Ware mußte demgemäß während des Krieges gegenüber der Ware selber zurücktreten. Wie starke Wirkungen auch die Mängel und Lücken unsrer Vorräte auf die Preise für alle erdenklichen Gegenstände ausübten, wir erkannten dennoch mit aller Sicherheit, daß der Preis, also das Geld, das für die Waren zu entrichten ist, etwas durchaus Sekundäres, Zufälliges, von dem Gut, das es zu erlangen gilt,

ganz Losgelöstes ist. Nicht auf die Summen der vom Staate mit Gesetzeszwang eingeführten Zahlungsmittel, die man hingab, kam es im Kerne an, sondern auf das einzutauschende Gut.

Der Sozialismus, der all diese Tatsachen längst mit Nachdruck zu Propagandazwecken benutzt, wurde während des Krieges allmählich in Kreisen und an Stellen verstanden, die sich gegen seine Argumente, solange sie nur Theorien schienen, aufs heftigste gewehrt und empört hatten. Darum würde heut auch kaum jemand aus der Menge, keiner aus dem Volke (und um dieses handelt es sich ja bei allem und jedem, was jetzt geschieht) allzusehr erstaunen, wenn der Staat und die Regierungsgewalt noch einem Schritt weitergingen als bisher und den Umweg, auf dem der Verbraucher zu den Wirtschaftsgütern und seinem Bedarf nur gelangen kann, einfach ausschalten, indem sie jedem unmittelbar zu dem Seinen verhelfen: das heißt, indem der Staat die Kraft des Geldes aufhebt oder lahmlegt.

Welche Gründe dennoch gegen diesen Schritt sprechen, der uns nach den Erfahrungen des Krieges so einleuchtend scheinen könnte, das läßt sich in wenigen Zeilen nicht hinreichend darlegen. Aber so viel kann man immerhin sagen, daß die Ausschaltung des Geldes, wie die Dinge gegenwärtig liegen, möglicherweise ziemlich leicht fallen würde, daß aber die Wiedereinschaltung, wenn die Umstände sich künftig geändert haben werden, recht schwierig und nur unter Hemmnissen geschehen könnte. Diese Wiedereinschaltung wäre aber eines kommenden Tages notwendig; denn das deutsche Wirtschaftsgebiet wird nicht so isoliert bleiben, wie das heute bis zu einem gewissen Grade der Fall ist. Einmal würden wir den überall geltenden Formen der Wirtschaft uns wieder angleichen, müßten das Geld in seine alten Rechte einsetzen, wollten wir uns nicht von den Quellen der Existenz und des Wohlstandes abschneiden.

Da von der „Abschaffung des Geldes", von der Aufhebung der Funktionen des Kapitals diesen Umständen nach nicht die Rede sein kann, so muß man jene Maßnahmen wenigstens billigen, die im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten die Versorgung des Volkes mit den Gegenständen des Bedarfs sichern und verbessern. Unter diesem Gesichtspunkt ist das Kettenhandelsgesetz zu verstehen und zu werten, das den kürzesten Weg jeglicher Ware auf ihrer Wanderung vom Erzeuger oder Hersteller zum Verbraucher gewährleisten soll. Denn jede Abweichung von dem graden Wege fällt dem Verbraucher zur Last, der dann mehr Geld (also mehr Zeit, Arbeit, Kraft und Menschenwert im allgemeinen) dafür aufwenden muß, als recht und billig ist. Die Verbannung des Kettenhandels konnte freilich nur durch einen recht energischen Eingriff geschehen, nämlich durch ein Verbot, das haarscharf an die Grenze des legitimen Handels herantritt und diesen selber sogar an einigen Punkten trifft. Es blieb aber nichts weiter übrig, als jedes Geschäft, das den Weg der Ware verlängert und verteuert, zu verbieten und unter Strafe zu stellen, auch wenn dieses Geschäft von einem reellen Kaufmann im Betriebe seines regulären Gewerbes vorgenommen wird. Der Krieg schafft für den Handelsstand wie für alle andern Volksklassen die Pflicht zur Beschränkung, zur Zurückstellung der eigenen Interessen hinter die der Gesamtheit. Und die Staatsgewalt, als Träger des Mandats der öffentlichen Interessen, muß seine Zwangsbefugnis handhaben, wo immer die Besorgnis berechtigt erscheint, daß es an Kraft oder an gutem Willen, jene Interessen voll gelten zu lassen, gebricht.

Antworten

Frau Ernestine P. Das Buch ist ja schon vorhanden. **Es heißt:** ‚Das Kind und der Krieg. Kinderaussprüche, Aufsätze, Schilderungen und Zeichnungen, gesammelt und eingeleitet von Max Schach‘ (und ist im Eckart-Verlag zu Berlin erschienen). Von den bildenden Künsten des Sammelbandes, die Begriffe wie Impressionismus und Expressionismus hinfällig machen, kann man leider keine Probe geben. Aber die literarischen Beiträge! Brief an den Vater im Feld: „Den frechen Kerl um der Ecke hab ich verhauen. Zensur ist schlecht. die Jungs wo Feuer auf die Wiesen machen, haben wir verwichst und Betragen gut und Rechnen mangelhaft. dein Karl.“ Brief an Hindenburg: „Ich kann mit meinen Gedanken an Ihre ja nicht tippen, aber ich möchte Ihnen noch danken für das was Sie für uns getan haben, denn ich glaube, wenn Sie nicht wären, dann wären wir wohl schon Feindesland.“ Stilübung über Hindenburg: „Der Kaiser ließ Hindenburg fragen, ob er mit in den Krieg ziehen wolle. Hindenburg stand auf und sagte: ‚Gewiß!‘ und konnte vor lauter Waffensehnsucht nicht mehr Kaffee trinken. Er ist sicher im Hause auf und ab gelaufen und hat auch sicher die Nacht nicht schlafen können vor Freude, daß er die Russen verhauen darf.“ Frage: „Was würdest du dem Kaiser sagen, wenn du ihn jetzt sähest?“ Antwort: „Wilhelm, wir siegen! Und wenn wir nicht siegen, laß ich mir den Kopf abhacken.“ Vergleichende Völkerpsychologie: „Die Engländer sind neidisch auf uns, weil wir im Begriffe sind aufwärts zu steigen, sie aber abwärts. Das kommt daher, weil die Deutschen nach der Arbeit noch weiter arbeiten, die Engländer sich aber an Spiel und Sport erfreuen.“ Undsoweiter; ich will nicht unnötig machen, daß Sie die hundertundzwanzig Seiten kaufen. Am erfreulichsten ist und eine Beruhigung, wenn das nicht die Absicht der Auswahl war: daß der Krieg die Kinder in keiner Weise verroht hat.

Willi Sch. Warum ich die Beschwerden verzeichne, daß die ‚Fackel‘ in keiner berliner Buchhandlung zu haben ist, und nicht mitteile, „daß Der Buchladen am Kurfürstendamm sie seit Jahren führt“? Wahrscheinlich, weil ichs nicht weiß, oder nicht gewußt habe. Aber nun habe ich gewissenhaft festgestellt, daß sie tatsächlich in diesem Geschäft — Kurfürstendamm 210 — zu haben ist. Auch noch die letzte (neunfache) Nummer vom achtzehnten Januar: eine Kostbarkeit von hundertsechsundsiebzig Seiten, die sich beim zweiten, dritten, vierten Mal immer prachtvoller entfaltet. Für so was fehlt dem Durchschnitt freilich die Geduld und der Verstand. Aber tracht' ich denn in dieser Gegend Leser für Karl Kraus zu werben? Was sollten ihm die Botokuden nützen! Mich wurmt ja nur, daß von den Lesern, die er haben könnte, haben müßte, haben wird, noch nicht ein Bruchteil seinen Namen kennt. Auf diese Schicht zielt Berthold Viertel ab. Ihm lasse ich jetzt wochenlang, von nächster Nummer an, das Wort.

Sport

Umbau in Karlshorst. Die Karlshorster Rennbahn hat während der Wintermonate einige bauliche Veränderungen erfahren, durch die der technische Betrieb wesentlich vereinfacht worden ist. Wage und Führring wurden näher an das eigentliche Geläuf herangelegt und das frühere Kaffeehaus zu einer neuen Wage umgebaut. Der Führring liegt vor dem früheren Wagegebäude, das nunmehr Restaurationszwecken dienen wird; seine Anlage machte eine Verlegung der Totalisatorgebäude im Rücken der Haupttribüne nötig, die nunmehr senkrecht an dieser stehen. Neue gärtnerische Anlagen vervollkommnen den Umbau.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. **Verlag der Schaubühne** Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. **Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne:** Berlin Lützow-Platz 14. **Druck:** Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Alt-Preußen — Neu-Deutschland

von Germanicus

Nach einiger Ueberlegung wird der Graf York von Wartenburg zugeben, daß Weltpolitik nur nach weltpolitischen Maßstäben getrieben werden kann. Vielleicht wird er sich dann im Stillen sagen, daß die Maßstäbe, die er für die preußische Politik als unverrückbar aufgestellt hat, Maßstäbe, denen nicht einmal das Deutsche Reich zu genügen vermag, im hohen Grade ungeeignet sind, um danach Weltpolitik zu machen. Da aber Deutschland sich weltpolitisch orientieren muß, da dieser Krieg darum geführt wird, Deutschland eine weltpolitische Perspektive aufzubrechen, wird nichts andres übrigbleiben, als das Preußen, wie es im Kopfe des Grafen York von Wartenburg lebt, den Bedürfnissen der Reichspolitik anzupassen. Reichsgesetz bricht Landesgesetz; dieser Grundsatz muß doppelt und zehnfach Geltung haben, wenn es sich nicht nur um eine juristische Stufenfolge, sondern um das staatliche Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes handelt. Darüber kann gar kein Zweifel bestehen, daß mit jedem Sieg, der Deutschlands weltpolitische Stellung festigt und ihm zugleich weltpolitische Pflichten auferlegt, der preußische Feudalismus, dieses Rudiment des einstigen Agrarstaates, wieder um ein Stück abbröckelt. Das ist gewiß bedauerlich für die davon Betroffenen; die Weltgeschichte pflegt aber nicht nach dem Behagen einzelner Individuen, auch nicht nach dem einzelner Klassen zu fragen. Was nicht leben kann, muß sterben. Dieses Metaphysicum enthebt uns jeglicher Pflicht, gegen den an sich bewundernswerten und achtunggebietenden Panierträger einer erledigten Zeit scharfe Worte zu sagen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder bleibt das alte Preußen bestehen, dann kann ein von ihm beherrschtes Deutschland sich nicht weltpolitisch betätigen; oder, umgekehrt, Deutschland erfüllt die ihm gestellten Aufgaben, die Aufgaben, zu deren Erledigung es sich jetzt Raum erkämpft, dann muß das alte Preußen abgeschlossen werden. Kein Einsichtiger wird zweifeln, wie die Entwicklung allein laufen kann.

Der Wortführer der letzten Preußen hält die Einsetzung des Reichstags-Ausschusses, der an der Ausführung des Hilfsdienstgesetzes mitwirken soll, bereits für revolutionär; er wird noch viel Schrecklicheres erleben müssen. Der Graf meint: wenn Deutschland den westeuropäischen Freiheitsbegriff sich zu eigen machte, wäre dies ein akuter Triumph Englands. Er wird seine geographischen Begriffe verändern müssen: Deutschland wird sich westeuropäisch orientieren, oder es wird nicht sein. Der moskowitische Panslavismus mag dem ostelbischen Ideal sehr nahe kommen: er ist für die Weltpolitik, wie sie Deutschland zu betreiben hat, kein Maßstab. Die alten Preußen werden sich beugen müssen, oder sie werden erleben, daß das deutsche Volk mit genau der gleichen Kraft, mit der es seine Feinde abwehrt, nach deren Er-

ledigung sich gegen seine innern Gegner wendet. Die deutsche Idee, durch das Blut von Millionen geheiligt, wird von Keinem wieder erdrosselt werden können; das Schicksal, das auf 1813 folgte, werden wir zu bannen wissen. Darin sollte Graf York sich durch die letzte Reichstagsrede des Kanzlers belehren lassen; es ist nicht anzunehmen, daß der preußische Ministerpräsident hierüber anders denkt. In Einem übrigens stimmen wir dem preußischen Ritter zu: es war eine Anmaßung, daß eine Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses sich zur Frage des U-Bootkrieges zu äußern wagte. Solche Anmaßung kann aber nicht nach preußischem Rezept zurückgewiesen und verhindert werden; sie muß am deutschen Willen zerschellen. Deutschland ist eine Notwendigkeit; in dieser Notwendigkeit sind die Gesetze und Maßstäbe fixiert, nach denen Preußen leben darf. Das sentimentale Dogma von dem Recht der Nationalitäten ist ein weltpolitischer Unsinn. Deutschland wird die Erträgnisse des Krieges nur dann ernten können, wenn es über seine nationalen Bestandteile hinaus zum Einheitsstaat zusammenwächst. Damit wird die Möglichkeit des Gegeneinanderregierens, wie es soeben durch die Demonstration des Herrn Schorlemer peinlich zum Ausdruck gekommen ist, allein beseitigt werden können.

* * *

Die Verwaltungskomplexe, innerhalb derer die staatlichen Wirtschaftsmaßnahmen sich regeln, sprengen dauernd ihre Grenzen, nehmen dauernd an Umfang zu. In der Neuen Zürcher Zeitung hat vor einiger Zeit Rupertus einen sehr vernünftigen Aufsatz veröffentlicht; es heißt da: „Mann gegen Mann, Sippe gegen Sippe, Stadt gegen Stadt, Ländchen gegen Ländchen, Volk gegen Volk, Völkerbund gegen Völkerbund waren die bisherigen Stufen der Entwicklung des Krieges; es bleibt noch: Kontinent gegen Kontinent und Hemisphäre gegen Hemisphäre: vielleicht, daß die letzten beiden Stufen der Entwicklung der Menschheit erspart werden können, wenn die Welt erst am deutschen Wesen genesen sein wird." Dieses ist ganz unsre Auffassung. Die dauernde und unaufhaltsame Zunahme der kämpfenden Komplexe ist ein Grundgesetz der weltpolitischen Entwicklung. Die Wirkung dieses Gesetzes wird durch Preußen nicht aufgehalten werden können. Deutschlands Lebensinteresse aber ist es, die Tatsache dieses Gesetzes sich zum Maßstab zu machen.

Takt von Egon Friedell

Die Lösung der Frage ist, glaube ich, wieder einmal sehr einfach. Sie besteht in einer primitiven Gleichung: Takt ist Intelligenz. Alles Gute beruht nämlich auf Intelligenz. Man fasse das um Gottes willen nicht als ein Bekenntnis zum Rationalismus auf. Die echte Intelligenz, die große, gütige, schöpferische Intelligenz ist etwas vollkommen Mystisches und Unerklärliches, aus den dunkelsten Tiefen des Willens und Instinkts Strömendes.

Sie ist etwas schlechtweg Magisches. Dies zeigt sich schon bei den höher organisierten Tieren. Der Ameisenstaat ist ein Werk der vollendetsten Staatsklugheit, ein politisches Wundergebilde, auf das wir Menschen nur mit Neid blicken können. Kein noch so geschickter und kenntnisreicher Ingenieur kann ohne rechnerische Hilfsmittel, einfach aus dem Kopf etwas zustandebringen, was den Biberbauten gleicht. Jede Biene macht ein tadelloses Sechseck, wann und wo es grade nötig ist, und welcher Mensch kann das mit der freien Hand? Woher kommen diese merkwürdigen Leistungen? Man muß doch wohl sagen: aus der Intelligenz. Aber woher kommt diese Intelligenz? Das weiß niemand.

Ganz ähnlich verhält es sich beim begabten Menschen. Napoleon machte alles mit seinem Verstand: seine Schlachtenpläne, seine diplomatischen Schachzüge, seine staatlichen Organisationen. Aber woher steigt ihm dieser dämonische, umwälzende, alles Wirkliche und Gedachte restlos resorbierende Riesenverstand? Das hätte er selber wohl zuallerletzt zu sagen gewußt. Diese Einfälle, die plötzlich alles hell und neu machen, kommen wie ein Gewitter, eine Katastrophe, ein Erdbeben. Ibsen ersinnt allerlei Figuren, erleuchtet ihr inneres Seelengehäuse und schiebt sie so lange gegen einander hin und her, bis diese bestimmte moralische Erkenntnis herauskommt, die er aufzeigen wollte. Das ist, wenn man will, ein Werk der puren Intelligenz. Kant fragt sich kühl rechnerisch wie ein Kalkulator: Was ist das eigentlich, unsre „Erfahrung"? Und er bohrt und gräbt so lange, bis die letzten Strukturgeheimnisse unsrer Verstandesverfassung nackt vor seinen Augen liegen. Ein kalter Vivisektor des Geistes ganz einfach. Aber das Resultat ist eine gigantische, schreckenerregende Revolution. Die Welt wankt. Kein Fieber kann verheerender wirken als die Lektüre dieser nüchternen Paragraphen.

Auch alle Sittlichkeit, überhaupt alle Humanität, beruht auf einfacher Anwendung klaren Verstandes. Denn was ist denn diese vielgepriesene und heißersehnte Humanität? Nichts andres als Wissen um sich selbst. Aus dieser einen Wurzel folgt dann alles andre: ein Mensch, der weiß, kann niemals „unsittlich", „böse", „unmoralisch" sein. Es besteht ein ganz bestimmtes Wechselverhältnis zwischen Güte und Intelligenz. Dies zeigt sich wiederum schon im Tierreich. Die intelligentesten Tiere: Elefanten und Hunde, sind auch die gutmütigsten, und die Bosheit der Affen ist mehr sprichwörtlich als wahr, denn sie ist nichts andres als Spieltrieb und Humor, eine Eigenschaft, die stets Güte voraussetzt. Andrerseits ist die sprichwörtliche Doppeleigenschaft „dumm und gutmütig" im Leben sehr selten anzutreffen. Ausgesprochen dumme Menschen sind niemals wirklich gutmütig. Wie wäre das auch möglich? Sie sehen viel zu wenig Beziehungen, als daß sie liebevoll und gütig sein könnten, sie sind zu blind und beschränkt, um das Recht im Unrecht zu erkennen und daher andern Men-

schen Geltung einzuräumen. Auch sind sie viel zu sehr damit beschäftigt, ihre eigene Dummheit möglichst ungefährdet durchs Leben zu lotsen, als daß sie die Zeit fänden, sich um andre zu bekümmern.

Also Verstand muß man haben, sozusagen: „organischen" Verstand, der alle unsre Lebensbetätigungen durchdringt und ernährt wie das Blut unsern Körper. Verstand, um sich in die Seele der Menschen und Dinge versetzen zu können, mit denen man zu tun hat. Ein guter Tulpenzüchter braucht Verstand, um die Seele der Tulpe zu erkennen, um auf ihre Wachstumsbedingungen, ihre Liebhabereien und Eigenheiten richtig eingehen zu können, ein guter Tischler braucht ganz denselben Verstand, um die Seele des Materials zu erfassen, das er zu bearbeiten hat; und wenn wir diesen Verstand auf die Menschen anwenden, mit denen wir verkehren, wenn wir ihren Idiosynkrasien und Besonderheiten, ihren Wünschen und Befürchtungen verständnisvoll entgegenkommen wie ein kluger Arzt oder Lehrer, ja, wenn man will, sogar wie eine Art Irrenwärter: dann haben wir Takt.

Nun kommen wir aber zu einer zweiten, weitaus wichtigeren Feststellung. Alles, was unsre Entwicklung, im Großen wie im Kleinen, irgendwie vorwärts treibt, beruht immer auf irgend einer groben Taktlosigkeit. Taktlosigkeit ist das schöpferische Prinzip in der Geschichte der Menschheit. Taktlos ist an sich schon jede neue Erkenntnis. Die Menschen sind zufrieden, heiter und glücklich mit ihrem Besitzstand wohlerprobter, festgesicherter Wahrheiten. Da kommt plötzlich Einer und wirft diese Wahrheiten um. Man pflegt solche Personen nach ihrem Tode Genies zu nennen. Ihre Mission ist: Unruhe und Mißtrauen zu verbreiten. Sie machen das Leben, das man eben noch mittels Tabellen und Systemen eingefangen zu haben glaubte, neuerdings zu einer aufreizenden, unentwirrbaren, verhängnisvollen Angelegenheit. Ihre scharfen Fragen dringen durch die Lücken und Risse der geistigen Schicht, auf der wir so behaglich wohnen, lockern sie auf, verwittern sie, spalten sie auseinander. Sie machen sich damit natürlich sehr unbeliebt. Sie wollen „neue Zeiten heraufführen", aber jede frühere Zeit heißt die gute alte Zeit, und mit Recht; denn das Seelenleben war damals noch einfacher, ruhiger und leichter.

Jeder schöpferische Mensch zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß er keinerlei Rücksichten nimmt. Er spricht unbekümmert alle Beobachtungen und Entdeckungen aus, die er gemacht hat, ohne ängstlich zu erwägen, ob dies andern und ihm selber peinlich und unangenehm sein könnte. Er decouvriert. Ohne Schamgefühl. Nach rechts und links. Nach allen Seiten. Sich, die Mitmenschen, alle toten und lebendigen Dinge, mit denen er zusammentrifft. Er erörtert Fragen, über die die Menschen niemals zu sprechen pflegen, wie wenn sie einen geheimen Kontrakt geschlossen hätten, diese Dinge ein für allemal nicht zu berühren. Er aber bricht diesen

Kontrakt, belästigt jedermann und führt lärmende, exaltierte Reden, die niemand von ihm verlangt hat. Das ist taktlos.

Die ersten impressionistischen Bilder, zum Beispiel, waren ungeheure Taktlosigkeiten. Die Menschen haben es auch sogleich empfunden. Sie prallten entsetzt und erbittert zurück, sie riefen nach der Polizei, sie drohten mit Stöcken und Regenschirmen. Was erboste sie so? Die Sujets können es nicht gewesen sein, die waren so harmlos wie nur irgend möglich: eine Baumgruppe, eine Mandolinenspielerin, ein Bund Spargel und dergleichen. Es war die ungeheure Frechheit, anders zu sehen: wirre Farbenflecke auf die Leinwand zu schleudern, wo man schöne saubere Konturen erwartet hatte, und aus der Palette grade jene Farben zu wählen, die das Auge reizten oder ermüdeten. Und darum sollte man immer aufhorchen, wenn in der Kunst irgendeine empörende Taktlosigkeit begangen wird. Es kann ja natürlich auch eine bloße Ungezogenheit ein, aber man ist verpflichtet, der Sache nachzugehen. Man darf sich nicht durch Schwindler und Narren den Blick verwirren lassen. Es könnte eine neue Kunstrichtung — zum Beispiel: der Expressionismus — lauter Betrüger und Impotente zu Vertretern haben und dabei doch einen neuen Abschnitt in der Entwicklung des menschlichen Sehens bedeuten. Es ist ganz so wie in der Schule. Die Schüler, mit denen der Lehrer unzufrieden ist, sind zu neun Zehnteln wirkliche Taugenichtse und Dummköpfe, aber das Talent der Klasse befindet sich bestimmt unter diesen und niemals unter den Braven. Die Braven sind einmal auf jeden Fall nichts wert.

Um sich die prinzipielle Taktlosigkeit aller Kunst klarzumachen, erwäge man einmal, ob es irgend eine bedeutende Dichtung gibt, in der nicht eine Unmenge von „Unerquicklichkeiten" vorkommen. Der eine Shakespeare ist ein unerschöpfliches Arsenal von Bemerkungen und Beobachtungen, die, in der guten Gesellschaft zur Sprache gebracht, den Sprecher sofort für immer unmöglich machen würden. Hamlet und Tasso, die Genies, benehmen sich fast ununterbrochen taktlos, während ihre Gegenspieler Polonius und Antonio durchaus taktvolle Menschen sind. Die Wahrheitsfanatiker bei Ibsen: Brand, Stockmann, Gregers Werle sind als außerordentlich taktlose Persönlichkeiten gekennzeichnet, in der vollen Absicht, die Taktlosigkeit darzutun, die in jeder Wahrheit liegt. Wehe also dem taktvollen Dichter, Denker, Glaubenslehrer! Er hat mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen. Er hat uns nichts zu sagen. Er wird uns niemals in irgend etwas weiterbringen. Er ist ein lebendig Toter.

Wollten wir also das Gesagte zum Schluß in einer kleinen, verständlichen, überallhin leicht mitzunehmenden Moralsentenz zusammenfassen, so würde diese lauten: Mensch, sei taktvoll in allen unwesentlichen Dingen des kleinen Lebens und der Stunde, und sei ungeheuer taktlos in allen Dingen, die dir wirklich wichtig sind!

Karl Kraus von Berthold Viertel

Vorwort

Die Volkszählung hat ergeben, daß Wien 2 030 834 Einwohner hat. Nämlich 2 030 833 Seelen und mich." Indem mir dieses Rechenexempel des Karl Kraus durch den Kopf geht, erschrecke ich vor den achtzehn Jahren der ‚Fackel', einer wiener Zeitschrift. Ich sehe die Schrift aus der Zeit treten und sich ihr gegenüberstellen. Durch die Zeit geht ein Bruch; wer entkäme ihrer unheilbaren Zerstückelung? In der Schrift ist Zusammenhang; ihre einzelnen Buchstaben verbindet ein starker Zug und prägt sie zum Charakter. Und ob sie sich auch sträube dagegen: die Zeit entgeht nicht völlig der einigenden Kraft der Schrift. Was dem wilden Xerxes nicht gelang: ein empörtes Meer in Ketten zu legen, gelingt auch einem Heerführer der Worte nicht. Aber der herrische Geist hebt sich aus dem Chaos noch hervor und wirkt auf stillere Tage, die kommen werden.

Diese einzige Erscheinung zwingt mich, sie furchtlos zu ehren. Ich war in den achtzehn Jahren nicht immer bei Karl Kraus gewesen. Wie viele Ueberraschungen hatte dieser leidenschaftliche Geist, als er sich entwickelte, dem Jüngeren geboten! Wie bewegte er sich im Zickzack der Widersprüche; oder schien nicht von der Stelle zu rücken, während wir zu laufen glaubten! Heute aber überrascht mich an ihm nichts so sehr wie die überlegene Deutlichkeit des innern Zusammenhanges. Und daß mein Weg so sicher zu ihm zurückgeführt hat! Nur der eine große Widerspruch blieb übrig, der mit diesem Menschen in die Welt gekommen zu sein scheint; oder den die Welt in diesem Menschen ohne Ende erregt. Aber es ist der uralte Widerspruch in Welt und Mensch, wenn auch in der Konstellation eines besondern Individuums und einer besondern Epoche sich entfaltend. Daß Karl Kraus ein Widerspruchsgeist ist, scheint mir heute nur noch zu bedeuten, daß er ein Geist ist.

Ich will sofort gestehen: nichts hat mich in der Uebereinstimmung mit meinem Original so sehr gefördert wie die Entschiedenheit, mit der ich seiner Fragestellung, seinem Entweder-Oder widersprochen hatte. Ich bin darauf gefaßt, diesen Gegensatz wieder aufzunehmen, auf höherer Ebene, mit der Möglichkeit einer noch tiefern Uebereinstimmung. Die Anhängerschaft des Knaben dereinst war ein Vorgefühl gewesen, sicher, aber noch unerprobt durch die Wirklichkeit. Später kam ich dem Menschen Karl Kraus nahe, dem Patienten seiner Gaben, dem tyrannischen Formwillen und zugleich dem widerspänstigen, teuflischen Material, aus dem er formte. Jede häßliche oder komische Einzelheit wuchs von seiner Berührung übergroß und verstellte den Horizont der Tage. Ich sah einen Gebannten und glaubte, dem Bann entweichen zu können, indem ich die Welt umso zärtlicher suchte. Es mußte doch eine Art geben, die Menschen unbedenklicher zu lieben! Der Wunsch

nach Güte mußte es leichter haben, die Schönheit sollte milder und üppiger gedeihen — als bei dem puritanischen, kampfverhärteten Opponenten und Satiriker! War es nicht das Recht der Jugend, den streng Bannenden seinem Bann zu überlassen und den Verheißungen der Zeit zu folgen? Selbst auf die Suche zu gehen?

Vielleicht hatte ich damals schon Karl Kraus gekannt, jedenfalls aber nicht die Zeit, mit der er rang. Und es blieb mir die Einsicht nicht erspart, daß ich, als ich vor Karl Kraus geflohen war, eigentlich nur das überscharfe Spiegelbild der Epoche und ihres Menschentums geflohen hatte, das in solcher Nähe vom Spiegel zurückschrecken mußte. Als nun aber die ersehnte Wirklichkeit zwischen mir und dem Spiegel lag, belehrte mich diese Distanz eines Besseren. Ich schaute hinüber und sah erst jetzt wieder das ganze Bild. Die Ueber- und Unterwerte des Persönlichen einigten sich da drüben zum Gleichmaß einer Persönlichkeit. Sie trug, zur Bedeutung zusammengeballt, meine eigenen Züge: die des hoffenden, liebenden, gläubigen Menschen. Und indem ich mich jetzt dem Werk wieder zuwandte, lernte der Mann verstehen, was der Knabe gefühlt hatte, und die heftigen Schwankungen der Empfindung beruhigten sich zur Gewißheit des Wertes.

Vieles freilich hat diese Zeit dazu getan, daß einer das scheinbar Altbekannte neu erfasse! Diese Zeit gibt Distanz. Hat sie doch eine Kluft eingeschaltet, welche unser aller Leben in zwei rätselhaft ungleiche Stücke auseinanderreißt. Jenes Wien, das uns so schmeichelnd umgeben hatte, liegt heute — wo? In einem Hinterland. Wer uns verläßt, um ein Wiener in Wien — im schönen Wien! — zu sein, hat uns verlassen; und ist in eine unwiederbringliche Vergangenheit zurückentwichen, wie ein Gespenst, das ins Reich der Schatten heimkehrt. Und wenn wir uns vorstellen, daß auch wir nach Wien heimkehren werden — so sehr wir es wünschen, wissen wir doch nicht, ob wir es hoffen oder fürchten sollen. Der unwahrscheinliche Ort, wo wir jetzt stehen, ist der Schnittpunkt zweier entgegengesetzter Bewegungen; zweier kontradiktorischer Blicklinien — oder vielmehr: hier scheint die Zeit gleichzeitig vorwärts und rückwärts zu laufen. Da weiß Keiner, wohin er gelangen wird. Keiner weiß, was ihm bestimmt ist; ob er, indem er jetzt lebt, der Vergangenheit oder der Zukunft angehört. Sonst pflegte man wohl in den Tag hineinzuleben — jetzt treibt es übergewaltig aus dem Tag hinaus, und auch in den Jahren ist kein Verweilen mehr. Man versuche, sich am geistigen Himmel zu orientieren! Vergebens. Der Rauch, der vom vergossenen Blut aufsteigt, verdunkelt ihn. Und die bewährtesten Zeichendeuter sind durch die doppelsinnige Bewegung der verhexten Zeit drehkrank geworden. Sie taumeln, es reißt sie hierhin, dorthin. Die Gewissenhaftesten, also Vorsichtigsten sind bestrebt, stehen zu bleiben, wo sie grade standen, als der Boden unter ihren Füßen ins Rollen geriet.

Der Eine, den ich betrachte, Karl Kraus, scheint mir nun mit ganz besonderer Kraft und Zuverlässigkeit gegen die Zeit gestellt zu sein. Nicht, daß er sich seine neue und kunstreiche Kunstform schuf — aus dem sprödesten Material, dem häßlichsten Stimmengewirr der Zeit und der Reflexion des Einzelnen, welche diese Mißform herrisch durchdringt und prägt —, macht ihn einzig. Es gibt neben ihm Künstler, deren Werk bleiben wird. Aber sein Denken, das den Kampf nicht aufgibt und den Halt nicht verliert, wo das Leben so grauenhaft leidet und schwindet, offenbart jetzt seine heilende und tröstende Mission. Es müssen nicht alle Begabungen aufzugeben sein, die im Kriegs-Chaos, diesem Interregnum der Notwehr, zweifelhaft wurden. Mancher wirkt freilich gespenstisch, indem er auch weiterhin, der Kulturträger, die Gebärde des gewichtigen Tragens macht — da ihm doch sein Pack abhanden kam, da er doch nur noch eine Leere schleppt. Auch das Hinterland des Geistes wird gut daran tun, Verlustlisten anzulegen. Karl Kraus aber trägt unbeirrt seinen Widerspruch mitten in unsre Tage hinein — und Viele sehen erst jetzt, wie schwer die Last ist, wie leicht und sicher er sie schultert. Wir haben Erfahrungen ohne gleichen gemacht; wir haben erlebt, was wir uns nie hätten träumen lassen. Aber grade das scheint der Satiriker bei hellichter Sonne vorhergesehen zu haben. Der Schatten, den der Krieg zurückwirft, wird von der „Fackel" plötzlich so grell erleuchtet, daß es manchen Blick hinzwingt. Was jener längst sagte, enthüllt erst heute für manchen schmerzlich Ueberprüfenden den ganzen furchtbaren Sinn. Aber wird nicht hinter den blutigen Taten und blutigen Opfern ein andrer, ein beglückender Sinn auftauchen? Ich weiß es nicht und hoffe es, wie jeder lebende Mensch. Und ich müßte einen Witzbold grenzenlos verabscheuen, der im gesicherten Hinterhalt an den Härten, welche andre erdulden, seine Munterkeit wetzte. Aber nur wer Karl Kraus nicht als den restlos Verzehrten seiner Fragwürdigkeit erkennt, mag ihn mit einem Kriegsgewinner des Geistes verwechseln, der an der Fragwürdigkeit der Zeit verdient, ohne tieferes Verdienst! Ginge uns seine Frage nur nicht so innig an! Wäre es nur nicht unser Aller bohrende Frage! Wäre das Wehtun seines Witzes nicht so kräftigend! Die geistige Notwehr des Einzelnen mitten in der Notwehr einer Weltminderheit gegen eine Welt!

Wäre nur nicht der Stern Europas so lichtlos hinter dem gigantischen Berg des Beklagenswerten versunken! Erblickte man doch ein Ziel über den Zwecken der Politik und der Wirtschaft! Hätte nur von allen Errungenschaften des Wissens, Könnens und Lebens, welche die Kinder der Zeit als ihren Ruhm ausposaunten, ein geistiger Rest sich als so dauerhaft bewährt wie der Widerspruch eines Widerspruchsgeistes! Nein, wir wissen noch nicht, welche Flecken der Menschheit die Ströme des Blutes — ein Niagarafall von Blut! — hinweggewaschen haben werden, wenn

sie erst abgeschlossen sind. Sollten wir deshalb weniger bereit sein, an der Reinigung der öffentlichen Begriffe teilzuhaben, welche ein Züchtiger mit dem Worte durchführt, indem er die strengste Selbstzucht übt? Mag man immerhin heute keinen Wert gelten lassen, neben der Selbstaufopferung des Mutigen, der mit dem Leibe kämpft und sein einzelnes, einziges Leben einsetzt — neben dem unerhörten Opfer, dem unausdenkbaren Martyrium der Völker. Aber kein Sieg erstickt die tausendfache Frage, die jeden sofort anfällt, den die äußern Ereignisse für einen Augenblick mit sich allein lassen. Und wie an den Fronten er, der am besten kämpft, so ist uns im Hinterlande jener Andre unentbehrlich geworden, der am besten fragt! Allzu selten wurde solche Kunst der Frage: die bereitwillige Ja-Sagerei schoß überall üppig ins Kraut. Jenes Ja grassiert, das keine Antwort ist. So will ich freudig einen Eigensinnigen ehren, der in der Zeit, die vom Wortbruch der Könige gekennzeichnet wird, sein einzelnes Wort gehalten und hochgehalten hat.

Es gehört wohl zum Wesen des Satirikers von Rang, daß ein Weltgericht wie dieser Krieg uns schärfer auf ihn einstellt. Und von Ostgalizien her hebt sich die Apokalypse Wiens — die Apokalypse einer urbs des Friedens von gestern — als eine überhelle Fata morgana gegen einen unvergleichlich dunklen Hintergrund ab. Scheiden uns von dieser damaligen Welt wirklich nur drei Jahre? Es läßt sich nicht abschätzen. Denn die Zeit verläuft nicht mehr in continuo, es geht ein Sprung durch die Zeit. Die Zeit bewegt sich doppelsinnig, wir werden plötzlich wieder sein, wo wir waren. Und ich werde, indem ich das Beispiel Karl Kraus betrachte, über vergangene Zukünftigkeiten sprechen, zugleich über zukünftige Vergangenheiten. Das bedeutet, daß er steht, wo wir standen, wo wir stehen, wo wir stehen werden.

Opernregie von Wilhelm von Scholz

Man kann bei der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Opernaufführungen feststellen, daß allein die Musik zu ihrem vollen Recht kommt. Das Orchester und die Sänger sind nicht nur im Gesang, was ja selbstverständlich ist, sondern auch in jeder Bewegung, in Gang und Gebärde auf einander abgestimmt, jede musikalische Figur spiegelt sich im Rhythmus der Gestalten auf der Bühne, jede Stimmung im Orchester drückt sich in ihrem Mienenspiel aus; sie sind wie Marionetten, die an den Fäden der Musik hängen. Die Spielleitung der Oper hat — abgesehen von bildhaft-wirksamer Gestaltung und sinnlicher Belebung der Szene, die kaum über das Arrangement hinauszugehen braucht — ihre Aufgabe fast allein darin, diese Einheit und Harmonie zwischen Orchester und Spiel auf der Bühne möglichst lückenlos zu erreichen;

und ist befriedigt, wenn sie sie erreicht hat. Die innerliche und äußerliche Menschendarstellung, die dramatisch-plastische Herausarbeitung der Handlung wird nicht gefordert und nicht geübt (wobei bedeutende Ausnahmen wie die Tätigkeit des verstorbenen Emil Gerhäuser grade durch ihre Vereinzeltheit die Regel nur bestätigen). Schauspielerische Fähigkeiten sprechen bei der Anstellung eines Sängers fast garnicht mit. Was wir da und dort in der Oper an wirklicher Menschengestaltung sehen — mal eine Carmen, einen lebensvoll-wahren, humoristischen Barbier von Bagdad, einen Wotan, Sachs, Osmin, eine Leonore, einen Figaro, die nicht nur musikalisch gut sind, sondern auch menschlich überzeugen — das sind fast immer unbeabsichtigte Glückszufälle, unverlangte Genüsse, auf die niemand einen Anspruch hat, und für die man meist nur dem einzelnen Darsteller, seiner Begabung, seinem künstlerischen Wollen Dank schuldet; nicht, wie es schließlich letzten Endes doch im Schauspiel der Fall ist: dem Willen der Institution, der Gesamterscheinung Theater, der künstlerischen Leitung, die beim Schauspiel allein nach den darstellerischen Fähigkeiten die Personen auswählt, die diese darstellerischen Fähigkeiten zu entwickeln, zu steigern, in richtige Bahnen zu leiten sucht. Wer sich auf die Bühne zu stellen und auf ihr zu gehen, mit vier bis fünf typischen Gesten sich zu bewegen und dazu mit schöner, ausgebildeter Stimme zu singen vermag, der hat alles, was im allgemeinen bei uns für einen Opernsänger notwendig ist. Ein Theaterfreund sagte mir einmal: „Es erscheint mir als das schlechthin Kindliche am Publikum, daß es sich in der Oper immer noch menschliche Handlungen vorspielen und seine Sänger in den bunten Lappen der Komödie auftreten läßt, wo es doch nicht im mindesten verlangt, daß durchgehends auch nur halbwegs überzeugend gespielt wird, wo es doch nur gesungen haben will."

Es fragt sich nun, ob man sich mit diesem Zustand in der Oper abfinden oder ihn zu ändern streben soll. Die Antwort kann meines Erachtens nicht zweifelhaft sein: gute menschlich-seelische Darstellung, Gestaltung von Menschen, deren Erleben ergreift, sollte auch in der Oper nicht die freiwillige Gabe einzelner Talente, sondern das höchste Ziel jeder Spielleitung sein. Sei es auch! werden mir viele Opernregisseure entgegnen. Umso merkwürdiger ist, daß dies Ziel mit verschwindend wenigen Ausnahmen nicht nur nicht erreicht wird, sondern daß in der Breite nicht einmal ein Wille zu diesem Ziel an den Leistungen irgend erkennbar und sichtbar ist. Schuld daran mag sein, daß sich die menschliche Trägheit immer sehr rasch lediglich auf das Verlangte einstellt, daß die Schwierigkeiten, welche in dem vielfältigen Apparat der Oper, in der von ihm bedingten geringern Beweglichkeit der Sänger liegen, manche Kraft bald erlahmen lassen.

Aber der tiefste Grund für die gerügte künstlerische Unvollkommenheit unsrer Opernregie ist ein andrer, der nicht in den

Personen, sondern in der Sache liegt. Es wird heute bei der Oper ein Zustand als gültig angenommen, in welchem die rein musikalische Regie — deren Aufgabe eben das Hineintragen des lediglich der Musik gemäßen Ausdrucks in alles und jedes ist — längst weit die Grenzen überschritten hat, die ihr zur wahren Vollendung des musikalischen Bühnenkunstwerks innezuhalten höchst notwendig wäre. Sie übertreibt die sklavische Abhängigkeit jedes Schrittes, jeder Gebärde auf der Bühne vom Orchester bis zur Lächerlichkeit — für jeden unbefangenen oder von der Konvention unbeirrten kritischen Blick. Kein Gang, keine Geste, die nicht im Takt der grade erschallenden Musik wäre; kein Auffahren, kein Zusammenzucken kommt aus der Gestalt, aus ihrem Gefühl — nur aus dem Orchester. Ein plumper, für die naivsten Gemüter faßlicher, reiner Parallelismus wird durchgeführt, statt der wundervollen seelisch-rhythmischen Beziehungen, die zwischen Orchester und Spiel möglich sind. Und sicher ist, daß man einem Opernspielleiter, der sie herauszuarbeiten sucht und die schablonenhafte Einstellung von Orchester und Bühne absichtlich in eine höhere Einheit zu verwandeln strebt, zunächst befremdet gegenüberstehen wird. Man darf aber nicht übersehen, daß Menschendarstellung, Darstellung der Leidenschaften, der Gefühlsmomente in überzeugender Weise nur möglich ist, wenn eine höhere rhythmische Beziehung zwischen Musik und Spiel eintritt, wie sie, um einen sinnfälligen und vielleicht nicht ganz hinkenden Vergleich zu gebrauchen, die einzelnen Glieder des Tänzers zu einander haben — eine Beziehung, die dafür Raum läßt, daß das Seelische nicht unmittelbar aus dem Orchester in das Ausdrucksspiel übergeht, wodurch die unbeseelte Marionette entsteht, sondern erst auf dem Wege durch die Seele der Gestalten zum Ausdruck wird. Mir scheint, daß die moderne Oper diese Art der Regie gradezu gebieterisch verlangt, daß, was bei einer Oper alten Stils angehen mag, hier mit klarster künstlerischer Absicht vermieden werden muß.

Das reine Spiel auf den Takt — ganz abgesehen davon, daß dem geschärften Auge und Ohr fast immer eine Inkongruenz, ein Nachklappen hier und dort erkennbar bleibt — ist stets dann falsch, wenn die Musik vor allem ein Innerliches ausdrückt. Wie im Leben und im Schauspiel die Gebärde, als das primitivere, unwillkürlichere Ausdrucksmittel, dem Wort vorangehen muß, so geht ohne Zweifel der seelische Akt, Gefühl, Empfinden, Vorstellung, Wille, kurz all das, was die moderne Musik jedenfalls als Wichtigstes und am stärksten zu geben strebt, auch noch der Gebärde voran, wenn auch nur um Bruchteile von Sekunden. Es gilt, die Beziehung beider zu finden. Die Aufgabe kann nicht sein, statt dieser rhythmischen Beziehung eine falsche Gleichzeitigkeit zu setzen.

Ich will ein Beispiel geben, das primitiv, aber ohne Kenntnis des Werkes verständlich ist. In der sehr ernst zu nehmenden neuen Oper von Zemlinsky, die Wildes ‚Florentinische Tragödie'

mit einem reichen Instrumentalgewand umhüllt, hatte ich, im Hoftheater von Stuttgart, für das erste Auftreten des Gatten und das durch sein noch unbemerktes Kommen ahnend erschreckte ehebrecherische Liebespaar ein zweimal auftauchendes kurzes, mürrisch-hartes Motiv englischer Hörner. Ich glaube, die rhythmische Anordnung des Vorgangs richtig gefunden zu haben, indem ich den Gatten kurz vor dem ersten Ertönen des Motivs am Fenster vorübergehen ließ und das scheinbar grundlose Erschrecken der beiden auf das Motiv brachte. Beim zweiten Ertönen des Motivs tritt nun Simone durch die Tür ein, und der erneute, größere Schreck, das Auseinanderfahren des Paares, folgt, ob auch fast gleichzeitig.

Ich möchte zusammenfassen: zu einer auch für künstlerische Augen und Ohren möglichen Operndarstellung, in der nicht bloß das große Talent, sondern, mitgerissen, jeder Sänger nach seinen besten Kräften Menschliches gibt — ohne das die ganze Einkleidung der Oper genannten Musikdarbietungen in dramatische Handlungen sinnlos ist — bleibt also erforderlich, daß die musikalische Regie die darstellerische Regie nicht nur neben sich duldet, sondern daß sie einen Teil ihres jetzt besetzten, zu Unrecht besetzten, Gebietes an die darstellerische — ich will, um Mißverständnisse zu vermeiden, sagen: darstellerisch-musikalische — Regie herausgibt. Diese darstellerisch-musikalische Regie muß aus Dichtung und Musik zusammen den gemäßen Ausdruck finden, der, vom musikalischen Rhythmus getragen, den Gehalt der Musik in menschlich-seelischen Ausdruck verwandelt. Sie darf sich dabei nicht scheuen, was die moderne Musik uns gelehrt hat, auch die Disharmonie als Ausdrucksmittel zu verwenden, wenn sie nur durch die höhere Einheit des Ganzen gebunden und zur Harmonie zurückgeführt wird.

Deutsches Volkstheater von Alfred Polgar

Die selige Exzellenz von Stein und Presber hatte eine Freundin und einen Sekretär, die nach dem Tode ihres Patrons von der Hofgesellschaft fallen gelassen werden. Deshalb tun sie so, als ob sie Memoiren der Exzellenz in Händen hätten. Folge: die Herren und Damen bei Hofe, die werden sehr geplagt. Hat doch jeder und jede irgendwas zu verbergen, das er nicht gern schwarz auf weiß der Oeffentlichkeit übermittelt sähe. Also scharwenzelt alles um die verwaisten Günstlinge, die, in Amt und Liebe, Karriere machen. Der Einfall ist mit deutscher Gründlichkeit behandelt. Was das heißt, davon wissen die Feinde ein Lied zu singen. Eine Figur und eine Szene sind nett geraten: der alte grundbrave Aktuarius, dem eine harmlose Ueberschreitung seines Gemüse-Bezugsrechtes die Seele drückt: im Hinblick auf die schrecklichen Memoiren, die das nun wohl auch ans Tageslicht bringen werden. Allerdings spielt den Mann Herr Götz; und gibt ihm in seiner lieben Art die Weichheit und Gottnähe eines wahrhaft kindlichen Ge-

mütes. Sonst ist in den drei strohigen, philiströsen, von preußischem Humor durchdüsterten Akten nichts zu finden, das die Wiedererweckung dieses an einem andern wiener Theater bereits begrabenen Stückes verständlich machen könnte. Die Gründe sind wohl im Geschmack des Direktors zu suchen. Er hat dem Lustspiel auch seine Talente als Regisseur zugewandt; und die Hofgesellschaft, die er sich entfalten ließ, wirkte allerdings ulkig genug. Als Freundin der seligen Exzellenz trug Fräulein Christophersen dauernd eine verzwickte, maskenstarr ins Gesicht geklemmte Frohsinnsmiene zur Schau. Das Wort: quietschvergnügt scheint für sie erfunden.

*

An der gleichen Bühne: ‚Der Widerspänstigen Zähmung‘, in besonderer Inszenierung durch den besondern Regisseur Alfred Halm aus Berlin. Anders als sonst in Volkstheaterköpfen malt sich in diesem Kopf die Shakespearesche Welt; und das gab der Inszenierung immerhin einigen Wert. Ihr Leitmotiv heißt: Uebermut. Auf der Bühne geht es bunt und ausgelassen her. Schlau, der betrunkene Kesselflicker, sieht, als Eintagslord, dem Spiel der Komödianten zu, sich hie und da tölpelhaft einmengend; die Schauspieler werben durch Rüpelspäße aller Art um seine Zufriedenheit und richten, das ist ein netter Einfall, ihre Monologe an ihn, so gleichsam seinem schwerfälligen Verständnis nachhelfend. Seltsam ist der prunkvolle Aufwand an Kostümen, den die fahrende Truppe sich leistet. Welch ein Fundus für eine mit ihrer Primitivität protzende Gesellschaft! Auch ein lebendiges Pferd tut mit, das stilgemäß eigentlich ein Steckenpferd oder eine über zwei Clowns gespannte Pferdehaut sein müßte. Getreu dem Theater von dazumal wird der Szenenwechsel nur durch Tafeln mit entsprechender Aufschrift angedeutet. Kurz: alles, die Kleider ausgenommen, ist von burleskester Einfachheit, von sechsmal unterstrichener Naivität und voll antiquarischer Laune. Das Ende macht der gewisse Reigen, die, von Reinhardt erfundene, hübsche Vignette zum Abschluß szenischer Bilderbücher. Der guten, an spaßigen Einfällen reichen Arbeit des Herrn Halm blieb Erfolg nicht versagt. Er brachte den Schauspielern des Volkstheaters eine ganze dolle Kiste von Humor mit, den sie gehorsam übernahmen und redlich untereinander teilten. Daß es ausgeliehener Uebermut war, der die Bühne belebte, ließ sich leider nicht verkennen. Am nettesten zog sich Herr Edthofer aus der Affäre. Seine Drolligkeiten schmeckten frisch und rochen nicht nach Plage. Auch Herr Kirschner als Lord Kesselflicker bewährte sich aus eigener komischer Kraft. Fräulein Woiwodes rauhes Kätchen war recht belanglos, das gebändigte von einer Art Humor der Resignation freundlich überschimmert. Petrucchio, der Mitgiftbewerber, Braut Nebensache: Herr Kramer. Es gelang ihm nicht recht, seinen allzusüßen Kern in rauher Schale zu verbergen. Die sieghafte Mannesstärke saß ihm wie eine künstlich zerraufte schöne Frisur: es lockte sich immer wieder. Des gezähmten Charmeurs Widerspänstigkeit.

Sorina und Judith

Georg Kaiser hat Glück. Wären zuerst „seine" Dramen aufgeführt worden, so hätte sich nach dem Erfolg der Vollständigkeitstrieb unsrer Theater, der eine Ausrede für Bequemlichkeit und Gedankenarmut ist, auch seiner sämtlichen Nebenwerke bemächtigt und ihn uns langsamer oder schneller verleidet — ihn ganz und gar, nicht bloß seine Schalheit, sondern seinen Reichtum dazu. Manche ausgepreßte Dichterzitrone weiß ein Klagelied von diesem System und unsrer Erbarmungslosigkeit zu singen. Der glückliche Kaiser dringt zu den Berlinern mit seiner schwächsten Arbeit, die schließlich doch nicht schwach genug ist, um das Interesse für seine Bühnenzukunft zu mindern. Er wird in der Schätzung von unten nach oben steigen und später noch einmal dem Zensor danken, der ihn während des Krieges durch Verbote erbittert, und an dem er sich mit der ‚Sorina' . . . Er erklärt selbst: Dies Stück ist die mögliche Rache, die ich am Zensor nehme! Es ist eher eine unmögliche Rache, nämlich als Rache unmöglich. Welcher deutsche Zensor könnte wohl sich, welchen könnte die deutsche Oeffentlichkeit in diesem Russen getroffen glauben, der ein Lump der unappetitlichsten Sorte ist! Faul und feil, dumm und geil, roh und erpresserisch, machtgeschwollen und unbedenklich bereit, den ‚Kindermord', den er dem Dichter Barin verboten hat, weil eine Rolle für die Sorina darin ist und niemand ihr nahekommen soll, unter seinem eigenen Namen spielen zu lassen, um drei Wochen lang mit dem schönen Mädchen proben zu dürfen. Dazu muß der Verfasser, der ja nicht tot ist, totgesagt werden; und das unternimmt des Zensors Frau Potiphar, um drei Wochen lang mit dem schönen Jüngling . . . Also an Fäden mangelt es nicht. Wie der Knoten durchhauen werden wird, ist von Anfang an offenkundig: Jugend findet zu Jugend und prellt das lüsterne Alter. Eine Lösung, so selbstverständlich und dagewesen, daß dem Autor nicht einmal eine Pointe, ein Unterschriftsschnörkel von unverwechselbarer Besonderheit eingefallen ist; nachdem er schon bei dem Versuch zur Entwirrung der Fäden sich grade nicht überanstrengt hatte. Man hätte ihm raten mögen, statt der Klassiker der Komödie, die er von Kleist über Gogol bis Shaw am Schnürchen hat, nichts weiter als den ‚Raub der Sabinerinnen' und den immer wieder zu studieren. Da ist zu lernen — wenn es zu lernen ist! —, wie man Motive nicht nur entdeckt und herumhetzt, sondern kuppelt und gattet, bis sie fortzeugend neue gebären, wie man noch Enkeln und Urenkeln keine Ruhe gibt, bis die Gefahr der Inzucht durch den Schlußpunkt des Schwanks beseitigt wird. Kaiser wird ungefähr in der Mitte matt. Bis dahin hat er beschwingt geatmet — jetzt keucht und japst er. Unser Gelächter ist, in Erinnerung an den vergnügten Anfang, früher da als ein Anlaß. Wir spüren, wie uns die Lachfalten um den Mund allmählich zur Grimasse erstarren. Liegts wirklich an Kaisers versiechender Witterung für die Schlagkraft der einzelnen Situation, für die Ergiebigkeit einer Figur, für die Lustigkeitsdichte des Dialogs? Zum Teil gewiß. Aber entscheidend ist doch wohl der andre Teil. Es gibt Satiren, die daran scheitern, daß uns der Gegen-

stand der Satire allzu sympathisch wird. Diese scheitert daran, daß der Zensor zu spaßlos widerlich ist. Ein bißchen verliebt muß man selbst in Komödiengestalten sein, die gebührend abgestraft werden. Kein passendes Beispiel wäre Falstaff, der gewaltiger Laster voll ist, aber ein Prachtexemplar, unsrer Zärtlichkeit würdig und bei der Verstoßung unsres ernstlichen Mitleids sicher. Ein Beispiel ist der Dorfrichter Adam, ein Schuft ohne eine einzige gute Eigenschaft, dems trotzdem die Hände zu reichen den Reinen nicht schauern würde, ja über den man sich herzlich freut. Mit Barsukoff will man nichts zu tun haben, wenn man Kaisers Komödie liest. Daß es auf der Bühne so blieb, war die Schwäche der Aufführung. Eine unnötige Schwäche. Denn auch auf den Umgang mit Barsukoffs Frau von einigen vierzig Jahren verzichtet der Leser. Aber dann sieht er Ilka Grüning. Wie sie im Morgenrock zum Bade schreitet, mit Eimer und Pinsel bewehrt, weil dem Badezimmer die Wanne fehlt; wie sie im Bademantel das Amtszimmer wieder betritt und den Dichter erblickt; wie sie vom coup de foudre getroffen wird, die Verpflichtung fühlt, sich ihres Aufzugs zu schämen, und langsam losschreit; wie sie ihn, ihren „wilden Liebling", mittags um Zwölf erwartet, mit Geträller herumstolzierend, ein krachseibelnes, dunkelrot kariertes Festtagsgewand um die schwellenden Glieder und ein verwegen grünes Bändchen im falschen Wilhelm; wie sie den armen Kurt Götz — einen Dichter, dem man ein Kunstwerk zutrauen könnte — in die Sofa-Ecke schmeißt und sich auf ihn; wie sie ihn unter Küssen begräbt, bis zwar nicht ihr, aber ihm und uns kreischenden Zeugen die Puste ausgeht: in alledem wird eine jäh entzündete alte Schraube auf die erstaunlichste Weise um ihre Ekligkeit gebracht und fast doch noch der Liebeskonkurrenz fähig gemacht. Nur Eines begriff ich nicht: daß Mastridia und ihre Umgebung das Deutsch des Generals Kantschukoff von Suppé radebrechte. Warum hat man dann neulich bei Shaw nicht halb Englisch gespuckt?

*

Von Georg Kaisers Dramen, die diese ‚Sorina' weit übertreffen (und die wir hier nächstens einmal näher betrachten werden), heißt eines: Die jüdische Witwe. Judith. Zwölfjährig. Durch die Verheiratung mit Manasse, aus der keine Ehe wird, mannswütig. Immer mannswütiger, da die Männer teils nicht verstehen, teils durch die Belagerung entkräftet sind. Verzweifelt rennt sie endlich zu den Assyrern hinüber. Holofernes wäre bereit; aber der junge Nebukadnezar gefällt ihr besser. Ihm zuliebe schlägt sie den Feldherrn tot, aber damit leider auch König und Heer in die Flucht. Betrübt kehrt sie heim, wo sie stürmisch gefeiert wird und gar zur Heiligen, zu einer Art Nonne geweiht werden soll. Da erbarmt sich ihrer bei der Zeremonie der Hohepriester hinter dem Vorhang, noch bevor er zum letzten Male gefallen ist. Durch einen dünnern Vorhang von Lachtränen sieht der Leser solcher fünf Akte die Buchstaben tanzen und wundert sich nicht, daß eine Travestie auf die Bibel dem Deutschen Theater verboten ist. Aber die unverbotene Travestie auf Hebbels Tragödie sollte es dieser vorziehen. Nestroys Respektvestie auf Hebbels Tragödie sollte es dieser selbst vorziehen. Nestroys Respektlosigkeit ist imposant und ist nicht bloße Unverschämtheit. Wenn sati-

rische Tiefblicke in die innersten Eingeweide eines Dichters ihn töten könnten, dann müßte Hebbel oder doch seine „Judith‘ schon seit Jahrzehnten tot sein. Daß beide noch leben, daß sie diese Parodie überlebt haben, spricht für ihre, aber nicht gegen Nestroys Stärke, der es verschmähte, sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Hebbel selbst verkennt „durchaus nicht sein gesundes Naturell“. Für uns heißt das so viel, daß Nestroy das schärfste Ohr für klingende Phrasen, für geschraubten Ernst und verstiegene Gewichtigkeit hat. Was ist Holofernes denn Großes? fragt er, und sobald diese Frage gestellt wird, ists mit seiner Größe allerdings aus. Es ist ein Triumph für Nestroy und die beste Rechtfertigung seiner Satire, daß er die Tiraden des Holofernes garnicht immer zu persiflieren braucht, sondern manche wörtlich aus Hebbels Text übernehmen kann, ohne daß man einen Unterschied merkt und zu lachen aufhört. Erst in Bethulien hört man zu lachen auf, und auch das ist lehrreich. Satire ist die Bundesgenossin der Kritik, ist selber Kritik und die fruchtbarste. Was vor der Kritik besteht, ist kein Objekt der Satire. Die Szenen in Bethulien, die Szenen nagender Hungersnot und entmenschter Verzweiflung, mit ihrer Fülle der Gesichte und ihrem fieberhaft gespannten Ton, sind Meisterstücke; also prallt selbst Nestroys Witz an ihnen ab. Aber er trifft da wieder ins Schwarze, wo der Größenwahn der Judith und die Gottähnlichkeit des Holofernes Funkenschlagen mit einander spielen. Seitdem Nestroy diese haarspalterischen Satzungetüme verhöhnt hat, bleibt man vor Hebbel nicht mehr durchweg feierlich. Im Deutschen Zyklus des Deutschen Theaters — der sich das Leben leicht macht, indem er die alte Aufführung mit einigen Verschlechterungen herunterspielt, statt etwa die ‚Nibelungen‘ zum ersten Mal auf die berliner Bühne zu stellen — hier also scheint es Wegener genau so zu gehn wie den Nestroy-Kennern. Welche altassyrische Melodie summt er denn stilgerecht da vor sich hin? „Drüben hinterm Dorfe steht ein Leiermann.“ Dafür ist er ein paar Minuten später tot. „Ich war nur noch ein Krampf“, berichtet Judith ihrer Mirza (Frau Herminen Körner, die man endlich einmal loben muß; weil sie ins Schauspielhaus hinüberwechselt). Es ist dicht vorm Schluß. Aber Fräulein Fein ist Krampf von Anfang bis zu Ende, Exaltiertheit ohne Pause, nie Ekstase. Aus der linken Hand, die sie fast immer so hält, wie man eine Geige hält — Gelenk gekrümmt, im rechten Winkel, und die Finger weit gespreizt, als wollten sie die Saiten greifen — wandert ihr der Krampf durch Arm und Schulter ins Gesicht, und im Gesicht vom Unterkiefer bis zur Stirn. Die Lippen werden hochgeplustert, daß man einen aufgeblähten Frosch zu sehen meint, oder, wenn sie spricht, schreit, tremolierend singt, nach ältester Methode deklamiert, zitternd und bebend bis zum Ohr gezogen. Dieses Fräulein ist ein Arsenal von schönen Mitteln, welche wahllos und instinktlos in die Luft verpiffpafft werden. Das Geschenk des Himmels, kein heroisch Riesenweib zu sein, entwertet diese zarte Heldenjungfrau dadurch, daß sie, auch von jedem Kunstverstand gemieden, die Genossinnen an Unnatur um viele Längen schlägt. Hebbels „Judith‘ gehört ins Literaturmuseum, Fräulein Feins Judith in die Schreckenskammer der Theatergeschichte.

Geistliche Bäume von Heinrich Eduard Jacob

Aus dem hell zärtlichen Buchenlaub tauchend, begegneten mir sechs mönchische Tannen. In ihren schwarzgrünen Ordenskleidern standen sie feierlich aufgerichtet, um in den wohlgeschwätzigen Kreis riesig das Schweigen des Glaubens zu halten.

Heilige Ritter dachten sie Gott. Die Ueppigkeit des Vogelgesanges fiel ab in Wellen von ihrer Brust. Das laute Leuchten des Nachmittags zerfloß an dem kirchlichen Bild ihrer Nadeln. Nie klomm die Welt wie ein Eichhörnchen rot ihnen neckend die Glieder empor. Mit Kreuzen und Lanzen klein gewirkt, war ihr Gewand bis zum Haupte besät; nichts Weiches noch Weibliches gab es daran. Dauernd und wandellos dachten sie Gott.

Ich setzte mich unter ihren Stamm. Luft, die ich einsog, war kalt hier und streng. Grün floß ein Wind wie aus Gletscherwassern. Wohl war kein Donnern in Felsen zu hören, aber der ernste, entsäubernde Duft umwirkte mir wundertätig die Schläfe. Das geistliche Silber, zu Hauchen geballt, bestürmte mein Herz, bis es voll lief und stürzte. Unzählige Hände streckten sich aus mit schauernder Mahnung: „Ergreife und schwöre!“ Ratlos, mit widerstrebendem Zaudern, ließ ich die meine den fordernden Bäumen und fühlte durchweht mich und aufwärtsgehoben an stachlig überweltlichem Druck: ein Zweig war mir in der Rechten geblieben.

Ich wandte ihn lange und sah ihn an. Er war einer Tanne benadeltes Kind, nicht mehr — aber ferngebietende Kraft spannte ihn spitz, entsagend und hart. Ich knöpfte ihn in mein Hemd. Ich legte, bevor ich weiterzog in die weiche Nachmittagsluft, in den von hellen Bäumen tönenden Wald, den scharfen, kalten, dunkelnden Zweig an meine klopfende nackte, im Schreiten sich bewegende Brust.

Kriegsanleihe von Vindex

Die Welt hat sich im Verlauf des Krieges an riesige Zahlen gewöhnt, und die Milliarden haben allmählich aufgehört, den Eindruck zu machen, den sie trotz alledem nach wie vor zu machen verdienen. Die Anspannung aller Mittel, die man sehr schnell als nötig erkannte, um den Krieg zu führen, hat es mit sich gebracht, daß man gleich von Anfang an die frühere Behutsamkeit in der Anforderung von Krediten entschlossen aufgab und neue Maßstäbe für die neuen Formen der Dinge handhabte. So kam es, daß Milliarden und aber Milliarden an unser Ohr klangen. Der vor kurzem vom Reichstag bewilligte Fünfzehn-Milliarden-Kredit erschien uns lediglich als ein weiterer Schritt am Leitseil der Notwendigkeit, also der Selbstverständlichkeit. Auch die zwanzig Milliarden Mark, von denen Bonar Law, der englische Schatzsekretär, als Ergebnis seiner letzten Anleihe erzählen konnte, haben uns nicht sonderlich mitgenommen; denn abgesehen davon, daß unter diesen zwanzig Milliarden nur siebzehn Milliarden „neues Geld“ waren (der Rest stammt aus dem Umtausch älterer Anleihen) — der Vergleich des Gesamtergebnisses der deutschen Kriegsanleihen mit den englischen fällt zahlenmäßig und viel-

leicht auch der innern Solidität nach noch immer sehr zu Gunsten unsrer eigenen Kriegsfinanzierung aus. Wir haben erstaunliche Kräfte auch auf diesem Gebiet entwickelt; Kräfte, die wir uns selber kaum zugetraut hätten. Nachdem wir sie aber erkannt haben, steht unsre Ueberzeugung fest, daß wir, solange der Krieg auch dauern mag, in der Kunst und in der Fähigkeit, die Mittel für ihn zu beschaffen, nicht überholt und nicht geschlagen werden können.

Mit diesem Gefühl begleitet die Oeffentlichkeit die Ausgabe unsrer sechsten Kriegsanleihe; und die Leute, auf die es ankommt, nämlich die Privatpersonen, die Geschäftsmänner und die Unternehmungen mit freien Kapitalien, werden dieses Gefühl der Sicherheit rechtfertigen. Jeder Kapitalist und Sparer, jeder Kaufmann, der in seinem Betrieb über flüssige Mittel verfügt, weiß, daß es beim gegenwärtigen Stand der Dinge nicht darauf ankommen kann, Geld oder Bankguthaben anzuhäufen, sondern daß eine solche Ansammlung gradezu Gefahren für die Zukunft mit sich bringt. Denn je mehr freie Geldbeträge jetzt dem Reiche zur Kriegsführung als Darlehn hingegeben werden, umso kraftvoller und wirksamer kann der Krieg geführt und desto schneller sein erfolgreiches Ende nahegebracht werden. Zögern aber Viele, ihr Geld in Kriegsanleihe anzulegen, so setzen sie sich bei der dann zu befürchtenden längern Dauer des Krieges dem Risiko der allmählichen Entwertung ihres nicht aus Kriegsanleihe bestehenden Vermögens aus: denn die Geldwertminderung würde sichere Fortschritte machen, der Zinsfuß ständig sinken und industrielle Werte ebenso wie Hypotheken und Pfandbriefe sehr starken Risiken ausgesetzt sein. Es ist kaum mehr ein Zweifel, daß, was die Sicherheit und Stetigkeit von Kapitalsanlagen betrifft, am Ende des Krieges die Schuldscheine des Reichs an der Spitze aller Werte stehen werden; für die Verzinsung und Rückzahlung dieser Anleihen wird die beste und stärkste Gewähr bestehen.

Diese Erwägungen müssen den Kapitalisten und Kapitalverwalter, müssen die Aktiengesellschaften, Banken, Genossenschaften, Sparkassen, Stiftungen und Kommunen dahin führen, die Anlage der verfügbaren Mittel in Reichskriegsanleihe nicht allein für gut oder aus vaterländischen Interessen geboten, sondern für notwendig und privatwirtschaftlich allein richtig anzusehen. Schließlich bedeutet ja auch ein Patriotismus, der sich mit Fünf vom Hundert und darüber verzinst, nicht grade ein Opfer; und die neue Anleihe, die zum Teil als Prämienpapier gedacht ist, hat, kapitalistisch gesehen, noch ihre besondern Reize. Aber die Argumente, die für die Kriegsanleihe sprechen, brauchen garnicht aus ihrer günstigen Verzinsungs- und Rückzahlungsform hergeleitet zu werden. Sie liegen viel tiefer, liegen in dem gesamten Werden und im Aufbau unsrer Kriegsfinanzwirtschaft, in den allgemeinen Aussichten des Reichs nach Beendigung des Krieges und nicht zuletzt in der Tatsache, daß sich das breite Fundament des Reiches während des Krieges, welche Stürme auch kamen, als fest und nicht erschütterbar erwiesen hat. Wir haben die Gewißheit, daß Deutschland nach dem Kriege aus eigener Kraft in absehbarer Zeit wieder zu der wirtschaftlichen Macht emporwachsen wird, die es gewesen ist, und daß es alle Aussicht hat, noch darüber hinaus zu gelangen. Allerdings werden die Wege, die das Land bei dieser Entwicklung gehen wird, von denen vor dem Kriege verschieden sein. „Das Reich voran" — so wird, wenn die Zeichen nicht trügen, nach dem Kriege auf vielen Wirtschaftsgebieten die bisher privater Unternehmungslust offen standen,

sicherlich die Parole lauten; das bedeutet: das Reich wird sich den Inhalt mancher Gruppen von Wirtschaftswerten und Produktionsmöglichkeiten auf diese oder jene Weise, monopolistisch oder sonstwie, sichern. Grade hierin aber wird wiederum eine Stütze der finanziellen Grundlagen des neuen Reiches nach dem Kriege liegen; denn die gewaltige oekonomische Kraft, die das deutsche Volk künftig entfaltet, wird in erster Reihe dem Reiche selber, das ist: der Gesamtheit nutzbar gemacht. Und diese Nutzbarmachung muß wiederum vor allem andern den Kriegsanleihe-Gläubigern des Reiches zugute kommen.

Zeichnet die sechste Kriegsanleihe!

Die Kriegsopfer für alle Völker abzukürzen, hat Kaiserliche Großmut angeregt. Nun die Friedenshand verschmäht ist, sei das deutsche Volk aufgerufen, den verblendeten Feinden mit neuem Kraftbeweis zu offenbaren, daß deutsche Wirtschaftsstärke, deutscher Opferwille unzerbrechlich sind und bleiben. Deutschlands heldenhafte Söhne und Waffenbrüder halten unerschütterlich die Wacht. An ihrer Tapferkeit wird der frevelhafte Vernichtungswille unsrer Feinde zerschellen. Deren Hoffen auf ein Müdewerden daheim aber muß jetzt durch die neue Kriegsanleihe vernichtet werden. Fest und sicher ruhen unsre Kriegsanleihen auf dem ehernen Grunde des deutschen Volksvermögens und Einkommens, auf der deutschen Wirtschafts- und Gestaltungskraft, dem deutschen Fleiß, dem Geist von Heer, Flotte und Heimat, nicht zuletzt auf der von unsern Truppen erkämpften Kriegslage.

Was das deutsche Volk bisher in kraftbewußter Darbietung der Kriegsgelder vollbrachte war eine Großtat von weltgeschichtlich strahlender Höhe. Und wieder wird einträchtig und wetteifernd Stadt und Land, Arm und Reich, Gros und Klein Geld zu Geld und damit Kraft zu Kraft fügen — zum neuen wuchtigen Schlag.

Unbeschränkter Einsatz aller Waffen draußen, aller Geldgewalt im Innern.

Machtvoll und hoffnungsfroh der Entscheidung entgegen!

Antworten

Adolf Behne. Ihren Aufsatz im ‚März‘ (vom vierundzwanzigsten Februar) über ‚Künstler und Kritiker‘ dankt Ihnen jeder von uns, die wir uns immerzu sagen lassen müssen, daß alle „Schaffenden“, also auch Philippi, Knackfuß und Gilbert, uns gewerbsmäßige Verneiner und Zerstörer, gleichviel wie unser Rang ist, schon der Art nach überragen. „Es mag manchen als eine unerhörte Zumutung erscheinen, wenn ich diese allgemeine Auffassung bestreite. Produzieren steht durchaus nicht immer höher als Kritik, sowenig Reden stets wertvoller ist als Schweigen. Nicht-Können ist unter Umständen weit wertvoller als ein Können — dann nämlich, wenn hinter dem Nicht-Können ein höherer, reinerer Wille steht, der sich das zu tun versagt, was hinter jenem Können als Wille wirkt. Ein Nicht-Wollen ist unter Umständen wertvoller als ein Können. Wer Höheres will, kann das Uebliche nicht, weil er es nicht verantworten kann.“ Weiß Gott: wer von uns hätte die Kraft, neun Zehntel einer berliner Theatersaison zu verantworten! Aber ihre Urheber verhalten sich in der Schätzung der Mitwelt zu ihren Schilderern wie der Speck (sogar wie der Speck nach Kriegstarif) zur Made.

Georg E. Sie verweisen auf die Antwort, die ich Ihnen am achten Februar gegeben habe, und fragen, ob daraufhin denn garnichts gegen die Nachtkritik geschehen sei. Ob daraufhin: das weiß ich nicht, das glaub' ich kaum. Aber trotzdem dämmerts. Ich lese im Organ des Reichsverbands der deutschen Presse, daß am einundzwanzigsten Februar der fol-

gende Beschluß gefaßt worden ist: „Der Verein Berliner Presse richtet an die Herren Verleger und Chefredakteure das Ersuchen, im Hinblick auf die erhöhten Schwierigkeiten, mit denen die nächtliche Berichterstattung über die Theaterereignisse zu kämpfen hat, und die nicht nur die Kritiker, sondern auch den Gesamtbetrieb der Zeitung bedrängen, die Nachtkritik für die Zeit des Krieges abzuschaffen." Daß weit heftiger als Kritiker und Zeitung von der Nachtkritik die sogenannte Kunst bedrängt wird, spielt ja keine Rolle. Sie ist unpersönlich, braucht nach Mitternacht mit keiner Stadtbahn mitzukommen, lehnt die Konkurrenz mit jeder allerletzten Nachricht ab, kurz: kann einen Puff vertragen. Aber man muß Gott für alles danken — wem zuliebe immer dieses Scheusal in die Wolfsschlucht fliegen soll. „Für die Zeit des Krieges", länger nicht? Das ist Honig um die Mäuler der Verleger. Wenn das Scheusal erst da unten der Vergessenheit entgegenkümmert, wird die Friedenszeit wahrscheinlich größere Sorgen haben, als es wieder an das rosige Licht zu heben.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Sammlung Carl Moll, Wien. Versteigerungen alter Meister in Berlin enthalten im allgemeinen, selbst wenn es sich um außergewöhnlich gute Sammlungen handelt, vor allem Holländer und Vlamen des 17. Jahrhunderts, ab und zu Bilder aus der primitiven nordischen Schule, und nur in einzelnen Fällen ist die große italienische Kunst vertreten. Ein ganz neues Bild wird die Versteigerung der Sammlung Carl Moll bieten, die am 20. März durch Paul Cassirer und Hugo Helbing am Kurfürstendamm abgehalten werden soll. Den Kunsthistorikern ist die Sammlung Moll bekannt. Georg Gronau, der für den Katalog eine ausführliche Einleitung geschrieben hat, konnte mit Recht betonen, daß in Deutschland eine Sammlung italienischer Bilder, die gute, zum Teil hervorragende Beispiele der Renaissance-Malerei bringt, seit Menschengedenken nicht mehr auf dem Markt war. Wenn der Katalog Stücke wie eine Petà von Correggio, eine signierte Madonna von Giovanni Bellini, starke Bildnisse von der Hand des Salviati und des Cariani, eine große Kreuztragung des Tintoretto, eine sehr reizvolle Komposition des Paolo Veronese und vieles andre aufzählt, so weiß der Museumsfachmann, der Sammler und der Kunsthändler, daß er bei dieser Versteigerung nicht fehlen darf. Und diese großen Namen sind nicht, wie so oft, willkürliche Bezeichnungen eines in seinen Besitz verliebten Sammlers, sondern die Fachwissenschaft hat diese Zuschreibungen als berechtigt anerkannt, und mehrere Stücke der Sammlung sind in den Kunstzeitschriften im Laufe der letzten Jahre veröffentlicht worden.

Neben den genannten großen Stücken bietet die Sammlung eine Reihe von Bildern, die das glänzende Niveau der italienischen Malerei, besonders des 16. Jahrhunderts, immer wieder beweist, und die trotzdem in Preisgrenzen bleiben dürften, welche den Ankauf auch denen ermöglichen, die eben nur ein schönes Bild haben wollen. Von dem uns in Deutschland so selten angebotenen Sienesen des 14. Jahrhunderts bis zu dem malerischen Reichtum eines Tiepolo geht die Reihe und führt in alle die Mittelpunkte italienischer Malerei wie Venedig, Florenz, Mailand, Verona, Perugia usw.

Die Sammlung J. Unger, Cannstatt, die ebenfalls am 20. März am Kurfürstendamm zur Versteigerung gelangt, enthält neben einer Anzahl schöner Holländer des 17. Jahrhunderts, wie Ostade, Teniers, Ruysdael, ein bedeutendes Jugendwerk von Rubens: ‚Das Opfer Abrahams', das der vlämische Meister, kurz bevor er sein berühmtes Hauptwerk ‚Die Kreuzabnahme' in der Antwerpener Kathedrale begann, malte. Auch sein großer Schüler van Dyck ist in der Sammlung vertreten durch das Bild ‚Hero und Leander', das von 1730 bis etwa 1830 der Galerie der Kurfürsten von Hessen in Kassel gehörte und dann durch einen glücklichen Zufall in die Ungersche Sammlung gelangt ist.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Sechste Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe, 4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen, auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen.

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden

von Donnerstag, den 15. März, bis

Montag, den 16. April 1917, mittags 1 Uhr,

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen **Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können

auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank), der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin**, der **Königlichen Hauptbank in Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher **Banken, Bankiers** und ihrer Filialen, sämtlicher **öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände**, jeder **Lebensversicherungsgesellschaft**, jeder **Kreditgenossenschaft** und jeder **Postanstalt** erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die **Schuldverschreibungen** sind in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1917, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1918 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20000, 10000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Januar 1918, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark **Nennwert** zurückgezahlt. Es werden jeweils so viele Gruppen ausgelost, als dies dem planmäßig zu tilgenden Betrage von Schatzanweisungen entspricht.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark **Nennwert** rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark **Nennwert** rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung **durch** Auslosung werden jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage **(110%, 115% oder 120%)** zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% **Reichsanleihe,** wenn **Stücke** verlangt werden . 98,— Mark,
für die 5% **Reichsanleihe,** wenn Eintragung in das **Reichsschuldbuch mit Sperre** bis zum 15. April 1918 beantragt wird . . . . 97,80 Mark,
für die 4½% **Reichsschatzanweisungen** . . . . 98,— Mark
für je 100 Mark Nennwert **unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.**

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der **Stückelung** sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

---

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken **der Reichsanleihe** von 1000 Mark und mehr werden **auf Antrag** vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte **Zwischenscheine** ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

6 Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 31. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 31. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.,

20% des zugeteilten Betrages spätestens am 24. Mai d. J.,

25% des zugeteilten Betrages spätestens am 21. Juni d. J.,

25% des zugeteilten Betrages spätestens am 18. Juli d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch **braucht** die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die im Laufe befindlichen **unverzinslichen** Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5% Diskont vom Zahlungstage, frühestens aber vom 31. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5% **Reichsanleihe** entgegen. Auf **diese** Zeichnungen **kann** die Vollzahlung am 31. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf **bis** zum 31. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 90 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, **auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden,** Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½% Schatzanweisungen ist es gestattet, **daneben** Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen der früheren **Kriegs-**

(Fortsetzung auf der Umschlagseite)

Leitartikler und Politiker von Germanicus

Es war vorauszusehen, daß der schroffe Ausfall des preußischen Herrenhauses gegen den Geist des neuen Deutschlands weitere Folgen haben würde. Sie sind denn auch nicht ausgeblieben und haben sich keineswegs in dem Verzicht des Grafen York, des bisherigen Verwaltungschefs von Wilna und Suwalki, erschöpft. Niemand kann heute sagen, wie das endgültige Ergebnis der parlamentarisierenden Entwicklung, die durch den brüsken Protest der alten Preußen begonnen worden ist, abschließen wird. Das Eine aber ist gewiß, daß dieser Entwicklung das preußische Herrenhaus, wenn vielleicht auch nicht völlig, so doch gewiß in seiner jetzigen unmöglich gewordenen Gestalt zum Opfer fallen wird. Das alte Preußen ist in einen Wendekreis getreten, aus dem es kein Zurück, nur noch ein Vorwärts geben kann. Der Vorgang ist wichtig genug, um ihn in seinen entscheidenden Daten noch einmal zusammenfassend zu betrachten.

*

Gleich nach dem Exzeß der preußischen Granden schrieb die Kölnische Zeitung: „Das Herrenhaus hat die Verscharrung der Vorlage beliebt. Das Echo wird nicht ausbleiben. Beide machen es erforderlich: die Tat und die Geste.“ Das Blatt betonte die „Kränkungsabsicht“, die aus dem Vorgehen des Herrenhauses deutlich zu spüren wäre, unterstrich den „Verzicht auf die gute Kinderstube“, der dies Vorgehen kennzeichne. Das Blatt bewilligte dem Herrenhaus eine gewisse Anerkennung, in bestimmten Fällen durch seine hemmende Tätigkeit Nützliches gewirkt zu haben; aber es fügte hinzu, daß solche druckschwere Macht eine große Verantwortung in sich trage —: „wenn im Wagen die Bremse zur Unzeit angezogen gehalten wird und gegen die Lehren aus einem Welterleben ohnegleichen, dann wird entweder der Wagen notleiden müssen oder — die Bremse.“ Gleichzeitig erinnerte die München-Augsburger Abendzeitung an einen vortrefflichen Ausspruch des Schweden Rudolf Kjellén: „Soll Deutschland das werden, was die freien Geister der Menschheit von ihm erhoffen, so ist es nicht genug mit dem Sieg über die Feinde — dann muß es auch den Sieg über sich selbst und über Preußen gewinnen.“

*

Auf der andern Seite wurde nicht minder deutlich gesprochen. Herr Anhäuser, der unentwegte Leitartikler der Pommerschen Tagespost, kennzeichnet den Chorus. Den Kanzler gegen den

Friedbergschen Antrag auf Abänderung des Herrenhauses scharf machend, eifert er: „Er, der Beschützer und Berater der Krone Preußens, den der Liberalismus so gern als einen Mann reklamiert, wird jetzt Farbe bekennen müssen, ob er geneigt ist, dem modernen Zug der Zeit, dieser Allerwelts-Phrase zu folgen, oder ob er der willensstarke Mann ist, die alten bewährten Gesetze preußischer Tradition aufrecht zu erhalten. Herrn von Bethmann Hollweg wollen wir heute nur soviel auf den nationalliberalen Antrag erwidern: Man legt die Axt nicht an die Wurzel, ohne das Ganze zu vernichten!" Die Schlingen, die in solcher Vermahnung dem Ministerpräsidenten gelegt werden, sind ein wenig plump, sie erinnern an den Parther-Pfeil, den das B. T. in dem Köcher der sich an den Staatskommissar Michaelis heranpürschenden (Herrn Schorlemer nicht fernstehenden) Deutschen Tageszeitung entdeckt hat: die Berater sollen bei der Krone verdächtigt werden.

*

Inzwischen waren auch die Sozialdemokraten angetreten. Herr Lensch, dessen politische Persönlichkeit nicht ganz leicht zu erfassen ist, erklärte, daß der Reichskanzler, was die Neuorientierung beträfe, wenig Zuversicht einflößen könne, weil er den Landwirtschaftsminister nach Belieben habe schalten lassen. Konrad Haenisch, an dessen Gradheit niemand zweifeln wird, fragte, ob der Reichskanzler den neuen Backenstreich des Grafen York abermals geduldig hinnehmen würde; er verlangte nach Taten, stellte fest, daß es so wie bisher nicht weitergehen könne, und forderte dringend, daß Bethmann Hollweg sich endlich des ganzen furchtbaren Ernstes der innern Lage bewußt werden müsse. Daß grade diese einer starken Kriegsführung durchaus zugeneigten Sozialdemokraten einigermaßen deutlich gegen die preußische Reaktion vorgehen und den Kanzler hart an seine verschiedenen Versprechen, eine Neuordnung der inneren deutschen Verhältnisse vorzubereiten, erinnern würden, war einigermaßen selbstverständlich und war schon aus parteitaktischen Gründen notwendig. War auch kaum schädlich. Wenngleich anzunehmen ist, daß bei gründlicher Ueberlegung auch Lensch und Haensch zu der Einsicht kommen müßten, daß eine wirklich durchgreifende Wandlung unsrer inneren Verhältnisse eine allzu starke, wenn nicht gar eine gefährliche Belastung des nun einmal noch nicht beendeten Kriegszustandes sein würde. Immerhin, das Drängen der Sozialdemokratie hat eine innere psychologische, ja vielleicht sogar eine moralische Berechtigung.

*

Viel umständlicher war das Vorgehen des Kadettenhäuptlings Georg Bernhard. Diese seltsame Mischung aus alldeutscher Hysterie und abstraktem Liberalismus wäre beinahe ein Mirakel, wenn sie sich nicht sehr einfach als ungezügelter Ehrgeiz und wuchernde Besserwisserei er-

klären ließe. Bernhard ist eine jener Typen, die selbst im Juden antisemitische Abneigung gegen die weltbewegenden Leitartikler erregen können. Er macht sozusagen alles, er weiß alles, er kann alles, er ist der Primus der deutschen Presse, der Retter des Vaterlandes. Er hat es wirklich nicht verdient, daß die „Alldeutschen Blätter" noch in einer ihrer letzten Nummern gegen den „Rayonchef" des Hauses Ullstein ausfällig wurden. Da er sich nun einmal vorgenommen hat, den Reichskanzler zu makkabäern, so nutzt er mit feinem Instinkt die Gelegenheit. Dabei passierte ihm diesmal allerlei Unglück. Zunächst war er genötigt, den einen Teil seiner erschrecklichen Anklagen, mit denen er den Kanzler rundweg vernichten wollte, einen Tag darauf selbst abzutragen. Er hatte nämlich mit besonders staatsmännischem Grimm sich gegen den „Mexiko-Brief" gewandt, und hatte dabei mit reizvoller Naivität stets von einem ganz realen Brief, einem Ding, das geschrieben worden ist, gesprochen. Wenigstens lassen sich die Worte, die er gebraucht hat, nur mit kabbalistischen Verdrehungskünsten anders deuten. Es heißt da: „Daß der „Zimmermann-Brief" in falsche Hände geraten ist, war gerade in diesem Fall nicht sehr angenehm. Aber viel erheblicher ist die Tatsache, daß man bei der Abfassung nicht damit gerechnet hat, er könne in falsche Hände kommen. Jeder Leiter eines Bezirksvereins nimmt so viel Bedacht auf seine öffentliche Stellung, daß er politische Briefe, bevor er sie abschickt, genau darauf prüft, wie sie wirken, wenn man sie hinterher veröffentlicht." Nun, ist der Brief aber leider kein Brief gewesen; die „Norddeutsche Allgemeine" konnte feststellen, daß es sich um eine Instruktion handele, die chiffriert an unsern Washingtoner Botschafter gefunkt worden sei. Fatal. Eine Instruktion ist selbstverständlich von vornherein nicht zur Veröffentlichung bestimmt; wie überhaupt könnten den Botschaftern in fremden Ländern, besonders während eines Kriegszustandes, nur solche Instruktionen gegeben werden, die sich zu jeder beliebigen Veröffentlichung eignen! Eine Unmöglichkeit. Wäre es möglich, so könnte man nämlich die Instruktionen auch in der Vossischen Zeitung abdrucken lassen; sie kämen dann vielleicht etwas langsamer an ihren Ort, aber sie kämen immerhin. Indessen, Instruktionen sind eben etwas, was nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist. In entsprechenden Fällen wird auch vom Hause Ullstein nicht anders verfahren werden. Also Herr Bernhard hatte sich vergriffen. Indessen, er erklärte: „Wir haben ja von Anfang an gewußt, daß die Instruktion an unsern Botschafter in Washington als chiffrierte Depesche gegangen ist." Es ist interessant zu erfahren, daß Herr Bernhard chiffrierte Instruktionen meint, wenn er von einem Brief schreibt, der unbedingt darauf zu

prüfen wäre, ob er veröffentlicht werden könne. Es ist aber jedenfalls sicher, daß jeder Leiter eines Käseblattes gelernt haben sollte, sich gemeinverständlicher auszudrücken. Im übrigen, wenn Herr Bernhard nicht „das Verfahren der Uebermittlung in abfälligem Sinne beurteilt hat", also wohl den Inhalt dieser Uebermittlung als töricht kennzeichnen wollte, dann ist er erst recht hineingefallen; denn einer seiner alldeutschen Freunde nennt in der neugeborenen Zeitschrift „Die Wirklichkeit" den Plan des Staatssekretärs Zimmermann: „den Anbeginn einer neuen weltpolitischen Zeit". Es ist eben gefährlich, zwischen den berühmten zwei Stühlen zu sitzen und dabei zugleich als unfehlbar in unerreichbarer Höhe thronen zu wollen.

Es ist ihm aber noch weiteres Mißgeschick passiert. Die „Magdeburgische Zeitung" schrieb: „Herr Bernhard betreibt schon seit einiger Zeit den Kampf gegen den Reichskanzler gefühls- und geschäftsmäßig. Soweit das die auswärtige Politik betrifft, steht er auch unter den Leuten von weiter links damit nicht vereinzelt da. Es gibt so manche ‚Reventlöwchen', die glauben, ihren Patriotismus auf diese Weise am deutlichsten dokumentieren zu können. Aber die Fragen der inneren Politik in diesen Kampf hineinzuziehen, ist nicht klug." Und die „Germania" fügte hinzu: „Ziemlich ungeniert knüpft Georg Bernhard an die innerpolitischen Differenzen den neuen Faden zur Verfolgung der Kanzlergegnerschaft, zur Freude natürlich der alldeutschen Kreise. Der Täglichen Rundschau haben es besonders seine Schlußsätze angetan: ‚So sehr gerade neuerdings wieder alles, was militärisch unternommen wird, den Eindruck der Sicherheit, des Zielbewußtseins und des ungehemmten Siegeswillens macht, so sehr hat man in der deutschen Politik den Eindruck des kraftlosen Sichtreibenlassens. Worauf beruht nun eigentlich das Vertrauen, das die Linke Herrn von Bethmann Hollweg entgegenbringt? Im Grunde genommen auf der Zuversicht, daß Hindenburg schon siegen und daß sich alles Uebrige dann finden wird. Und das Ganze nennt man dann — Politisierung des deutschen Volks.' Diesen aufdringlichen Versuch, die Oberste Heeresleitung gegen die Reichsleitung einzunehmen, empfiehlt die Tägliche Rundschau mit dem Hinweis, er entstamme einem ‚Blatt der fortschrittlichen Volkspartei, die sich unbedingtes Vertrauen zum leitenden Staatsmann zur Richtschnur genommen zu haben schien'. Eine solche Ausdrucksweise würde das Organ des evangelischen Bundes jedem anderen Blatt gegenüber, wenn sie sich gegen die von ihm protegierte Politik wendete, ohne Zweifel als ‚jesuitisch' bezeichnen." Die „Germania" hat durchaus recht, denn auch die „Tägliche Rundschau" muß wissen, daß die Aeußerungen des Herrn Georg Bernhard nicht die eines Blattes der fortschrittlichen Volkspartei sind, eher die eines Blattes, dem man wohl nicht ohne Grund recht spürbare Beziehungen zu gewissen Stellen der Schwerindustrie nachsagt, jedenfalls aber die eines Mannes,

der schon längst nach anderen Regionen strebt — wenngleich er selbst einen fortschrittlichen Wahlkreis kaum ausschlagen dürfte.

*

Durch solche Dschungeln der Tagesschreiberei sich hindurchzuquälen, ist kein Vergnügen. Wem die Eitelkeit, ein kompletter Leitartikler zu sein, abgeht, und wer Maßstab genug hat, um die lächerliche Annahme, Politik ließe sich durch Vokabelblitze machen, nicht teilt, der wird die Rede des Ministerpräsidenten im Preußischen Abgeordnetenhaus als ein besonderes Erlebnis empfunden haben. Es bewahrheitete sich, daß Worte Taten sein können; freilich nur dann, wenn hinter ihnen wahrhaft ein Mensch steht, ein Mensch, der sein ganzes Wesen, seinen gespannten Willen, sein Leben in solchen Worten enthüllt, freilich nur dann, wenn der Zuhörende den unverrückbaren Eindruck hat, daß eben nur diese Worte und keine andern von dem Redenden gesagt werden können. Von wie vielen Leitartikeln läßt sich dies wohl behaupten? Das ist es: der Leitartikel ist in der Regel ein Selbstzweck; er ist die eigentliche Arbeit Dessen, der ihn verfaßt. Als Bethmann Hollweg sein bedeutsames Bekenntnis vor den preußischen Abgeordneten abgab, da mußte der Empfindungsloseste fühlen, daß jedes dieser Worte Reflex von unermüdlicher getaner und noch zu tuender Arbeit war. Hier redete ein Mann, dessen Beruf weder zu reden noch zu schreiben ist, sondern zu handeln. Der darum nicht die Worte nach Belieben setzen konnte, sondern aussprechen mußte, was ihm auf einem Höhepunkt seines innersten Wesens befohlen ward: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Das ist das Paradoxon des Politikers, daß er tausend Wege zu gehen wissen muß und doch nur einen einzigen gehen kann. Die Leitartikler deklamieren von dem neuen Deutschland; es zu machen, bedarf es des Politikers. Auch in der Politik entscheidet letzten Endes die Qualität der Persönlichkeit.

Vom Dozenten von Rudolf Kayser

I.

Wäre der Dozent als Idee nur das, was er in Wirklichkeit scheint: ein Wissenschaftsbeamter — dann würde eine Diskussion über ihn kaum lehrreicher sein als über Post- oder Steuer-Angestellte. Nach unserm geschichtlichen Wissen und vernünftigen Wollen aber umfaßt sein Begriff Edles und Herrliches, dessen Verwirklichung nicht nur die Universitäten, sondern die Welt ein gutes Stück vorwärts bringen würde. Denn so unrecht es ist, Universitätsfragen nur zwischen dem ersten und letzten Studiensemester zu erörtern („da sie nachher ja eine andre Generation angehen"), so falsch ist es auch, ihre Wirkungen auf Hörsaal und Studentenbude beschränkt zu glauben. Der Hochschultrieb ist wie alles, was junge Menschen betrifft, eine Sache stärkster Potentialität: nach-

wirkend bis in die letzten Verästelungen. Nichts aber bestimmt ihn (in Gut und Böse) mehr als die Persönlichkeit des Lehrers.

Fragen wir ganz nüchtern: Warum wird man Universitätsdozent? — so werden die Antworten verschieden lauten: Aus Liebe zur Wissenschaft; der bequemern Forschung, der bessern Aussicht auf Anerkennung und Förderung wegen. Selten aber dürfte man hören: Aus Leidenschaft des Lehrens. Die Zweckhaftigkeit des Unterrichts wird zurückgestellt hinter die Zwecklosigkeit der Forschung, das Ziel der Menschenbildung mißachtet vor dem Ziel der „Wahrheit". Alle Forschertätigkeit in Ehren; aber was hat sie mit der Universität zu tun? Doch höchstens dies eine: daß nur jener Lehrer über die bloße Wissensübertragung hinaus schöpferisch wirkt, der selbst produktiv ist. Daß er ein Forscher (meinetwegen sogar ein großer) ist: diese Tatsache wäre für den Studenten, der sich einer Wissenschaft, nicht aber ihren Spezialfragen verschreibt, gänzlich belanglos, glaubte er eben nicht, daß sie dem Lehrer größere Glut, seinem Vortrag stärkern Schwung, seiner Weisheit weitere Perspektiven liehe. Somit ist für den Studenten die Forschertätigkeit des Professors ein pädagogischer Faktor.

Wäre sie es nicht, sondern die alleinige und wichtigste Angelegenheit des Gelehrten, dann müßte ihm das Unterrichten ein seiner Seele sehr fernes Tun, die Universität nicht hohe Schule, sondern Akademie bedeuten, deren Gebäude besser als mit Hörsälen mit Laboratorien und Bibliotheken zu füllen wären. Die Vorlesungen und Uebungen können ihm nur eine zeitraubende Verpflichtung gegen den Staat, eine leidige Nebentätigkeit scheinen.

Bedeutet einem so denkenden Dozenten sein Auditorium ein notwendiges Uebel (gemildert durch die Kollegiengelder), so diesem der Dozent ein Uebel ohne Notwendigkeit. Denn besser als aus lieblosen Vorträgen kann der Student seine Weisheit aus Büchern schöpfen; er bedarf jener „Nebentätigkeit" garnicht und gönnt dem Professor gern die Hauptarbeit privaten Forschens. Dem Staat aber ließe sich viel Geld ersparen, hörte er auf, Männer nur deshalb zu besolden, damit sie sich — nach Schleiermacher — „des Privilegiums erfreuen, die Wohltat der Druckerei ignorieren zu dürfen. Denn bei solchem Werk und Wesen von dem wunderbaren Eindruck der lebendigen Stimme zu reden, möchte wohl lächerlich sein."

Von den zwei Seelen des Universitätsprofessors — des Akademikers und des Lehrers — ist die zweite meist nur Stiefseele, die von der würdevollern akademischen verachtet oder gar bemitleidet wird.

Wir aber träumen von einer Synthesis beider.

II.

Aller Wissenschaften Sinn ist — seitdem der metaphysische der Wahrheit problematisch ward — die menschliche Wirklichkeit. Ihre praktische Seite sehen die nützlichen, die geistige die andern Disziplinen.

Denn auch die Naturwissenschaften gelten keineswegs jener außermenschlichen Empirie, die ihr Objekt ist, sondern uns, die wir dieses Objekt als Begriff erst erfanden. Es ist nicht wahr, daß die physikalischen und chemischen Gesetze die der Natur immanenten Wahrheiten formulieren. Ihre Geltung besteht nur im wissenschaftlichen System. Sie füllen nicht Lücken in unserm Wissen um die Natur, sondern helfen diese Natur weiter erobern. Herrschaft über die Empirie durch ihre Verwandlung in Vernunft und dadurch Selbstbewußtsein und Heiterkeit des Menschen: das sind die pädagogischen, die höchsten Werte der Naturwissenschaften.

Der Geisteswissenschaften Objekt, eben der Geist, ist unsres Menschentums stärkste Gemeinschaft; das Werk, in dem die Schöpfer sich finden. Seinem Inhalte nach Vernunft, zielend auf Verwirklichung, seiner Aktualität nach Kultur ist der Geist offenbarter Wille. Die (systematische oder historische) Beschäftigung mit ihm führt zum Kern unsres Daseins: zur Entscheidung und Tat. Geisteswissenschaften treiben heißt also: seiner Vernünftigkeit bewußt werden; dem Befehl der Idee folgen; aufgestachelt werden zu schöpferischem Handeln, zur Verwirklichung.

Steht die pädagogische Tendenz der Wissenschaften fest, so darf der Universitätslehrer sich ihrer am wenigsten entziehen. Er, der sich so willig den Befehlen seiner Disziplin unterwirft, darf ihrem obersten nicht ungehorsam sein: dem der Bewirkung von Menschen durch Natur und Geist. Herrschen durch Vernunft, tun aus Vernunft: diese Losungen der Wissenschaften einmal erkannt, gibt es keine Rettung mehr vor der Pflicht, ihnen im Leben zum Siege zu helfen.

Müßte also für solch Gebot grade der Dozent das feinste Ohr besitzen, so hat er zu seiner Befolgung auch die beste Gelegenheit. Von seinem Katheder herab sieht er auf Jugend. Der Weisheit Fülle behagt ihr nicht; sie will keine Vermittlung, die das Buch besser besorgt. Sie will nicht ‚Bildung', sondern daß man sie bilde: durch Denken und Wort und eines Menschseins Magie.

Denn die wertvollsten Jahre einer nur mürrisch ausgeübten Nebentätigkeit preisgeben zu müssen, das könnte nur Den befriedigen, dessen Studiums Sinn sich auf das Examen beschränkt. Jeder Andre aber wird fordern, ernst genommen zu werden: wenn auch nicht in seinem Selbst, so doch in der Gemeinschaft, der er angehört.

Der neue Dozent sei Lehrer und Forscher in eins, der Wissenschaft hingegeben und ihr oberstes (das pädagogische) Gebot erfüllend. Er höre auf, fade Monologe nach den Befehlen des Staats und der Uhr zu halten. Er denke der Jugend, die auf ihn hört; der Sehnsucht, die in ihr brennt. Kein Wissenschaftsbeamter, sondern: Künder der Idee! Kein Fremder, sondern: Kamerad! Nicht Meister, aber ein Helfer!

Karl Kraus von Berthold Viertel (Fortsetzung)

I.

Ein wahres Aergernis für Statistiker, wie glatt die wiener Rechnung aufginge ohne Karl Kraus — diesen periodischen Bruch! Weil er ist, stimmt es nicht. Deshalb hat ihn denn auch die Tagespresse aus ihrem Cliché ausgemerzt — um das Aergernis zu tilgen. Der indiskretesten Reportage ist sein Name seit achtzehn Jahren unaussprechlicher als Jehova den Juden, die ihren Herrgott wenigstens unter Pseudonym anrufen dürfen. Hätte alles, was durch Karl Kraus verneint wurde, ihn so unerbittlich boykottiert, er hätte im schmausenden Wien zuletzt Verneinung essen müssen, wie König Midas Gold. Ließe sich das Leben abschrecken, einem Manne verbunden zu bleiben, der sich als Fanatismus abzusondern strebt — der letzte Atemzug wäre längst ausgeschöpft. Aber die Natur weiß, daß dieser Eiferer ihr innigst anhängt; daß der Streit seine Art ist, sie zu lieben. So gedieh er denn an besondern Kräften und wuchs von der üppigen Wurzel her, weit über alles Erwarten hinaus.

Er hat es arg getrieben. Sogar seine Bündnisse, seine Lobe, seine Duldungen wurden ihm: Schulfälle seiner Selbstbefreiung zu Karl Kraus. Er hat Brücke auf Brücke abgebrochen, um seinen Weg zu verdeutlichen. Er hat durch hartnäckige Aberkennung von Merkmalen seine und unsre Begriffe gereinigt. Die Vivisektion war und blieb seine erprobte Methode eines Autodidakten. Er hatte viel zu lernen. Und die Leidenschaft erlahmte nicht, der Witz stumpfte sich nicht ab. Ein Mann von Geist hat ihn einmal mit einem Torpedo verglichen, das, Tag und Nacht auf hoher See kreuzend, die arglosen, schwerfälligen Handelsdampfer überfällt, ohne je einen Waffenstillstand oder Pardon für die Opfer zu gewähren. Dieser Vergleich klingt heute zu kriegerisch, aber er trifft das Verhältnis der beiden Parteien. Wer aus der Geborgenheit des Privatlebens (das dem Satiriker heilig ist) sich in die Oeffentlichkeit hinauswagte, mußte gefaßt sein, daß Karl Kraus seiner Popularität entscheidend nachhalf. Seither ist so mancher Eintagsruhm im Begriff, auf die lachende Nachwelt zu kommen, welche ich mir als eine ganz besonders boshafte Welt vorstelle. In diesen achtzehn Jahren haben die Zeitungen nur höchst ausnahmsweise einem Getroffenen einen Aufschrei, einem Erbitterten einen Wutausbruch gestattet. Karl Kraus äußert sich maßlos, unumschränkt, so oft er nur will. Gegen einen so gefährlichen Mann ist erstaunlich wenig unternommen worden. Das Cliché hat keine Stimme, um einem Stimmgewaltigen zu erwidern, der alles persönlich nimmt. Die ihn persönlich nehmen wollten, legten ihm einige tückische Straßenunfälle in den Weg, ohne ihn aufhalten zu können. Während man ihn also erduldete — indem man sich den Anschein gab, ihn zu dulden —, ist die ‚Fackel' längst eine Institution geworden,

ein lebendiges Korrektiv des öffentlichen Geistes. Und die Beherrschten haben sich in aller Stille an diese eigenartige Tyrannis gewöhnt. Und wie so manche Tyrannis, war auch die der ‚Fackel‘ nicht ohne Süßigkeit, nicht ohne Wollust. Nur die Neue Freie Presse ist so charaktervoll, sich niemals zu gewöhnen. Sie tilgt das Aergernis, indem sie die geistige Volkszählung fälscht. Sie erhält sich ihr Wien als einen behaglichen Gemeinplatz, indem sie den Blick wegwendet vom aufregenden Wahrzeichen, vom großen Obelisken des Widerspruchs.

Wie jeder Tyrann, ist Karl Kraus ungerecht. Er mißbraucht hemmungslos die Ueberlegenheit seiner Urteilskräfte, er verschwendet Witz und Temperament, die Gottesgaben, an arme Schächer und Schacherer der Worte, an edle Langweiler und andre Kulturminderwertigkeiten, die er für würdig erachtet, ihm Anlaß zu sein. Er verhilft Unschuldigen zum Martyrium, indem er zufällige Ausüber, unverantwortliche Nutznießer wahrzeichenhaft an Probleme festnagelt. Die Leute treiben ihr Geschäft und stecken bis über die Ohren in den täglichen Sorgen. Wie sollen sie auch noch imaginäre Werte verteidigen, für die er, der Müßiggänger, seine aufgesparte und gepflegte Kraft einsetzt! Sie sind in tausend Rücksichten und Verbindlichkeiten verschlungen und verstrickt. Ihm gab ein Gott die Unabhängigkeit, zu sagen, was er leidet — und was er nicht leiden kann.

Und dennoch ist dieser unbeugsame Vereinzelte nicht nur ein Jäger, der trifft, sondern auch ein umstelltes Wild, auf das es ringsum abgezielt war. Und ich würde ihm stets zubilligen, daß er in Notwehr handelt. Er sieht sich umgeben von Fratzen, Karikaturen, wüsten Mißbildungen, Albdrucken, welche ihn umscharen, ihn auf Schritt und Tritt zudringlich umkreisen, ihn reizen, quälen, bedrücken, ersticken! Das ist ein Orchester von unreinen Tönen, ein Labyrinth von falschen Linien, ein allgemeiner Blocksberg der Gesinnungs- und Meinungsteufelei, ein Ansturm von Dummheiten, Schäbigkeiten, Ekligkeiten, ein Gegrinse und Getuschel und Gemecker! Jede Zeile, mit der er solch ein Unding abfängt und bannt, erlaubt ihm einen freiern Atemzug; jeder Witz, der trifft, macht Raum für seine fünf Sinne; für jede Unze kritischen Aufwandes gewinnt er eine Fülle eigenen Lebens. Indem er seine Zeitgenossenschaft satirisch abschießt, erlöst er sich von ihr. Wir sagen: er habe den bösen Blick. Er sagt: wir hätten die schrecklichen Gesichter. Wer will dem unglücklichen Genie Arnold Kramer beweisen, daß sein Auge falsch sieht? Daß er schlecht zeichnet, behauptet niemand.

Als ich mit vierzehn Jahren die ‚Fackel‘ zu lesen begann, da spannten, fanatasierten und entzückten mich alle die Reporter, Librettisten und andern Kobolde, und ich fand sie zum Sprechen, zum Totschlagen ähnlich, obwohl ich keinen der Herren ihres Namens persönlich kannte. Als ich später Personen der Satire ken-

nen lernte, war ich enttäuscht. Wir sind in der Wirklichkeit garnicht so aufregend, so anregend, so strittig wie bei Karl Kraus. Und wirken lange nicht so komisch, nicht so witzig, nicht so pathetisch. Wir sind der Wirklichkeit lange nicht so gelungen. Dagegen haben wir beträchtliche Milderungsgründe aufzuweisen, die er vernachlässigt; voluminöse Tugenden, die er übersieht; respektable Fähigkeiten, die ihm nichts taugen. Er liest nicht unsre Werke und belangt uns wegen eines Satzes. Er kümmert sich nicht um unser geheimes Herz, das oft noch wie neu ist (völlig ungebraucht); dagegen erhascht er einen Tonfall, der uns unversehens einmal entfuhr. Weit entfernt davon, zu Hexenspuk, zur Dämonie uns zu entwickeln (wie Karl Kraus seine Geschöpfe entwickelt), sind wir zumeist ordentliche Bürger mit Kredit und Ehrenwort (wenn auch vor Gott schuldbeladen genug!). Ich verstehe die Wut von Berufsmenschen, die immerzu leisten und aufbauen (ohne daß sie eine rechte Ahnung haben können, was sie da eigentlich zusammenbauen), über einen Unberufenen, der von außen zusieht, ihre Resultate verhöhnt und immerzu bestrebt ist, Fundamente zu entziehen und Zusammenbrüche zu veranstalten. Aber wie talentlos wäre er, wenn er nicht sein eigenes Höllenfeuer in die lauen Geblüte spritzte und die Alltagswelt nicht auflodern ließe im flackernden Gelächter und Funkentanz seiner satirischen Begeisterung.

Seine Satire hätte nicht das unbändige Eigen-Leben, das ihr Glück und ihren Wert ausmacht, wenn sie sich nicht, über die Grenzen der Gegebenheiten hinaus, die tapfersten Uebergriffe ins Unbedingte erlaubte. Ein im bürgerlichen Sinne vorsichtiger Satiriker würde sofort zum Winkeladvokaten der Unzulänglichkeit. Der Satiriker ist unbestechlich. Sein großzügiges Vorurteil läßt sich nicht durch mittelmäßige Werte begütigen. Und nähme er unsre Bagatelle nicht so fanatisch, wir hätten ihn längst bagatellisiert. Hätte der böse Lehrer nicht durch das Ueberkleinliche, durch Leidenschaft imponiert: die Klasse hätte ihn davongejagt. „Das ist doch alles nur Gift und Galle, subalterner Neid, tückisches Ressentiment, hämische Scheelsucht" — behaupten gerne Die, welche unter seiner Laune leiden. Aber er schafft Leiden aus Leidenschaft; Karl Kraus ist Künstler. Ich erkenne die Formung der Kunst daran, daß sie auf die gesetzmäßige Beschäftigung mit ihrem Gegenstand eine hohe Lustprämie setzt und der Gegenstand dabei an Wirklichkeit gewinnt. Während dagegen das matteste Leben noch die Nachbildungen des Stümpers an Wahrheit überbietet. Die Modelle sollten zugeben: sie werden nicht verpfuscht, wenn Karl Kraus sie zeichnet. Wo er ihre Naturwahrheit vergewaltigt, bringt er alles im Ueberfluß durch die Wahrheit seiner Natur wieder herein. Seine Themen wachsen an ihm, werden repräsentativ; der Geist reinigt sich an seiner Kritik; die Natur belebt sich an seinem Wort. Er bringt eine große Ordnung in die kleinen Verhältnisse, indem er mit ihnen aufräumt. Das vermag nicht der Unfug eines Einzelnen, dauern-

des Abbröckeln, Benagen, Bestutzen; banaler Witz ohne Ende. Da hätten wir, grenzenlos angeödet, längst gemeutert. Er aber hat uns erfrischt und verjüngt, so jung wir auch waren. Er hat uns Temperament eingehaucht und schöpferische Wärme. Seine Epoche sollte zu schätzen wissen, daß sie hier einem Gegner begegnete, der genug Liebe aufbrachte, sie von Grund aus zu hassen. Da gewann die Epoche aus ihren Mängeln noch die Lust der Satire. Als er die Zeit verwarf, vermochte sie sich erst zu finden. Sie war aller Traditionen bar; da erneuerte er die Tradition des großen Pamphletisten. Zwischen den Bruchstücken der Vergangenheit, die wir zerbrochen hatten, und der Zukunft, die wir noch nicht zusammenzufügen vermochten, ein Unverkümmerter, der forderte! Welche Ermutigung für die Werte, sich kräftiger zu regen!

Ich beantrage: streichen wir einmal die odiosen Namen, welche die inappellable Zeit — grausamer als Karl Kraus — ohnehin fast alle bald gestrichen haben wird! Nehmen wir die Satire als einen Widerstreit des Satirikers gegen Geschöpfe seiner Erfindung, als ein Spiel der Einbildungskraft — meinetwegen als ein Ringen des Karl Kraus mit seinem Ich um sein Selbst (was es zuletzt ja auch ist)! Lesen wir die ‚Fackel' wieder wie damals, als wir die Personen der Satire noch nicht kannten und die Selbstdarstellung des Satirikers uns beglückte! Denn so wird sie die Nachwelt lesen, ohne die kleinlichen Rücksichten und Gebundenheiten der Gegenwart, auf bleibende Bedeutung hin. Jene Welt, von der Karl Kraus prophezeit: „Viele werden einst recht haben. Es wird aber Recht von dem Unrecht sein, das ich heute habe."

Tierparadies von Friedrich Markus Huebner

Das Paradies war voll vom Getier der siebentägigen Schöpfung. Um Adam und Eva aber kümmerten sich Milbe, Krebs, Taube und Elefant sehr wenig. Sie ahnten vielleicht im voraus, was kommen würde. Hatte die Schlange mit ihnen gewettet? Kurzum, als die beiden Gerichteten den Ort der Seligkeit verlassen mußten, ging keines mit ihnen. Nur die Schlange, des Symbols wegen, schloß sich an.

So hat kein Tier sein Paradies bis zum heutigen Tage verlassen. Der Karrengaul, den eine fauchende Peitsche im neapolitaner Hafenviertel striemt, er lächelt, ist er doch von einer andern Welt. Die alte Miez, der die Jungen im Neckar ersäuft werden, lächelt, weil es gleich ist. Die Frettchen im pariser Pasteur-Institut empfinden es in ihrem transzendenten Taumel nur als Glücksansporn, wenn die Injektion juckt und ihre Augen erblinden.

Brauchen sie eine Theologie und eine Erlösungslehre? Sie sind niemals gefallen und führen ihr Leben jenseits von Gut und Böse. Zürnt Gott den Menschen — sie haben, das wissen sie, ihm dazu niemalen einen Grund gegeben. Ihr Fressen, Begatten und

Hinsiechen weicht keine Handbreit vom Gesetze der Vorzeit. Ein unendliches Vertrauen in Gott und seine Güte erfüllt sie. Echt und ganz selbstverständlich ist ihr Dienen oder ihr räuberisches Einbrechen, ihre Tücke, ihr Unverstand, ihr Geschrei, ihr Tod ohne Schaugepränge.

Aber weil dem Geist des Menschen die eigene Unsal nicht zulangt, sie auch erträglicher wird, wenn ein Fremder mit daran teil hat, dichtet Francis Jammes, später Bruder des Franziskus von Assissi, ein sinnreiches Märchen vom Meister Lampe, von dessen Schwester, der Wachtel, und von seinem Bruder, dem Mohn („Der Hasenroman", im Hellerauer Verlag). Die Tiere haben es darin so elend und so glücklich wie die Menschen, und die Erkenntnis ihrer Lage haben sie gleichfalls. Nur der Tod kann sie erlösen und lohnt mit Freuden, wie es der Tiergeschmack sich ausmalt. Da sie alle Tiere der christlichen Aera sind, bleibt ihre Begierde schicklich, und der Tod wird Pflicht- und Opferhandlung. Man büßt, man kasteit sich und wird langsam bereit. Zuckt einmal das Herz zurück nach den lieben Genüssen der Erde, fährt gleich die Schrotladung in den Pelz und zerknackt die Nackenwirbel. Aus ist es.

Bringt für Meister Lampe das Verscheiden, bringt wirklich die Verklärung für ihn Neues? „Die Finger eines Jägers schnürten ihm die Kehle zu, würgten ihn, erstickten ihn . . . . In den Tränen, die er vergoß, glich er dem Engelquell, an dem der alte Aalfischer sitzt und seine Netze ausbessert; er glich dem Leben; er glich dem Tode; er glich sich selbst; er glich seinem Paradiese." Dies alles aber, er besaß es ja längst! „Schon das Leben war ihm ein Tonwerk, und jeder Mißklang riet ihm Vorsicht. Seine Weisheit war eins mit den Dingen. Er verwechselte niemals das Geläute der Hunde mit einem fernen Glockenschall."

Daß Meister Lampe kleingläubig ist und sich vor dem Sterben fürchtet, „daß er lieber, als sich durch Gott gerettet zu sehen, sich selber retten wollte" — das war keineswegs Ungehorsam und Sünde am Gesetz, sondern war tief geheiligt wie jede andre Regung unter seinem struppigen, lehmfarbenen Rocke. Seinen Willen brechen und das Kreuz auf sich schultern, so heldenhaftes und verstiegenes Leisten verlangt Gott allenfalls von dem Menschen; Freund Langohr, von Geburt an, ist dem überhoben.

O tröstlicher Anblick von Kind und Tier! So außerhalb von den Dogmen leben und weben sie! Nicht die attische Intelligenz des Aesop, nicht der bürgerliche Daseinskampf im Epos von Reinhard dem Fuchs, nicht die christliche Glaubenspilgerschaft bei diesem Francis Jammes enthüllt und zeichnet sie. Sie, die unendlich Geduldigen, begleiten den umhergeworfenen Menschen nicht als die Ebenbilder, nicht als die Brüder, wohl aber als die stummen Stauner, welche sich gleichbleiben in allem Wirrwarr, und für die nicht wir, die vielmehr für uns eines Tages Fürbitte zu leisten haben.

Shakespeares Caesar von Emil Lind

Ich muß diesmal leider bekennen, daß ich falsch finde, was Bab am dreiundzwanzigsten November 1916, und nicht minder falsch, was Kilian am ersten März 1917 hier kundgetan hat. Caesar ist weder ironisch gesehen noch als Tropf gestaltet. Shakespeare tat nur, was ein Genie eben tut: er deckte mit wenig Mitteln das Mißverhältnis zwischen körperlicher und gemütlicher Gebundenheit einerseits und geistigem Obermenschentum andrerseits auf. Von außen gesehen ists vielleicht Ironie. Dem Schaffenden ists eher Schmerz. Ist es denn nicht zum Verzweifeln, daß Napoleon für das Nachsinnen über den Plan der Vereinigten Staaten von Europa noch keine andre Gebärde hat als etwa der kleine Beamte, der nach fehlenden zwanzig Pfennigen in seinem Kassenbuch sucht? Wird dadurch die Figur kleiner, daß Shakespeare ihre beiden Pole zeigt? Ich meine: voller wird sie. (Mag sein, daß Shakespeare eine überlieferte Auffassung Caesars übernahm: sein Genie zwang ihn, darüber hinaus zu gehen.)

Die beiden Pole. In der ersten Szene zeigt Caesar sich besorgt um einen Leibeserben, denn nirgends sieht er, auch in Brutus nicht, einen geistigen. Er zeigt sich als scharfsinniger Psychologe, er spricht ewig gültige Worte über Cassius. In der letzten Szene zeigt er mit einem einzigen Satz die Pose des Staatsdieners, dann aber sein wahres Gesicht in seiner Härte, Brutalität und Herrscherkraft den Senatoren gegenüber. „So in der Welt auch: sie ist voll von Menschen, und Menschen sind empfindlich, Fleisch und Blut. Doch in der Menge weiß ich Einen nur, der unbesiegbar seinen Platz bewahrt.“ Klarer, erschöpfender ist nie ein Selbstherrschertum ausgedrückt worden. In diesem Bekenntnis zur Gottähnlichkeit liegt eine Sünde gegen die ewigen Gesetze der Natur, gegen den heiligen Geist der Schöpfung, deren höchstes Gebilde das Menschentum ist. Nur Entwicklung ist Leben, er aber ist starr geworden, wie des „Nordens Stern“, also im biologischen Sinne tot, und es ist — kosmisch gesehen — nur eine zufällige, für die Idee „Caesar“ günstige Konstellation, die ihn zugleich den körperlichen Tod erleiden läßt.

Zwischen diesen zwei knappen und doch charakteristischen und dramatisch so ergiebigen Szenen liegt nun die angeklagte Szene, durch die Caesar läppisch werden soll. Er ist da menschlich, allzu menschlich. Er ist, „ganz gegen seine sonst'ge Art“, abergläubisch, er horcht mit geschwächten Nerven auf den Instinkt seines Weibes, dann wieder auf die Schmeichelreden der Freunde. Er spricht von sich als „Caesar“, also in einer Art pluralis majestatis, und nicht in der Ich-Form. Bei Andern wäre dies lächerlich, nur nicht bei Caesar. Denn er ist nicht nur eine Person: er ist eine Funktion, ein Prinzip. Er ist Objekt und Subjekt zugleich. Er

geht mit sich spazieren, er ißt und trinkt mit sich, er — der menschlich Schwache — ruft also auch im Moment des Schwankens sich — den in Größe Erstarrten — zu Hilfe. In diesem andern Ich verkörpert sich auch die öffentliche Meinung. Hier greift Shakespeare eine sonst tief verborgene Seite allgemeinen Menschentums: die Abhängigkeit von dem Bilde, das die Umgebung vom Einzelnen hat. Wer kennt die Grenze zwischen dem Imperativ der eigenen Persönlichkeit und dem der Vorstellung, die die Andern von ihr haben? Der vierjährige Junge schleppt einen Stuhl weiter, als er muß, sobald er dafür bewundert wird. Hier rieselt die Quelle so manches Heldentums, hier ist auch der Sitz der Sklaverei des Bedeutenden. Er ist verflucht, sich immer im Spiegel der Andern zu sehen, den er selbst geschliffen hat. Indem Shakespeare Caesar von sich als Caesar sprechen läßt, referiert er nur trocken eine Tatsache und erklärt damit — unbewußt — einen Teil menschlichen Wirkens, indem er auf diesen weltbewegenden Dualismus, der grade im Kriege Orgien feiert, hinweist.

Diese Redeform ist innerlich und äußerlich begründet. So stark ist das Prinzip in Caesar, durch die Handlung um ihn herum, verkörpert, daß man seine Figur ruhig wegdenken könnte: er bliebe doch der Mittelpunkt. So stark wiederum ist der Mensch gestaltet, daß man über sein Dasein das Prinzip vergißt. Diese intime Szene ist als Komponente unbedingt notwendig. Grade die menschlich schwachen, die Gefühlsmomente eines Großen erwecken Teilnahme, die sich hier zur Erschütterung steigern kann, wenn er, abgehend, die Verschworenen mit einem Blick umfangend Freunde nennt. Und wenn sich auch die Schwächen Caesars hier zu stark verschieben: wird nicht jeder Mensch, der nicht unvollendet stirbt, im Laufe der Zeit irgendwie zu seiner eigenen Parodie? Dies wäre nicht Ironie, sondern schmerzende Erkenntnis.

Was in Macbeth, Othello, Romeo die Urgefühle des Ehrgeizes, der Eifersucht, der Liebe sind, das ist in Caesar der uralte Kampf des „Einzigen mit der Vielheit", des Aristokratismus, und seiner hohlen Form, des Absolutismus, mit der Demokratie, deren anarchische Schwester die Demagogie ist. Brutus steht in der Mitte zwischen beiden, als unehelicher Sohn Caesars und der Servilia. Der Anlage nach zu jenem, dem Willen nach zu dieser neigend. Diese Differenziertheit bringt uns (wie ich in der ‚Schaubühne' schon vor Jahren zu begründen suchte) diesen Ahnen des Dänenprinzen näher. Deshalb greifen bedeutende Charakterspieler lieber nach ihm als nach Caesar, während es in frühern Zeiten umgekehrt war. Das Pathos der frühern Generation fühlte sich zur großen Gebärde Caesars hingezogen. Und mich dünkt: hier sprach der Instinkt der Former richtig. Nur mußte zum äußern auch das innere Pathos kommen, um zu einer selbstverständlichen

Monumentalität zu gelangen. Dann wird Caesar seine gebührende Stelle, wie in der Welt, auch im Drama einnehmen, während eine synthetische Darstellung seiner körperlichen Defekte notwendig zu einer Verschiebung des Brennpunktes, zu einer Lücke führen muß. Auch braucht die Rolle Caesars die Suggestivität eines ganz großen Darstellers, um ihm gegenüber den ausführlicher gezeichneten Gestalten das richtige Format zu geben. Es ist wohl die schwerste Aufgabe, die Shakespeare dem Darsteller gewiesen hat und restlos nur durch eine Persönlichkeit zu lösen, die zufällig von der Natur als Nachbildung Caesars geschaffen worden ist.

Von Reinhardt

Im ersten Akt des ‚G'wissenswurms', wenn man den lange nicht gesehen hat, kriegt mans ein bißchen mit der Angst. Schleppt Anzengruber so oder der Regisseur der Volksbühne? Nun ja: Dusterer und Grillhofer! Ein Publikum, für das diese Namen eines Erbschleichers und eines Grillenfängers erdacht sind, wird schon umständlich über Zwecke und Ziele der dramatischen Herrschaften aufgeklärt werden müssen. Plötzlich singen sie gar. Dazu braucht sichs noch nicht um ein Singspiel zu handeln. Auch Goethes Gretchen singt. Aber ohne Orchester. Hier dudelt eins. Ziemlich unsinnig, daß es hinter statt vor die Bühne gesetzt ist: wir sind ja doch nicht im Märchen und empfindens in einer Dorfkomödie mit Gesang als stilwidrig, daß das Lied zweier Bauern von unsichtbaren Geigenchören wie aus einem Geisterreich begleitet wird. So oder so: danken wir dem Orchester. Es sorgt für die richtige Einstellung. In den achtziger Jahren der Trostlosigkeit und der Literaturpolitik schien es nötig, Anzengruber zum Weltdichter zu erhöhen, auf daß er uns um so großartiger von den Gräueln der Gründerjahre befreie. Aber vielleicht ist diese Erhöhung schuld, daß er eigentlich keinen Erfolg gehabt, daß er keineswegs befreit hat. Man sagte nicht zu den Leuten: Hier ist Einer von gänzlich anderm Schlag als Ganghofer, euer Liebling, reinlicher, menschlicher, heiterer — freut euch an ihm! Wahrscheinlich hätten sie sich gefreut. Nein, vor Anzengruber vertieften die kritischen Mienen sich feierlich, und nicht mindestens Aristophanes zum Vergleich heranzuholen, war Blasphemie. Da verlor das Publikum seine Unbefangenheit und hielt sich in Bildungsehrfurcht von einem Volksdichter fern. Nützen wir ihm und dem Theater, indem wir in keiner Beziehung übertreiben. Anzengruber ist kleiner als Hauptmann. Sein Weltbild ist künstlerisch getrübt durch den Wunsch, den verzeihlichen Wunsch des eingespannten Theaterpraktikers, es in die Optik der Bühne zu rücken. Das aber gelingt ihm meisterhaft. Der ‚G'wissenswurm' — ein Kampf, ein Kulturkampf wider verrottenden Formelglauben? Nicht doch. Je weiter es geht, desto unabhängiger von technischen Hilfskonstruktionen entfaltet sich der saftigste Spaß mit müßigen Einbildungen schwarzseherischer Gehirne. Eine Verulkung der Bigotterie, die Andern eine Grube gräbt und selbst hineinfällt — eine dagewesene Geschichte, die

sich von ihresgleichen nicht durch Schärfe des Spottes, sondern zunächst nur durch den Grad der Lustigkeit unterscheidet. Aber es gibt auch einen Artunterschied. Der Spott weicht immer wieder einer unpathetischen Andacht, und es erschallt ein juchzender Lobgesang auf das Gegenteil der Bigotterie: auf die unkirchlich fromme Liebe zur Natur und zu aller Natürlichkeit, zu Jugend und Schönheit und Erde und Tier und Wind und Quelle und Sonne. „O du wunderbare Welt, laß dir sagen, wie d' mir gefallst . . . !" Darum ist ja Anzengrubers Satire so harmlos: weil dieser Satiriker nicht, wie die meisten seiner Genossen, ein pessimistischer Atheist, sondern ein optimistischer Pantheist war. Und darum hat die Aufführung des Theaters am Bülowplatz das Zeug, für das stärkere Teil in ihm zu werben: weil das satirische Teil zur geringern Geltung gelangt. Wenn einer Dusterer heißt und auch so ist, dann muß ihn Herr Friedrich Kühne geben, der hier nichts zu machen braucht. Freilich muß er unbedingt gehindert werden, was zu machen. Schon eine Maske ist zuviel. Herr Kühne klebt sich eine spitze längliche Nase. Er geht nicht, sondern schleicht. Er malt das Fressertum des Kerls, indem er selbst mit leerem Mund beständig kaut. Bei aller Wirksamkeit von Einzelheiten ist sein Fehler: daß der Schwager Grillhofer, klug und cholerisch, einen so faustdicken Gauner schnell zum Teufel jagen würde. Womöglich ists zur Hälfte Schuld des Partners, daß man diesmal an Herrn Josef Klein nicht die gewohnte Freude hat. Unser Herz ist bei dem Liebespaar. Für ländliches Oesterreichertum in der Blüte gibt es derzeit keine echtern und erquickendern Darsteller als Hermann Thimig und Auguste Pünkösdy. Er ist kein ‚Liebhaber'; nicht schlank, sondern breit, nicht salontirolerisch geleckt, sondern durch eine weißblonde „Mauerfraise" einem Arbeiter angeähnelt. Dieser Wastl ist bedächtig und schwerfällig, zu Püffen und Fußtritten geneigt und dabei von einer reizenden Verschämtheit. Die Horlacherlies wirbt um ihn; nicht er um sie. Sie ist das lichteste, frischste, anmutigste Geschöpf dieses Dichters und dieser Schauspielerin. Fräulein Pünkösdy schwenkt ihr Röckchen nicht mehr, ist aber immer noch dicht daran; und im dritten Akt, wo die Tochter zum Vater findet, wird sie, mit Anzengruber, um einen Strich zu sentimental. Doch das sind Winzigkeiten. Herrlich bleibt, wie von diesem klaren Gesicht — mit den strahlenden Augen, dem lachenden Mund, den blendend weißen, gesunden, beinah gesundheitsprotzigen Zähnen — jede Regung zu lesen ist, ohne daß man an ‚Mimik' denkt. Wohl aber denkt man an Kopischs Riesenspielzeug. Eine bäurische Heroine, ohne Kulissentum, des Humors so mächtig wie des seelenzerschneidenden Schmerzes. Fräulein Pünkösdy darf schon heut zu den Frauen Lehmann und Höflich voll stolzer Bescheidenheit sprechen: Ich sei, gewährt mir die Bitte . . .

*

Im ersten Akt von ‚John Gabriel Borkman', wenn man den lange nicht gesehen hat, erhofft man die alte Verzauberung. Es stimmt ja doch nicht, daß man snobhaft auf neue Sensationen erpicht ist, abwechslungssüchtig Götterdämmerungen inszeniert, der Mode vorauszujagen und braven Bürgern ihre Kunstfreuden zu verekeln trachtet.

Shakespeare hält sich und Goethe und Mozart und Kleist; und Hauptmann kommt man von Jahr zu Jahr näher. Dem Ibsen aber entgleitet man und fragt sich selbstquälerisch, warum. Also warum wird der Eindruck dieses Wintermärchens von Akt zu Akt schwächer? Als es schon einmal genau so ging, hab' ichs mir leicht gemacht. Da hab' ich (im zweiten ‚Jahr der Bühne') das Drama eine rauschende Polyphonie von Stimmungen, unter anderm, genannt und gewünscht, daß einer sie nachspiele. Brahm genügte mir nämlich nicht. Wenn aber jetzt auch Reinhardt mich kalt läßt, der seine besten Mannschaften aufgeboten und sich höchstselbst an die Spitze gestellt hat: dann kann Ibsen wohl doch nicht ganz ohne Schuld sein. Addieren wir hüben und drüben die Debet- und Kredit-Posten. Der erste Summand: Gunhilds Zimmer, das ibsenscher ist als seine Bewohnerin. Aber tut man damit Frau Bertens nicht Unrecht? Sie wirkt ja als alte Schule nur zwischen den Realisten. Würde Ibsen vom Wort aus inszeniert, käms mehr darauf an, den Dialog einzuhämmern als in flutendes Alltagsleben umzusetzen: Frau Bertens wäre ein Muster. Neben der Schwester wird sie Theaterfigur. Ella Rentheim ist bereits in der fünften Reihe unhörbar. Die Lehmann flüstert und haucht, und erhebt sie doch einmal die Stimme, so wird sie in der zweiten Satzhälfte wieder tonlos. Aber man heult vom ersten Augenblick an. Ihre Blicke, die Zuckungen des zerkrampften Mundes, ihre weichen Hände, die immer streicheln, helfen, begütigen, betreuen wollen: was besagt dagegen das wohlgesetzte Klage- und Anklagelied vom ermordeten Liebesleben! Da sind wir schon oben beim kranken Wolf, in einem freudlosen Saal, für den Reinhardt tut, was zu tun ist. Das Drama steigt an. Der Höhepunkt: die menschenkennerisch höhnische, boshaft kichernde Abrechnung zwischen den betrogenen Betrügern Borkman und Foldal. Man spürt die Wollust des greisen Ibsen, Menschengesichter als Tierfratzen zu entlarven. Vielleicht bleibt Pallenberg zu sehr Mensch: sehnsüchtig gedrückter, kindlich gläubiger Mitläufer, dem sich niemals die Milch der frommen Dichter-, Denker und Dilettantenart in gärendes Drachengift verwandelt. Wegener wachsen die Krallen in der Erregung. Für sechzehn Jahre Kerker- und Stubenluft ist er erstaunlich unausgezehrt. Im Grunde führt ja John Gabriel eine Traumexistenz, ein Schattendasein, aus Lüge und Größenwahn dämmerig und stickig zusammengesetzt. Könnte das nicht ein Anhalt für die Regie sein? Wie, wenn man das Drama nicht halb deklamatorisch, halb naturalistisch, sondern einheitlich maeterlinckisch spielte? In den Kammerspielen statt im Deutschen Theater. Nicht als Danse macabre, sondern als Marche funèbre. Bleich, schwermütig, schlurfend, stöhnend, entrückt, nach der Weise der ‚Gespenstersonate', aber doch wieder, selbstverständlich, auf eine andere Weise, die zu ersinnen Reinhardts Sache wäre. Dadurch wäre die zweite Hälfte auf ein heilsames Tempo, einen rettenden Ton zu bringen. Sie hält nicht was die erste verspricht. Der kranke Wolf hat seinen Käfig verlassen und drückt sich im Erdgeschoß herum. Ein einzigartiger Fall bei Ibsen: daß er einen Akt lang nicht gewußt hat, was mit der Hauptgestalt anfangen; ein Zeichen der Altersschwäche und eine Verlegenheit für den Darsteller.

Reicher stand ängstlich, mit angepreßten Armen, an der Wand, wie ein Sträfling; Wegener hantiert mit einem Scheckbuch. Währenddessen kämpfen die Frauen um Erhard. Es ergibt sich ein neuer Stilzwiespalt. Paul Hartmann ist ein frischer, charmanter Junge, das rechte Fressen für junge Witwen. Maria Fein, eine schlechte Sussin, versieht Fanny Wilton — keine Lilith, du lieber Himmel, sondern ein leichtes Tuch, das sich „schon irgendwie arrangiert" — mit Grabestönen, mit schweren, dicken, dumpfen Akzenten. Hier ist Ibsen auch alles schief geraten. Der Einfall der Entführerin, Frida Foldal zur Reserve auf ihren Schlitten zu packen, sollte wohl diabolisch sein: er entwaffnet durch seine Naivität. Und jetzt kommt der vierte Akt geschlichen, und ich forsche weiter nach dem Grundschaden dieses Dramas, der vorhanden sein muß, da die Sache mich je länger, je weniger angeht (wenn nämlich der Titel ‚John Gabriel Borkman' lautet, und nicht ‚Ella Rentheim'). Es ist schwerlich der billige Symbolismus. Das Unwetter des Lebens, die tötende Kälte, der überfahrende Schlitten: nun ja, das sind keine Kostbarkeiten; aber trotz ihnen könnte man aufgewühlt sein. Sind Regie und Schauspielkunst unzulänglich? Aus der Wandeldekoration, mittels deren Ibsen den irrenden Borkman zeigen will, wie Gluck den suchenden Orpheus, wird eine Dekorationsverwandlung; und das reicht aus. Aus einer Loge wirft ein Scheinwerfer grelles Licht erst auf die Logeninsassen, dann auf Familie Borkman — eine lästige Marotte von Reinhardt, die ihm nicht auszureden ist; und ebenfalls nicht der Sitz des Uebels. Noch einmal tritt Pallenberg auf, entbrillt und humpelnd, aber unverbittert, lachend, von der Schäbigkeit seines Schicksals nicht besiegt. Die Andern sind, wie sie waren. Also dies ist es nicht und jens ist es nicht — was wird es wohl sein am Ende? Es ist die Phantasielosigkeit, die einen Phantasten zu formen versucht hat — und eben nicht geformt hat. Was bestimmt mich, an Borkmans Größe zu glauben? Nichts, garnichts. Nicht einmal errechnet ist sie: sie wird unterstellt. Er allein hält sich für einen Napoleon, der in seiner ersten Feldschlacht zum Krüppel geschossen wurde; aber er ist ein John Gabriel Mosse, der gern Scherl und Ullstein auch noch geworden wäre, um euch die Hand über die ganze Erde mit sämtlichen Inseraten zu haben, und da ers nicht abwarten konnte, kurzerhand lange Finger gemacht hat. Der Bergmannssohn hört die Erzadern singen? Wir müßten das mithören — wie wir den Wildentenboden der Ekdals mit unsres Geistes Aug leibhaftig erblicken. Von welcher Kraft eines Dichters hängts ab, ob wir dergleichen erblicken und hören? Wo mir recht ist: von keiner sonst als der Sprachkraft. In ‚John Gabriel Borkman' ist Ibsens Sprachkraft erloschen — wofern sie jemals fertig bekommen hätte, die Vision eines Menschen zu übertragen, für welchen unser Planet nur ein riesenhaftes Goldbergwerk ist. Nicht als ob dazu rollende Phrasen, prächtige Tiraden taugten; sie am wenigsten. Aber man horche den stumpfen Vokabeln John Gabriel Borkmans ab, was sie von ihm selbst verraten. Dann hat man den Mann am Schluß des zweiten Aktes ergründet: als einen unternehmungslustigern Hjalmar, der Pech gehabt hat, und mit dem wir das Pech haben, daß sein Schöpfer ihn nicht als Hjalmar geplant hat.

Romantische Fahrt von Alfred Lichtenstein

Ein Freund des Dichters schreibt mir: „Heute sah ich mal wieder die ‚Feldpost' des armen Alfred Lichtenstein durch. In den wenigen Briefen sind auch einige Gedichte enthalten. Nur eins davon ist ungedruckt geblieben — wohl überhaupt sein letztes Gedicht. Es ist ein rührender Beweis dafür, wie sich dieser junge geistige Jude inmitten des Furchtbaren, für das er weniger als viele Andre geschaffen schien, so sehr zu disziplinieren wußte, daß er trotz Tod und Grauen humorvoll selbstironisch empfinden konnte. Uebrigens sei, für alldeutsche Zweifler, festgestellt, daß Lichtenstein beim Sturmangriff, durch Bauchschuß, fiel. Vielleicht drucken Sie das Gedicht des für sein Vaterland gestorbenen ‚Kuno Kohn' als einen späten Gruß an Alle, die ihn kannten."

Im milden Himmel blinken tausend Sterne.
Die Landschaft leuchtet. Aus den Wiesen ferne
nähern sich langsam stumme Marschkolonnen.
Nur einmal hört noch hin und steht versonnen
ein junger Leutnant, ein verliebter Page.
Am Ende wackelt die Gefechtsbagage.
Der Mond macht alles noch viel sonderbarer.
Und hin und wieder schrein die Fahrer:
Halt!

Hoch auf dem kipplichsten Patronenwagen sitzt
wie eine kleine Unke, fein geschnitzt
aus schwarzem Holz, die Hände weich geballt,
am Rücken das Gewehr, sanft umgeschnallt,
die rauchende Zigarre in dem schiefen Mund,
faul wie ein Mönch, sehnsüchtig wie ein Hund
— Baldriantropfen hat er an das Herz gedrückt —
im gelben Mond urkomisch weit, verrückt:
Kuno.

Die kluge Roßkastanie

Aeskulus hieß er, der gelehrte Kastanienbaum. Er stand im Garten eines Bekannten von mir, der ihn in jahrelanger heimlicher Erziehungsarbeit zu dem gemacht hatte, was er nun war: eine denkende, rechnende, maschinenschreibende, stenographierende, sprachkundige Pflanze.

Daß den Pflanzen eine richtige Seele zukam, die sich von der des Menschen nur quantitativ unterscheidet, darüber herrschte in einigen Gelehrtenkreisen schon lange kein Zweifel mehr. Es handelte sich nur darum, in besonders begabten Gewächsen das Seelische auf pädagogischem Wege zu erwecken und auszubilden, und schon lange war der Ruf nach einer Baumschulreform durch die Wipfel gerauscht, denn von einer höhern Geistesbildung waren noch kaum Resultate aufzuweisen.

Aeskulus hatte nie eine Baumschule besucht, er war ein fast ausgewachsener Analphabet, und niemand hatte sich früher um ihn gekümmert. Bis aus Indien die Kunde kam, daß dort eine Dschungelpflanze wegen ihrer Verdienste um die Ballettkunst zum

Ehrendoktor promoviert war. Daraufhin sah sich der Besitzer des Aeskulus seinen Baum näher an, mit dem leisen Gedanken, daß darin vielleicht auch mehr stecken könne, als die gewöhnliche Schulweisheit sich undsoweiter. Und siehe, es war so in der Tat. Nach jahrelangem Mühen war eine Ausdrucksfähigkeit geschaffen, die das Erstaunlichste leistete. Aeskulus sprach fließend Esperanto, und es war rührend anzusehen, wie er die weichen spanischen Endsilben mit zierlichem Wiegen seiner Zweige gleichsam jodelnd begleitete. Natürlich war ihm die artikulierte Lautsprache versagt, da ihm der Kehlkopf und die übrigen Utensilien mangelten. Die Buchstaben drückte er durch Knacken und Knarren seiner Aeste aus, von denen einer sich besonders zum Sprachast ausbildete. Das hörte sich dann an wie eine Kreuzung zwischen einem zuckerleidenden Mörsertelegraphen und einer gichtkranken Schreibmaschine. Jeder Baum hat bekanntlich ein Verhältnis mit einer Dryade, einer Baumnymphe. Die des Aeskulus war jedenfalls Tippfräulein gewesen.

Aus Gründen der Züchtigkeit warf Aeskulus sein Laub garnicht mehr ab, sondern wechselte halbjährlich nur einige Blätter. Als ich den Garten betrat, streckte er mir treuherzig eins seiner Fingerblätter entgegen, mit zartem kühlem Druck die Hand umschließend. Sein Herr stellte mich ihm vor, und es schloß sich eine zwanglose Unterhaltung an, da Aeskulus von der Morgenarbeit etwas abgespannt war. Nicht immer war er guter Laune. Wenn ihm etwas nicht paßte, stand er stockig und bockig da, und das schönste Rechenexempel ließ ihn kalt. Erst sein Leibgericht, ein Maß Normaljauche veranlaßte ihn wieder, sozusagen den Mund zu öffnen. Gegen manche Leute hatte er Antipathie und warf nach ihnen. Aber immer besorgt war er um die Kinder seines Herrn, denen er auch Nachhilfestunden gab. So trug die Arbeit reiche Früchte, die sein Herr an ihm getan.

Ein so hochbegabtes Wesen wird gewöhnlich nicht alt. So ging es auch mit Aeskulus, dem klugen und gebildeten Kastanienbaum. Er wurde nervös infolge geistiger Ueberlastung. Eines Tages, als er für den faulen Sohn des Hauses mit einer Aufgabe aus der höhern Mathematik beschäftigt war, hörte sein Brotherr plötzlich einen Krach und Fall. Als er hinzueilte, lag Aeskulus sterbend am Boden und streckte seine treue Wurzel in die Luft. Er hatte nämlich aus Zerstreutheit bei der Rechenaufgabe seine eigene Wurzel gezogen.

Die Große Berliner von Vindex

Die Große Berliner Straßenbahn hat im Kriege eine Arbeit zu leisten gehabt und geleistet, für die es an Maßstäben fehlt, will man nicht gradezu das Beispiel der deutschen Staatsbahnen heranziehen. Diese Anerkennung muß einmal ausgesprochen werden. Man muß sich bei der Beurteilung der Aufgaben der Straßenbahn und der Art ihrer Be-

wältigung freimachen von dem engen Standpunkt des einzelnen, scheinbar nächsten Interessenten: des Fahrgastes, der freilich in den letzten Monaten häufiger und länger als sonst unter wenig angenehmen äußern Umständen an den Haltestellen warten mußte. Man muß sich von der durch die gegenwärtige Zeit im Allgemeinen geförderten Verstimmung und Reizbarkeit des Publikums freimachen und muß, um bei der Straßenbahn richtig zu sehen, alle Interessen sich vergegenwärtigen, die von der Gesellschaft nach ihrer Natur als kapitalistisches Gebilde, das zugleich den öffentlichen Verkehr regeln soll, zu vertreten und zu vereinigen sind. Kurz: man muß die tatsächlichen Umstände in Betracht ziehen, mit denen die Gesellschaft ohnehin, und in kompliziert gewordener Form während dieser Kriegszeit, zu rechnen hat, und darf den Erfolg der Maßnahmen des Unternehmens nicht nach dem mehr oder minder gestörten Behagen des Einzelnen, sondern muß ihn mit Rücksicht auf die Gesamtheit des Erreichten abschätzen.

Nimmt man diesen letzten Punkt, als den augenfälligsten, vorweg, so ist zu sagen, daß es der Straßenbahn trotz allen Hemmnissen und trotz dem ständig zunehmenden Mangel an andern Beförderungsmitteln, im Ganzen doch zufriedenstellend gelungen ist, den Verkehr der Metropole Groß-Berlin, des Zentrums aller deutschen Arbeit zwischen den Fronten, im Fluß zu halten und zu bewältigen, seinen Anforderungen, die während des Krieges immer nachdrücklicher und schwieriger werden mußten, zu entsprechen. Schließlich ist noch jeder von den Hunderttausenden, die täglich mehrmals auf die Straßenbahn angewiesen sind, an Ort und Stelle gelangt. Schon das allein verdient, zieht man die noch im letzten, schwierigsten Betriebsjahr der Gesellschaft von 437 auf 500 Millionen erhöhte Zahl der Fahrgäste in Betracht, ehrlicherweise Anerkennung; und man darf diese Anerkennung um so unbedingter äußern, als das große Unternehmen sich im ernstesten „Kriegszustand“ befand und für jeden einzelnen Teil seines Organismus ständig drohende Schäden und Gefahren abzuwehren hatte.

Einige Angaben aus dem jetzt erschienenen Geschäftsbericht können dies — im Zusammenhang mit den allbekannten Umständen, namentlich den Personalschwierigkeiten — schnell dartun: die Gesellschaft hatte mit dem starken Anwachsen der Materialpreise zu rechnen, mußte die übermäßige, raubbauähnliche Abnutzung der Gleisanlagen und Wagen hinnehmen, hatte eine Mehrbelastung sämtlicher Ausgabekonten zu verzeichnen und kam aus den Erschwernissen bei der Materialversorgung und bei der Vornahme auch nur der einfachsten Ausbesserungsarbeiten nicht heraus. Die Ausgaben für Löhne und Gehälter stiegen von 13,8 auf 16 Millionen Mark, die Kosten der Wagenunterhaltung von 3,7 auf 5,4 Millionen Mark. 62,65 vom Hundert der Betriebseinnahmen wurden durch die Betriebsausgaben aufgezehrt.

Die Gesellschaft sieht in eine unfrohe Zukunft und macht ihre Aktionäre darauf aufmerksam, daß mit einer weitern Herabsetzung der Dividende, die im Jahre 1915 von 8 auf 6 vom Hundert gefallen war, und die für 1916 mit 4 vom Hundert vorgeschlagen wird, zu rechnen ist. Dies weist auf den Punkt, von dem das Unternehmen beurteilt zu werden ebenfalls Anspruch hat. So gewiß der öffentliche Verkehr als eine Angelegenheit der Allgemeinheit betrachtet werden muß, so sicher ist doch, daß, solange private Erwerbsgesellschaften sich mit der Befriedigung der Verkehrsnotwendigkeiten befassen, den Leitern dieser Gesell-

schaften die Pflicht obliegt, die Interessen der an dem Unternehmen kapitalistisch beteiligten Personen zu beachten und zu wahren. Die Leitung großer, den Erwerbszwecken dienender Betriebe muß das ihr anvertraute Kapital — die Große Berliner Straßenbahn hat über 100 Millionen Mark Grundkapital — nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten verwalten; sie hat dafür zu sorgen, daß die Aktionäre für ihre Einlagen eine angemessene Verzinsung erhalten, und daß auch sonst die Regeln eines oekonomisch geführten privatwirtschaftlichen Betriebes beobachtet werden.

Man soll also alles in allem nehmen und soll zugeben, daß die Große Berliner es in den letzten Jahren nicht leicht gehabt hat; und daß sie es noch schwerer haben wird, wenn man sich nicht zu Zugeständnissen an sie entschließt. Diese Zugeständnisse müssen, der Natur der Dinge gemäß, auf finanziellem Gebiet liegen. Man kann von einem Erwerbsunternehmen, einem kaufmännischen Geschäft, nicht verlangen, daß es mit offenen Augen dem Untergang, oder auch nur der Unrentabilität, entgegenschreitet; man kann das selbst dann nicht verlangen, wenn man die Ansprüche und Bedürfnisse der gesamten Oeffentlichkeit den Interessen der paar tausend Aktionäre vorbehaltlos voranstellen wollte: man kann es grade dann nicht, denn jeder wird ohne weiteres einsehen, daß die Interessen des Publikums selber aufs schwerste leiden, wenn ein Unternehmen, das dem öffentlichen Verkehr dienen soll, geschäftlich zurückgeht. Das Unternehmen wird in solchem Falle bestrebt sein, billig zu arbeiten, wird mit mangelhaften Betriebsmitteln und Betriebskräften, mit eingeschränkter Linienzahl, mit langsamerer und geldsparender Fahrweise durchzukommen suchen: und den Schaden haben die Fahrgäste, hat das Publikum.

So liegen die Dinge, und sie weisen mit aller Bestimmtheit auf das Heil- und Abhilfsmittel, auf die Tariferhöhung, hin. Wir wissen uns frei von der Neigung zu leichtfertigen Zugeständnissen an die Preisgestaltung für die Lebensnotwendigkeiten; wir können aber nicht einsehen, weshalb die nun einmal Tatsache gewordene allgemeine und starke Steigerung der Preise für jeglichen Bedarf des Daseins die naturnotwendige Rückwirkung auf den Verkehr des Straßenbahnunternehmens nicht soll äußern dürfen. Wir können beispielsweise nicht verstehen, weshalb der Preis für den Zentner Kartoffeln ohne Wimperzucken von acht auf zehn Mark heraufgesetzt wird, was für das gesamte Volk eine Last von Millionen Mark bedeutet, während der Uebergang der Straßenbahn vom Zehnpfennigtarif zum Fünfzehnpfennigtarif ein wucherisches Verbrechen und für die Betroffenen unerträglich sein soll. Wir möchten meinen, daß dem kleinen Mann — denn für ihn erhebt man doch hier die Stimme — von manchen Seiten, die es nicht so nötig hatten, während des Krieges ganz andre Geldopfer zugemutet worden sind. Jetzt plötzlich soll die Erhöhung der monatlichen Fahrtausgaben von sechs Mark auf neun Mark den Ausschlag geben, soll die Lebenshaltung gänzlich gefährden und die Last unerträglich machen? Gewiß zahlt niemand gern mehr, als er nötig hat; aber man frage bei den Leuten, die man vor den höhern Straßenbahngeldern schützen will, einmal an, welche von den bereits vorhandenen und den noch in Aussicht stehenden Verteuerungen ihnen die schwerst erträgliche dünkt. Die Antworten darauf dürften zu förderlichem Nachdenken anregen, manchen Eifer lahmlegen und manchen stärken.

Antworten

Otto Erhardt. Aus Ihrem Brief über die Oper ‚Eros und Psyche' von Ludomir von Rozycki ein paar Sätze. „Hier spricht kein Alltagstalent, hier singt sich eine ursprüngliche Begabung seine Musik von der Seele. Wer das Orchester so beherrscht, ohne brutal und gewöhnlich zu werden, wer, ohne in den Verdacht des Routiniers zu kommen, so musikdramatisch empfindet, wer Stücke fertigbringt wie die Botschaft des Hermes, die Klage des Arystos um das entschwundene Hellenentum, den leidenschaftlichen Ausbruch Psyches am Kreuz: der verdient Dank und Ermunterung zum Weiterschaffen. Hat Rozycki auch die letzte Prägung seiner Melodie noch nicht gefunden, erscheint er noch beeinflußt von neuromanischen Vorbildern, verraten die allzuplötzlichen Abschlüsse des dritten und vierten Bildes seine (äußerliche) Ungeübtheit den Forderungen des Theaters gegenüber: seine dritte Oper atmet Leben, glutvolles Leben, und deshalb darf sie nicht auf Breslau beschränkt bleiben. Nur einige weitere Striche im fünften, eine Kürzung der an und für sich wunderschönen Ankündigung des Heilands im zweiten, ein paar wirksam abschließende Takte mehr im dritten und vierten Bilde: und der Erfolg wird noch größer sein als bei der deutschen Uraufführung." Dann werden wir also diese Oper ja wohl in Berlin nicht zu hören kriegen.

Karl Sch. Ja, auch ich habe in der ‚Glocke', dieser vortrefflichen sozialistischen Wochenschrift, gelesen, was der besonders kluge Reichstagsabgeordnete Hermann Wendel über ‚Die Wiederherstellung Serbiens' zu sagen hat. Er führt aus, daß die Serben sich 1912 nur um des Weges zur Adria willen dem Balkanbunde angeschlossen haben. „Mit ähnlicher Begeisterung wie Xenophons Griechen einst ihr Thalatta! Thalatta! gerufen, grüßten die serbischen Truppen das Meer, das sie nach beschwerlichem Marsch über die albanischen Alpen bei Alessio und Durazzo im November 1912 erreichten. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Von Anfang an erklärte, von Deutschland und Italien unterstützt, die oesterreichisch-ungarische Regierung, daß sie ‚jede serbische territoriale Erwerbung an der Adria abweisen' müsse, und da sie die londoner Botschafterkonferenz auf ihren Standpunkt herüberzuziehen wußte — England gab den Ausschlag —, blieb den Serben nichts andres übrig, als auf heiß Erstrebtes und schwer Errungenes zähneknirschend zu verzichten. Wer aber einigermaßen mit den innern Zusammenhängen der Balkandinge vertraut war, konnte sich böser Ahnungen ob der Folgen des wiener ‚Triumphes' nicht entschlagen. Nicht um in der Eitelkeit des Propheten zu schwelgen, dessen Voraussage eingetroffen ist, sondern aus sachlichen Gründen sei angeführt, was ich im November 1912 über diese Frage schrieb: ‚Dem serbischen Volke auch jetzt noch, nachdem es auf den Schlachtfeldern um Kumanovo und Monastir seine Reihen sich hat lichten sehen, den Zugang zur Adria absperren, heißt: zwischen Donau und Save eine Summe wilden Hasses aufstapeln, der sich eines Tages furchtbar entladen muß. Die Absperrung Serbiens von der Adria ist der Weltkrieg, wenn nicht heute oder morgen, so übermorgen, wenn nicht 1912 oder 1913, so 1914!'" Und da fragen Sie mich, warum die Diplomaten niemals weit genug sehen, und, wenn das schon einmal leider so ist, warum sie dann nicht wenigstens beachten, was bevorzugte Köpfe bis zur Gewißheit ahnen und warnend verkünden. Ich nehme an, daß das eine rhetorische Frage ist. Denn die Antwort ist zu naheliegend, als daß man sie auch noch geben müßte.

J. F. in Beuthen. Ich danke für die freundliche Zusendung dieser Notiz, die Sie zuerst im ‚Deutschen Tagblatt' von Wien und später in einem Dutzend reichsdeutscher Tag- und Wochenblätter gelesen haben: „‚Siegfried' Jakobsohn als Germanentöter, als Vernichter der ‚Alldeutschen' — dieser angenehme Zeitgenosse aus Posen, der nach dem

Zeugnis des Literarischen Echos ,vor ganz kurzer Zeit noch kein Deutsch konnte', ist der rassenechteste aller berliner Schmöcke. Schon vor Jahr und Tag hat der undeutsche ,Siegfried' versichert, mit zehn Millionen Mark und dreißig Männern von seiner Art eine Zeitung zu machen, wie Deutschland sie noch nie gesehen habe. Er fühlt sich als Angehöriger jener gewissen fremdbürgerlichen Kreise, die in Deutschland mit Hilfe von Börse, Heereslieferungen, Lebensmittelspekulationen und Kriegsgesellschaften unheimlichen Einfluß erlangt haben und in Zukunft hoffen, nicht nur das Geschäftsleben, sondern auch mit Hilfe ihrer neu erworbenen Millionen die öffentliche Meinung, Regierung und Volk in Deutschland zu beherrschen. Und man muß gestehen, daß diese Hoffnungen nicht ganz aussichtslos sind, obwohl die zur Verfügung stehenden Schmöcke in den weitesten Kreisen sich über eine allzu große Wertschätzung nicht zu beklagen haben." Da lebt mein Herz und bekräftigt Ihnen gern, daß hiermit Tatbestände, wie sie wahrer nicht zu denken sind, verbreitet werden. Werfen Sie nur eins von Ihren Augen in die „Journalisten' und das andre in mein Blatt, und Ihre Zweifel über meine Blutsverwandtschaft mit dem Angestellten des Herrn Blumenberg verschwinden. Hätte ich zu Freytags Zeit gelebt, so hieße die Figur vermutlich Jakobsohn (mit k), nicht Schmock; und müßte ich nicht fürchten, daß mein Knoblauchduft Sie schreckt, so würde ich Sie bitten, sich davon zu überzeugen, daß ich sogar mauschle. Bei jeder Vorbesichtigung für die Presse finden Sie als Ersten am Buffet, beflissen, einen Berg von Brötchen vor sich aufzutürmen und ihn zu verschlingen, ganz gleich, ob der Belag vom Rabbinat gebilligt ist, ein kleines Kerlchen, schwarz gelockt, mit krummen Beinen: das bin ich. Geboren: Werderstraße 7, zwischen dem Palazzo Gerson und der Spree, von der die Kenner ihres Deutschland, Deutschland über alles wissen, daß sie quer durch Posen fließt. Am Ufer dieses Stromes sog ich mit der Muttermilch die Sprache meiner Väter ein, und als man sich entschlossen hatte, mich aufs Friedrich-Werdersche Gymnasium loszulassen, dauerte es ein paar Klassen, bis ich mich mit Lehrern und Genossen anders als hebräisch unterhalten konnte. Aber da dem jungen Acher eines Tages aufging, daß es tadelnswürdig sei, zum Talmud und zu Hopf und Paulsieks Lesebuch nicht die Alldeutschen Blätter zu gesellen, so setzte seine Rassenechtheit, zäh wie Leder, sich durch jahre-, durch jahrzehntelange Arbeit in die Lage, zu verstehen, was man gegen ihn in vorbildlichem Deutsch verkündete — wenn auch nicht grade selber deutsch zu schreiben. Jede Woche gurgelten in seiner Zeitschrift jene fetten Gutturalen, die den Angehörigen der gewissen Kreise stempeln. Dieses war für deutsche Ohren fürder nicht erträglich, und so kam der Krieg. Mit dem Kriege aber, der mir eigentlich den Garaus machen sollte, kam mein Einfluß, wahrhaft unheimlich. Heereslieferungen und Börse, von dem Lebensmittelwucher nicht zu reden, haben mir ermöglicht, Dame Orska auf den Thron zu heben; während meine neu erworbenen Millionen mich und meinesgleichen hoffen lassen, daß mein W genügen wird, um Schorlemer zu halten und den Friedensschluß um ein paar weitere Jährchen zu verzögern, damit ich mich mit diesen wenigen Millionen Kriegsprofit nicht zu begnügen brauche.

Sport

Der Karlshorster Eröffnungsrenntag aufgegeben. Nach Strausberg hat nuntmehr auch Karlshorst seinen ersten Renntag aufheben müssen, da die Pferde nach dem langen Winter bis zu dem vorgesehenen Termin am 1. April nicht genügend in Form zu bringen sind. Als neuen Renntag setzte der Verein für Hindernisrennen Karlshorst den 19. April an, für welchen Tag die Ausschreibungen bereits veröffentlicht sind. Die Galopprennen beginnen nunmehr erst am Ostermontag, 9. April, und zwar zugleich in Karlshorst, Dresden und Magdeburg.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Geburtswehen der Demokratie

von Germanicus

Es war von vorn herein anzunehmen, daß die Entwicklungsrede des preußischen Ministerpräsidenten mit den petersburger Vorgängen in Zusammenhang gebracht werden würde. Leute, die Herrn von Bethmann Hollweg grundsätzlich nicht wohlgesonnen sind, deuteten schleunigst an, daß er überhaupt nur aus Furcht vor dem russischen Gespenst, dessen Aufsteigen ihm gemeldet worden wäre, den Mund zum Kapitel der deutschen Neuorientierung aufgetan habe. Jedenfalls aber, so meinten diese ängstlichen Gemüter, wäre es höchst bedenklich, die deutsche Verfassungsdiskussion im Schatten des russischen Umsturzes fortzuführen. Die Pommersche Tagespost denunzierte heftig: „. . . ein Angriff auf die königliche Gewalt in Preußen in einer Stunde, in welcher das monarchische Prinzip im Nachbarstaat sich in schwerster Krisis befindet!" Sie meinte mit dem Angreifenden Herrn Scheidemann, verheimlichte aber nicht, daß dieser durch Herrn von Bethmann, der sich dazu berufen glaube, das Programm der Paulskirche zu erfüllen, ermuntert worden sei. Nun ist es gewiß nicht weise, im gegenwärtigen Augenblick, da ohne Zweifel der russische Liberalismus einige Chancen zu haben scheint, den alten Bülow-Spruch von den Schnorrern und Verschwörern wieder aufzuwärmen; unser liebedienerisches Interesse am Zarismus hat nicht wenig dazu beigetragen, die russische Bourgeoisie gegen Deutschland zu mobilisieren. Soll den russischen Kriegsfreunden neue Gelegenheit gegeben werden, in Deutschland die Stütze jeder Reaktion zu treffen? Das ist überfüssig. Es ist nicht weniger überflüssig, das neue Reich und das dadurch bedingte neue Preußen durch den Popanz der russischen Revolution schrecken zu wollen. Die Konservativen sollten solchen Trick verschmähen, sollten nicht zeigen, daß ihnen der russische Zusammenbruch, von dem sie andeuten, daß er den Kanzler vorgetrieben habe, ungemein willkommen sei, um ihn zu verdächtigen, ihn womöglich als einen Miljukow in Duodez-Format zu denunzieren. Sie sollten bedenken, daß die Beseitigung des unbequemen Mannes wenig bedeuten würde; sie sollten sich dabei nicht auf ihre Tradition verlassen, daß es ihnen noch immer gelungen sei, einen ihnen nicht gehorsamen Staatsmann rechtzeitig abzuhalftern. Diesmal würden sie nicht gegen einen Einzelnen zu intrigieren haben; diesmal müßten sie die Zeit zurückdrehen, die Zeit, die durch die russische Revolution immerhin einigermaßen verdeutlicht worden ist.

* * *

Auch im andern Lager ist die russische Revolution gegen den preußischen Ministerpräsidenten genutzt worden. Der ‚Vorwärts'

leistete sich die verhältnismäßig billige Pikanterie, darauf hinzuweisen, daß die petersburger provisorische Regierung ausdrücklich betont habe, sie beabsichtige nicht, „den Kriegszustand zu benutzen, um die Durchführung der in ihrem Manifest genannten Reformen auszuschließen". Der ‚Vorwärts' stellte dem entgegen, was der Ministerpräsident gesagt hat: daß nämlich die Reform des preußischen Wahlrechts „nicht zu einer Zeit in die Hand genommen werden könne, wo wir noch vom Feinde von außen berannt werden". Solche Bestrebungen, die russische Revolution für Preußen aktiv zu machen, sind dann von Scheidemann fortgesetzt worden; auch er wollte nicht auf morgen verschoben sehen, was sich längst als notwendig herausgestellt habe und heute bei einigem guten Willen leicht zu erledigen sei. Scheidemanns Eifer ist durchaus zu begreifen; es wäre mehr als unnatürlich, wollte die deutsche Demokratie sich tatenlos durch die russischen Vorgänge beschämen lassen. Indessen, ob es klug ist, die Revolution des Herrn Miljukow mit den Absichten des Herrn von Bethmann zu verquicken, dürfte doch zu bezweifeln sein. Man macht dadurch den Gegnern des deutschen Fortschritts die Arbeit unnütz leicht; man unterschätzt bei solcher Taktik die Solidarität der Monarchen, die schließlich doch ein Faktum und eine internationale Realität ist. Gewiß, es wäre fatal, wenn Deutschland inmitten eines demokratisierten Europas als der letzte Feudalstaat übrig bliebe; indessen, solche Furcht ist doch, ehrlich gesprochen, belanglos: denn daß das Programm der russischen Revolution nicht wörtlich erfüllt werden wird, daß die russische Republik zunächst ein Traum, und zwar kein angenehmer, bleiben wird, ist wohl ohne weiteres selbstverständlich. Und ferner: bei einiger Gerechtigkeit läßt sich selbst der gegenwärtige Zustand Preußens nicht mit dem bisherigen Rußlands vergleichen. Und schließlich: der Wille des deutschen Volkes, sich eine neue Staatsform zu schaffen, ist stark genug, um des Anstoßes und Vorbildes von außen her entbehren zu können. Mag es auch bis zu einem gewissen Grade Diplomatie sein, es will doch immerhin etwas bedeuten, wenn der freikonservative einstige preußische Landrat von Dewitz schreibt: „Eine demokratische Welle ist nun einmal in stärkster Bewegung." Das neue Deutschland kommt, weil es schon da ist. Es hieße die Widerstände, die sich ihm entgegenstellen, den Willen der bisher einseitig herrschenden Schichten überschätzen, wollte man nur aus Angst vor der Friedensreaktion die Neuordnung Deutschlands noch im Kriegszustand erzwingen. Damit soll nicht gesagt sein, daß es unmöglich wäre, die Beseitigung oder zumindest die Reform des Herrenhauses, die Neuordnung des preußischen Wahlrechts und dergleichen Operationen augenblicklich vorzunehmen. Es ist eine der besten neutestamentarischen Aufmunterungen: Was du tun willst, das tue bald. Das Ergebnis der Reichstagswahl in Spandau-Osthavelland beweist, daß bei solcher sofort einsetzenden Parlamentarisierung unsres Staatslebens

Störungen, wie sie ein überschäumender Radikalismus verursachen könnte, leicht zu hemmen wären; gleichzeitig war die Wahl Mehrings eine gewisse Warnung, nicht unnütz den Starrsinn Liebknechts heraufzubeschwören. Man könnte also, wenn man nur ernsthaft wollte, schon ganz gut heute handeln; wobei allerdings zu erwägen bliebe, ob nicht trotz alledem Bekenntnisse, wie sie Bethmann Hollweg am Vorabend der russischen Revolution abgegeben hat, von größerer Aktivität sind, als reformierende Maßnahmen im gegenwärtigen Zeitraum zu sein vermöchten.

* * *

Gegen die revolutionäre Phrase werden wir künftighin gefestigt sein. Es ist zu komisch, wie die russische Revolution auf etliche Herolde der Demokratie gewirkt hat. Ein typisches Beispiel für solche Kopflosigkeit bietet Gustave Hervé. In der ‚Victoire' stößt er eine Orgie von Begeisterung aus seiner trunkenen Seele. Er bekennt, wie im Rausch und halb närrisch zu sein: „Zu Ende ist das Knutenregiment, zu Ende ist es mit der Knebelung, und erledigt sind alle Finsterlinge. Der russische Riese, das sanfteste, das am meisten idealistische aller Völker Europas, ist frei ... Beendet ist eure Knechtschaft, ihr Finnen, ihr Polen, zu Ende euer schmerzliches Golgatha, abgeschlossen ist die Aera der Pogrome, ihr russischen Juden ... Welche Ohrfeige für die blökenden Pazifisten, die uns drängten, einen schimpflichen Frieden zu schließen, und die nach dreißig Monaten noch nicht verstehen, daß dieser Krieg eine Revolution ist, die dem russischen Volk schicksalhaft die Befreiung bringen mußte, wie unser Sieg mit gleicher Schicksalmäßigkeit dem deutschen Volk die Befreiung bringen wird! Blind sind die, die noch nicht begriffen haben, daß wir in Tränen und Blut das Kindesalter der Vereinigten Staaten Europas erleben ....." Hervé muß wirklich trunken gewesen sein, als er solchen Dithyrambus (den ihm übrigens kein deutscher Journalist so ohne weiteres nachmacht) tanzte. Er scheint keinen Augenblick überlegt zu haben, daß Frankreich den Krieg zweieinhalb Jahre lang gemeinsam mit dem Zarismus geführt hat. Er scheint die lange Reihe der ebenso schmachvollen wie grotesken Verbrüderungsszenen, da Poincaré in den Armen des zweiten Nikolaus lag oder die Damen von Toulon kaiserlich russische Matrosenmäuler knutschten, völlig vergessen zu haben; er scheint vergessen zu haben, daß diese appetitlichen, aber jedenfalls durchaus unrevolutionären Szenen notwendig gewesen sind, um den Krieg einzuleiten. Die Schmach, daß das Frankreich der Republik von 1798 mit dem Erdrosseler der Revolution von 1905 zusammen gegangen ist, kann Hervé (der dies übrigens zu empfinden scheint) nicht mehr auswischen. Im übrigen gehört eine sagenhafte Portion kindlichen Gemüts dazu, um aus dem Kriege des imperialistischen Kapitalismus einen Kreuzzug für die Freiheit Europas

zu machen. Es mag für Hervé sehr reizvoll sein, nun endlich eine Formel zur Beruhigung seines revolutionären Gewissens gefunden zu haben; die Metaphysik, die er uns wirksam zeigen möchte, die Illusion, daß der Kampf gegen die Mittelmächte ein Kampf der Völkerfreiheit gegen die Tyrannei sei, ist zu naiv, als daß sie halbwegs vernünftige Menschen verführen könnte. Ohne Zweifel: auch wir glauben, daß durch diesen Krieg die Selbstherrschaft der Völker stark vorwärts kommen wird, ja bereits stark vorwärts gekommen ist; aber wir möchten meinen, daß dies für jedes einzelne der blutenden Völker gleichmäßig zutrifft. Der Krieg, daran wird niemand zweifeln, hat Europa die Geburtswehen der Demokratie gebracht; aber es wäre eine Prämie auf Sklaverei, wollten wir Deutschen zugeben, daß solche Fortentwicklung uns von außen her gebracht werden könnte. Die Vereinigten Staaten Europas werden schon einmal kommen; sie würden für uns aber nicht das Geringste bedeuten, wenn sie zur Voraussetzung haben müßten, daß die französischen Senegalneger am Rhein und die Kosaken an der Havel säßen.

* * *

Der demokratische Schwindel wird schwer zu hemmen sein. Auch in Amerika steigt die Kriegsbegeisterung unter der Freiheitsflagge. Sie wollen uns durchaus beglücken; sie brauchen zur Maskierung ihrer ziemlich fadenscheinig gewordenen Absichten eine Ideologie. Es ist nur fatal, daß etwa gleichzeitig mit den petersburger Nachahmungen der französischen Revolution die Iren sich gezwungen sehen, mit allem Nachdruck gegen die englische Vergewaltigung zu protestieren. Es bleibt zu hoffen, daß Monsier Hervé, wenn die irische Revolution — wie das Manifest androht — zum Ausbruch kommen wird, mit der gleichen Begeisterung, mit der er die russische begrüßte, zur Stelle ist. Vielleicht ist ihm aber bis dahin schon ein Licht darüber aufgegangen, wie wenig eine eroberungslustige, kriegsfreudige Bourgeoisie geeignet ist, dem Volke die Freiheit und Europa den Frieden zu bringen.

* * *

Hervés tolles Mißverständnis ist mehr als der Selbstbetrug eines aus der Bahn Gedrängten; es ist ein Kennzeichen für den Verfall des französischen Geistes. Es ist ein Symbol für das krampfhaft nach einem Ziel suchende Unbehagen, das allmählich über die Völker der Entente gekommen ist. Das räuberische Kapital möchte seinen Blutopfern einreden, daß die Schlächterei um die Freiheit der Erde gehe. Die Deutschen werden der Freiheit einen guten Dienst leisten, wenn sie den verführten Aposteln recht bald

die Unmöglichkeit ihrer verlogenen Pläne beibringen. Nur aus der Abwehr des Vernichtungswillens, der Deutschland bedroht, können die Geburtswehen der europäischen Demokratie sich auslösen.

Von Ehrenstein von Friedrich Markus Huebner

Auf Grund eines irgendwoher ausgegebenen Stichwortes wird vermutlich das neue Buch Albert Ehrensteins als ein „humoristisches" verstanden werden. Billigerweise steht für Herrn Kurt Wolff, glücklichen Golem-Verleger, abermals ein riesiger Erfolg zu erwarten.

Aber bevor es dahin kommt, wollen wir — Eile tut not! — für Einen und Keinen feststellen, daß Possenreißerei und Verlangen nach dem Unendlichen nicht ein und dasselbe ist. Warum eines Abends Bajazzo so hinreißend spielt, sagt zwar das Textbuch, aber nicht ganz durchschaubar, wild und ein wenig anrüchig bleibt dieser Narr für die Unnärrischen trotz allem.

Wenn schon Ehrenstein gleich der genannten Bühnenfigurine Frauen nicht leidenschaftslos gegenüberstehen dürfte, so hat in diesem Falle ihn das oder ein Weib schwerlich getrieben, daß er Grimassen schneidet. Es sei denn, man wolle, die ihm Bitterkeit eintrug, nämlich die Erkenntnis nach beliebtem Vergleiche sich als Weib denken.

Sie, die Erkenntnis ließ zu viel unerfüllt, sodaß der Dichter an ihr matt ward und überdrüssig. Heraus aus dem Zwange ewig wiederholter Denkordnungen! Fort mit der Ehrbarkeit zu lang anerkannter logischer Imperative, mit der Würde des gepriesenen Ebenmaßes, mit dem ewig vorweg bestimmten Schaltwerk unsres überladenen Gedächtnisses! Was sonst verdiente Rücksicht als die Verwegenheit des Niegewohnten, das so sinnreiche Tollen des Zufalls und der Laune, das Aufeinanderplatzen der Widersprüche?

Mit Gewalt und Eifer treibt Ehrenstein seine geistige Person in den Strudel des Ungetümmels. Manchmal, wie ein Roß, das nicht in die Flußschwemme will, sträubt sie sich. Ein Hieb pfeift nieder, Gestampf nach vorwärts, der Grund weicht unter den Füßen, und schon schwimmt Verstand und Wesen.

Diese Tat sich zu entschälen aus der festen Form unsrer Uebereinkünfte, Normen und Gefühlsgewöhnungen hatte Ehrenstein bisher pathetisch und mit ausgedrücktem Ernste versucht; anders als in seinen Gedichten nimmt er jetzt Spötterei, Hohn und Zynismus zu Hilfe. Das Verfahren ist schmerzhaft, zuerst für den Dichter selber. Ein Hinaus über dieses Letzte gibt es nicht.

Aber Schmerz und Aetzung wird in Kauf genommen, wofern der Erfolg sich nicht versagt. „L'apre allégresse de toucher la douleur pour la vaincre!" Ja, hart und zähe ist das Eingewohnte und der Hang zu Güte und Glück. Direkt kann man fast nicht dagegen an. Darum müssen Güte und Glück und ihre so verführerischen Redewendungen nicht widerlegt, sondern aufgezeichnet, illustriert und so oft wiederholt werden, bis sie zu erkennen gaben, was sie in Wahrheit bedeuten: Die Behäbigkeit und das Sichgehenlassen des Bürgers, das feige Kneifen vor dem unbedingten, selbstgetreuen Dasein, die Lächerlichkeit der zu nichts führenden goldenen Mittelstraße. Unendlichkeit! Wie undurchdringlich baut sich vor dir das Gestrüpp der glatten Allgemeingefühle, der billigen Zufriedenheiten, des geschichtlichen Schemas! Um jeden Preis hindurch! Mit Axt und Dolch!

Die Schilderung dieses Durchbruches liegt in dem Hefte ‚Nicht da, nicht dort' vor. Doch zeigt Ehrenstein noch nicht seine Folgen. Sonach handelt es sich um eine Durchgangsstation, um einen Augenblick der Höchstspannung, um ein Zerren, Schütteln, Zersprengen der Kette. Man wird annehmen dürfen, daß in den nächsten Arbeiten die Operation vorüber ist und Bajazzo sein unheimliches Harlekinskleid nicht mehr zu tragen braucht. Wäre die Verpflichtung nicht größer zum Aufbau eines neuen Glücks, einer wahren Güte?

Christus bei den Kanonen von Berta Lask

Jesus Christus stand zwischen den Kanonen
Und lächelte still vor sich hin.
„Ihr Völker wolltet, ich soll bei euch wohnen,
Aber es lag euch nie ernsthaft im Sinn.

Eure alten Götter ziemten euch besser,
Aus Kraft und Freude und Zorn geboren. —
Ich habe noch immer meine Judenseele,
Hab' sie in zweitausend Jahren nicht verloren.

Ihr habt sie in tausend Jahren nicht gefunden
Und findet sie nie. Das ist euer Glück.
Das ist euer Blühen und Gesunden. —
Ich aber wandre gen Asien zurück.

Ihr wohnt auf der Erde, ich in den Sternen.
Ihr gründet Reiche. Ich lösche sie aus.
Vielleicht treffen wir uns einmal in sehr fernen Fernen
In einem ganz anderen Haus."

Karl Kraus von Berthold Viertel (Fortsetzung)

II.

Die Literaten, wenn der Satiriker, dieser Wolf, in ihre Hürden einbricht, sind sozial gesinnt und der Operetten-Librettist fühlt sich als Kulturträger. Die Zeitgenossen, wenn ein Zerrspiegel ihre Realität erfaßt, flüchten schleunigst in den Idealismus. Solche Entrückung, wenn nach dem Woher und Wohin gefragt wird, wäre freilich jedem Jobber und Stümper genehm. Zerstörend ist der Satiriker, klagen sie, weil er so störend ist. Hat aber bodenlose Skepsis und bodenloser Enthusiasmus wirklich das Recht, im Namen des Geistes den Segen der Bejahung anzufordern?

Sie sprechen von Kultur und meinen bestenfalls Geschmack. Sie verfeinern die Nerven und verzärteln die Reize, aber das Gehirn bleibt leer und das Herz roh. Sie rühmen sich einer unheimlichen Routine, mit der sie um die Ecken und Kanten der Welt stets unverpflichtet herumkommen. Diese Kinder der Zeit werden so intelligent geboren, daß sie nichts mehr zu empfinden brauchen, um doch alles besser zu wissen. Nichts Menschliches ist ihnen fremd. Was ihnen fremd wurde, verpönen sie als unmenschlich: das Entweder-Oder, die Grenze, das Wesen, die entschlossene Behauptung und Vertretung. Sie wollten das Eintönige — Ja oder Nein! — nicht mehr hören: sie mußtens am eigenen Leibe fühlen. Sie hatten vergessen, daß die Welt aus Tat und Leid gemacht ist: der Satiriker tut, daß sie leiden. Sie wiegten sich in Gleichgewicht ohne Schwergewicht: er belastet sie. Sie schwankten zwischen Gut und Böse — er entscheidet sich für das Böse: für den herzhaften Angriff, den passionierten Tadel, den stürmischen Widerspruch, den verbissenen Gegensatz.

Wir Enthusiasten wissen, daß es nicht mehr weiterging. Wir hatten versucht, mit dem Lobe die Löblichkeiten hinaufzutreiben. Wir hatten das Lob gepachtet, wir hatten es verroht. Wir lobten in Saus und Braus, auf unbeschränkten Kredit, ohne mehr zu merken, daß wir irgend einem schlichten Ding Genauigkeit schuldig blieben. Es war so lange Umwertung gespielt worden, bis die Werte kaput gegangen waren. Das Adjektivum, das alte brave Eigenschaftswort, ist darüber wahnsinnig geworden. Wir türmten den Parnaß auf den Olymp, wenn eine Maus hervorkam, und wir tobten in einem Mauseloch, um die Geburt des furchtbaren Löwen zu feiern. Jeder Lehrling schmiß mit Farben und Essenzen, ohne daß ein Ladenhüter ihn beim Schopf erwischte. Jeder dumme August zerdröhnte die Posaune — kein Stallmeister fing ihn mit der Peitsche ab. Unser Lob war schließlich die bare Verzweiflung. Es wollte kein Hund so länger gelobt sein!

Wohin die goldene Vorzeit, da wir Knaben den Lessing verschlangen! Wieviel Saft quoll aus der reinlichen Trockenheit! Da war eine gesunde Wurzel, aus der wuchs ein fester Baum und

trug Geistesblüte. Die Zweige waren grob, die Blätter fein, das Licht spielte gedankenvoll in der Krone. Karge Sprache, reicher Sinn! Der Kritiker unsrer Kindheit hatte Lob und Tadel auf dem rechten Fleck. Sein starkes Herz schlug Liebe oder Zorn — so kam einst der deutsche Stillstand in Schwung. Das Urteil eines Mannes rodete Unkraut aus — deshalb war Kritik eine erbauende und auferbauende Tätigkeit gewesen.

Heute ist es ein verdächtiges Gewerbe geworden, Worte zu machen. Man schämt sich bald, Guten Tag zu sagen. Die impressionistische Wortkrankheit, eine Epidemie, hat Gedanken und Gefühl der Sprache aufgefressen. Solchen Schwund hätte die lebendige Anschauung nicht allzu lange überlebt. Die Schriftsteller irrten — liebenswürdig, wie Frauen, tödlich, wie Kinder irren —, wenn sie die unbequemen Superioritäten Logik und Ethik abzusetzen beschlossen, um den fünf mal fünf Sinnen und Sinnigkeiten die anarchische Freiheit zu geben. Die Sinne verarmen ohne den Sinn. Man legt sie bloß, man reißt sie auf — sie verbluten. Man schrieb schließlich mit weiß Gott was: mit Nerven, mit Weiberhaaren, mit Wolken, mit dem Pinsel, dem Violinbogen, dem Meißel — nur nicht mit der Feder. Es erfolgte ein Gallimathias. Es kamen die sieben fetten Jahre der Sprachverwirrung, des Wortschwindels, des Potemkinschen Geistes. Sie sind noch nicht zu Ende.

Der Teufel sollte dieses Unwesen holen! Ein solcher Teufel war Karl Kraus. Er kam und schrieb mit einer Feder, welche scharf schrieb wie eine Feder. Er war von zu harter Konstitution, um sich in den modischen Brei vermengen zu lassen. Er war zu scharfsinnig, zu genausinnig, als daß man ihn hätte mit Gerüchen und Geschmäcken und dem verwirrten Widerhall halber Töne abfertigen können. Sein blanker Witz durchschnitt die aufgeregte Flut der Sentiments wie ein gepanzerter Kiel. So geschehen in der Gründerperiode des neuen Literatengeistes. Einer bewegte sich im Caféhaus der neuwiener Literatur — ein Zusammenstoß, ein Krach: und der ganze Kram lag demoliert unter den Trümmern des fidelen Gefängnisses.

Der zarteste Dichter verkündete soeben das elegische Geständnis seiner vergeblichen Jugend, daß in dieser Welt nichts mehr zu erleben sei. Dem feinern Geiste schien nur ein Tor zum Tod geöffnet. Da hatte Karl Kraus, das Weltkind, ein Erlebnis von erschütternder Banalität: die Presse. Er las die Zeitung, und an jenem Tage las er nicht mehr weiter. Er war auf einen Druckfehler gestoßen, bei dem zu verweilen er unbesorgt die welthaften Gegenstände der Politik versäumte. Es wurde eine Manie, es wurde ein Schicksal. Der jugendliche Antikorruptionist hatte sich eben noch über den Mißbrauch der Presse ereifert und eine schlechte Presse zu bessern versucht. Aber schon im nächsten Augenblick zündete in diesem Kopf ein Erkenntnisblitz, der ihn vorerst blendete. Dem genius loci verdankte er die gründliche Erleuchtung. Wien besaß, so

erkannte er, die beste Presse, und deshalb die schlechteste! In ihrer Macht und in ihrem Glanze hatte er sie erschaut, die reizvolle, die verführerische Presse Wiens, von der Begabung einer Stadt genährt, deren alte Kultur sie verpraßte, deren neue Geistestriebe sie an der Wurzel aussog. Vielleicht war es wirklich die Berufswahl seines publizistischen Ehrgeizes, die für Karl Kraus entscheidend wurde, als sie ihn bei der Möglichkeit der Presse wählend verweilen ließ. Er erkannte, daß er sich dem Verderben nicht verpflichten konnte. Die Verderblichkeit war das Wesen selbst der Presse! Je besser sie war, um so verderblicher! Die unterirdischen Interessen der (wie eine Litfaßsäule) mit Idealen beklebten Presse, ihre Funktion als Werkzeug des Kapitalismus, als Hehlerin der Politik, als gängiges Falsifikat der öffentlichen Meinung — das alles mochten auch andre Prediger durchschauen und aussagen. Die äußere Macht der Presse erschien Karl Kraus unbedeutend neben ihrer innern Macht über das Erlebnis und den Geist. Der Mißbrauch der äußern Macht mochte ein würdiger Gegenstand sein für einen Publizisten, der aus dem Uebel der Sekunde in die Not der Stunde strebte. Ein Publizist nahm etwa das Wort gegen die Presse. Karl Kraus, der Künstler, konnte das Wort nicht annehmen, wie er es vorfand. Das Wort selbst war ja verdorben. Das Ungeheure, das dem Worte hier geschah, war sein satirisches Erlebnis. Das unfaßbare, formlose Wesen aus Druckerschwärze und Suggestion, das hier zur Macht über den Geist gekommen war, konnte nicht sachlich erledigt, es mußte persönlich genommen werden. Es galt aus einem noch unberührten, unerforschten Chaos eine bunte Welt hervorzuholen. Erst wenn hier der Geist wieder über den Wassern schwebte, war Publizität wieder möglich. Daß Karl Kraus sich der allerbagatellenhaftesten Erscheinung der Presse in Druck auf Papier mit großer Liebe zuwandte, den scheinbar fliegennichtigsten Stoff (denn die Presse ist Eintagsfliegenmist vor der Ewigkeit) formend: damit wandelte er, was uns verflüchtigte und vernichtigte, zu Wesen und Dauer.

Da mußte jeder kleine Schreiber ans Licht, der bisher unauffällig die suggestive Anonymität bewirkt hatte. Das groteske Mißverhältnis zwischen dem einzelnen Handlanger und der Maschine, die er bediente, sollte Figur werden. Man sollte sie sehen, die Männer ohne Kopf, wie sie die Köpfe aller Welt entmündigten. Und die Talente, wie sie allgemeinverständlichen Geist prompt lieferten, ungeborenen, massenhaft produzierten Geist für das Publikum. Männer und Weiber, wie sie den Ueberzeugungsakt mißbrauchten, um die geschlechtslose Meinung zu bedienen. Da nährte sich die Sensation vom Blute des Privatlebens, und die Gotteswelt wurde Papier. Eine abscheuliche Intelligenz gedieh auf Kosten der Empfänglichkeit. Der Nerv der Dinge war unterbunden, alle Wege der Erkenntnis waren verstopft, damit die sterile Phrase wuchern konnte. Aus tausend satirischen Einzelzügen wuchs bla-

mabel und erschreckend der Mechanismus einer banalen Dämonie, der die einfältigen Werte des Daseins zu erliegen drohten.

Was die Presse sprach, mochte den Tatsachen entsprechen oder gelogen sein. Wie sie sprach, darin offenbarte sich ihr wahres Wesen. Von der Börsennotiz im Jargon bis zum übergoethisch-sublimen Essay hat Karl Kraus dieses Kauderwelsch von seinem Deutsch erleben und erdenken lassen. Jahrelang durchfeilte er die brüchigen Zeilen, trieb jedes Wort ins Relief und stach jeden Tonfall an. Da wurde auch die greisenhafteste Neuigkeit beredt. Da wurde das Volapük der Jetztzeitgemäßheit blutiger Witz und prophetisches Pathos. Und wie verräterisch erwies sich das saloppe Geschwätz, wie deutlich ward überall zwischen den klaffenden Brettern das Futter der ungewollten Aufrichtigkeit sichtbar, wie hemmungslos plauderte das Unterbewußtsein des Alltags! Der Satiriker, der die Zeitung geißelte, traf die Schreiber, er traf die Leser, er traf die Millionen Sprecher dahinter. Sitte, Recht, Trieb — alles schrie auf! Im Schalltrichter der Presse hallte ja alles wider, was sich irgendwo in den verstecktesten Räumen der Sozialität begab — wenn man nur richtig zu lauschen verstand! Die Zeitung war für Karl Kraus jenes Ohr des Dionys, das schwatzhafte Loch an der Wand, das die Geheimnisse preisgab. Die Fäulnis des Geistes und Herzens, die Ohnmacht und Not des Geschlechts, die Ratlosigkeit der verwirrten Begriffe: die fadenscheinige Diktion der Zeitung entblößte die Karikaturen der Werte. Das Lesen und Zitieren der Blätter wurde durch Karl Kraus eine satirische Kunst. Und die Sprachschulden summierten sich zur großen tragischen Schuld der Epoche. Der Pamphletist forderte sie ein — und die Kultur machte Bankrott, lange vor dem Weltkrieg.

*

Wunderbare Macht der Kunst! Man kann keine Zeitung mehr aufschlagen, ohne überall Karl Kraus wiederzufinden, und noch nie dagewesene Neuigkeiten ereignen sich bereits in seinem Stil. Mögen die Zeitungen seinen Namen verschweigen: sie werden seine Wirkung nicht mehr los. Die Fama verkündigt ihn, indem sie sich in jede ihrer tausend Zungen beißt, wo er unverlöschbar sein Zeichen eingestochen hat. Und als er so die Zeitung gestaltete, gestaltete er zugleich das Publikum. Man kannte das Publikum als jenes undefinierbare Geschöpf, dem die Zeitung seinen Geist liefert; als jene internationale, großstädtische Masse der „Gebildeten", welche die Zeitung nicht mehr entbehren können und Geist nur noch von der Zeitung beziehen. Nach Karl Kraus wage ich nicht zu entscheiden, ob das Publikum die Zeitung geschaffen hat oder die Zeitung das Publikum. Das Publikum kauft die Zeitung, es liest sie — es schreibt sie auch. Und es lebt sie. Jetzt im Kriege stirbt es sie sogar.

Wie viele Köpfe und Gesichter hat Karl Kraus dem Publikum gegeben! Und wieder war Wien das Glück des Satirikers, die Stadt

der „Persönlichkeiten", welche dem Publikumskultus ihr kurzlebiges Scheindasein verdanken. Die Beliebtheiten konnten sich nicht beklagen, daß der Satiriker sie vernachlässigte. Wie der Tag sie brachte, holte er sie aus den Spalten der Blätter hervor, die Publikumsmenschen, all diese netten und tüchtigen Wiener und Europäer, die einbekannten Repräsentanten des Zeitgeists. Diese Gesellschaft hatte den Satiriker mit Huld bewillkommt — Wien bot seinem besondern Sohne sofort die Schoßkindschaft an. Raisonieren, Raunzen, Frozzeln gehörte hier seit je zur Lebenskunst. Das Salz sollte das leckere Mahl würzen. Der Leichtsinn hatte es leichter, wenn ihm einer die Gewissensbisse abnahm. Aber die Nachdenklichkeit durfte beileibe nicht in Denken ausarten! Alle Sachlichkeiten: Staat und Kirche, Politik und Justiz, Wissenschaft und Geschäft, traten in dem Reigen dieser Stadt als bunte Figuren auf, der Prophet als Wurstel — warum sollte nicht auch der Satiriker mitspielen? Schlug und vertrug sich doch hier, was sonstwo Todfeindschaft hielt! Wien erwartete von Karl Kraus eine ergötzliche chronique scandaleuse. Er hätte als der ungezogene Liebling der wiener Grazie alt werden können, rosig noch unter weißem Haar, wie die Lieblinge hier altern. Jede Extravaganz hätte man ihm verziehen, Genie etwa, wie einem Peter Altenberg — Charakter sogar, wenn er auf einer so ungemütlichen, ungefälligen Verschärfung bestand! Und ihm ein hölzernes Schwert gestattet, das leichte Schrammen hinterläßt.

Karl Kraus nahm alle Unliebenswürdigkeit zusammen und wurde ein Spielverderber. Die vielfache Blutmischung war für sein Auge trüb und schmutzig geworden. Der alte Naturlaut klang für sein Ohr immer schwächer, immer hohler. Auch die biegsamste passive Resistenz hatte die neuen, die banalen Zeiten nicht aufzuhalten vermocht. Der Tanz dieses Lebens lahmte. Was da in den Tag hineinlebte, solange der Kulturvorrat reichte, solange dem Raubbau an Talent und Temperament das Rohmaterial nicht ausging: das waren nicht mehr die leichtsinnigen Wiener, sondern die klobigen Ausbeuter des wiener Leichtsinns. Der Satiriker trieb sie an, mit den schönen Resten rascher fertig zu werden! Zwischen Skepsis und Drah-Laune, zwischen Stimmung und Katzenjammer, während die häßlichen Parasiten sich überaßen und die Gaukler der Politik sich den Mund nicht weniger fett und voll nahmen, würgte der Sonderling an der trockensten Existenzfrage nach dem täglichen Brot des Lebens. Karl Kraus rückte die Vision einer riesenhaften Ernüchterung an den Horizont dieses ewig blauen Himmels: Berlin! Berlin, dieser Rausch von Besonnenheit, diese exakte Phantastik, dieses zukunftsschwangere Chaos von Ordnung! Freilich, was die Reize Wiens nicht vermocht hatten, konnte auch den Tüchtigkeiten Berlins nicht gelingen: den verzweifelten Hunger zu sättigen nach dem fundamentalen Geist, nach dem elementaren Leben. Der Fragende stand schließlich an jenem Abgrund, der ganz Europa verschlingen sollte, ohne doch ausgefüllt zu sein.

(Fortsetzung folgt)

Totentanz von Alfred Polgar und S. J.

Auf einer einsamen Insel, in einem alten Festungsturm, lebt das Paar, um dessen Geschick es sich im ‚Totentanz‘ handelt. Nebenan feindlich gesinnte Menschen, draußen das Meer, der Sturm. Und innen die angehäufte, alle Zimmer füllende Qual eines fünfundzwanzigjährigen Beieinanderseins. Strindberg erfand diese örtliche Isoliertheit des Schauplatzes, weil in solcher Einsamkeit der Ehe-Bazillus seine giftigsten Wucherungen treibt, weil hier eine Reinkultur des Ehe-Elends gedeihen konnte. Sonst schwimmt im Trubel der Gesellschaft, im Interesse an den Andern, im Lärm vorbeiströmender Ereignisse vielleicht das Böse und Schmutzige weg, das im dauernden Beisammensein zweier Menschen unabweislich sich ablöst. Hier blieb es, sammelte, staute sich, fünfundzwanzig Jahre lang; die Kinder kamen aus dem Hause, weil man sie vor seelischer Infektion durch solche Keime behüten wollte. Man ist mit allen Menschen ringsum verfeindet. Weil man ja auch mit ihnen — die man immer sieht, die man immer braucht, deren geringstes Lebensdetail man genau kennt — gewissermaßen verheiratet ist. Und dieser Festungsturm, in den ein telegraphischer Apparat spärliche Zeichen von der Außenwelt bringt, wird an sich zum Symbol der ehelichen Gemeinschaft, welche ist: Abgeschlossenheit, eingepferchte Triebe, Kerkerwände, durch die nur dann und wann das draußen flutende Leben einen höchst verdünnten Tropfen sickern läßt. Nie sind die Häßlichkeiten des erzwungenen ungestörten Beieinanderseins röter gemalt worden als im ‚Totentanz‘. Diese genaue Kenntnis der physischen und psychischen Mechanik des Andern, dieses satanische Wissen um alle Reizungen und Hemmungen des Andern, dieser völlige Mangel an Geheimnis, diese Vertrautheit, in der alle körperlichen und geistigen Unappetitlichkeiten sich hervortrauen, in der die Seele ungeniert rülpst und nicht mehr „auf die Seite geht“, wenn sies nötig hat — das hat allen gegenseitigen Respekt und alle gegenseitige Scham abgetötet. Es ist wie eine Verdammung, den Andern immer nackt sehen zu müssen. Es ist wie eine Verdammung, im Andern, mag sein Wesen musizieren, wie es wolle, immer nur dessen verhaßte Ur- und Grundmelodien klingen zu hören.

Der Sumpf dieser Gemeinschaft wird von zwei Ereignissen zu einer Art Sturm aufgerührt. Das eine ist die Ahnung nahen Todes, die den Mann überfällt, von der Frau als Bundesgenossin jubilierend begrüßt, von ihm mit dem Aufgebot der letzten Energien zurückgewiesen wird. Das andre ist das Erscheinen eines Verwandten und Jugendfreundes, dessen gutes Wollen, vom giftigen Atem dieses Heims gestreift, bald lahm wird und einknickt, der hier aus einem Meister der Güte zu einem Werkzeug der Bosheit wird und erst einen Millimeter vor dem Abgrund mit einem großen Sprung rückwärts sich zu retten weiß . . . Es ist schön,

wie der Dichter den Geist seines Helden, diese lebenbejahende, trotzige, hochmütige, Alle verachtende Kampfnatur durch solche Todesahnungen einen Augenblick ins Jenseits taucht, ihn, schwankend von aller Angst und Hoffnung dieser mystischen Gegend, wieder ins alltägliche Dasein setzt; und es ist schön, wie dieser Held jetzt, den Geschmack des Sterbens im Munde, erst zu einem Paktierer, zu einem Mutlosen wird, der sich an den Freund klammert, vor den gastlich geöffneten Armen des Todes fast Schutz in den ungastlichen Armen der verhaßten Frau sucht — dann aber sich aufrafft, sich streckt, seine Kräfte spannt und nun dem Tod begegnet wie allen Uebrigen, wie dem Freund, wie der Gattin: als einem „unintelligenten Schurken", den man unterjochen, wegintrigieren kann oder verachtungsvoll gar nicht zu bemerken braucht. Und es ist wunderbar, wie der Dichter jenen Jugendfreund, der als Mensch einigermaßen schematisch ausgefallen, zum ziemlich dürftigen Typus des Begreifers und Verzeihers geworden ist, dem organischen Wachsen und Werden des Dramas eingliedert. Die Andern werden von der Art dieses Menschen, die zur Beredsamkeit, zur Klage, zum Sich-Offenbaren lockt, förmlich gezwungen, ihr eigenes Wesen auszuwickeln. Sie setzen gleichsam an ihm ihres Ichs klarste Kristalle ab.

Drei Personen bilden das ganze Menschenmaterial des ‚Totentanz'. Ein kleines Fleckchen dramatischen Landes also, aber die besten Quellen menschlicher Größe hört man in ihm leise rauschen und die schlimmsten Quellen menschlicher Schande und Bosheit gefährlich grollen. Eine kleine Welt, aber eine, die großen Schatten wirft, geeignet, manche Helligkeit zu verdunkeln, an der die Menschen sonst gern ihr Auge erfreuen. Die Not in diesem Drama wirkt so lastend, weil sie unabänderlich scheint; nicht nur: „es liegt in der Natur der Sache", sondern mehr noch: „es liegt in der Sache der Natur". Es ist ein Gehorchen und Zurückweichen vor übermächtigen Naturgesetzen, gegen die menschlicher Wille, Mut, Ehre, Güte, Tüchtigkeit nicht aufkommen. Es ist ein Kampf psychischer gegen chemische Gesetze — aber diese sind stärker. Man kann nichts Besseres tun als resignieren. Schweigen und weiterdienen! So klingt der erste Teil aus. Die Mauern unsrer Gefängnisse, scheint der Dichter zu sagen, sind nun einmal zu dick! Wir kratzen uns die Finger an ihnen blutig und stoßen uns die Köpfe wund — hilft alles nichts. Stochern wir nicht im Schlüsselloch herum, sondern laß uns warten, o freundliche Feindin, bis eine höhere Gewalt die Türe von außen öffnet. Es ist Resignation in diesem Stück, aber eine physische, keine moralische. Die Resignation erkannter Ohnmacht. Die Menschen beugen sich nicht in Demut dem Schicksal, sie kuschen bloß vor seinem herrischen Kommando und knurren im Innersten weiter.

Drei Menschen nur in diesem Drama; und eigentlich auch wenig Vorgänge. Man ist am Ende dort, wo man am Anfang

war, und der Zuhörer hat den Eindruck, daß sich Aehnliches wie die Ereignisse dieser zwei Tage in den fünfundzwanzig Jahren jener Ehe schon öfter abgespielt haben muß; Aehnliches, vielleicht sogar Aergeres. Es gibt auch wenig „Geist“ im ‚Totentanz‘, falls man nicht mit dem schmierigen Glanz dieses Wortes den diabolischen Humor decken will, das spitzige Gelächter, das für Augenblicke die Melancholie der Vorgänge durchsticht. Aber es ist in diesem Drama mehr und Besseres. Vor allem eines: Größe. Größe in der Betrachtung, in der Konsequenz, in der künstlerischen Darstellung; Größe auch in der Einfachheit des dramatischen Baus, in der Strenge des Dialogs. Ein herrlicher Dialog, dunkel an Farbe, satt an Inhalt, sparsam an Worten. Ein Dialog, manchmal von so starker Wut und Gehässigkeit, daß es wie artikulierte Naturlaute klingt, wie ein kurzes Gebrüll von Worten. Und manchmal haben diese schmalen Sätze eine solche treffsichere, bösartige Schlagkraft, daß es von unsichtbaren Prügeln schallt, daß Rede und Gegenrede wie Peitschenhiebe durch die Luft schmitzen. Daneben Stellen von tiefster Trauer; kurze Beichten, in Seelennot dem Freunde aufs Herz gelegt; gesprochene Tränen, heiße Worte, die langsam wie aus einer offenen Wunde fließen. Manchmal überm Haupt dieser schlimmen Menschen ein leises Aufleuchten der Märtyrer-Gloriole, aber niemals die kleinste Sentimentalität, nie wird der Jammer dickflüssig.

In diesem ‚Totentanz‘ sind poetische Einfälle von hoher Kraft und Schönheit, starke Stimmungen, die ungezwungen werden und da sind, wolkengleich über den Himmel der Komödie streichen und deren Menschen und Dinge in seltsames graues Licht tauchen. Die große stumme Szene im vierten Akt, das Abschiednehmen des kranken Mannes von den lebendigen und leblosen Freunden seines bisherigen Daseins, ist ein Geschenk wahrhaft dichterischer Inspiration; und ein wahrhaft witziges Requisit ist der telegraphische Apparat im Zimmer mit seinem unheimlich-mysteriösen Geklapper, der so kalt und unpersönlich in die allzu überhitzte, allzu persönliche Atmosphäre des Dramas schneidet. Wie rührend ist, bei allem besten Willen des Dichters zur Gerechtigkeit, seine fast scheue, verlegene Art, dem Mann ein kleines Plus an Güte zuzuwenden, ihn zu liebkosen. „Schade um ihn“, sagt dann heimlich irgend jemand im Drama; oder: „Es ist doch Größe in seiner Kleinlichkeit“; oder sonst ein zärtliches Wort, das wie ein gütiges Streicheln von des Dichters Bruderhand ist. Am innigsten aber bewundre ich die Noblesse, mit welcher der Dichter die Natur ganz wenig zum Mitspielen heranzieht. Er hat sie ja so nah bei der Hand! Das Meer rauscht ins Zimmer, und der Sturm schlägt die schönsten chromatischen Skalen um den Festungsturm. Aber nichts „macht“ er, Strindberg — der die Natur liebt, wie nur je ein Schwärmer, und sie zu schildern weiß, wie nur je ein Dichter — aus diesem so dankbaren Stimmungsmaterial. Nichts.

Draußen stürmt es, und das Meer ist da, und es wird Morgen und Abend, und der Kapitän sagt: „Aha, es weht! Ja, das Barometer ist gefallen!“ und die Frau sagt höhnisch: „Du bist ein Mann, der sich im Dunkeln fürchtet und an Barometer glaubt!!“ Das ist alles. Und doch spüre ich Meer und Sturm und ihre zauberischen Beziehungen zu den Insel-Menschen und ihre Melancholie und ihre Gewalt weit stärker, weit intensiver, als wenn ich sie, in Bildern dosiert und in Gleichnisse als Oblaten gewickelt, hätte einnehmen müssen. Was hätte ein deutscher Dramatiker mit so nahem Meer und so brauchbarem Sturm getrieben! Welch dicken poetischen Schaum hätten die Wellen aufgesprudelt, wie rhetorisch hätte der Sturm geheult! Oh sicher, wir wären alle gehörig seekrank geworden.

*

Im zweiten ‚Jahr der Bühne‘ ist zu lesen, welchen Eindruck dieser ‚Totentanz‘ mir anno 1912 gemacht hat. Abgesehen von der veränderten Beleuchtung, die aus jeder neuen Aufführung auf ein Drama fällt: Strindberg würde einen längern Zeitraum als fünf Jahre nötig haben, um für unser Auge sich zu wandeln. Nach fünfzig Jahren wollen wir uns wieder sprechen. Heute unterschreibe ich das alte Urteil und die Fassung — was den ersten Teil betrifft. Den zweiten aber, mit der Entrückung des Schlusses, mit der Auflösung des irdischen oder doch wohl teuflischen Krawalls in ein mildes Orgel-Finale: die empfinde ich nicht mehr als künstlerische Steigerung. Was geschieht denn? Edgar und Alice hassen weiter. Der pure Haß freilich hätte die Ehe längst gesprengt und bereits unsre Teilnahme für den ersten Teil getötet. Was Mann und Frau an einander und uns an sie fesselt, das ist grade die Mischung von Neigung und Abneigung, von kettender Gewohnheit und rebellierendem Freiheitstrieb, von quälenden Nachteilen und bekömmlichen Vorteilen einer Gemeinschaft, die zwar Haut und Eingeweide dem Partner zu Hieb und Stich bloßlegt, dafür aber dem Opfer die Wollust einer meisterhaften Beherrschung des gegnerischen Terrains verschafft. „Liebeshaß“, das heißt: daß die verschlungenen, verhaften, verkrallten Todfeinde sogar ihren Haß lieben lernen. Ihrem Sadismus entspricht ein Masochismus. Immerhin: auch diese gewitterschwangere Mischung, diese atembeklemmend schwüle Atmosphäre, die sich ab und zu durch einen dramatischen Blitz reinigt, um sich gleich darauf desto gefährlicher zu verdicken — das würde nicht nach vier Akten zu noch dreien reichen. Da aber wächst Edgar, da schwillt er an. Ein Vierteljahrhundert hat er vom Haß auf Alicen gelebt: nun bietet ihm das keine Reize mehr. Er überschreitet mit seinem Haß die Grenzen des Ehebezirks. Er wird wirklich zum ‚Vampyr‘. Er saugt Blut, um sich selber Inhalt, Wärme und Fülle zuzuführen: aus Vetter Kurt, aus Allan, Kurts Sohn, aus der eigenen Tochter Judith. Er bereitet sich Sensationen, ja förmlich Ekstasen der Tücke, der Roheit, der Schadenfreude. Er bereichert sein Dasein auf seine Art, schminkt es bunt, verwandelt es magisch, verzerrt es grotesk — und wie er im besten Zuge, am Ziel seiner Wünsche scheint, da ereilt ihn der zweite Schlaganfall. Ju-

dith schwenkt von dem sechzigjährigen Oberst, an den der Vater sie mit ihrem Einverständnis verkuppeln wollte, in letzter Stunde zu Allan über. Das trifft den Vampyr dreifach, das trifft ihn zu Tode. Und jetzt ... Schon daß das Luderchen, halb Katze, halb Schlange, die natürliche Frucht dieser höllischen Ehe, sich plötzlich als Taube entpuppt, ist dramatisch so wenig glaubhaft wie biologisch. Aber auch Edgar, stellt sich heraus, war gut und edel. Das bringt der Leutnant auf, ein Verehrer Judiths, dem der Vater sich kaum von der angenehmsten Seite gezeigt haben wird. Jedenfalls: sein Tod wirft helles Licht auf sein dunkles Leben. Sogar Alice sieht ihn im verklärenden Schimmer einer Jugenderinnerung. Mit einem kühnen Schwung werden wir aus Macbeths Hexenküche in Faustens Himmel getragen. Diese Wendung — ach, wie sehr begreift man sie menschlich! Strindberg sehnt sich nach Ruhe, aus dem gräulichen Kot der Erde in die höchste, reinlichste Zelle. Gewiß: nichts herrlicher als ewigen Liebens Offenbarung, die zur Seligkeit entfaltet, der Chor der Büßerinnen und der jüngern Engel. Aber Edgars Gesang ist: Melitamtamta, melitalia-lej! Und hier spüren wir, wie tief uns die Kampfmusik dieser wilden, wüsten, werwölfischen Kreatur ins Blut gegangen ist. Daß der Mann, nach einem Gehirnschlag, auf halbem Wege ins Grab ein paar verzeihende Worte lallt, sollte für die Familie nicht das Stichwort zu Begütigungen und Beschönigungen sein. Das ist seiner ehernen Bestialität nicht würdig. Das ist, als ob Shakespeare Richard dem Dritten nachrufen ließe, er sei eigentlich ein netter Kerl gewesen. Es gibt ja doch große Verbrecher; und sie sind prächtiger anzuschauen als mittelmäßige Söhne dieser Erde. Man erprobe die Wirkung. Mich wenigstens hat der erste Teil gestärkt, dieser unversöhnlich fauchende Grimm eines Elementarwesens, das so ist, wie es sein muß, so sein muß, wie es ist. Aus dem zweiten Teil schlich ich verdrossen, wie von einer kleinbürgerlichen Leichenfeier, bei der es auf einen Haufen falscher Töne zur höhern Ehre des braven Staatsbeamten und erfolgreichen Wucherers nicht ankommt.

Wie verhält sich da das Theater am gescheitesten? In München hat man die sieben Akte hinter einander heruntergespielt. Nachdem hier Reinhardt monatelang die erste Hälfte allein gegeben hat, planen jetzt Meinhards, beide Teile an zwei Abenden monatelang zu geben. Aber meines Erachtens verträgt der Dichter, daß man, seinen Bestimmungen zuwider, den münchner Besuch auch einmal bei uns riskiert. Dann würde das Drama zunächst sich seinen Titel verdienen. Ein Totentanz mit einer Atempause von vierundzwanzig Stunden ist keiner. Der zweite Teil gar braucht nicht viel länger als eine Stunde zu dauern und wird in der Königgrätzer Straße, um den Abend zu füllen, über zwei Stunden hin gereckt. Den ersten Teil stimmt Bernauer nicht so nächtig, so lastend, so giftig, wie es nötig und möglich ist. Alle Achtung vor artistischer Selbständigkeit! Aber am meisten fehlt unserer Kunst Tradition; und wir gelangen zu keiner, weil jeder Theatermann wieder von vorne anfängt, statt zu verwerten, was sich bei Vorgängern und Genossen bewährt hat. Schließlich lebt unser ganzes Theater heute von Reinhardt. Seine Einfälle kehren in vier- und zehn- und fünfzig- und neunzigprozentiger Verdün-

nung überall wieder. Bernauer streiche aus seinen gelungensten Aufführungen, was daran ohne Reinhardt nicht denkbar ist, und sie werden uns minder gelungen erscheinen. Für den ‚Totentanz' war Reinhardts Einfall, das Halbrund des Turms, worin der erste Teil spielt, über die Rampe hinaus zum erwürgenden Vollrund zu ergänzen, einfach eine schöpferische Idee. Dergleichen müßte Gemeingut werden. Es zögert ja doch auch niemand, sich einen Kuppelhorizont zuzulegen. Also Bernauer baut ein gewöhnliches Turmzimmer auf, verstellt den Blick aufs weite, reine und reinigende Meer, wenn ich nicht falsch gesehen oder gesessen habe, durch breite Türrahmen und ein paar Bäume oder sonstwelche Stangen und tönt das Zusammenspiel geschmackvoll und sicher ab. Die Helligkeit der zweiten Hälfte liegt ihm offenbar besser, der ja überhaupt zur Tragödie nicht von seiner (heitern) Natur her, sondern von den gemischten Bedürfnissen dreier Bühnen gekommen ist. Die Bedürfnisse seines Theaters der Königgrätzer Straße deckt er mit Anstand, Ernst, Eifer und einem Ehrgeiz, der sich auch dieses ‚Totentanzes' bemächtigen wird, wenn eine Zusammenlegung der beiden Teile das Fiebertempo gehetzter und hetzender Menschen erzwingt.

Es sind sechs. Herr Kastner ist von Judiths Verehrern der ältere, der am Schluß im Vampyr den Adelsmenschen entdeckt. Das tat er mit so rühmenswerter Zurückhaltung, daß die Jäheit des Umschwungs erträglich wurde. Der jüngere ist Herr Fritz Schulz, von Götzens Georg her als „Hoffnung" bekannt. Sein Allan befestigt das Vertrauen zu seinem schmucklosen, ehrlichen Wesen. Sein Vater: Paul Otto, dem die Rolle des Vetters Kurt nicht sitzt. Er wird larmoyant, wirkt nicht ausreichend lebensweise und bleibt wohl besser noch ein paar Jahre bei ironischen Liebhabern. Die Schauspielerin für die Kriegslieferanten verschwendete die glutvollsten Blicke an diese. Es verlohnt, sich solchem Publikum gefällig zu machen. Als es hieß, daß Amerika ein wahres Lumpen- und Vagabundenland sei, da schrien sie Bravo. Ich will nicht aufrecht erhalten, daß die Triesch das Genie der Familie Orska ist. Hier ist kein Grad-, hier ist ein Artunterschied wie zwischen Josef Israels und Nathanael Sichel, also auch zwischen den Jüdinnen, die sie malen. Der Schmerz der Orska ist immer ranzig. Der Schmerz der Triesch ist von allen Regungen, die sie äußert, die echteste. Für Strindbergs Alice beinah zu echt; weil man ihr bei dieser Fähigkeit zu leiden nicht recht die Fähigkeit leiden zu machen glaubt. Wer für eine Tochter Herzenstöne hat wie die Triesch, dem fällt es wohl schwerer, den Vater zu dieser Tochter so zu mißhandeln. Die vollkommen eingeteufelte Totentänzerin wäre die Durieux. Aber durch die Akzentverschiebung der Triesch erhielt der weiche Schluß mehr psychologische Festigkeit, als er bei Strindberg hat. Eine starke, geschlossene, farbige Leistung: der Kapitän Ludwig Hartaus. In Gang und Gesicht eine Kreuzung von Pagay und Lupu Pick, vergrößert und markig. Seine Bosheiten spricht er nicht, sondern kräht er. Vielleicht ist der zweite Teil vom ersten, der gespenstische Vampyr vom gepeinigten Ehepeiniger nicht genug abgehoben. Aber wie dem auch sei: diese Doppel-Aufführung ist eine der dankenswertesten Gaben des Winters.

Helft uns siegen!



zeichnet
die
Kriegsanleihe

Das Geheimnis des gelben Zimmers

von Peter Panter

Ich befinde mich augenblicklich „im Felde", wie man zu sagen pflegt, und versehe meinen Dienst zur Zufriedenheit meiner Vorgesetzten und zu meiner eigenen, wie ich wohl behaupten darf. Und ich bin immer zu Diensten, immer dabei und bereit, zu tun, was man von mir verlangt. Aber heute vormittag habe ich in einem kleinen rostroten Büchelchen gelesen, den ganzen Vormittag lang, und ich habe nichts gehört, nichts gesehen, nichts gespürt. Ich war durchaus nicht in Kurland. Ich war anderswo, ganz und gar anderswo.

Gaston Leroux . . . ! Das ist ein Banditenname, aber der Träger dieses Namens ist kein Bandit, sondern ein französischer Schriftsteller, ein Geschichtenschreiber, der mit Vorliebe verbrecherische Handlungen und deren Aufdeckung beschrieben hat, etwas, was man heutzutage Kriminalnovellen nennt. Dieser Gaston Leroux hat nun auch eine Geschichte geschrieben, die ‚Das Geheimnis des gelben Zimmers' heißt, ins Deutsche ebenso steif wie unbeholfen übersetzt worden ist, und diese Geschichte ist es, die ich heute vormittag gelesen habe.

Es war furchtbar aufregend. „Am fünfundzwanzigsten Oktober 1892 erschien unter den ‚Letzten Nachrichten' die folgende Notiz im ‚Temps': Ein entsetzliches Verbrechen . . ." Hier ließ ich schon das Buch sinken und versank in Träumereien. 1892 . . . Meine geliebte Zeit! Zeit, die ich so geliebt habe, obgleich ich sie doch als denkender Mann gar nicht erlebte! Zeit der Puffärmel, der flotten Kohlezeichnungen, der „Skandale", der kosmopolitischen Atmosphäre in Literatur, Kunst und kleiner Krämereipolitik, Zeit der Schleier, die halb übers Gesicht gezogen wurden, was besonders hochzeitsreisenden jungen Frauen gut stand . . . 1892! Da war noch aufgärende Jugend und Begeisterung und Wut auf den Spießer, der noch nicht so gut verkleidet war wie heute und viel leichter zu erkennen . . . da gab es noch so etwas wie eine richtige Bohême, nicht wie heute in der Oper, nein, richtig, auf dem spiegelnden Asphalt der großen Städte — aber das ist dahin.

„ . . . ein furchtbares Verbrechen ist im Glandier, an der Grenze des Sainte-Geneviève-Waldes . . ." Und hier gings los.

Es handelte sich um einen Mordversuch an einer jungen Dame, Fräulein Stangerson, der Tochter des berühmten Professors Stangerson, weißt du? und es war ganz unerklärlich, wie der Täter aus dem gelben Zimmer des kleinen Pavillons herausgekommen war . . . Der Untersuchungsrichter wußte es nicht, der alte Herr Stangerson wußte es nicht, der große Detektiv Frédéric Larsan wußte es auch nicht, niemand wußte es. Aber der kleine Reporter und Journalist Joseph Joséphin, genannt „Rollkugel" (französisch: „Rouletabille"), genannt so wegen seines kugelrunden

Kopfes, der kriegte es heraus. Der kriegte überhaupt alles heraus, und was und wie, das steht in dem Buche.

Die holzschnittartige Dämonie sitzt. Ich tue jetzt furchtbar überlegen; aber ich bin augenblicklich garnicht imstande (Schach spiele ich nicht), mir über alle Einzelheiten Rechenschaft abzulegen; ich könnte garnicht all die komplizierten Einzelheiten und Situationspläne nachprüfen oder mich unter der ungeheuern Masse der Andeutungen, Tatsachen, Nebenumstände, Pläne herausfinden. Das würde auch viel zu viel Mühe machen. Es handelt sich nur um das einzigartige Vergnügen, so eine gemütliche Teufelshetze mitzumachen, alles hat seine Zeit, am meisten der Autor. Vor Seite 200 sagt ers nicht. Hier ist kein Verantwortlichkeitsgefühl, hier ist keine Lebensanschauung, hier wird nichts von mir verlangt, als daß ich zuhören soll. Aber gerne! Aber herzlich gerne!

Und ich höre zu. Ich bin im Vierzigpfennigfieber. Ich laufe wohl einmal mit ganz irren und leeren Augen vors Haus, wo die Wagen Holz abladen, aber in Wirklichkeit bin ich da, wo Joseph Rouletabille ist: im Glandier. Ach, wir haben es so schwer!

Denk einmal: es handelt sich um einen dieser Fälle, die durchaus nicht mit der Begehung der strafbaren Handlung abgeschlossen sind, sondern die Verbrecher pfuschen immer noch herum, noch während der Untersuchung haben sie die Kühnheit, ihren strafbaren Versuch zu wiederholen, die Untersuchung zu erschweren und der Arbeit der Polizei überhaupt die größten Schwierigkeiten in den Weg zu legen! Sie tauchen auf, verschwinden, sind wieder da, Unschuldige werden schuldig, Schurken entpuppen sich als Engel, ein Erdolchter wird erschossen . . . um Gotteswillen! ich hetze von Seite zu Seite, und es kommt garnichts heraus, keine neue Person, keine Spur — nichts.

Und wer ist der Täter?

Ja, das hättest du nicht gedacht: aber Joseph Joséphin, der schon damals „zur Zeit der Affaire der Zerstückelten Frau in der Rue Oberkampf — auch eine langvergessene Geschichte — dem Chefredakteur der ‚Epoque' den noch fehlenden linken Fuß der Leiche gebracht hatte", Joseph Rouletabille hatte es herausgebracht: Frédéric Larsan, der Detektiv, war der Täter. Frédéric Larsan war überhaupt nicht Frédéric Larsan, sondern — aber nun erschrick nicht! — er war Ballmeyer!! Ballmeyer . . . „brauche ich hier an die großen Taten Ballmeyers zu erinnern?" sagt das Buch. Natürlich nicht. Aber es führt sie doch an. Die ganze Seite 179 ist angefüllt mit den Betätigungen des p. Ballmeyer, die für die menschliche Gesellschaft nicht viel Anziehendes gehabt hatten, am wenigsten für Die, die er ermordet hatte. Aber er konnte nicht nur töten. Er konnte auch Leben spenden . . .

Das ist eine diffizile Geschichte. Du solltest es nicht glauben, aber vor zehn langen Jahren hat er dem schönen Fräulein Stangerson, die ins Elysée zum Empfang ging, grade der hatte er einen

Sohn verursacht! Er hatte sie in Amerika geheiratet, der Schuft, unter einem gänzlich falschen Namen, und sie waren in einem Pfarrhaus zu Louisville sehr glücklich gewesen . . . Und dann gab es einen Krach, die Geschichte flog auf, die Ehe auch, alles war zu Ende. Der Papa sollte und durfte von der Schande nichts wissen. Und erfuhr auch nichts.

Und da, nach zehn langen Jahren, kommt Er wieder und begehrt dieselben Rechte wie früher! Er erhält sie nicht, denn man steht vor einer richtigen Heirat, weißt du? Und dann folgen eben die Straftaten.

Nun ja, die menschlichen Sympathien sind in diesem Buch sehr weise verteilt. Man möchte alle, Verbrecher, Publikum, Detektive, Autor und Verleger (nicht zuletzt das schöne Fräulein Stangerson) umarmen und ihnen danken, daß sie überhaupt da sind. Es ist so gemütlich.

Alles Mögliche fällt mir noch ein: das kokette Zieren des Monsieur Leroux, die Geschichte zu erzählen (Joseph Rouletabille wollte es nicht), die hochdramatische Gerichtsverhandlung, das Liebespaar; sie, die Ehebrecherin, er, der Beau, nachts in einem alten Wachtturm . . . „Als die Beiden sich nichts mehr zu sagen hatten, verließen sie gemeinsam den Turm . . .“ Und die Geschichte mit dem Kneifer — mir wird noch jetzt ganz kalt, wenn ich daran denke. Und wie der Kerl, der alias Ballmeyer, die einstige Geliebte an die alte Zeit erinnert: „Das Pfarrhaus hat nichts von seinem Reize verloren, der Garten blüht in seiner alten Pracht!“ schreibt er. Es tut einem sehr leid, daß das zu Ende ist — und man blickt in dunkle Gänge und halb geöffnete, nur angelehnte Türen — „da sahen wir deutlich, wie Fräulein Stangerson, während ihr Vater sich einen Augenblick bückte, um einen heruntergefallenen Gegenstand aufzuheben, den Inhalt eines Fläschchens in das Glas Herrn Stangersons goß.“ Aha!

Und grade daß das Buch nicht so aufhört, wie Werke seiner Art sonst wohl — nein, so hört es gar nicht auf. Sondern ganz blümerant: der kleine Rouletabille hat da noch eine Geschichte auf der Pfanne, die Geschichte von dem „Parfum der Dame in Schwarz“ — aber er will nicht so recht damit heraus . . . vielleicht ein neuer Band? Das wäre schön.

Bis dahin aber bin ich rettungslos verkitscht. Durch meine Träume singt es, und ich schnitt' es gern in alle Rinden ein, und immer, immer hab' ich es im Sinn. Das Geheimnis und die paar Zeilen, durch die der Schuft Mathilden an das einstige Glück erinnerte, die er ihr schickte und die der Anfang waren von so viel Elend und Verbrechen und Tränen und Blut:

„ . . Das Pfarrhaus winkt mit allem seinem Zauber,
Der Garten blüht in seiner alten Pracht!“

(Drehorgel ad libitum.)

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Niemand hat weniger Einsamkeit, als er braucht. Die da klagen, sie kämen nicht zu sich selbst, wüßten gar nicht, was sie dort beginnen sollten.

*

Es gibt einen Typus von glücklichen Besuchern, die niemals wissen, wie unwillkommen sie sind.

*

Der Dichter ist zwiefach einsam: aktiv und passiv. Das heißt: er meidet und fühlt sich allein gelassen. Wenn er bisweilen gesellig wird, haben die beiden Einsamkeiten einander aufgehoben.

*

Der echte Dichter wird es oft unbegreiflich finden, daß er dieses oder jenes seiner Gedichte zu schreiben vermochte. Denn nur, was Einer ganz aus seiner Tiefe holt, kann er ganz außer sich stellen. Dem Stümper haftet sein Machwerk an.

*

Eine holde, geheimnisvolle Beziehung des Dichters zu seiner Arbeit ist mit dem ersten Leser oder Hörer ein für allemal dahin.

*

Jegliches Werden in der Natur vollzieht sich im Geheimen. Dagegen trifft man Dichter, die einem ohne Erröten die Idee ihres noch ungeschriebenen Dramas entwickeln.

*

Welcher Tropf mag das Wort: Geniale Unordnung geprägt haben?

*

Das Universum ist pedantisch.

*

Sie laden das Genie zum Kaffee und erwarten, daß es genial Kaffee trinke.

*

Die Erfahrung brüstet sich gerne. Mit wenig Recht. Gewitzt sein heißt nicht: weise sein.

Bankabschlüsse von Vindex

Das hervorstechende Kennzeichen der jetzt an die Oeffentlichkeit gelangenden Jahresabschlüsse der Banken ist das Anwachsen der flüssigen Mittel dieser Unternehmungen. So sind, um nur zwei Beispiele aus bereits vielen zu geben, bei der Bank für Handel und Industrie die greifbaren Mittel ersten Ranges um 77½ Millionen Mark auf 472 Millionen gestiegen und bei der Commerz- und Diskontobank haben sie sich von 442 auf 655 Millionen Mark erhöht. Neben dieser großen Flüssigkeit ist das Steigen der Einnahmen aus dem Zinsgeschäft, das durchweg zu beobachten ist, ein charakteristisches Merkmal der Bankabschlüsse für 1916. Beide Erscheinungen stehen in einem gewissen Zusammenhange miteinander, und mit beiden steht weiter im Zusammenhang die Steigerung der Dividende, die von vielen Instituten in Aussicht genommen wird.

Sieht man auf die Gründe, die zu der Vermehrung der Mittel, zu der Erhöhung der Zins-Einnahmen und der Dividenden führten, so gelangt man dazu, die Einwirkung der kriegswirtschaftlichen Verhältnisse auf das Geschäft der Banken zu erkennen. Man kann, nach dem ersten Blick zu urteilen, von einer günstigen Konjunktur des Bankgewerbes sprechen. Die Frage ist aber, ob die Symptome und Anzeichen, die zu diesem Urteil zu berechtigen scheinen, im Rahmen der Gesamtwirtschaft betrachtet, ebenfalls als günstig anzusprechen sind. Um hier

zur Klarheit zu gelangen, muß man sich vergegenwärtigen, woher die starke Erhöhung der greifbaren Mittel der Banken stammt, und wie sie sich erklärt. Darauf ist zu sagen, daß diese Erhöhung der Mittel nur einen Teil des Wirtschaftsprozesses wiederspiegelt, den wir an so manchen Stellen der gegenwärtigen oekonomischen Entwicklung zu beobachten haben: nämlich die Umsetzung von Gütern in Geld, die Umwandlung der Gebrauchswerte in Tauschwerte. In die Banken, die das Sammelbecken des Geldumlaufs sind, fließt das Geld ab, das, bei dem gesteigerten Umsatz der Güter, vom Reich, als dem Hauptkäufer, ausgegeben ist. Und da die Möglichkeiten, das Geld in andern Gebrauchs- und Produktivgütern anzulegen, derzeit eng begrenzt sind, so staut sich das Geld, und was dem gleich zu setzen ist, bei den Banken.

Was die Zinseinnahmen angeht, so beruht ihre Steigerung auf den im Vergleich mit früher erhöhten Aktivzinsen, die von den Bankinstituten für Leihgeld gefordert werden. Diesen höhern Aktivzinsen stehen stark ermäßigte Passivzinsen gegenüber, und die Spannung zwischen den Zinseinnahmen und Zinsausgaben mußte sich somit aus zwei Ursachen zu Gunsten der Banken erweitern. In der Praxis machen sich die beiden Ursachen fühlbar als eine Verteuerung des Kredits auf der einen Seite und ein Sinken des Nutzens, den man aus eigenen flüssigen Mitteln zieht, auf der andern. Daß aber die Banken für kurzfristiges Geld keine hohe Vergütung zahlen wollen, hängt mit dem großen Angebot von Geld, das an sie gelangt, zusammen. Und hier sieht man, wie die Erträge aus dem Zinsgeschäft der Banken innerlich verknüpft sind mit der hohen Flüssigkeit ihrer Mittel.

Wie des weitern die vorgeschlagenen Dividenden-Erhöhungen mit den vermehrten Einnahmen der Banken in Verbindung stehen, liegt auf der Hand. Hier bleibt nur die Frage zu lösen, ob die meist sicher vorhandene Möglichkeit der höhern Dividenden-Ausschüttung begleitet ist von der wirtschaftlichen Berechtigung dazu. In dieser Beziehung aber dürften Zweifel am Platze sein. So sehr auch manchen Bankaktionären in Anbetracht der teuern Zeit erhöhte Renten zu gönnen sein mögen, und so gern man sich schließlich auch mit den entsprechend erhöhten Verwaltungstantiemen abfinden möchte — obwohl sie manchmal, so bei der Dresdner Bank, zum Aufsehen berechtigen —, so wenig kann man sich der Einsicht verschließen, daß der Lage der Gesamtwirtschaft und den richtig verstandenen Interessen der Bankinstitute selber vielleicht besser Rechnung getragen worden wäre, wenn man sich hier und da, statt zu erhöhten Gewinn-Ausschüttungen, zu vermehrten Reservestellungen entschlossen hätte. Wir wissen nicht, welche Anforderungen eine nähere oder fernere Zukunft an die Kraft der deutschen Wirtschaft stellen wird, und wir wissen auch nicht, welche Aufgaben den Banken in der Entwicklung der Dinge zufallen werden. Es könnte sein, daß es sich für die Banken als nützlich, ja als notwendig erweisen wird, mit starken Reserven gewappnet dazustehen, um Stürmen, woher sie auch kommen mögen, gewachsen zu sein. Es sieht etwas sehr friedensmäßig aus, wenn die Banken nach früher bewährtem Schema die Gewinne berechnen und unbedenklich ausschütten. So manches Institut täte doch gut daran, bei der Dividenden-Festsetzung sich zu erinnern, daß wir noch immer im Kriege sind, daß die großen Gewinne ein Kriegsrisiko bergen, und daß dieses Risiko über kurz oder lang, so oder so, sich äußern wird. Nicht alles, was glänzt, ist Gold, und nicht alles, was heute nach Millionen bewertet wird, ist Reichtum.

Antworten

Erich F. Recht töricht von Ihnen, sich zu beschweren, daß in „fast jeder" meiner Kritiken auf das ‚Jahr der Bühne' hingewiesen werde. „Man geniert sich für Sie. Sie haben doch wahrhaftig nicht nötig, ununterbrochen Reklame für sich zu machen." Ununterbrochen? Und Reklame? Es ist wohl kaum Reklame, wenn Einer, der in den meisten großen Zeitungen, als „Feind der Presse" (nämlich des Presse-Mobs), nicht genannt werden darf oder nicht genannt wird, ohne daß dem unbesonnenen Feuilleton-Redakteur ein furchtbarer Wischer seines Chefs für zehn Jahre den Mut zu solchen Kühnheiten bändigt — also wenn so Einer bei Reinhardts Neueinstudierung von ‚John Gabriel Borkman' mitteilt, daß er im zweiten ‚Jahr der Bühne' Brahms Inszenierung geschildert habe. Gesetzt selbst, es wäre Reklame, daß ein sachlich wirkender Mensch den Wunsch hätte, seine sachliche Wirkung zu vergrößern, so könnte er schwerlich mit legitimern, mit harmlosern Mitteln arbeiten. Aber ist denn das Reklame? Erstrebe ich etwa, daß jemand, der mich heute über ‚John Gabriel Borkman' liest, sich schleunigst den Band kaufe, wo er noch mehr darüber findet? Weiß Gott: dies zu erstreben, wäre mir erlaubt (ebenso, wie mir erlaubt ist, die Verbreitung schlechter Bücher nach meinen Kräften zu hindern). Ich erstrebe es nicht einmal. Es ist mir ganz egal, ob dieser Band gekauft wird oder nicht. Nur daß er gelesen wird, erstrebe ich. Das wäre ja nun für ein Teilchen dieses Bandes dadurch zu erreichen, daß ich die frühere Kritik zur Vervollständigung vor die neue setze. Aber ich will mich nicht so oft wiederholen wie die berliner Theater, die zu alten Stücken neigen und selbst von diesen noch die aufgeführten vorziehen. Ein berliner Theaterwinter wird mehr und mehr zu einer Wiederkehr des Gleichen. Das soll die ‚Schaubühne' nicht werden, soweit sichs vermeiden läßt. Deshalb sage ich den Besitzern des Jahrbuches, die begreiflicherweise nicht immer gegenwärtig haben, was in den einzelnen Bänden steht, daß dies und das bereits dort und dort besprochen ist. Eine tatsächliche Information, nichts weiter. „Genant" für Den, der sie nötig hat — nicht für Den, der sie gibt.

A. P. Immer mal wieder muß der Stellungskrieg in einen frischfröhlichen Bewegungskrieg umgewandelt werden. Reinhardt ergreift die Frühjahrs-Offensive gegen die Volksbühne: Gregori spielt den Hamlet. Als wäre nicht übers Maß die Front noch durch die Winter-Offensive: Bonn als Hamlet geschwächt!

Geschäftliche Mitteilungen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Ueber Leichen von Germanicus

Was stürzt, das soll man auch noch stoßen. Bethmann Hollweg, der Vielbelesene, scheint Nietzsche nicht zu schätzen. Sonst würde er dem, was jetzt aus allen Fugen bricht, den Gnadenstoß nicht versagen. Wir haben hier des öfteren uns zu seiner Auffassung bekannt, daß es gewagt und vielleicht nicht geschickt wäre, schon jetzt, während noch die Feinde gegen Deutschland anrennen, die große Neuerung durchzusetzen. Wir haben aber auch nie verschwiegen, daß Politik nicht nach unabänderlichen Grundsätzen betrieben werden kann. Aendert sich der Wind, so ist es — nicht immer, aber zumeist — notwendig, die Segel neu zu setzen. Uns dünkt, daß solche Wendezeit gekommen ist. Ueber Nacht. Von den Sturmglocken der anfangs zu niedrig eingeschätzten russischen Revolution eingeläutet; von den Aufständen des preußischen Herrenhauses gefordert; von der zustimmenden Erwartung der Ueberzahl des deutschen Volkes ausreichend vorbereitet. Die Stunde ist da. Ein bißchen zögern wir vielleicht noch; aber schon drängt es sich uns unaufhaltsam entgegen: daß weiteres Zaudern Schuld und Abstieg bedeuten könnte. Wehe dem Staatsmann, der nicht stößt, was fällt, weil es fallen muß. Von Haase bis Stresemann ist gefordert worden, daß die große Wandlung sofort vollzogen wird. Wer wollte leugnen, daß nur ein wenig politischer Wagemut hinreichen muß, um auch das Zentrum, das in den letzten Reichstagsverhandlungen anscheinend noch schwankte, zu gewinnen. Vielleicht wäre es sogar möglich, grade jetzt in das Chaos des deutschen Parteiwesens jene notwendige und entscheidende Ordnung zu bringen, die die Voraussetzung jedes gesunden Parlamentarismus ist: die Aufspaltung der bisherigen Gruppen und ihre Verschweißung zu zwei großen Parteien. Die konservative Krise im Herrenhaus kann für solches Auseinanderfallen bisheriger Einheiten durchaus symptomatisch sein.

Bethmann Hollweg aber hat es noch immer nicht gewagt; er weiß nicht einmal, ob er es wagen soll. Er ist ein redlicher Mann; wir glauben, daß schwerer Kampf ihn durchwühlt. Zum Wesen des Politikers aber gehört der Wille zur Tat. Gewiß, auch Worte können Taten sein; die Rede des Ministerpräsidenten vom vierzehnten März war solchen Sinnes ein bewegendes Geschehnis. Aber Worte können auch Selbsttäuschung bedeuten. Wir fürchten, daß der Kanzler den psychologischen Augenblick verpassen könnte, daß er vielleicht schon dabei ist, ihn vorübergehen zu lassen. Man muß über Leichen hinwegschreiten. Damit dem Volk neue Bahnen sich auftun. Pietät kann Mord und Selbstmord sein. Nur keine falsche Milde! Die Zukunft Preußens verlangt die Beseitigung aller störenden Rudimente. Was stürzt, das soll man auch noch stoßen. Wie aber soll ein Staatsmann leben können, der Die stößt, die ihn bisher getragen haben!

*

Als der Krieg begann, da gab es in Deutschland Viele, und es waren nicht die Schlechtesten, die eine deutsche Niederlage wünschten.

Nicht aus Mangel an vaterländischer Gesinnung; sondern, weil sie vo
der brutalen Herrschbrunst eines sieghaften Militarismus die Bedrohu
des deutschen Geistes, der Freiheit und der Menschenwürde fürchtete
Solche Auffassung war politische Kurzsichtigkeit. Es ist das Unerwart
geschehen, daß dieser Krieg nicht der Reaktion den Nacken stierte; da
er vielmehr eine gewaltige demokratische Welle über die ganze Welt vo
getrieben hat. Die ungeheuern Opfer, die von den Völkern verla
worden sind, haben mit Sturmesmacht aufgeweckt, was bisher dämmer
und haben zu Flammen angefacht, was bis dahin schwelte. Das En
des Zarismus ist nur der deutlichste Ausdruck für solche Entwicklung. D
Entwicklung selbst aber ist überall festzustellen, ist überall am Werk. A
dem Volkskrieg wächst mit Naturkraft die Volksfreiheit. Die He
tomben der Opfer sind nicht vergeblich gewesen. Monarchendämmeru
Noch freilich waltet manche Lüge; noch spukt das Phantom, daß
der Kampf gegen Deutschland ein Kampf um die Freiheit sei. Aber d
Zeichen weisen deutlich darauf hin, daß bald alle Völker begreifen we
den, solche Freiheit nicht in der Vernichtung der andern, sondern all
in dem eigenen Aufbau zu finden. Nicht, weil heute noch die ab
witzige Parole gilt: Deutschland beseitigen heiße der Welt die Frei
bringen — nicht darum, sondern, weil wir grade durch diesen Kr
gelernt haben, daß nur ein freies Volk stark sein kann, daß ein Staat n
durch die Anspannung aller seiner Bürger zu leben vermag, dar
wollen wir auch die deutsche Freiheit. Darum müssen wir in De
die solche Freiheit hindern wollen, Feinde des Vaterlandes erbli
Darum und nur darum wollen wir auf den ungezählten Schlachtfel
nicht umsonst gelernt haben, daß der Sieg über Leichen schreitet.

*

Die preußischen Konservativen behaupten, daß der gegenwär
preußische Staat sich bestens bewährt habe. Wer sagt ihnen, daß di
herrliche deutsche Volk sich nicht noch unendlich besser bewährt h
wenn es nicht durch jahrzehntelange Vergangenheit gehindert wo
wäre, sich selbst zu finden, seine überreichen Kräfte auszulösen und
eigener Verantwortung zu handeln! Wir wollen das heute dahinge
sein lassen. Das Eine aber ist gewiß, daß ein Volk, das erkannt
welcher weltbewegenden Leistungen es fähig ist, sich nie wieder
Schwingen zerbrechen läßt. Das Rad geht nicht zurückzudrehen.
deutsche Sieg bedingt ein freies deutsches Volk. Die Konservativen,
unpolitischen Geister, könnten den Fortbestand ihrer Privilegien nu
der Vernichtung Deutschlands erkaufen! Das sieghafte Deutschland
zugleich ein neues Deutschland sein. Viele altgewohnte und ang
heilige Rechte werden über den langgereihten Gräbern der Gefall
als Fanal der neu angebrochenen Zeit aufflammen müssen. Hier
es nichts zu verhandeln; hier befiehlt die Geschichte. Hier heißt es
beugen, wenn man nicht zerbrochen werden will. Hier heißt es aber
zerbrechen, wenn man dazu berufen und bestellt ist, aus der Wel
lution dieses Krieges den Weg in eine neue Zeit friedlichen Au
zu finden. Bethmann Hollweg muß lernen, zu zerbrechen; dan

icht zu Denen gehört, die unter den Trümmern von längst Zer-
ochenem begraben werden.

*

Der Reichstag hat nachgeholfen. Mit einer Mehrheit, die das
herliche des grundsätzlichen Widerstandes der zu Recht Bedrohten
ntundig machte, ist ein Verfassungs-Ausschuß eingesetzt worden, mit
r Bestimmung, alle Vorschläge, die dem neuen Deutschland die Bahn
brechen wollen, zu prüfen, also wohl auch den der „Oktroyierung",
n der Kanzler, wie die Deutsche Tageszeitung wütend unterstreicht,
icht ein für alle Mal abgewiesen hat. Die Konservativen schreien
ordio über „die schiefe Ebene". Man kann ihnen dies kaum ver-
eln, denn schließlich sieht kein Verurteilter gern sein Schafott zimmern.

Machtpolitik oder Kulturpolitik?

von Hans Natonek

> „Im August 1914 rollten unsre Gegner die Macht-frage des Weltkrieges auf — jetzt stellen wir di- Menschheitsfrage des Friedens."
>
> Bethmann Hollweg am zwölften Dezember 1916.

Es soll versucht werden, einen außerpolitischen Standpunkt einzunehmen, um dieses Dilemma zu untersuchen, von dem zum ...en Teil das Schicksal der Welt abhängt. Denn einen politischen Standpunkt einnehmen, würde nichts andres bedeuten, als eine ...stimmte Politik treiben, also sich für Dies oder Das entscheiden, ...o oder contra, subjektiv und leidenschaftlich sein — und das soll hier mit Absicht, und soweit es der menschlichen Natur möglich ..., vermieden werden.

Dieses Dilemma, das sich scheinbar so einfach mit zwei Schlag-...rten festhalten läßt, ist letzten Grundes das Dilemma der Welt. ...r Zerfall der Politik in zwei Hälften, deren unbedingte Zusam-...ngehörigkeit heute fast nicht mehr empfunden wird, leitet sich ...hl von der Tatsache her, daß der Machtgedanke die menschliche ...tur unvergleichlich stärker beherrscht als der Gedanke der Wel...lösung. Hier ist die Spannung: Machtpolitik — Kulturpolitik ...ch in ihre innerste Wurzel verlegt.

Mehr an der Oberfläche sieht das Problem natürlich viel ...niger antithetisch aus. Dem gesunden Kompromiß hat stets der ...sgleich zwischen Macht und Seele vorgeschwebt. Ihm gilt die ...chtpolitik als notwendig, aber nur als Mittel, nur als Schutz ...r geistige Güter. Der Kompromiß verschreibt sich weder dem ...nen noch dem Andern; jedem aut-aut abhold, vermeidet er es, ...e reine Kulturpolitik zu befolgen, weil er nicht an die in ihr ...ende Kraft, sich selbst Schutz genug zu sein, glaubt. Neben dem ...lturellen" und über ihm steht das „Machtliche", gleichsam zur ...wachung. Und eine sehr seltsame Veränderung und Verschie-...g (deren einzelne Phasen kaum festzustellen sind, so verschwom-

men geht sie vor sich) vollzieht sich da: es ist mit einem Male nicht mehr zu unterscheiden, ob das „Machtliche“ zum Schutz des „Kulturellen“ da ist, oder nicht vielmehr das „Kulturelle“ zur Verzierung und als schmückender Anhang des „Machtlichen“.

Wohin die Kompromiß-Periode geführt, und wie sie geendet hat, ist bekannt. An ihrer Grenzscheide wächst der Weltkrieg; er hat dieses verhängnisvolle Hand-in-Hand von Geist und Waffe gelöst und eine Radikal-Periode heraufgeführt. Der reine Macht- und Wirtschaftskampf ist entfesselt, der Mut genug hat, zu bekennen, daß es um Macht und Wirtschaft geht. Am reinsten repräsentiert ist dieser Kampf in der deutsch-englischen Gegnerschaft. Der charakteristischste Vertreter und Propagator des radikalen Machtgedankens als der dominierenden Idee dieses Krieges ist bekanntlich der Publizist Graf Reventlow. Daneben gibt es auch verschwommen-idealisierende Auffassungen dieses Kampfes. Etwa die vom „Helden und Krämer“. Das sind schwächliche Versuche, dem Wirtschaftskampf rasch eine heldisch-seelisch-kulturelle Wattierung zu geben.

Fällt man durch diesen ganzen Fragenkomplex einen konstruktiven Querschnitt, so kann man, wenn man will, diese Lagerungen schauen. Tiefinnerst im Kern ist nichts als die Seele und ihre Politik will nichts andres als Welterlösung. Diese Radikal-Periode der Geist-Seele ist wohl für einzelne Menschen, aber nie für die Welt Wirklichkeit geworden (denn das wäre der jüngste Tag). Weiter zu in der Mitte liegt der Kompromiß (das ist die Kulturpolitik), bemüht um den Ausgleich zwischen Seele und Welt (Macht). Die Kompromißperiode, unfähig, die Welt im Gleichgewicht zu halten, mündet in die kurze, heftige und sehr blutige Radikalperiode der Macht (das sind die Kriege); diese finden ihr Ende wieder durch eine Kompromißperiode; aber es ist nur eine Ablösung, keine Erlösung. Und über diesem endlosen Wechselspiel sollte nicht als sehnsüchtigstes Ziel die Radikalperiode der Seele — diese einzige und wahre Kulturpolitik — schweben, nach der wir aus innerster Kraft die Welt hinlenken sollten?

Versuchen wir aber doch, uns in einer Welt zurechtzufinden, in der der Macht- und Wirtschaftsgedanke eine fast durch nichts eingeschränkte Herrschaft führt. Es ist eine ewig gereizte, ewig geladene, ewig mißtrauische, eifersüchtige und von Rüstungsfieber geschwängerte Weltatmosphäre, die zu einer Entladung führen mußte, wie wir sie gegenwärtig erleben. Die radikalen Vertreter der Machtidee und ihre berufsmäßigen Diener bei uns und anderswo wußten um diese Atmosphäre, taten aber nichts zu ihrer Beseitigung, und es ist ganz ausgeschlossen, daß sie bei soviel politischem Spürsinn die Weltkatastrophe nicht kommen sahen. Sie sahen den Weltkrieg kommen, waren aber entweder nicht imstande, das rollende, durch die ungehemmten Macht- und Wirtschaftsimpulse entfesselte Verderben aufzuhalten, oder sie rechneten bewußt und spekulativ mit dem Weltkrieg als mit einem politischen Faktor, der den

Sieger die ihm ersprießliche Liquidation der Verhältnisse in die Hand gibt. Beides (wie sehr es scheinbar einander auch zu widersprechen scheint): sowohl die Unfähigkeit, den heranrollenden Weltkrieg aufzuhalten, als auch die Absicht, ihn herbeizuführen, sind an der Entwicklung, die zu diesem Völkerkampf geführt hat, beteiligt. Gerade dieser Kontrast scheint mir für den vor Kriegsausbruch herrschenden, durch Zerrissenheit und Verantwortungslosigkeit gekennzeichneten Weltzustand sehr symptomatisch. Die Welt, mit Macht- und Zerstörungsmitteln unerhört angefüllt wie ein Arsenal, sieht zu ihrem Entsetzen, wie die Maschine plötzlich gespenstisch losrast, noch ehe der Wille den Hebel rückte. Die Mittel haben den Krieg gemacht, zu dem sie rüsteten, um den Frieden zu bewahren. Es ist die Eigenschaft der Schießgewehre, daß sie losgehen, wenn man mit ihnen spielt. Sie mußten irgend einmal, irgendwo losgehen. Nicht unsre starke Bereitschaft hat losgedrückt, sondern jene, die durch ihre einkreisende Feindseligkeit und Mißgunst diese Bereitschaft nötig machten.

Es ist der hemmungslose, durch nichts veredelte macht- und wirtschaftspolitische Geist Europas, der im Weltkrieg seinen ungeheuerlichen Ausdruck findet. Aus dem Medusenhaupt dieser Zerfleischung blickt uns der Geist Europas an, den schon in Friedensjahren viele erschauernd sahen. Dieser Weltkrieg mußte kommen, weil kein andrer, kein besserer Geist da war, der ihn hätte aufhalten können. Die ganze Entwicklung mit ihrer Ueberschätzung der Maschine und Wirtschaft, mit ihrer Veräußerlichung aller wahrhaften, innern Lebenswerte, trieb auf diesen europäischen Zusammenbruch zu. Eine kulturpolitische Weltgeschichte wird dereinst vielleicht bitter feststellen können: Die charakteristischste positive Leistung, die das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts aufzuweisen hat, ist die stetige und konsequente Vorbereitung auf den Weltkrieg und, als er da war, eine bewundernswerte Organisation der technischen und wirtschaftlichen Mittel zum Durchhalten im Verbluten. Irgendeine schöpferische Geistigkeit, die den entfesselten Prozeß hätte aufhalten könen, war kaum wahrnehmbar und gewiß nicht wirksam. Nur die Macht- und Wirtschaftsdynamik konnte dieses Ringen beenden, weil eben irgendeine andre Kraft ganz einfach nicht da war und niemand an sie geglaubt hätte. Und so kam denn auch der Friede, der eines grauen Morgens einer sehr blutleeren Menschheit dämmerte, aus der Maschine, nicht aus der Seele.

*

Der Name eines politischen Schriftstellers, des Grafen Ernst Reventlow, als eines der Führer einer unentwegten Machtpolitik, wurde genannt. Dieser Politiker, sein Kreis und seine Richtung geben das beste und bezeichnendste Beispiel einer absoluten, durch nichts gemilderten Macht- und Wirtschaftspolitik. Jede nicht aus der Materie ihrer realen Erwägungen stammende Ueberlegung, jede Stimme eines Geistes, der nicht ihres Geistes ist, wird

mit kühler Konsequenz, oft sachlich, oft höhnisch abgelehnt. Es is
das offene Bekenntnis dieses Politikers (der durch seine radikale
Unentwegtheit auch Andersdenkenden Achtung abringt), daß Seele
und Gefühl in der Politik nichts zu suchen haben, daß also Politik
schlechtweg eine Machtfrage ist, unter strengem Ausschluß aller
menschlichen, religiösen, mit einem Wort: kulturellen Erwägungen.
Niemals findet man in den Betrachtungen dieses Extremen einen
andern Glauben als an die alleinseligmachenden Kräfte der Wirt-
schaft und Macht. Das Weltgeschehen vollzieht sich einzig unter
ihren Gesetzen, und Gott und Seele sind eine Lappalie, eine Ge-
wichtlosigkeit, mit der man im politischen Rechenexempel nichts an-
fangen kann. Ja, so ängstlich hält sich Graf Reventlow in seinen
Artikeln der Deutschen Tageszeitung jedes „Sentiment" vom Leibe,
daß selbst das nationale Gefühl, das doch wohl als der Antrieb all
seiner Bestrebungen anzusehen ist, fast gar keine Betonung findet
(während oft viel weiter links stehende Blätter glauben, das Völ-
kische tagein, tagaus auf der Zunge tragen zu müssen). Diese starre,
strenge Ausschließlichkeit, mit der das macht-, das weltmachtpoli-
tische Kalkül von diesem sogenannten Realpolitiker gehandhabt wird,
diese konsequente Vermeidung jeder Regung, die dem Menschlichen
gilt, dieses fast fanatische und dabei doch so kühle, ruhige Schach-
spielernaturell, diese Einstellung des ganzen Kosmos unter den Ge-
sichtswinkel der Staats- und Wirtschaftsmacht hat etwas Dämo-
nisches und befremdlich Hartes; denn dem Andersdenkenden ist es
nicht möglich, zu übersehen, daß es lebendige Menschen sind, ih
Blut und ihr Glück, mit dem das Machtkalkül schaltet und um-
springt. Nicht etwa, als ob damit gegen alle diese politischen
Schriftsteller der Vorwurf der Leichtfertigkeit, des Bramarbasieren
am warmen Herd erhoben werden sollte — nur auf den (wie ich
glaube: von vielen empfundenen) Kontrast der eisernen Fau
zum Schreibtisch soll hier angespielt werden. Es ist ein Unterschie
ob Einer, der mitten in Taten und Entschlüssen steht, das Mach
ziel überspannt, oder ob es Einer tut, dessen Werkzeug die Fede
ist. Und grade Jene, die handelnd und ganz aktiv für die Staats
notwendigkeit einstehen, und die doch, menschlich besehen, eher e
Recht darauf hätten, grade sie überspannen, bei uns wenigsten
das Machtziel nicht; aber die eiserne Faust am Schreibtisch tut e
und scheint mir damit in Widerspruch zu der vornehmsten Pfli
des Schreibenden, auch des politischen: nicht schärfer, härter u
enger zu sein, als es die Welt der Handelnden notwendig se
muß; nicht staatlicher zu sein als ein Staat, der große, verehrun
würdige Führer besitzt und eine millionenfache Mannheit, die i
Aeußerstes freiwillig hergibt. Es scheint mir die Pflicht der Schr
benden, wie politisch sie auch sein mögen, die weiten menschlich
Ausblicke nicht aus dem Auge zu verlieren und eher einen sänf
genden Geist zu befolgen als einen verhärtenden, um die kommen
Atmosphäre der Güte und Versöhnlichkeit vorzubereiten. D

Schreibende, dem die Tat versagt ist, kann nichts andres sein als ihre geistige Begleitschaft. Hätten die Schreibenden aller Länder, hätten ihre Zeitungen Das, was ihnen innerst ziemt, nicht verraten, schwerlich wäre dieser Weltkrieg gekommen, und wir kämen schneller aus ihm heraus, wenn sie sich eher auf diese ihre wahre Bestimmung besännen.

Der Macht- und Wirtschaftswille hat vor einem geistig und kulturell gerichteten Willen eine starke demagogische Wirkung voraus. Dennoch muß der Einfluß der radikalen Gruppe der Machtpolitiker auf die Volksmassen gering sein, weil sie so ganz undemokratisch ist, weil für sie alle Wünsche der Demokratie, ja, diese selbst nicht zu existieren scheinen. Die absolute Machtpolitik treibt nun einmal keine Kulturpolitik und wittert in den demokratischen Politikern neben die Tendenzen, die sie höhnisch und feindselig als unsachlich ablehnt. Während bei uns der Machtwille des Staates nicht über das gebotene Maß der Verteidigung und Selbstbehauptung hinausgeht und somit im Einklang steht mit dem Willen der Demokratie, zeigen manche verantwortliche Lenker der feindlichen Staaten einen zügellosen Machtradikalismus, dem die Demokratie zu Willen sein muß. Wie lange noch die Völker der Entente unter der Machthypnose ihrer Staatsmänner und Presse stillhalten und ihr Blut hergeben werden, steht dahin. Die Radikalpolitik Derer um Reventlow ist jenen willkommener Giftstoff. Wenn aber einmal die ganze Wahrheit die Vierverbands-Völker aufrüttelt, dürfte es dort ein furchtbares Erwachen geben.

Das Schicksal der Masse ist dem Machtfanatismus Hekuba, die Massen sind nur ein Werkzeug zur Erlangung jener Garantien, die einzig dem Macht- und Wirtschaftsgedanken dienen. Um das zu verschleiern, bequemt sich diese extreme Richtung zu einem Zugeständnis an die Demokratie, indem sie die Frage so zu wenden versucht, als ob von der Erfüllung des Machtradikalismus eine hellere Existenz und das Lebensglück der Masse abhinge — wahrlich, ein seltsamer Sozialismus. Die Frage ist nur, ob die Machtpolitik durch Forcierung ihrer Ziele auch tatsächlich dem Volkswohl gerecht wird, oder ob eine demokratisch gerichtete Politik, die die Machtfragen nicht losgelöst von aller menschlich-seelischen Beziehung zu behandelt, die wahren Interessen der Massen nicht besser vertritt.

Die Politik der deutschen Demokratie bemüht sich erfolgreich, einen Ausgleich, eine Mitte zwischen Machtpolitik und Kulturpolitik zu finden. Mit verschiedener Schattierung, mit verschiedener Mischung der Dosen sind um diese Kompromißpolitik Männer wie L. von Wiese, Naumann, Harnack, Dernburg, Theodor Wolff geschart. Ihre Kulturpolitik schließt Machtpolitik in sich ein, wie das Menschliche das Nationale. Das hat aber nicht zu bedeuten, daß man sich im deutschen Lebenskampf schwächlich und lau zeigt; die machtpolitischen Fragen werden nicht etwa als zweiten Ranges behandelt; im Gegenteil: man (etwa Friedrich Naumann) zollt mit-

unter der Machtpolitik in einem Maße Tribut, wie es eine Kulturpolitik in einem radikalern Sinne eigentlich ablehnen müßte.

Zieht man eine Diagonale von der Welt des Grafen Reventlow, eine diametrale Linie aufwärts, so gelangt man zur reinen Predigergestalt Friedrich Wilhelm Försters. Eine ungeheure Kluft trennt ihre Lebenssphären. Reventlows Welt steht einzig unter der Dynamik der Macht; Försters unter dem milden Schimmer der Einsicht: was hülfe es euch, so ihr die ganze Welt erobertet und nähmet doch Schaden an eurer Seele! Reventlow versteht unter Politik nur Realpolitik, in der Ideen aus einer andern als aus der Macht- und Wirtschaftssphäre nichts zu suchen haben. Förster vertritt die reinste Form der Kulturpolitik, die einfach mit der Kraft der Seele das Machtliche und Wirtschaftliche, soweit es Ursache der Weltentzweiung ist, überwinden will. Gegen die wirre, trübe Mechanik des politischen Machtgetriebes reckt sich die ewige Menschenseele in ihrer reinen göttlichen Nacktheit empor. Wo die Realpolitiker unüberwindliche Hemmungen sehen, die den Weg zum Frieden noch versperren, sieht Förster wohl einen Weg, den zu gehen der Geist diktiert; denn dem Geist ist nichts unmöglich. Nicht diese Kulturpolitik gilt ihm als phantastisch, schwärmend, ohne realen Boden, sondern die sogenannte „Realpolitik" ist es, deren Mechanik die Welt verschlungen und zu diesem blutigen Zusammenbruch geführt hat. Eine Realpolitik, die sich in die Sackgasse dieses Krieges verrannt hat und keinen Ausweg findet, müßte ihre grauenhafte Rolle ausgespielt haben. An ihre Stelle hat eine Politik, von einem ganz andern Geist erfüllt, zu treten: eine großzügige, völkerverbindende Kulturpolitik, diese einzige und wahre Realpolitik, die nach den ewigen Gesetzen der großen Wirklichkeiten im innern Menschen die Welt lenkt und ge staltet. Diese große Wirklichkeit ist für Förster der christliche Geist; er wird die verschüttete Idee der Menschheit wieder erstehen lassen. Wie immer man diese große Wirklichkeit nennen mag, die gegen die Realpolitik aufsteht: sie wird kommen, ein geistiger Fanatismus wird kommen, gerufen von dem entfesselten Macht fanatismus, unter dem die Welt jetzt noch gebannt liegt. Wi dürfen nicht skeptisch fragen, in welchem Volk dieser neue Gei denn aufstehen soll, noch weniger darauf warten, daß er aus de Schoße der gegnerischen Völker komme. Aber glauben müssen wi daß eine Radikalperiode des Geistes möglich ist, da doch di Radikalperiode der Macht möglich war. Und wenn auch in dies Welt nach einer beschlossenen Fügung das Himmelreich nicht ve wirklicht werden soll, so darf der Geist doch nicht müßig zusehen, w diese Welt zur Hölle wird. Kulturpolitik wird helfen, den gra samen Prozeß, den sich die Welt selbst gemacht hat, abzukürz denn ihr Ziel soll sein: Güte, Menschlichkeit und Beglückung, u in ihrem innersten Herzen pocht die Sehnsucht nach Erlösung.

Karl Kraus von Berthold Viertel (Fortsetzung)

III.

Die satirische Wirkung des Karl Kraus war so reinigend, daß er wieder zu loben vermochte. Kaum ein zweiter deutscher Publizist hat so wie er dem Lobe die Unschuld zurückgegeben. In seinem Bereich wurde das Lob wieder zum Ereignis.

Gewiß auch, weil es das Ausgesparte seines Tadels blieb; weil die Würze seines Tadels es frisch erhielt. Wenn Einer, der nichts gelten läßt, eine Ausnahme macht, kann er sie umso entscheidender zur Geltung bringen. Das ist der Vorzug der Anti-Autorität. Und stand nicht der Satiriker hinter jedem Lob bewaffnet bis an die Zähne, die er zeigte?

Ich würde es jederzeit wagen, für die paradoxe Behauptung: der Satiriker sei ein Genie des Lobens, den Beweis anzutreten, und könnte die Satire erschöpfend beschreiben als die Kunst, zu loben. Ihr Tadel ist nichts als perspektivisches Lob, ihr Aberkennen durchaus nur die unterscheidende Gestaltung ihrer Erkenntnis vom Anerkennenswerten. Die Satire entwertet niemals, aber sie wertet stets; sie ist in jedem Augenblick die Kunst der leidenschaftlichen Wertung. Man erfühle die ursprünglichste Regung, man besinne den naiven Zustand, woraus die Tat der Satire entspringt: der Eiferer gehorcht dem moralischen Antrieb, das Echte gegen das Falsche zu erhärten und zu bewähren. Durch die Sprache des Karl Kraus geht ein steigernder Grundton, die Erbärmlichkeit erbarmungslos überbietend. Und seine Betrachtung des Kleinen gilt der Größe. Man belausche den Ton, wenn er sich in direktem Lob genug tut, und man wird reine, einfache Heldenverehrung zu hören bekommen. Der Satiriker seufzt: „Es ist halt ein Unglück, daß mir zu jedem Lumpen etwas einfällt. Aber ich glaube, daß es sich immer auf einen abwesenden König bezieht." Heldenverehrung im Zerrspiegel der Alltäglichkeit. Der Satiriker ist ein pathetischer Mensch. Sein Witz entsteht, wenn sein Pathos in die Klemme der Trivialität gerät und sich freimacht mit einem Ruck, der die Trivialitäte zur Satire umstülpt. Man denke an Andersens Märchen vom kleinen Kay, dem ein Splitter des Teufelsspiegels mitten ins Herz gedrungen ist. Ein Geschenk dieser Art erlegte die Natur dem Satiriker auf, indem sie ihm seinen überscharfen Wirklichkeitssinn eingab. Aber sie verlieh ihm auch die fanatische, polarisierende Idealität. Wenn er die Welt in jener grausamsten Verkürzung erblickt, die in der Realität nur noch den Unwert, den Wert aber nur mehr in der Idee zeigt, hat er zugleich den Blickpunkt des Humors erreicht: die Idee strahlt erbarmend in die Realität zurück.

Das direkte Lob bedeutet einen Ruhepunkt in dieser dramatisch bewegten Gegensätzlichkeit, in diesem antinomischen Gedankenspiel, das die Satire als ihren heiligen Ernst betreibt. Der Satiriker läßt die Hände sinken, wenn er einfach anerkennt; das Maß ist erfüllt, er hat nichts zu tun und wird für einen Augenblick zum Privatmann. Die Wage der Gerechtigkeit steht still, mit ausgeglichenen Schalen, wenn ein

Gerechter vorübergeht! Und wie lange hallt der liebe Schritt nach! Im ersten Jahr der ‚Fackel' hat Karl Kraus vor reiner Gesinnung, etwa vor Joseph Schöffel oder Victor Adler, ehrend den Degen gesenkt. Seither kein Wort! Politik ist ihm das Unbegreifliche geworden, Gesinnung ein Axiom geblieben. Aber heute noch spüre ich, der ich damals als Knabe horchte, den wohltätigen Ernst einer Einsilbigkeit, die respektiert. Das dauernde Schweigen, womit Karl Kraus die Tätigkeit eines Mannes wie Victor Adler umgab, ließ ohne Ende jene eine ferne Silbe der Achtung nachklingen.

Es gibt in seinem Stil Augenblicke, da empfindet man, wie der Satiriker eine satirische Gelegenheit ungenützt entläßt, weil eine alte Treue ihn bindet. Dem Leser, der sich auf die feinen Grade dieser Verantwortlichkeit eingestellt hat, entgeht es nicht, wenn Karl Kraus die Fühler seiner Satire ausstreckt, um sie leise wieder einzuziehen. Er kündigt an, er mahnt, er wahrt etwa das Niveau einer Persönlichkeit gegen eine Aeußerung der Person (wie bei Gerhart Hauptmann, dem Kriegslyriker). Wenn aber Karl Kraus verachten muß, wo er verehrt hatte, wenn ein geistiges Bündnis in Kriegszustand übergeht, dann ist der heilige Krieg der Satire ausgebrochen; dann fühlt der Leser mit freudigem Erschrecken die Ueberwindung, die es eine Liebe gekostet hat, in Haß umzuschlagen, und daß nur die unerbittliche satirische Notwendigkeit so überwinden konnte — fühlt es an der begeisterten Rache, welche als ein wildes Wasser, dem ein Damm entzogen wurde, hereinbricht, sodaß die Satire von Bildern und Gedanken, von den Springfluten des Witzes und der Stromkraft der Pathetik überquillt.

Man erzählt oft und ausdauernd, daß Karl Kraus, der Antijournalist, sich in halbwüchsigem Alter als Reporter versucht habe. Wenn es wahr ist — es war ein folgenschweres Experiment! Aber ich möchte lieber rekonstruieren, welche Feste der Begeisterung dieser Knabe gefeiert, wie er die Nachklänge des alten Wien, die seine Kindheit streiften, in die Seele gesogen haben mag. Alle Götzenanbetung Wiens, die heute in tausend Couplets kreischt und dudelt, in tausend Feuilletons schmatzt und säuselt, ist ein ohnmächtiges, herzloses Gelalle neben dem Abschiedsgruß, den der Satiriker dem letzten Wiener, Alexander Girardi, erschüttert nachrief, als dieser der modernen Operetten-Börse resigniert den Rücken kehrte. Was in Raimund volkstümliche Einfalt war, was in Strauß und Millöcker und Suppé Laune zauberte, was sich in Grillparzer erhöhte und in Stifter vertiefte: kein Austriacus hat es zarter und glühender paraphrasiert. Wehe dem, der diese holden Gewesenheiten respektlos antastet! Ein Nachkomme, der unsagbare Verluste betrauert, verteidigt jede gute wiener Stunde, die ihm ans Herz schlug, erbittert gegen die Anmaßungen pöbelhafter Erben. Wenn er vom alten Burgtheater spricht, wird sein Wort zur Hymne, und niemand hat der Jugend, die es nicht selbst gesehen hat, einen gleich erhabenen Bericht geliefert. Die Halbgötter sind dahin; nur dieser Zeuge vermag uns noch einen Begriff zu geben von Riesenmaßen, die wir sonst nicht mehr fassen könnten. Wenn seine Erinnerung von jeder Vollgestalt der

schwundenen Bühne zehrt, verhungern wir mitten im Ueberfluß unsres Theater-Raffinements. Ein staunendes Wohlgefallen lenkt unser Gehör nach dem feierlichen Echo, das in der einen Kehle zurückblieb.

Es könnte immer noch die Teufelei eines Weltfeindes sein, daß Einer seiner Stadt jene Feste gibt, die nicht wiederkehren. Aber hat er nicht geschwelgt und uns schwelgen gemacht, wo immer in diesen Tagen, von Liliencron bis Else Lasker-Schüler, eine innere Melodie erklang, die sein kritisches Ohr bezwang? Hat er nicht, als er die neuwiener Literatur demolierte, den Rhapsoden und Troubadour des zeitgenössischen Wien, Peter Altenberg, gerettet? Eine ideale Rettung, die zugleich mit dem Wunder der Dichtung das Lebenswunder des Dichters rettet, das zwischen Humor und Prophetie die sonderbarste wiener Existenz führt. Hier ist schonungslose Kritik von tiefer Ehrfurcht durchschauert, und der Satiriker kann nicht genug danken für die Wohltat, daß es im eigensten Bereich seiner Satire eine Verzerrung gibt, in der eine unbändige Natur sich auslebt. Wie gerne würde er einen zigeunerischen Reichtum zartester Eingebung, der sich sorglos an die Skizze vergeudet, neben all der bürgerlichen Dürftigkeit, die mit sich spart und endlose Wälzer zusammenknausert, aus ganzem Herzen überschätzen, wenn es nicht seine Mission wäre, geistige Zucht zu halten! Wo es not tut, straft der Satiriker auch seine Dichter, mit Innigkeit und Galanterie; er ist zur Besonnenheit verdammt, sie aber müssen nicht wissen, was sie tun; sie wahren sich das Vorrecht, Kinder geblieben zu sein, während ihn eine harte Schule unter die Erwachsenen eingereiht hat.

Umso wehrhafter nimmt er die Partei der kühnen Idee, der gefährdeten und gefährlichen Schönheit unter den Erwachsenen. Wie ein Mann aus Einem Gedanken eine entscheidende Konsequenz zieht, das hat er, vor die Offenbarungen Otto Weiningers gestellt, im moralischen Sinne nicht weniger vorbildlich dargetan als Otto Weininger selbst. Otto Weininger entschied sich, am äußersten Punkte der Geschlechtsmoral angelangt, für den Tod, Karl Kraus für das Leben. Er trat schützend vor das Andenken des Toten, der sich gegen die Natur geopfert hatte, und ging hin und feierte die Natur. Und mit welch einer aus innerstem Erlebnis vorbrechenden Geste bot sich Karl Kraus an Stelle Frank Wedekinds dem fauligen Gelächter dar, das den tragischen Possenreißer begeiferte! Man hatte den Boten übel empfangen, Karl Kraus übernahm die Botschaft. Die denkwürdige Uraufführung der ‚Büchse der Pandora', die er veranstaltete, war ein Selbstbekenntnis von solcher Zucht und Würde, daß der intime Skandal der Geilheit in eine Weihe umschlug, zu deren Bereitung der Eros mit dem Ethos zu wetteifern schien.

So wurde das Lob des Karl Kraus beides: Ereignis des Gedankens und Ereignis der Tat. Er lobte als ein Mensch, zum Irrtum berechtigt, weil zur Erkenntnis berufen. Sein Lob konnte maßlos werden an Temperament, stets blieb es keuschen Sinnes und karg im Wort; stets ließ es die lebensvollste Deutung zu und holte seine Kraft aus der Bedeutung. Man kann von diesem Nörgler lernen, wie ein

Mann zu ehren, eine Frau zu preisen ist; wie man das Wort eines Dichters zitiert, sodaß es sich ungeahnt steigert; ein Philosophem ins Leben stellt, damit das Leben daran wahrer und würdiger werde. Zeitgenössische Geister, die ihm führend vorschwebten, wissen, wie er zu folgen, zu lernen, zu danken vermag. Neidlos erneuerte er sich mit den Neuerern. Und war nur deshalb unfähig, Mitarbeiter zu halten und als Lehrer zu wirken, weil es — außerhalb des religiösen Kults — wohl einen rastlos Verzehrten des Geistes geben kann, aber keine Mitverzehrten; weil das Aeußerste seines Standpunkts und die Spannung seines Temperaments sich ebensowenig mitmachen lassen wie sein unerbittliches Höhertreiben der Form; weil keine weichere Seele (und keine härtere) den fanatischen Argwohn des Vereinzelten zu mildern und kein Schüler seine subjektive und objektive Wertgier auf die Dauer zu befriedigen vermag. So war er für die Einsamkeit bestimmt. Und wird keine Tradition hinterlassen. Wohl aber ermöglichte ihm eine nie aussetzende Verbindung des Gefühls, heroische Traditionen zu halten und zu erhalten, bei qualvoller Bewußtheit empfänglich zu bleiben wie ein Jüngling, reiner Geistesquellen nicht zu ersättigen, und der leidenschaftlichste Verteidiger des Lebens, der es noch in der Verlorenheit segnet, dem stummen Hinschwinden ohne Klage das anklagende Wort leiht und nie ohne erbitterten Protest den lebensverblendeten Verbrecher einem froschblütigen, herzabdrückenden Richter überläßt.

Dieser mitreißenden und mitgerissenen Jugendlichkeit seines Empfindens flogen denn auch die jugendlichen Herzen zu. Oft verführt der Lästerer die Jugend, aber nie der unfromme Lästerer. Bei Karl Kraus genoß sie in vollen Zügen, auf den ersten schönen Durst, die Satire: war doch Begeisterung vom Grunde des Bechers her durchzuschmecken — ward doch hier den neuerwachten Seelen unbedingt zu Mute.

(Fortsetzung folgt)

Drei Theaterbilanzen von Max Epstein

Es ist ein wahrer Segen, daß einige Theater ihren Betrieb in der Form von Aktiengesellschaften führen. Die hierdurch bedingte Publizität der Geschäftsergebnisse ermöglicht, ein zuverlässiges Bild vom berliner Theatergeschäft überhaupt zu gewinnen. Deutsches Opernhaus, Schiller-Theater und Metropol-Theater haben die Bilanzen und Betriebsergebnisse nebst Geschäftsberichten veröffentlicht, und man darf feststellen, daß der Krieg den Theatern nicht geschadet hat. Zwar ergeben die Gewinn- und Verlustkonten nur Verlustrechnungen, aber dieses Resultat entspringt nicht mangelhaften Einnahmen. Am unerquicklichsten ist das Ergebnis im Deutschen Opernhaus, und ich kann einigermaßen verstehen, warum die Verwaltung mir andauernd den gedruckten Geschäftsbericht vorenthalten hat.

Wie der Bericht feststellt, zeigte das zweite Kriegsjahr in den Einnahmen ein erheblich freundlicheres Gesicht als das erste. Die Einnahmen sind nämlich um etwa eine Viertelmillion gestiegen. Die Steigerung ist dem Umstand zu danken, daß die Plätze zu regelrechten Preisen

erheblich stärker verkauft worden sind, während das Abonnement sehr zurückgegangen ist. Die Verwaltung führt dies darauf zurück, daß die Zahl der Familien, die aus allerhand persönlichen Gründen während des Krieges ein Theater nicht besuchen, gewachsen ist. Das macht sich auch in den Nachmittagsvorstellungen geltend, die an die Freien Volksbühnen verpachtet waren. Diese Volksbühnen haben während des Krieges fast ein Drittel ihrer Mitglieder verloren.

Die Einnahmen sind im ganzen gestiegen. Aber die Ausgaben sind erschreckend gewachsen; und im Gegensatz zur Verwaltung glaube ich nicht, daß sich nach dem Kriege daran etwas ändern wird, glaube vielmehr, daß alle Gehälter und Löhne und andern Abgaben weiter wachsen werden. Damit werden die Verhältnisse im Deutschen Opernhaus noch ungesunder werden. Bei einer Wohltätigkeitsvorstellung konnte man feststellen, daß die Selbstkosten dieser Bühne für eine Nachmittagsvorstellung — ohne Solopersonal! — etwa dreitausend Mark betragen. Mit so phantastischen Ausgabesätzen läßt sich eine wahre Volksbühne nicht dauernd führen. Das Gehälterkonto ist von rund 959 000 Mark auf über 1 247 000 Mark gestiegen. Dieser Unterschied allein ist schon größer als die Steigerung der Einnahmen. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, daß grade dieses Konto in Zukunft noch erheblich anwachsen wird. Es gilt also, neue Einnahmen zu suchen, und man hat erfolgreich damit begonnen, die Kleiderablage nicht mehr umsonst zu gewähren. Man hat auch die Preise für die Plätze erhöht, und in dieser Kriegszeit, wo die Theater alles wagen dürfen, hat man sogar damit einen Erfolg erzielt. Aber ob er nach dem Kriege anhalten wird? Sonderbarerweise glaubt die Verwaltung, das Mißverhältnis zwischen Ausgaben und Einnahmen dadurch erträglich gemacht zu haben, daß sie sich größere Zurückhaltung in den Abschreibungen, die angeblich immer hoch gewesen seien, auferlegt habe. Sie betrugen zwanzig Prozent vom Anschaffungswert. In diesem Jahr wurden nun die Neu-Anschaffungen ausgenommen und die Beträge des Fundus und Erhaltungskontos von der Abschreibungssumme abgezogen. In Wahrheit hat dadurch die Verwaltung nichts weiter erreicht, als daß sie die Bilanz verschlechtert hat. Es wäre viel besser, ruhig einzugestehen und zahlenmäßig zum Ausdruck zu bringen, daß die Lage schlechter geworden ist. Es ist nämlich gar nicht richtig, daß die frühern Abschreibungen hoch gewesen sind. Ich komme immer und immer wieder auf meinen alten Satz zurück, daß ein Theaterfundus überhaupt kein nennenswertes Aktivum darstellt und daher in der Bilanz nicht angetroffen werden darf. Der Fundus gehört lediglich in die Gewinn- und Verlustrechnung. Erst wenn alle Theater sich zu diesem Grundsatz bekehrt haben, wird das Theatergeschäft solide geworden sein. Mit diesen fiktiven Werten werden Beteiligte und Gläubiger immer getäuscht. Ich bitte Herrn von Glasenapp, sich einmal auf Grund meiner wiederholten Darlegungen mit der Frage zu befassen und allen Theatern entsprechende Anweisungen zu geben, sich auch schon bei der Konzessionserteilung in dieser Beziehung Versicherungen ausstellen zu lassen. Es ist ein ganz

ungesundes Verhältnis, daß der Fundus des Deutschen Opernhauses mit etwa 600 000 Mark zu Buche steht, wozu noch über 55 000 Mark für Materialien zu rechnen sind. Wenn ich die Bilanz richtig verstehe, so würden am Ende des Geschäftsjahrs, wenn man den Fundus als Aktivum ausscheidet, ungefähr 300 000 Mark Vermögen vorhanden sein. Das ergäbe zwar, daß 700 000 Mark vom Aktienkapital verloren sind; aber die Situation könnte trotzdem nicht als ungünstig bezeichnet werden. Denn ein Theater, das in diesem Falle über einen vollständigen Fundus verfügt, ausgezeichnet eingeführt ist und noch 300 000 Mark in der Hand hat, wäre ein gut fundiertes Unternehmen, wenn nicht die Zukunft eine Verschlechterung in Aussicht stellte. Diese Verschlechterung wird aber mit Notwendigkeit eintreten. Aus dem Gewinn- und Verlustkonto ergibt sich, daß die einzelne Vorstellung etwa 4800 Mark kostet; diese Kosten wachsen auf etwa 5000 Mark, sobald man erheblichere Abschreibungen macht. Müßte die Gesellschaft noch dazu Miete bezahlen, so würde die Vorstellung etwa 6000 Mark kosten. Das sind so hoch gespannte Ziffern, daß ein Umschlag kommen muß. Die Stadt Charlottenburg zwar bedaure ich nicht. Sie hat in diesem Jahr keine Miete bekommen und wird auch in Zukunft niemals die Verzinsung ihres Anlagekapitals erleben. Sie hat es so gewollt, und es ist nicht einzusehen, warum eine große Stadt nicht für ein Theater was tun sollte. Aber es ist nicht zu erwarten, daß dauernd so hohe Einnahmen erzielt werden, um diese Selbstkosten zu decken. Schon jetzt beträgt die Durchschnittseinnahme nach meiner Rechnung nur etwa 4500 Mark. An sich muß diese Zahl als erstaunlich bezeichnet werden, und sie spricht für die Beliebtheit des Deutschen Opernhauses; aber die Zahl reicht nicht aus, und das ist das Schlimme an der Sache. Es kann auch leicht geschehen, daß im Lauf der Jahre durch irgendwelche Mißstände die Einnahmen sinken. Dann wird das Unternehmen ganz beträchtlicher Zuschüsse bedürfen. Es fragt sich, ob die Stadt Charlottenburg in den nächsten Jahren, wo die Kommunallasten arg wachsen werden, dazu imstande sein wird. Alles in allem: die Einnahmen waren vortrefflich, aber das Ergebnis ist unheilvoll.

*

Etwas besser geht es der Stadt Charlottenburg mit dem Schiller-Theater. Die Bilanz dieses Unternehmens ist sogar als erfreulich zu bezeichnen. Fundus und Inventar stehen mit etwa 125 000 Mark zu Buch. Die greifbaren Aktiva betragen fast 260 000 Mark, denen hier in Betracht kommende Passiva von etwa 72 000 Mark gegenüberstehen. Die Lage ist also durchsichtig und die Liquidität ausreichend. Die vorhandenen Mittel sind bei dem verhältnismäßig geringen Etat der Schiller-Theater als genügend zu bezeichnen. Die Abschreibungen an den Fundus sind zwar wiederum ungenügend; aber das Unternehmen wird sich in den nächsten Jahren halten können. Im Kriege haben die Schiller-Theater vor den meisten Privattheatern den großen Vorteil gehabt, daß sie nur wenig Miete an die Stadt zu bezahlen brauchten. In dem abgelaufenen Geschäftsjahr hat, zum Beispiel, die Stadtge-

meinde Charlottenburg nur etwa 18 000 Mark erhalten, während das Schiller-Theater O. ungefähr 55 000 Mark Miete zahlte. Die einzelne Vorstellung kostete in beiden Theatern zusammen ungefähr 2230 Mark; auf jedes Theater entfallen also 1115 Mark. Das ist sparsame und gute Wirtschaft.

*

Ganz anders liegen die Verhältnisse beim Metropol-Theater. Mit den ungeheuren Gewinnen, die dieses Privattheater der größten Einnahmemöglichkeit durch viele Jahre erzielt hat, schien es zu Anfang des Krieges aus zu sein. Keine Bühne wurde in ihren Einnahmen so stark beeinflußt wie dieses Theater, das dem weltstädtischen Luxus dient und auf günstige wirtschaftliche Verhältnisse angewiesen ist. Wenn dieses Theater nun sich zusehends erholt, so ist dies schließlich auch ein Zeichen für die verhältnismäßige Gesundheit der Volksstimmung und der Volkswirtschaft. Der vorliegende Geschäftsbericht bezieht sich auf das Spieljahr von Leo Falls „Kaiserin". Die Einnahmen betrugen fast eine Million. Da sich die Ausgaben nur auf etwa 790 000 Mark stellten, so war ein ansehnlicher Bruttogewinn vorhanden. Im Gegensatz zu den andern beiden Theaterbilanzen ist nun aber beim Metropol-Theater zu beachten, daß dieses Unternehmen ein Privattheater ist und richtig Miete gezahlt hat. Was wäre aus Deutschem Opernhaus und Schiller-Theater geworden, wenn sie das hätten tun sollen! Nach der Gewinn- und Verlustrechnung stellen sich die Kosten für die einzelne Vorstellung auf etwa 4000 Mark, also niedriger als beim Deutschen Opernhaus. Hierin sind dann auch die Ausgaben für Miete und für recht hohe Abschreibungen enthalten. Kurzum: das Metropol-Theater hätte eine ganz günstige Bilanz vorlegen können, wenn nicht die Verwaltung darauf bedacht gewesen wäre, den Abschluß für künftige Jahre flüssig zu gestalten. Die von mir entwickelten Grundsätze über Abschreibung auf den Fundus sind hier zum ersten Mal verwirklicht worden. Ueber 173 000 Mark wurden allein auf den Fundus abgeschrieben. Das Umbau-Konto in Höhe von 30 000 Mark fiel vollständig. Damit ist das Reinigungswerk noch nicht zu Ende. Noch immer treibt sich der Fundus-Posten in der Bilanz herum. Die günstigen Ergebnisse der laufenden Spielzeit werden ermöglichen, in den nächsten Jahren das gefährliche Aktivum vollständig verschwinden zu lassen. Hoffentlich ahmen die Privattheater, die durch die Oeffentlichkeit nicht kontrolliert werden, dieses Verfahren nach.

*

Diese drei Abschlüsse zeigen, daß der Krieg den Einnahmen der Theater ungemein günstig ist. Die Bühnenleiter sollten diese Konjunktur wahrnehmen und ihr Geschäft konsolidieren. Es wird nach dem Krieg in keinem Fall besser werden. Die Abschlüsse zeigen aber auch, daß manches Unternehmen wenig Geschrei macht und doch vernünftig und erfolgreich geleitet wird. Dauernd werden nicht diejenigen im Theaterleben Triumphe feiern, die den Mund am meisten auftun und das Konkurrenzgeschäft zu diskreditieren suchen.

Deutsche Dramatiker?

Wer ist ein deutscher Kritiker? Nicht, der deutsch schreibt, sondern na
lateinisch und davon ablenkt, indem er den Bühnenleitern die F
derung deutscher Dramatiker anbefiehlt. Schade, daß man nicht mit
kann; weil nämlich meistens die falschen gefördert werden und die Theat
direktoren zwar in keinem Punkt zu belehren, aber in diesem beson
stolz auf ihre Urteilslosigkeit sind. Beweist es nun wirklich größern P
triotismus, ‚Liebe' als „John Bulls andre Insel' zu spielen? Offenba
da ‚Liebe' weder so kurzweilig noch so weise ist. „Die Menschen sol
nicht reden von der Liebe", sagt Vitus Werdegast, und man hofft,
wenigstens er zur Tat schreiten wird. Aber wenn er erscheint, spri
nein: spricht er, der grad von Australien herkommt, zu seinem Freu
Martin und dessen Frau Anna derartig von der Liebe, daß er wo and
im Bogen die Treppe herunterflöge; und wenn, auf Grund seiner ken
rischen Konversation, Frau Anna zur Liebe reif ist, erklärt er, daß b
her nur Dirnen sein wanderndes Geigerdasein erheitert hätten, und d
er sich dieses eine Bild „denn doch" rein erhalten wolle. Freund Mart
geht weiter: ihm ist sein Eheweib ebenfalls heilig; aber er läßt a
von keiner Dirne den Frühlingsdrang seines polygamen Geblüts
schwichtigen, sobald die Gegenpartei durch seelische Zuneigung eine flü
tige Begegnung zum Ehebruch zu vertiefen droht. „Martin war eth
immer schwerer belastet", sagt Vitus Werdegast; und das hat für
zur Folge, daß er, nach einer kleinen monologischen Vorübung, nachts
Bette der Gattin vollends in Verse ausbricht, deren feierliche Musi
gleitung unsre verzweifelte Annahme daß das Gesetz der Paarung
schließlich ja wohl nicht spotten lassen werde, züchtig und streng in
Schranken schreckt. Das unterscheidet die ‚Liebe' des jungen Oesterreich
Wildgans von seinem Vorbild, dem ‚Zwischenspiel' eines ältern Oest
reichers: daß Schnitzlers kämpfende Eheleute bei ihren Anstrengung
die harte Nuß der Lebensgemeinschaft zu knacken, zufällig zwischendu
einmal sogar darauf kommen, abwechslungshalber und versuchsweise
geniert zu den natürlichen Anfängen ihrer Beziehung zurückzukehren. D
Epigone hat nicht übersehen, daß ihnen selbst das nichts geholfen h
und schenkt sich diese Station. In ‚Liebe' gibts alles; nur keine Lie
Es gibt Erörterungen über das Verhältnis der Liebe zur Ehe, zum M
leid, zur Freude, zur Gier, zur Freundschaft und zu etwelchen and
Abstrakten — sodaß das Stück richtiger hieße: ‚Rund um die Liebe'
die Gattungsbezeichnung nicht ‚Tragödie', sondern ‚Geschwätz am hä
lichen Herd' oder ähnlich. Geschwätz um ein Thema, das irgendwie je
angeht. Dies ist der Hauptgrund, warum die Dresdner und Leipzi
zu ‚Liebe' strömen und die Berliner keinen geringern Anteil zeigen. D
ein Akt im Bordell und einer im Bett stattfindet, das wäre allenf
eine Attraktion, wenn sie stattfänden. Aber Wildgans stellt seine P
sonen so unverbrüchlich auf geistige Betätigung, daß auch die Zuscha
willig zu Zuhörern werden. Wir paar Weghörer zählen nicht mit.

*

Auf die Reihenfolge kommts an. Nach Anton Wildgans erscheint
s Carl Hauptmann beinahe wie Gerhart Hauptmann. Aber dieser stille
et, der immer strebend sich bemüht, soll weder von einem Zufallsnachbarn
oben noch von dem großen Bruder gedrückt werden. Er entwaffnet
f eigene Faust. Durch die rührendste Naivität. Durch seine sanfte Ver-
wärmtheit. Durch einen verblüffenden Mangel an Selbstkritik. Er
dichtet drei Dramen zu einem, das keines wird. ‚Tobias Buntschuh‘:
ist erstens das Drama des Menschheitbeglückers, der auf eigene Be-
ktheit verzichten muß; das ist zweitens das Drama des Verstandes-
nschen, des Mathematikers, des Realisten, der Phantasie, Wärme,
cklosigkeit des schönen Scheins in sich und seiner Arbeit schmerzlich
ehrt; das ist drittens das Drama des Buckelhans, der um seiner selbst
d nicht um seiner Millionen willen geliebt zu werden begehrt. Um
der Familie zu bleiben: Arnold Kramer, der nicht Maler, sondern Er-
der ist, und dem seine Lise Baensch nicht hinter dem Schanktisch, son-
n in der Manege haust. Diese Welt des Zirkus und seiner Habitués
nte bunt genug sein. Aber Carl Hauptmann gelingts, ihr alle Farbe
nehmen: jeder weiß, was er ist und will, und jeder sagts jederzeit
heraus. Ich zitiere die Spruchbänder wörtlich. Die Drahtseil-
gerin Fräulein Luisa: „Ich bin eine Tochter der Anmut und Kraft.“
r heulende Clown Odebrecht: „Ich bin zerrissen wie ein Clown.“ Der
etitliche Goldschmied Wendelborn: „Ich bin ein Narr der Freund-
aft.“ Das Schlangenmädchen Radiana, das von Vatern her Lotte Gras-
heißt und so ist: „Mit dem Herrn Wendelborn möcht' ich auch nur einen
igen Augenblick auf der Blumenwiese der Seligkeit spielen.“ Tobias
ntschuh (schluchzend, die Aermchen sehnsuchtsvoll ausgestreckt): „Ich bin
so zärtlich, ich bin ja so zärtlich, ich bin ja so zärtlich!“ Was man
meterweit sieht, wird einem noch dicht vor die Augen gehalten. Und
, wo die Selbstcharakteristik aussetzt, da tritt der Raisoneur Wendel-
n ins Gewehr: „Ich werde Ihnen beschreiben, wie mein Freund To-
s Buntschuh beschaffen ist.“ Es knallt Aphorismen: „Ein Weib darf
mals das Letzte sagen.“ Oder: „Jeder Mensch besteht doch aus zweien:
einem superklugen und einem weisen im Innern.“ Wirklich? Viele
nschen bestehen aus mehr als den zweien, und in den meisten sind
die zwei nicht vorhanden. Also geistig und künstlerisch wird ‚Tobias
ntschuh‘ schwerlich zu halten sein. Das Zwischenspiel führt zwei
owns in Tätigkeit vor; und man staunt, was dem Autor einer Bur-
en Tragödie für die Burleske alles nicht einfallen kann. Ein Tragiker
Carl Hauptmann aber ist angewiesen auf Urgefühle, auf allgemeine
pfindungen, auf elementare Regungen, die der Gestaltung nicht mehr
ürfen, um Menschenkinder zu packen. Eine Mutter, die grenzenlos
bereit, mit überquellender Liebe, ihren Jammer herunterwürgend
dem Unglück des Sohnes sitzt: da braucht dieser liebenswürdige Ro-
nschriftsteller mit hochdramatischem Ehrgeiz nur seinen Hang zu Her-
tum-, zu druckreifen Redeblumen zu zügeln, um nichts zu verderben.
s ist die Szene, wo man nicht bloß feststellt, daß Carl Hauptmann
n Herzblut verströmt, sondern davon getroffen wird.

*

Das Zugstück sieht im Lessing-Theater äußerst gefällig aus. Ka
bachs Lautenspielerin an der Wand entspricht dem Geschmacksniveau v
Leuten, die diese Reden über die Liebe und ihre Zwischenstufen verü
und aushalten. Götz gibt dem Geiger graue Schläfen, einen exoti
harten Tonfall und von Eleganz und Charme eine solche Menge, daß e
für Wildgans zuviel wird, und daß man ruchlos genug ist, sich von de
deutschen Dramatiker zu einem frivolen Gallier zu sehnen, zu den handfest
Stückeschreibern, die noch Rollen zu zimmern verstanden. Dagny Servae
hat Eine Szene als ungarisch oder polnisch glühende Dirne; und m
wünscht sie heftig für alle. Loos und Lossen werden allmählich zu ein
Begriff wie Kainz und Sorma, Rittner und Lohmann; nur daß de
Dichter Shakespeare und Hauptmann und nicht Kyser und Wildga
hießen. Nebenan bei Reinhardt ist die zweite Vorstellung auch die vorle
Man hatte das wohl vorausgesehen und fürs Schloß des reichen Tobi
Buntschuh den Saal des Prinzen von Guastalla geliehen. Im Zir
ists eine Leistung von Jannings, daß man über seinen heulenden Clo
nicht lacht; über Bergens lachenden soll man lachen. Fräulein Welcke
Radiana ist grade nicht, was sie sein müßte: argloses Kind; vielme
wird dieses schlau und geschickt gemimt. Fräulein Fein ist das Lazarett
pferd der Anatomie: beinah alle Laster, Auswüchse, Krankheiten, die ei
Schauspieler überhaupt haben kann, sind in dem einen unglückselige
Geschöpf vereinigt, das nichts für sich hat als das schöne Organ. Die
Tänzerin mag was für den gebenedeiten Dichter des ‚Tänzers' Felix Ho
laender sein. Daß Reinhardt sie duldet, wäre nicht zu begreifen, wen
es sich nicht aus seinem Manko erklärte, das unsereinem je länger, je me
die unbedingte Gefolgschaft verwehrt. Die Brücke vom Zirkus zu Bun
schuhs schlägt Wintersteins Wendelborn: Kent im Gehrock. Für Mutt
Buntschuh hätte die Lehmann sich nicht zu schade sein dürfen. Die Fra
beherrscht den vierten Akt und die Hälfte des fünften, hat eine starke, di
stärkste Szene des Stücks, und was aus den übrigen nicht herauszuhole
ist, das hätte die Lehmann hineingelegt. Wir hätten geweint wie be
Ella Rentheim. Ganz ersten Ranges: Gülstorff als Vater Buntschu
Wenn er von seinem Onkel Siebenhaar was vor sich hin mummelt, den
man mit gleicher Wehmut teils an den ‚Fuhrmann Henschel', teils a
Arnolds guten alten Gevatter Schlehwein. Das schmierige Greise
bärtchen, die schiefgesetzte Bahnwärtermütze, der liebe schwachsinnig dün
Stimmklang, die blöde verzückten Augen, das leise Idiotengemecker: ei
Märchenfigur von zaubervoller Realität. Da ist ja wieder ein Vat
Ekdal. Tobias: Pallenberg — wer denn sonst! Kein Zweifel, daß ih
das Keiner nachspielt. Er ist alles: fein, zart, grundgütig, rührend, e
greifend, aufwühlend — was ihr wollt. Aber man weiß nun, daß er da
alles sein kann, wenn es verlangt wird. Und nun sollte nicht imm
wieder und ununterbrochen von einer komischen Kraft höchsten Gra
verlangt werden — und vor allem sie selber sollte es nicht von sich ve
langen —, daß sie geflissentlich ihre beste Gottesgabe versteckt. So e
schüttern können noch manche deutschen Schauspieler — aber so lach
machen? Und wer erwirbt sich in dieser trostlosen Zeit ein größeres Ve
dienst um uns, als wer uns auf Pallenbergs Weise lachen macht?

Ostern von Alfred Polgar

Das ist eine der wunderlichen Bühnen-Moralitäten, in denen der Dichter dem bittern Leben religiöse Süßigkeit abgewinnt. Er war groß in jeglicher Chemie, auch in der des Geistes. Und sparte beim Experiment nicht mit seinem Herzblut. ‚Ostern‘ ist eine stille Passionsgeschichte, deren Weiß kaum so strahlende Kraft hätte, höbe es sich nicht von einem unsichtbaren, dunklen Hintergrund ab: von der Passion des Dichters. Der andre Strindberg erst macht diesen möglich. Und nur die Nähe des Inferno ist es, die dem Wegweiser ins Paradies Erhabenheit der Gebärde gibt. Ohne unser Wissen von der Furchtbarkeit des Anklägers lockte die Milde des Versöhnung-Suchers kaum in Rührung. Und Ostern‘ wäre, was es, absolut gesehen, ist: ein lehrhaftes dramatisches Lesestück, eine Predigt fürs Theater. Ihr sacht-verzückter Tonfall hat etwas Gebändigt-Krampfhaftes: wie eine Ekstase, die keinen abschrecken soll. Die evangelische Dulder-Legende spiegelt sich hier im Schicksal einer kleinen Gemeinschaft guter Menschen wider: die Sonne in einer winzigen Scherbe. Es ist weniger Leid, das überwunden wird, als vielmehr Angst vor dem Leid, Auferstehung nicht vom Tod, sondern vom Scheintod; das schmälert die Wirkung des Mirakels beträchtlich. Auch daß es um Menschen geht, die nicht ins Tal des Trübsinns abgeirrt, sondern zweifellos dort geboren sind, nimmt ihrer Schwermut den Charakter der Schickung und läßt uns ihr wiedergewonnenes Heil als flüchtige Festtagsfreude empfinden; nicht als Heimkehr, sondern nur als kurzen Urlaub in den Frieden. Sehr schön waltet in ‚Ostern‘ die Strindbergsche Mikroskopie, sein zauberisches Vergrößern der unbeträchtlichsten Geschehnisse des alltäglichen Lebens und deren Verknüpfung mit hohen Daseins-Rätseln. Unter seinem Blick leuchten die nüchternen Dinge in einem zweiten, sublimern Licht. So werden ein Klingelzeichen, ein vorüberhuschender Schatten, ein Paar Galoschen zu Instrumenten göttlichen Willens, zu Gliedern in einer Kette absichtsvoll-mystischer Bedeutsamkeiten. Daß diese Erhöhung des Gleichgültigsten ins Bedeutsame oft etwas recht Schrullenhaftes hat, ist nicht zu leugnen.

An der Neuen Wiener Bühne kam das Passionsspiel (weich, aber umständlich in Haydnsche Musik gebettet) eindrucksvoll zur Geltung. Grundton der Darstellung war der einer Litanei, deren feierliche Glätte sich nur dann und wann zu dramatischen Wellchen kräuselte. So blieb das Untheatralische, aber auch das ein wenig Fad-Pastorale, das den drei Akten anhaftet, nicht unbemerkt. In der Absicht, dem ganzen Spiel eine leicht-geisterhafte Betonung zu geben, ging die Regie vielleicht ein wenig zu weit. Das bang erwartete, schicksalsschwere Morgenblatt, zum Beispiel, wurde in so unheimlich-scheuer Weise durch den Türspalt hereingereicht — man sah nur das Papier und den Arm des Reichenden —, wie sonst nur bei profanern Gelegenheiten die Sehnsucht nach einer Zeitung befriedigt zu werden pflegt. Fräulein Lia Rosen stellte dem Passionsspiel ihre Techniken der Entrücktheit zur Verfügung. Für heilige Deklamation hat sie die sicherste anämische Inbrunst. Herr

Mendes gefiel mir sehr als Lehrer Elis. Es ist etwas gewinne[nd]
Reines in seiner Art, und der Takt, mit dem er in pointierten Auge[n-]
blicken die richtige Tonhöhe und -Schwere trifft, läßt auf beste kün[st-]
lerische Ahnungen schließen. Seine Neigung für convexe Haltung, f[ür]
kleine hysterische Bogen des ganzen Körpers wird er zu bezwingen wisse[n.]
Die alte Mutter war Frau Neustädter, von Frösteln und Güte gleich[er-]
maßen durchschüttelt. Sie ist eine sympathische Schauspielerin, auf sehr
behutsame, kluge Art gekünstelt. Für Umhängtüchel scheint sie ein be[-]
sondres Faible zu haben; man sieht sie kaum in irgendeiner Rolle oh[ne]
dieses trauliche Requisit. Herr Stahl-Nachbaur gab der Figur des edle[n]
Gläubigers eine sorgfältige Mischung natürlicher und unwirklicher Fa[rbe.]
Sein gesundes, gutes, echtes Theaterspiel durchbrach angenehmst di[e]
Zeremonien des Abends.

Hoffnung von Bruno Frank

Die uns nährte, alte Erde,
Darbtest du der rechten Kraft?
Durstig schlürfst du jungen Saft,
Daß ein neues Brot uns werde.

Aus der Müden Ueberresten
Wuchs dir nicht das rechte Korn,
Hingemäht im Völkerzorn
Düngen heute dich die Besten.

Stromweis darfst du Hoffnung saugen,
Helles leichtes Knabenblut.
Unverbrauster Jugend Mut
Sickert aus gebrochnen Augen . . .

Laß uns, graue Erde, trauen,
Daß dies Grausen nötig sei,
Daß aus Tod und Wüstenei
Schönre Ernten sich erbauen!

Daß ein Korn die Völker nähre,
Süß zu essen, ohne Neid,
Daß aus Streit und Weltenleid
Liebe, Liebe sich gebäre!

Daß aus deinen Hügeln schäume
Einer neuen Freude Wein,
Daß dein letzter Gipfelstein
Sich mit Bundeskränzen säume . . .

Hoffen laß uns, alte Erde
— Diese Hoffnung sauge nicht —,
Daß ein Menschenangesicht
Wieder wert und heilig werde!

Aus der Gedichtsammlung ‚Requiem', die bei Erich Reiß erschein[t.]

Landleben von Peter Altenberg

Sie fuhr aufs Land bedrängten Herzens. Er verlangte allzu heftig seine Freiheit.

Nach einer Woche aber schrieb sie: „Diese Promenade am Gaflenz-Bach, an Weidenbüschen und an Bauerngärten, nach Kastenreith, zur brausenden Ems!"

Und später schrieb sie: „Diese Mödlinger-Hütte, Hochalm, um Fünf erwachten wir, Alles war erfüllt mit weißen Nebeln, wunderbar!"

Und noch später schrieb sie: „Heute in Gstatterboden. Abends wurden die Riesenwände rosenrot, dann purpurn, dann grau. Ich war ganz bedrückt!"

Und niemals schrieb sie: „Wenn Du erst hier wärest!"

Da wußte er, daß er sie verloren hatte, wenn auch an einen noblen anständigen zarten Konkurrenten, die Natur!

Verschärfte Blockade von Vindex

Die englische Regierung will, wie sie verkündet, die Blockade-Maßregeln verschärfen. Englands Blockade ist ein Teil des Wirtschaftskrieges, den es, neben dem militärischen, gegen die Mittemächte führt. Von der rechtlichen Seite dieses Krieges soll hier nicht gesprochen werden. Alle kriegführenden Mächte haben mit der Zeit erkannt, daß den Paragraphen allmählich die Ueberzeugungskraft verloren gegangen ist. Vom Rechte, das mit uns geboren, ist ja schon längst nicht mehr die Rede — abgesehen freilich jetzt von Rußland, wo neuerdings allerhand erschütternde Worte laut geworden sind; die aber noch zu erweisen haben werden, ob sie die Kraft besitzen, zu bleiben und Leben zu schaffen.

Für unser im Wesentlichen zur Binnenwirtschaft zurückgekehrtes Land ist die Frage zu stellen, wie sich England die wirtschaftliche Wirkung einer verschärften Blockade vorstellt, und wie diese Wirkung in Wahrheit aussieht. Man weiß, daß das Blockade-Problem für die britische Regierung nicht so einfach liegt: zunächst muß England zu Wasser nicht so sehr die deutsche Bucht, als die Meere der Neutralen sperren. Der Umfang dieser Sperre ist es, der allerhand schwierige Ueberlegungen nötig macht: denn darüber ist sich England immerhin klar, daß es die Neutralen nicht einfach verhungern lassen darf, wie es das mit dem ihm verdächtigen Griechenland schlechterdings vorhatte. Es bleibt also nur die verschärfte Ueberwachung des Seeverkehrs und der Zufuhren der Neutralen, der Versuch der Verhinderung von Güterzuflüssen, die die Möglichkeit der Abgabe von Versorgungsmitteln über die Grenzen, an die Feinde Englands, zulassen.

Um diese Ueberwachung zu organisieren, muß England nicht nur zur See größere Machtmittel entfalten — was infolge unsrer Unterwasserkreuzer seine wachsenden Gefahren hat —, sondern es muß auch zu Lande, das heißt: bei den Neutralen, noch rücksichtsloser gegen den freien Handel vorgehen, als es das schon bisher getan hat. Bereits jetzt bestehen Kontrollgesellschaften in Neutralien, die sich dem künftigen Schreiber der Wirtschaftsgeschichte des Weltkrieges als problematische Erscheinungen ersten Ranges darbieten: nämlich die Société de Surveillance Suisse (S. S. S.), die Nordische Transito-Gesellschaft und der

Niederländische Oversee Trust (N. O. T.). Das sind die offiziellen Organe zur Ueberwachung der Ein- und Ausfuhr. Daneben aber hat England eine ausgedehnte und über alle Vorstellung hinaus verzweigte Handelsspionage in den neutralen Ländern etabliert, die gewissermaßen hinten herum die neutralen Kaufleute für England und die Alliierten zu gewinnen sucht. Die so wohlrenommierten bestechenden Eigenschaften des englischen Gentleman haben hierbei keine geringe Rolle zu spielen. Diese Handelsspionage ist es, die England offenbar noch nachdrücklicher zu gestalten gedenkt, wenn es von einer Verschärfung seiner Absperrungsmaßregeln spricht. Die Regierung Groß-Britaniens traut sich in dieser Hinsicht noch manches zu, und man glaubt drüben, wo man allmählich beginnt, die Wirkungen unsres U-Boot-Krieges zu spüren, nicht nur der unter dem Wasser lauernden Gefahr auf diese Weise zu begegnen, sondern einen wirksamen Gegenschlag zu führen und unsre Versorgung in den jetzt kommenden schwierigsten Monaten des Wirtschaftsjahres weiter einzuengen, uns womöglich ganz von der neutralen Zufuhr abzuschneiden.

Diese Rechnung, sie mag sonst stimmen oder nicht, hat aber eine Lücke. Die mitteleuropäischen Mächte, deren Land vom Feinde fast frei ist, und die ein Gebiet, größer als Deutschland, militärisch besetzt halten, sind für ihr Kriegsdasein nicht auf das Ausland angewiesen. Das braucht nicht erst in Zukunft, wenn die verschärfte Blockade kommen sollte, bewiesen zu werden; das steht seit mehr als einem Jahr bereits fest. Uns sind, mit der Länge der Zeit, gewiß mancherlei Dinge knapp geworden, die wir früher zum Leben haben zu müssen glaubten. Aber diese Knappheit hat sich, eine notwendige und theoretisch schon vor langer Zeit als bestimmt eintretend angesehene Tatsache, so ziemlich über die ganze Erde verbreitet; jedes einzige Land braucht, was es hervorbringt, heut dringend für sich selber, und das jetzt ergangene Getreide-Ausfuhr-Verbot in Argentinien, einem der größten Kornländer der Welt, spricht in dieser Hinsicht eine deutliche Sprache. Schon seit geraumer Weile erhalten wir also, wenn überhaupt etwas, so doch nur belanglose Zuschüsse zu unsern Versorgungsmitteln aus den angrenzenden neutralen Staaten. Und es ist durchaus die Frage, ob es zur Erhaltung unsrer kriegswirtschaftlichen Existenz wirklich vonnöten war, an der Züchtung der skandinavischen Gulaschbarone mitzuwirken oder aus Holland dies und jenes zu beziehen, was man nicht unzutreffend den Abfall der Niederlande genannt hat.

Wir müssen eben mit Dem haushalten, was uns kein Teufel und kein Engländer nehmen kann. Und eigentlich handelt es sich bei unserm Ernährungsproblem heut nur noch darum, wie die gesamten vorhandenen und noch zu erzeugenden Nahrungsmittel unsres Landes am wirksamsten und gleichmäßigsten dem Volke zugeführt, oder, wie man jetzt sagt, erfaßt werden können. An die Lösung dieser Frage scheint man ja nun mit der von Vielen längst als notwendig erkannten verstärkten Energie heranzugehen. In den Bauernhöfen und Gutswirtschaften werden die neuerdings auf die Suche geschickten militärischen „Nachschaukommandos" noch manche guten Dinge finden, die sich der bisher mehr in die Breite als in die Tiefe gegangenen öffentlichen „Bewirtschaftung" entzogen haben. Wird alles, was zuvor auf Umwegen an einzelne Begünstigte gelangte, auf gradem Wege sämtlichen Volksgenossen zugeführt, so können wir allen Blockade- und Sperr-Drohungen mit der Ruhe des in sich Gesicherten entgegensehen.

Zu diesem Krieg

Theodor Storm

Ekel erfaßt mich, einer Gesellschaft von Kreaturen anzugehören, die außer den übrigen ihnen von der Natur auferlegten Funktionen des Futtersuchens, der Fortpflanzung und soweiter auch die mit elementarischer Stumpfheit befolgt, sich von Zeit zu Zeit gegenseitig zu vertilgen. Das Bestehen der Welt beruht darauf, daß alles sich gegenseitig frißt, oder vielmehr das Mächtigere immer das Schwächere; den Menschen als den Mächtigsten vermag keins zu fressen; also frißt er sich selbst, und zwar im Urzustande buchstäblich. Dies ist die eigentliche Ursache der Kriege, die andern sogenannten Ursachen sind nur die Veranlassungen. Keine Zivilisation wird, ja darf das je überwinden. Aber niederdrückend ist der Gedanke; es ist einer, über den man verrückt werden könnte.

Antworten

Max Krell. Ich verstehe Ihre Freude. „Mit zusammengerissenem Atem, überhitzter Leidenschaft ist das phantastische Erlebnis des Kasimir Edschmid hingesprengt; es und er werden nie Ruhe schmecken, eher noch aus Gier nach wildem kosmischen Verzücken in Farbe und kühnem Strich sich sublimieren. ‚Timur‘ (drei Novellen, bei Kurt Wolff in Leipzig erschienen) schreitet den erwarteten Schritt auf eine stählerne Figur zu, die in unerhörtem Ausmaß über die Historie hinausragt: ein asiatischer Sturm, Menschheitsverachtung, ein gewaltiges Wetterleuchten über Länder und Kulturen. Doch mischt sich oft dem Sturz der Temperamente — wie von seraphischen Schwingen gerührt — wohltuender Strahl aus Blau und Grün der sanften Liebesbilder oder ein zarter Frühschein der Gefühle, der die Nacktheit des Tatarenstiers übergoldet. Dazu kommt eine Novelle ‚Die Herzogin‘: voll der Brunst und Verschlagenheit des großen Dichters François Villon um die Herzogin von Ventadron; heißt Timur: Asien, so er: rauhe erste Renaissance. Nur hätte Edschmid mehr den lyrischen Esprit des Kurtisanengünstlings, den seine ‚Testamente‘ reden, in diese Katarakte schütten sollen. ‚Der Gott‘ gibt, wie bei Edschmid oft, eine simple Fabel durch Willkür der Zerreißung bunt und heiß gehäuft, mit Exotik getränkt: auf einer Südsee-Insel findet Einer, der wie Byron, Shelley, Keats zerflammt, Ahnung seiner abgestorbenen Kindheit und Schoß sehr süßen Weibes; wird für hündische Einfalt zum Gott. Größeres, Dunkleres durchkreist ihre Seelen, die Anekdote zum Geschick erhebend. ‚Timur‘ (das ganze Buch) ist ausdeutbar als Zeichen aller Kraft, die Edschmid zu verschwenden hat, wenn auch erst Ansatz: vielleicht, daß er, sich straffend, Glut einer Welt, Zorn, Sieg revolutionärer Gewalten, Aufgang und Untergang von Staat, Volk, Ich neben ‚Salambo‘ hinformen wird. In solche Himmel ragen seine Türme.“

Provinzler. Ueber diesen Fall hat sich der ‚Vorwärts‘ genügend lustig gemacht: daß eine Anzahl berliner Zeitungen läppisch genug waren, eine Rede des Staatssekretärs Helfferich aus dem Verhandlungsbericht auszuschließen, weil er schuld sei, daß sie nicht genug Papier kriegten, und ihre Not am eignen eitlen Leibe fühlen sollte. Liebe Leute das. Sonst raufen sie sich morgens und abends, schieben sich gegenseitig die verworfensten Motive für ihre politischen Ansichten unter, boykottieren einer des andern Inseratenteil — und wenn sie . . . , dann verstehen sie sich gleich und erlassen gemeinsam Erklärungen. Und wie ist es mit ihrer Beschwerde? Mancher ihrer Leser wird finden, daß sie immer noch viel zu viel Papier kriegen. Eine von diesen gekränkten Gazetten bringt — nicht irgendwo hinten in einem Beiblatt, sondern mitten auf der zweiten Seite des Hauptblatts zur Kenntnis der Einwohner: „In Ritters Parkhotel in Homburg sind eingetroffen: Graf und Gräfin von Koenigsdorff, Darm-

stadt; Herr und Frau Hugo Hamann, aus Hamburg; Frau Schoen-Ren[n], aus Berchtesgaden; Herr und Frau Alfred Securius, aus Wiesbaden; Herr Hauptmann Professor Dammann, aus Grunewald-Berlin; Herr und Frau Asthöwer, aus Essen (Ruhr); Frau Baronin von Oppenfeld, aus Potsdam-Berlin.“ Ganz in der Ordnung, denkt man: Ritters Parkhotel inseriert. Denn welches Interesse hätte sonst eine große Tageszeitung, zwischen der russischen Revolution und der Kanzlerrede den Berlinern mitzuteilen, daß Herr Hugo Hamann aus Hamburg in Homburg eingetroffen ist? Aber nein: man durchsucht die Zeitung von Anfang bis zu Ende und entdeckt weder an diesem noch in den nächsten Tagen ein Inserat. Hier wird völlig uneigennützig gehandelt, ja, man darf gerechterweise garnicht von „handeln“ reden. Es wird vorausgesetzt, daß wir dergleichen erfahren wollen. Und die Selbsteinschätzung des Blattes, daß schließlich die umliegenden Mitteilungen teils ebenso wichtig, teils nicht einmal so wahr sind, ist eigentlich nicht falsch. Aber könnte mans Herrn Helfferich verdenken, wenn er Redaktionen, die so wenig mit dem Papierkorb anzufangen wissen, diesen höher hängte? Es ist bereits so weit, daß einen die Zeitungen nicht einmal mehr über tatsächliche Vorfälle zuverlässig unterrichten. Ein Kunsturteil von Hinz gerät anders als eins von Kunz, das ist selbstverständlich; und so ulkig eine solche Gegenüberstellung immer wirkt — man beschränkt sich vernünftigerweise mit der Zeit auf die Fälle, wo die Dummheit allzu hanebüchen ist oder unlautere Motive spürbar sind. Aber daß ein Prozeßurteil unzweideutig müßte mitgeteilt werden können, das sollte man meinen. Eine von den beiden Parteien wird ja wohl nur verurteilt worden sein, und welche: wenn sich darüber der Gerichts-Reporter oder die Gerichts-Korrespondenz nicht schlüssig zu werden vermag, dann ist bei der Berufswahl offenbar doch ein Mißgriff vorgekommen. Leipzig scheint da besonderes Glück zu haben. Die Leipziger Abendzeitung verfügt über die Leuchte von berliner Vertreter, der herausgekriegt hat, daß der ‚Tobias Buntschuh‘ einen Wendepunkt für Gerhart Hauptmann bedeutet. Und das Reichsgericht hat den Fall Thyssen erledigt, der offenbar trotzdem, von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte weiter schwanken wird. Denn der Leser der B. Z. am Mittag erfährt: „In dem Millionenprozeß Thyssen wurde heute zu Gunsten des Sohnes Thyssen vom Reichsgericht, das die Revision Thyssens senior zurückwies, entschieden.“ Drei Stunden später erfährt der Leser der Vossischen Zeitung, die in demselben Verlag erscheint wie das Mittagsblatt: „In dem Millionenprozeß Thyssen hat das Reichsgericht heute gegen Thyssen Sohn erkannt und seine Revision zurückgewiesen.“ Zur selbigen Stund erfährt der Leser des Berliner Tageblatts: „Der Familienstreit zwischen August Thyssen und seinem Sohn ist heute vom Reichsgericht zu Gunsten des Sohnes Thyssen entschieden worden.“ An diesem Abend lasen wir nicht weiter; wenigstens nicht in andern Zeitungen, weil vermutlich die nächste wieder für den Vater und die übernächste vielleicht wieder für den Sohn gewesen wäre. Aber wozu sonst als zu landwirtschaftlichen Zwecken sind die Zeitungen gut, und wie berechtigt ist die Beschränkung für Druckzwecke, wenn man sich an die Prozeßgegner wenden muß, um herauszukriegen, wie ein Prozeß geendet hat!

Sport

Die Karlshorster Eröffnungsrennen werden am Ostermontag, den 9. April, bestimmt vor sich gehen. Die Karlshorster Trainer haben ihre Pferde in scharfe Arbeit genommen und da auch die umfangreichen baulichen Veränderungen bis Ostermontag beendet sind, wird dem Anfang der Hindernisrennen nichts mehr im Wege stehen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25

Und wenn die Welt voll Teufel wär' . . .

von Germanicus

Nachdem nun Amerika sich der Entente angeschlossen hat, drückt auf drei Millionen Quadratkilometer Flächeninhalt der Mittemächte ein gigantischer Block von fünfundneunzig Millionen Quadratkilometern. Stellt man das Verhältnis solcher Gegnerschaft graphisch dar, so braucht man keine Bangbüx zu sein, um vor solcher mehr als dreißigfachen Uebermacht ein leichtes Gruseln zu fühlen. Indessen, schon wenn man die Bevölkerungsziffern beider Parteien gegeneinanderstellt, verändert sich das Verhältnis. Die vergrößerte Entente zählt zwölfhundert Millionen Menschen, der zentrale Vierbund hundertfünfzig Millionen. Dies ist also nur noch das Achtfache an Uebergewicht. Auch das würde schließlich hinreichen; aber es bleibt nicht dabei. Prüft man ein wenig genauer die operativen Möglichkeiten der beiden Lager, so verschiebt sich das uns scheinbar zermalmende Uebergewicht der Feinde immer mehr zu unsern Gunsten. Man braucht nur die gegeneinanderstehenden Ziffern der Kohlen- und Eisenproduktion, der Eisenbahngeleise oder, umgekehrt, die der Analphabeten zu vergleichen, um zu erkennen, daß die Entente zwar wie ein brüllender Löwe einhergeht, daß es ihr aber dennoch schwerlich gelingen dürfte, uns zu verschlingen. Noch viel sicherer können die Mittemächte sich fühlen, wenn die Organisationsintensität der beiden sich auf Tod und Leben bekriegenden Machtgruppen gegeneinandergewogen, oder wenn die Qualität des Menschentums, die doch schließlich allein den Ausschlag geben kann, nachgeprüft wird; zu schweigen von der Tatsache, daß wir die Mitte halten, daß wir ein zentraler, homogener, in sich fest geschichteter Körper sind, während die Entente einem wogenden Chaos gleicht, einer Zufallsbindung, die es bisher nicht vermocht hat, sich zu der ersehnten Einheitsfront zusammenzuschmieden. Es ließe sich eine Fülle von Einzelheiten anführen, das, was wir meinen, zu erläutern. Der Weltgeschichte wird es genügen, auf die konzentrische Ausdehnung der Entente hinzuweisen, um das qualitative und moralische Uebergewicht der Mittemächte festzustellen. Müßte England es nicht als eine brennende Schmach empfinden, daß die eingesessene Weltmacht schließlich noch China und Amerika auf die Beine bringen mußte, um den jungen Emporkömmling, den verachteten Bedroher des week-end, niederzutrampeln! Man braucht kein Chauvinist zu sein, um ob solchen Geständnisses der Schwäche England, den Regisseur dieses Weltaufgebots, zu verhöhnen. Bange machen gilt nicht. Auch Jonathan Wilson wird uns nicht in die Kniee zwingen. Und wenn die Welt voll Teufel wär' . . .

*

Die Botschaft des Präsidenten, mit der er den Kongreß zu gewinnen wußte, trieft von Ethik. Wir haben nie geleugnet, daß Heuchelei und andre Kriminalität zum Apparat der Politik gehören. Aber

alles hat seine Grenze an der Lächerlichkeit. Wilsons Kreuzpredigt gegen das barbarische Deutschland ist eine Exzentrik-Nummer. Die Rückständigkeit der Amerikaner, was die Kenntnis der Welt und der Menschen betrifft, muß märchenhaft sein. Wir sind glücklicherweise ein wenig besser orientiert und kennen einigermaßen die Gründe, die Amerika in den Krieg getrieben haben. Die Absicht, den verruchten Militarismus dem eignen Lande aufzudrängen, ist sicherlich nicht der letzte der Gründe: Mexiko und Japan dürften Amerika viel gefährlicher erscheinen, als Deutschland, gegen das sich zu rüsten man vortäuscht.

*

Eins aber sei zugegeben: die Phraseologie Wilsons wäre noch possierlicher, wäre vielleicht unmöglich gewesen, wenn nicht unsre Alldeutschen den amerikanischen Boden für solch Geschwätz von der Eroberungssucht Deutschlands vorbereitet hätten. Grade zur rechten Zeit hat der kieler Theologie-Professor Baumgarten zusammengestellt, wie die alldeutsche Propaganda auf Amerika gewirkt hat. Wieder einmal erfahren wir, daß diese angeblich besten Deutschen unser Verhängnis sind. Wir wollen die Amerikaner nicht entschuldigen: sie mußten wissen, daß die teutonischen Fanatiker mit dem eigentlichen Deutschland nichts zu tun haben. Andrerseits läßt sich begreifen, daß eine deutschfeindliche Politik das alldeutsche Treiben benutzt, um sich zu rechtfertigen. So bleibt die Schuld der Alldeutschen bestehen. Es muß auf Amerika entzündend gewirkt haben, zu hören, daß deutsche Politiker darauf ausgingen, Brasilien zu germanisieren, daß sie sogar nicht davor zurückschreckten, eine kleine Aufteilung der Union vorzunehmen. Es muß auf das Selbstgefühl der Amerikaner aufreizend gewirkt haben, daß Chamberlain, dieser verhängnisvolle Prophet Wotans, Den einen Paria nannte, der nicht deutsch könne. Es muß als eine Herausforderung empfunden worden sein, daß Kurd von Strantz, ein Vorstandsmitglied der Alldeutschen, während des Krieges zu schreiben wagte: „Die dreißig Millionen Deutsche in den Vereinigten Staaten sollten mit der Faust zu Deutschlands Gunsten eingreifen und sich mit Hilfe der Iren selbständig machen." Wir wollen Herrn Wilson nicht entschuldigen; aber ohne Zweifel: es wäre ihm schwerer gefallen, seiner Oligarchie den nötigen Zulauf zu schaffen, wenn nicht durch den Leichtsinn der Alldeutschen Amerika deutschfeindlich infiziert worden wäre. Man sollte meinen, daß, wer so den Feinden Vorschub leistet, selbst ein Feind des Vaterlandes zu nennen ist. Zu Denen, die das neue Deutschland niederzuringen haben wird, gehören diese Herren Chamberlain, Strantz und Helfershelfer mit an erster Stelle.

*

Und wenn die Welt voll Teufel wär' . . . Das neue Deutschland wird aus dem Feuerbrand des Krieges siegreich hervorgehen; es wird den Frieden bekommen, den einzugehen es heute genau so bereit ist wie bei seinem ersten Friedensangebot. Es wird auch, was seine innern Verhältnisse betrifft, Das erreichen, was es erreichen muß, um bestehen zu können, um siegen zu können, um den Sieg wahrhaft nutzen zu

können. Wenn diese Zeilen erscheinen, wird die Welt schon wissen, daß Deutschland fest entschlossen ist, allen Deutschen zur vollen Leistungsfähigkeit den Weg freizugeben. Denn das ist der Sinn aller Freiheit: daß gebannte Leistungsfähigkeit aktiv wird.

Auch Herr Wilson hat nach abgenutzten Vorbildern dem deutschen Volk die Befreiung von der Tyrannis versprochen. Er hat damit keinen Dank geerntet. Niemand in Deutschland denkt daran, ein neues Wahlrecht, den Parlamentarismus oder dergleichen aus dieser Hand entgegenzunehmen. Wir gedenken, mit den alteingesessenen Gegnern der deutschen Entwicklung genau so gut und prompt fertig zu werden wie mit den Neidern unsrer berechtigten weltpolitischen Ansprüche. Und wenn die Welt . . .

In solchem Zusammenhang wollte das Bekenntnis der Sozialdemokratie zum monarchischen System, wie es der ‚Vorwärts‘ in seiner wahrhaft historischen Nummer vom dritten April 1917 abgegeben hat, verstanden sein. Klar und eindeutig hat die deutsche Arbeiterschaft vor aller Welt festgelegt, daß niemand einen Keil zwischen Volk und Krone zu treiben vermag. Den preußischen Konservativen blieb es vorbehalten, solch untauglichen Versuch mit untauglichen Mitteln am durchaus untauglichen Objekt vorzunehmen. Es wird nicht zur Ehrengeschichte der Deutschen Tageszeitung gehören, daß sie das redliche Bekenntnis des ‚Vorwärts‘ zu einer schäbigen Verleumdung benutzte, wahrscheinlich, um so in letzter Stunde Das zu hintertreiben, wovon sie wußte, daß es durch den freien Entschluß eines Hohenzollern zur Ankündigung kommen werde.

Beruf und Mutterschaft von Lisa Honroth-Loewe

Es zeigt die Diplomatie der Frauen, daß sie den Kampf um die Berufsarbeit der verheirateten Frau zur Debatte stellen als einen Kampf zwischen Beruf und Ehe. In dieser allgemeinen Fassung verliert das Problem viel von seiner Schwere, und man läßt den Kern der Sache umhüllt, der erst das wirkliche Problem birgt: es ist der Konflikt zwischen Beruf und Mutterschaft. Die verheiratete Frau kann gegen den Ehemann mit vollem Recht die individuellen Forderungen ihres Lebens behaupten. Sie kann eine ihrer Anlage gemäße — von der nivellierenden Hausarbeit losgelöste — Tätigkeit als Erfüllung ihrer spezifischen Arbeitskraft fordern. Sie kann sogar trotz einer Berufsarbeit, die der des Mannes etwa adaequat ist, bei großer Nerven- und Organisationskraft dem Manne Ehe und Heim unbeeinträchtigt erhalten. Es ist dies zum Teil eine Geldfrage. Die erwerbende Frau kann mit vollem Recht sich durch Ausnutzung ihres Erwerbes (das heißt: durch Heranziehung guten Personals) vom Haushalt entlasten. Bringt doch die so gewonnene Zeit wieder neue Erwerbsmöglichkeiten.

Aber alle diese Forderungen müssen verstummen, sowie die Frau nicht dem Mann gegenübersteht, sondern ihren Kindern. Nur eminent männliche, das heißt: egoistische Frauen werden ihr Individualitätsstreben auch gegen ihre Kinder unter allen Umständen behaupten. Noch sind solche Frauen nicht die Norm. Der Konflikt entfaltet sich in aller Stärke grade bei den seelisch und geistig harmonisch entwickelten, bei der Elite unsrer Frauen.

Je mehr die Frau durch geistige Arbeit und Freiheit Verantwortlichkeitsgefühl bekommt; je mehr ihre eigene Individualität wächst und respektiert werden will; je tiefer sie erkennen und fühlen lernt: umso größer wird ihr Respekt vor dem Wert und Recht andrer Individualität werden. Umso tiefer das freie, aus sich selbst heraus entwickelte Pflichtgefühl. Und welche Individualität fordert mehr Arbeit und Pflichterfüllung von der Frau als das eigene Kind? Die Mutter ist im Leben des Kindes durch niemand zu ersetzen. Ich spreche nicht von der Zeit der Schwangerschaft und der Entbindung, auch nicht von der Stillperiode; das ist alles zeitlich begrenzt und braucht nicht notwendig zur Aufgebung des Berufs zu führen. (Obgleich mit zunehmender Berufsarbeit der Frau ihre Abneigung gegen viele Kinder als Berufshemmung ziemlich sicher einsetzen wird.) Entscheidend ist die seelische Pflege des heranwachsenden Kindes. Und Frauen mit bewußter Mütterlichkeit werden hier die gefährlichste Klippe für ihren Beruf sehen. Berufe, die von der Frau eine tägliche Abwesenheit vom Hause fordern, werden im allgemeinen zur Unmöglichkeit. Man wende nicht ein, daß auch ohne Beruf die moderne Frau sich oft lange von ihrem Kinde entfernt. Der Unterschied liegt darin, daß dies freiwillig geschieht und jeden Augenblick aufgehoben werden kann; während eine Aerztin oder Lehrerin oder Buchhalterin unbedingt ihren einmal übernommenen Berufspflichten folgen muß, genau wie der Mann.

Gewiß verbraucht kaum eine Frau in sozial günstiger Position ihren ganzen Tag für die Kinder. Und soll es auch nicht. Sie muß nur Zeit haben, um beobachten zu können; um da zu sein, so oft das Kind seelisch der Mutter bedarf. Ist dies nicht ein Gebot der Liebe, so ist es mindestens ein Gebot der Pflicht. (Man frage nur einmal Aerzte, wieviel Nervosität, Hysterie, Angstzustände hätten verhindert werden können, wenn Eltern mehr und tiefer um die heranwachsenden Kinder, besonders in der Entwicklungszeit, wüßten.) Es ist schlimm genug, daß die ständig wachsenden Anforderungen des Lebens und Berufes — besonders in der Großstadt — den Mann immer mehr vom Familienleben ausschließen. Ueberträgt sich das auch noch auf die Frau, so sind die Kinder völlig wurzellos. Und man gibt seine eigenen Kräfte fremdem Leben, während man die Kinder wiederum fremdem Einfluß überläßt.

Nun ist freilich ganz sicher, daß die selbständig arbeitende Frau und Mutter einen wesentlichen und günstigen Erziehungsfaktor bildet. Beim heranwachsenden Sohn wird neben der Liebe zur Mutter der Respekt vor der Frau als Individualität in Fleisch und Blut übergehen. Er wird als Mann freiheitlicher und gerechter den Frauen gegenüberstehen. Der Tochter wird die arbeitende Mutter die Erkenntnis geben, daß jeder Mensch — Mann und Frau — zur Arbeit nicht nur das Recht, nein, auch die Pflicht hat. Die arbeitenden Mütter sind der beste Schutz gegen nichtstuende „höhere Töchter", die nur auf die Heirat (nicht auf die Ehe!) warten; und deren Leben mit oder ohne Heirat drohnenhaft hingeht. Die Tochter einer arbeitenden Frau wird (normale Intelligenz und Gesundheit vorausgesetzt) schon mit dem Bewußtsein aufwachsen, auch ihrem Leben einmal Form und Inhalt geben zu müssen durch Arbeit. Die jüngern Kinder werden leichter ihren natürlichen Egoismus bekämpfen lernen, der immer die Zeit der Mutter mit Beschlag belegen möchte, wenn sie diese Zeit als ebenso kostbar erkennen lernen wie die Arbeitszeit des Vaters.

Aber all das verkehrt sich ins Gegenteil, wenn die Kinder fühlen, daß sie erst an zweiter Stelle kommen; daß der Mutter ihre Berufsarbeit mehr am Herzen liegt. Die Seele eines Kindes ist das verletzlichste Ding auf der Welt. Das Kind kann auch mit all seinen Fragen an das Leben nicht warten, bis es dem Erwachsenen beliebt, sie zu beantworten. Denn das gesunde Kind erstürmt das Leben. Und jeder Augenblick bringt ihm Tausendfaches. Und vor allem vermag das Kind nicht, sich in jedem Augenblick zu erschließen. Es ist stolz und schamhaft. Und nur der wartenden Liebe gelingt es — vielleicht —, im rechten Augenblick die Kinderseele in die Hand zu bekommen. Ich hörte von einer Frau, die, Mutter mehrerer Kinder, den Tag in sozialer Arbeit außer dem Hause verbrachte. Zwei Stunden am Tage gehörten ihren Kindern, und diese sollten in dieser Zeit mit allem zur Mutter kommen. Ich glaube, daß kein Kind mit feiner Seele sich in dieser „mütterlichen Sprechstunde" seelisch geben kann. Es ist ein materialistisch-unmütterlicher Weg, der nicht zum Ziel führt. Aber es ist ein eklatanter Beweis, wie selbst männlich-egoistische Frauen einen Ausweg suchen zwischen ihren eigenen Wünschen und den mütterlichen Pflichten. Je feiner eine Frau seelisch veranlagt ist, umso schwerer wird sich der Ausweg finden; und einigermaßen befriedigend nur in den freien Berufen (Schriftstellerei, Malerei, Kunstgewerbe), die die Arbeit der Frau auch innerhalb des Hauses ermöglichen. Man kann einwenden, daß Kinder nicht so oft die Hilfe Erwachsener brauchen und auch nicht brauchen sollen. Gewiß nicht: das Kind muß lernen, nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte sich selbst der Welt gegenüberzustellen. Aber es muß zu jedem kritischen Zeitpunkt auf die unbedingte Anteilnahme der Mutter

rechnen können. Ein Kind erziehen, das bedingt nicht nur Zeit für die ernsten Stunden des Kindes. Es bedingt vielmehr Zeit für seine frohen Stunden, sein Spiel. Wer dem Kind nicht fröhlicher Kamerad gewesen ist, der wird vergeblich um seine Freundschaft, sein ernstes Vertrauen werben. All das verlangt viel Zeit und die Opferwilligkeit, in jedem Augenblick die individuellen Arbeitswünsche zurückzustellen zugunsten der Arbeit an und mit dem Kinde. Und sich so immer wieder herausreißen zu lassen und immer neu zu konzentrieren und dabei alle Anforderungen des allgemeinen Familienlebens zu erfüllen: das wird selten der Spannkraft eines einzelnen Menschen gelingen.

Darum müssen die Frauen, die mit einem Beruf in die Ehe gehen, sich klar sein, was sie wollen. Sie brauchen keine Kinder zu haben, wenn ihre Ehe unter Kinderlosigkeit nicht leidet. Wollen sie aber Kinder, so müssen die (bis dahin berechtigten!) egoistischen Bestrebungen zurücktreten. Wird eine neue Generation gewollt, so hat diese von uns gewollte Generation auch alle Rechte an uns.

Die Gegensätze zwischen den Mädchen und Frauen von heute und ihren Müttern haben wohl vor allem ihren Grund darin, daß die Mütter im allgemeinen zu wenig im Leben der Gegenwart standen; zu wenig Individualität besaßen, um das Leben, die Individualität der heranwachsenden Kinder zu respektieren. Dadurch haben sie ihre Kinder verloren. Wir Frauen von heute haben eine entgegengesetzte, aber nicht minder schwere Gefahr zu überwinden: nämlich die Gefahr, uns so stark zu individuellen Arbeitsmenschen zu entwickeln, daß unsre Kinder keine Brücke mehr finden zur Mütterlichkeit in uns.

Nur wenn wir bereit sind, uns in jedem Augenblick dem Kinde hinzugeben, nur dann haben wir das Recht, auch in der Ehe unsre Arbeit, unsre Individualität mit allen Kräften zu entwickeln.

Karl Kraus von Berthold Viertel (Fortsetzung

IV.

Ich habe noch nicht von Karl Kraus dem Juristen gesprochen, dem Beflissenen des öffentlichen Rechtes, der entschlossen und befähigt schien, in den alten Schlendrian eine neue ratio zu bringen, indem er dem Unwesen auf exakt juristisch beizukommen trachtete. Grade diese Vordergrunds-Erscheinung der ersten Kampfjahre der ‚Fackel‘ und ihre gesetzesreformatorische Meinung hatte in den ernsten Leuten trügerische Hoffnungen erweckt. Was darüber sofort unbändig hinausging: das Zuviel an Offensiv-Geist, das Satirische, Aesthetische, die besondere Art eines Staats- und Weltbürgers, Personenwerte zu über- und unterbieten und Gedanken anzuschauen, indem er Karikaturen sah — das mutete zwar die Wiener an und befremdete die seriösen Leser, aber es war doch nur ergötzliche Zutat. Man glaubte, ein satirisches Talent vor sich zu

haben und hatte es mit einem satirischen Charakter zu tun; man ahnte nicht, wie böse sich diese Schärfe noch verschärfen sollte, und daß diese Spitze, auf das Herz der Epoche zielend, bis zum empfindlichsten Punkt des Lebens eindringen werde. Die eindimensionale grade Linie, in der man den Publizisten vorwärts bewegt sehen wollte, wurde durch manchen entscheidenden Knick zur Entwicklung ins Zwei- und Dreidimensionale abgelenkt, und auch noch vor der vierten Dimension gab es keinen Halt. Man erlebte an Karl Kraus die Eigenart einer Reflexion, die, je heftiger sie nach außen fuhr, umso bohrender nach innen, in den Seelenkern, zurückschnellte.

Den Juristen Karl Kraus, der die Berufung gegen so viele Justizmorde und die Berichtigung so vieler Gesetzesirrtümer auf die Tagsatzungen eines nächsten Daseins sorglos verschob, kennzeichnet nichts so erschöpfend, wie die Besonderheit des Rechtsgutes, das er mit dem ganzen Fanatismus seiner satirischen Praxis verfocht und verdeutlichte: des Privatlebens. Wenn man dieses Rechtsgut auch in genaue Begriffe faßte: man erschöpfte damit nicht die gradezu mystische Tiefe seines Gefühlsinhaltes, und je strenger, je knapper Karl Kraus die gesetzliche ratio berechnete, die es schützen sollte, umso überquellender wurde der irrationale Reichtum frei, auf den es eigentlich abgesehen war. Das Privatleben konnte der dürftige Anteil einer Person sein oder die verschwenderische Fülle einer Persönlichkeit. Man rettete in ihm bescheidene Reste, oder es gehörte die Natur und die Kunst eines Künstlers dazu, um seine unfaßbaren Schätze zu bergen. Die entscheidende Wendung bei Karl Kraus, um derentwillen er mir zum großen Beispiel wird, ist: daß immer ungehemmter, immer selbsttätiger den freien Raum, den er für das Privatleben schuf, seine lebendige Persönlichkeit ausfüllte. Der Rechtsbegriff war der feste Punkt, von dem aus er zuerst die äußere Welt der Mängel, dann aber die innere Welt der Werte bewegte. Was gelten sollte, mußte intensives Privatleben gewesen sein oder werden können. Die Presse korrumpierte das Privatleben: sie lähmte, sie tötete es durch Bespiegelung in einem gefälschten Bewußtsein und durch Vergiftung der Sprachquelle. Politik, wie sie war, konnte nicht Inhalt und Erfüllung eines Privatlebens sein. Kunst sollte wieder reine Empfindung werden, die allein ein Privatleben nährt, sodaß es wächst. Welche Eifersucht, welche Gegenwehr hielt den Eiferer in Atem, der für uns alle eiferte? War sein Privatleben so reizbar, so empfindlich, so verletzlich? Oder war es so reich, so kostbar, so besonders? Nie hat Karl Kraus heftiger reagiert, als da es um das Privateste, um den Nerv alles Lebens, um das erotische Erlebnis ging.

In dieser Angelegenheit des Blutes, welche die Satire des Karl Kraus in ihre wildesten Paroxismen trieb, wurde zugleich sein heißestes Pathos geboren. Die tierische Brutalität der Ereignisse, Dummheit gepaart mit Grausamkeit, bedrängte ein fühlende Natur und entriß ihr die lebenskraffeste Drastik und eine unaufhaltsame Willenswucht. Ueber dem brodelnden Sumpf der großstädtischen Geschlechtspraxis, in der erstickenden Atmosphäre des Alltags, daraus jeder geistige Ozongehalt ge-

schwunden war, entlud sich ein moralisches Gewitter ohnegleichen; dem diabolischen Wetterleuchten des Blitzes folgten unmittelbar die rollenden Donner der Pathetik, wie sie die Epoche sogar auf ihrer tragischen Bühne zu hören nicht mehr gewohnt gewesen war. Die fulminante Reihe jener Artikel begann — jener flammenden Plaidoyers für Sittlichkeitsverbrecher, an denen das Verbrechen der Sittlichkeit verübt wurde — das Buch ‚Sittlichkeit und Kriminalität' entstand als ein Produkt konzentriertester rhetorischer Schriftstellerei, die heißeste Lebensnähe mit der freiesten Meinung verbindend: jedes Argument zugleich eine Pointe, jedes Wort scharfsinnig und für die Dauer geprägt, jeder Satz zugleich ein Sprung und ein Schlag und eine Erledigung; ein Durchbruch der Logik, eine Revolution des Instinkts. Was damals wild, ja zuchtlos anmutete, was als eine schier unbegreifliche Ursprünglichkeit des Fühlens reizte und wie das zerstörende Denken eines Lästerers ängstigte —: wer es heute nachliest, wird klassische Lesestücke und die grundlegende Leistung eines Sozialkritikers, zugleich mit dem befreiten Herzschlag des Selbstbekenntnisses, finden. Und nie handelte der Jurist nüchterner und zielbewußter als hier, bis auch seine Besonnenheit vom empörten Element mitgerissen und verschlungen wurde.

Das Programm — reinliche Scheidung der Sittlichkeit von der Kriminalität —, welches in diesem selbständigen Kopfe fertig geworden war, äußert sich etwa in solchen Sätzen: „Das ‚Rechtsgut der Sittlichkeit' ist ein Phantom. Mit der ‚Moral' hat die kriminelle Gerichtsbarkeit nichts, hat nur die des Bezirksklatsches zu schaffen. Was die Justiz hier erreichen kann, ist der Schutz der Wehrlosigkeit, der Unmündigkeit und der Gesundheit. Auf diese noch arg verwahrlosten Rechtsgüter werfe sich die Sorge, die heute das Privatleben von Staats wegen belästigt." „Eine Gesittung, die der zwischen Arbeitstier und Lustobjekt gestellten Frau gleisnerisch den Vorrang des Grußes läßt, die Geldheirat erstrebenswert und die Geldbegattung verächtlich findet, die Frau zur Dirne macht und die Dirne beschimpft, die Geliebte geringer wertet als die Ungeliebte, muß sich wahrlich eines Strafgesetzes nicht schämen, das den Verkehr der Geschlechter ein ‚unerlaubtes Verständnis' nennt." „Jene Ethik aber, die" (die wahren) „Rechtsgüter nicht achtet, sondern gefährdet, könnte man die ‚blinde Ethik' nennen." Mit so blinder Wut wüteten die „Hexenprozesse" der Sitte, Prozeduren von hoher Not und Peinlichkeit, die Sünde, den Genuß, ausjätend, um Elend und Schande zu pflanzen. Ein Trifolium von Institutionen: die lebensfremde Justiz, die sensationslüsterne Presse und die pharisäische Gesellschaft vereinigten sich, nicht: um dem Individuum nach Möglichkeit seinen wohltätigen Wahn, seinen Wunsch, seine Wonne zu garantieren, sondern: um es in sein menschlichstes, unentrinnbarstes Bedürfnis wie in eine Falle zu locken und dortselbst zu ruinieren. Und siehe da: ein so verdummender Nebel liegt über diesem irregeleiteten Tun, daß die Leuchten der Wissenschaft (heillose Heilkünstler und entrechtende Rechtsvertreter!) nicht weniger trüb brannten als die lichtlose Enge im Gehirn einer alten Klatschbase. „Paragraphen und Phrasen werden mit einer Materie fertig, an

der Kunst und Psychologie nur stümpern." Ein Genius wie Oscar Wilde wird „für eine Laune seiner Nerven schändlich hingemordet". Huren und Prinzessinnen finden sich am Schandpfahl, den die domestizierte Geilheit des Publikums umdrängt. Die mißbrauchte und entrechtete Kreatur seufzte noch aus der Letzten von ihnen, und der aesthetische Wert ging in Fleisch und Blut den öffentlichen Passionsweg. Und vielleicht war nichts von alledem trostloser, als daß, so gefördert, die kapitalistischen Formen der Liebe, Ehe und Prostitution, immer formloser und immer leerer an menschenwürdigem Inhalt wurden!

Kein andrer hat so wie der boshafte Karl Kraus in diesen Aufsätzen ein werktätiges Erbarmen mit dem nackten Leben, mit dem von der Zivilisation drangsalierten animal humanum bewährt. Mitleid, fieberndes Mitleid zerriß hier in Raserei den Schleier der Maja, den sonst der soziale Hochmut dicht um die niedrigen Gestaltungen des allgemeinsamen Triebes wickelt. Aber zuletzt entscheidend war für Karl Kraus, daß auch noch bei dem banalsten dieser Anlässe eine subalterne Gesinnung sich mit rohen Fäusten am Zauber des Eros vergriff. Die Rachsucht des Satirikers war schrecklich. Der Jurist ward zum advocatus diaboli. Wie die eifervolle Norm die sexuelle Pathologie zu bewältigen suchte, das bot er dem blutigen Gelächter als ein schaudervolles Spektakel dar; und das Duell zwischen dem Gesetz und der Nervenbeschaffenheit artete in eine grausige Knockabout-Nummer aus. Immerhin: den Nerven war durch sexuelle Routine, vielleicht auch durch ein routiniertes Gesetz zu helfen. Dem Eros aber konnte kein reformatorischer Vorschlag dienen, ihm half nur künstlerische Gestaltung. Und, ein Wunder, indem der scharfsinnige Pamphletist die Gottheit sehnsüchtig umarmt hatte, war er in einen Dichter verwandelt worden. Sein rationalistischer Todfeind hat Recht behalten, der in jenen Tagen als Conférencier eine Frage aus dem wiener Publikum nach dem „Kritiker Kraus" mit einem feinen bösen Lächeln erledigte: „Kritiker?! Sie meinen wohl — Dichter?!" Ja. Denn der verführerische Sinnentrug, den die von Karl Kraus auf die Füße gestellte Gesellschaft von Kupplern, Zuhältern. Huren ausstrahlt, kann kein Denkprodukt sein, sondern ist und bleibt gedichtet. Noch diese erbärmliche, deklassierte, notdürftige Welt saugt mit ihren siechen Wurzeln den unerschöpflichen Genuß, den Lebensquell der Schöpfung, und das verlorene, verwelkte Blut schmeckt süß. Immer bunter, blühender, belebten sich die armen, verzerrten Bilder der Lebensfreude, immer kühner formte dichterische Unmittelbarkeit die Gesichte einer verlorenen Welt, sodaß kümmerlichste Reste noch ein gewesenes Paradies ahnen ließen. Und die Beschwörungen eines Lebenskenners und Lebensanwalts. die in dem Buch ‚Die chinesische Mauer' nachzulesen sind (‚Der Prozeß Veith'), erwarten keine Hilfe mehr von einer befreienden Rationalisierung des Staates, von einer wohltätigen Ernüchterung der Justiz: sie beklagen und erneuern eine unendliche Illusion, von der das nach Glück und Liebe hungernde, vom Abglanz der Schönheit bezauberte Herz des Menschen nie wird lassen können, auch nicht, wenn der Mensch seinem Herzen die äußersten Martern der Widernatur auferlegt. „Ein

Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur allgemeinen Unsittlichkeit, von deren düsterm Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt", hieß es in ‚Sittlichkeit und Kriminalität'. Dieses Leuchten wurde nun immer reiner, immer mächtiger gesteigert. Und immer größer, immer wilder wuchs der von solchem Unsinn und Unrecht aufgepeitschte Zeuge, der Eiferer, der satirische Prophet — Aug in Aug mit der Epoche; ihr Wohltaten anbietend, die sie verschmähte, ihre tiefste Not ergründend, die sie ableugnete, Trost, Gnade, Milde, Kindlichkeit, Unschuld, Ritterlichkeit vergeblich verschwendend. So sanft konnte er sein und so grausam! Als unerbittlicher Gläubiger trat er dem modernen Menschen gegenüber: dem Herrn über die Technik, den aber die Natur, die scheinbar bezwungene, um ihren einfältigen Segen gefoppt hat; dem allwissenden Intellektuellen, der ahnungslos und gottverlassen vor dem primitivsten Geheimnis stockt; dem weltbesteuernden Geschäftemacher, aber Bankerotteur der innern Welten! Die Reflexion des Karl Kraus, die sich so aus all den kläglichen Einzelfällen sammelte, vollzog den radikalsten ethischen Bruch mit den Geltungen der Zeit, der sich ausdenken läßt. Sie trat mit einem entscheidenden Schritt aus dem ursächlichen Zusammenhang der Entwicklung. Sie wagte den kühnsten Sprung der Paradoxie und war auf dem Boden einer reinen philosophischen Einsicht angelangt an der Grenze des Möglichen. Diese Kunst des Widerspruchs ward überhaupt zum äußersten Grenzfall unsres Lebens, als sie unsre phantasielosesten Fakten zum phantastischen Zeitgemälde aufbaute und mit der ‚Chinesischen Mauer', dieser modernen Apokalypse des Eros, diesem erotischen Weltuntergang der weißen Kultur, schlechterdings übereuropäisch wurde und die Schauder und die Seligkeiten einer prophetischen Vision erreichte, indem ein verzweifelter Humor die Antihymne vom Einbruch der chinesischen Erobererhorden, den satanisch perversen Schreckenswunsch einer „gelben Hoffnung", welche die weiße Hoffnungslosigkeit erlöst, zum orgiastischen Rachejubel des beleidigten Gottes verdichtete! Der Visionär stand genau dort, wo der tolle Größenwahn unsres verblendeten Weltfriedens an unsre abgründige Ohnmacht und die unaufhaltsame Katastrophe grenzte. Dort stand er, warnte und forderte, fragte und schrie, und tobte in heiligem Wahnsinn! Und sein Wort war — ein vorlautes Fernbeben unter unsrer europäischen Gottähnlichkeit.

(Fortsetzung folgt)

Faust II. von Eugen Kilian

Selbst in gebildeten Kreisen hört man noch immer die Meinung äußern, daß der zweite Teil des ‚Faust' ein Buch mit sieben Siegeln sei. Das Vorurteil gegen seine Bühnenaufführung ist unausrottbar — trotz den vielen erfolgreichen Aufführungen, die die Bühnengeschichte der letzten Jahrzehnte zu buchen vermag. In anerkennenswerter Bescheidenheit begnügen sich selbst große Bühnen damit, ihre Hörerschaft mit dem Fragment des ersten Teiles abzuspeisen. Wozu auch mehr? Die große Masse ist voll-

auf befriedigt. Daß der Herr, ganz entgegen den berechtigten Erwartungen des himmlischen Prologes, seine Wette in schmählicher Weise verliert und Faust seinem höllischen Begleiter anscheinend rettungslos in die Klauen fällt, beschwert das Gewissen Derer nicht, die dem ersten keinen zweiten Teil auf dem Theater folgen lassen. Sie können sich getrosten Herzens auf die Gepflogenheiten der „guten alten Theaterzeit" berufen, die es nicht anders wußte, als daß das Stück mit des Teufels überzeugtem: „Her zu mir!" zu Ende sei. Sie haben die bequeme, von der Allgemeinheit so gern geglaubte Ausrede, daß die Aufführung des zweiten Teils ein „Experiment" sei, daß er auf der Bühne „unverständlich" bleibe, daß er auf die Masse der Zuschauer nur als „Ausstattungsstück" wirke, daß die „Kosten" in keinem Verhältnis stünden zu dem, was für die Kasse dabei zu erwarten sei.

Aber freilich: die Einwände, die Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit und Schlendrian, in ein künstlerisches Prinzipien-Mäntelchen gehüllt, zu erheben pflegen, werden durch das Theater selbst vielfach genährt. Eine verkehrte Ehrfurcht klebt allzu ängstlich an dem Text der Dichtung. Man ist im Streichen allzu vorsichtig. Man weiß nicht zu unterscheiden zwischen Buch- und Bühnendrama. Oder: man spielt den zweiten, losgelöst vom ersten Teil, wie eine sensationelle Sehenswürdigkeit. Eine so triviale Weisheit, daß beide Teile des ‚Faust' stets nur im Zusammenhang, an zwei aufeinander folgenden Tagen, gespielt werden dürften, sollte man nicht auszusprechen brauchen.

Zu den zahlreichen Bearbeitungen des zweiten Teils ist kürzlich eine neue getreten (Goethes ‚Faust'. Der Tragödie zweiter Teil. Für die Bühne eingerichtet von Hans Lebede. Dresden, Verlag Ehlermann). Was Lebede in der Einleitung und der Gestaltung des Textes bietet, ist nicht grade erschütternd neu. Aber es ist gediegen und geschmackvoll. Er beherrscht den Gegenstand literarisch, ohne der Aufgabe mit der Ratlosigkeit des bühnenfremden Theoretikers gegenüberzustehen. Das ist schon viel. Weshalb sie besondere Erwähnung verdient und als „auch eine" Bearbeitung nach verschiedenen andern zum Dasein berechtigt erscheint, ist dieses: sie zeigt in ihren Grundsätzen den richtigen Weg zur dramaturgischen Gestaltung des Textes. Grade dies wurde bei vielen Aufführungen der letzten Jahre verfehlt. Die Bühnenfassung des zweiten Teils erfüllt nur dann ihren Zweck, wenn ihre Wiedergabe über den Rahmen eines gewöhnlichen Theaterabends nicht hinauswächst. Diese Bedingung ist leicht zu erfüllen. Sie verlangt nur eine rücksichtslose Beseitigung alles überflüssigen Rankenwerks. Was nicht zum Verständnis der eigentlichen Handlung dient, was der gelehrten Erklärung bedarf, um begriffen zu werden, alles, womit der alternde Dichter in philosophischem und zeitgeschichtlichem Beiwerk das blühende Fleisch der Dichtung umsponnen hat, muß unbarmherzig geopfert werden. Der ganze alle-

gorisierende Maskenzug des kaiserlichen Karnevals hat mit dem Bühnenstück nichts zu tun. Verzettelt das Theater seine Zeit damit, die Schaulust des Publikums eine halbe Stunde lang durch die Vorführung sämtlicher Gruppen des Mummenschanzes zu befriedigen, dabei, wenn möglich, einen kunstgetreu nachgebildeten Elephanten auf die weltbedeutenden Bretter zu wälzen und das „Flammengaukelspiel“ zur Unterhaltung der Zuschauerschaft durch ein schönes Brillantfeuerwerk in löblicher Weise auszunutzen: so wird durch solche Kunststückchen, in denen der Hörer keinen tiefern Sinn zu erkennen vermag, nur der alte alberne Einwand genährt, daß der zweite Teil auf der Bühne ein Ausstattungsstück für kleine und große Kinder sei. Dasselbe gilt von der Klassischen Walpurgisnacht. Alles Beiwerk hat zu fallen. Homunculus hat seine Aufgabe im Drama erfüllt, wenn er Faust den Weg in die pharsalische Ebene gewiesen. Sein weiteres Schicksal, sein Zerschellen an Galateas Muschel, ist trotz aller tiefsinnigen symbolischen Deutung, die man den Vorgängen gegeben, für das Theaterstück ganz und gar bedeutungslos. Es muß beseitigt werden, und wenn die philologischen Sinnhuber Purzelbäume vor Entsetzen schlagen. Machen die Bühnen den vielfach beliebten Versuch, aus der Walpurgisnacht eine glänzende Ausstattungsnummer herauszuschlagen, wenn möglich drei bis vier verschiedene Dekorationen aufzuwenden und das Ganze durch das effektvolle Schlußbild eines maritimen Nachtfestes der in ihrer Muschel daherziehenden Galatea würdig zu krönen: so werden im Zuschauer schöne Jugenderinnerungen an die Künste des alten berliner Victoriatheaters wachgerufen, für das Verständnis des Stückes aber geschieht nichts; im Gegenteil: der Hörer wird verwirrt und irregeleitet; alle Einwände gegen die Aufführung des zweiten Teils erhalten einen Schein von Berechtigung.

In allen diesen Punkten hat es Lebedes Bearbeitung richtig getroffen. Sie beschränkt den Text auf das unbedingt Notwendige. Sie läßt sich weder durch eine dichterische Unterschönheit noch durch die Bedeutung der Einzelheit für Goethes philosophische Weltanschauung davon abhalten, von der strengen Grundlinie der leicht verständlichen Kernhandlung abzuschweifen. Auch der Helena-Akt ist mit Tilgung alles belastenden Rankenwerks, der Totenklage auf Euphorion-Byron und des abschließenden dithyrambischen Chorgesangs, auf seine für die Bühnenwirkung unerläßliche Verkürzung gebracht. Die szenische Anordnung darf nicht, wie es erst kürzlich geschah, die große Freitreppe des Palastes zum Mittelpunkt des Bildes machen. Hier ist kein Raum für die beliebten auf- und abwogenden Treppenkünste, wie sie etwa für eine Inszenierung der ‚Lysistratra‘ so vorzüglich am Platze sind. Man weiß auf unsern Theatern in den seltensten Fällen, was die Hauptsache ist. Hier ist es die ausgesprochene hellenische Stimmung — „das Land der Griechen mit der Seele suchend“. Hellenische Stim-

mung muß die Seele umschmeicheln, wenn sich der Vorhang über dem dritten Akte hebt — der reine Aether hellenischen Himmels, das blaue Meer der Griechen muß sich vor den Augen breiten. Der Palast des guten Menelaus ist Nebensache. Zwei Säulen zur Seite genügen als Andeutung des Eingangs.

Die gewaltige Bühnenwirkung des letzten Aktes vermögen die erbittertsten Gegner einer ‚Faust'-Aufführung nicht zu bestreiten. Auch er ist textlich und szenisch sehr glücklich von dem Bearbeiter geordnet. Die Auswahl der Reden und Gesänge aus dem Oratorium der Verklärung ist zu billigen, der Vorschlag, sie unter Begleitung Beethovenscher Klänge (aus der Siebenten Symphonie) sprechen zu lassen, wäre zum mindesten eines Versuches wert. Die szenische Darstellung dieses Schlusses ist freilich der schlimmste und gefährlichste Punkt des zweiten Teils. Was man bisher damit versucht hat, ist wohl noch nirgends über das Gebiet des mehr oder minder geschmacklosen Kitsches hinausgekommen. Das Geheimnis der Lösung — schon mein Buch über ‚Goethes Faust auf der Bühne' hat hier die Wege gewiesen — wird wohl in einer größtmöglichen Verschleierung alles Sichtbaren zu suchen sein. Nur in undeutlichen Umrissen dürfen die himmlischen Heerscharen geahnt werden. Wenn der Spießer mit unverhohlenem Aerger das Theater verläßt, weil er von der himmlischen Herrlichkeit für sein gutes Geld nichts Ordentliches gesehen hat, wird das Theater der Lösung seiner Aufgabe vielleicht am nächsten gekommen sein.

Das Verdienst der neuen Einrichtung liegt in der Festigkeit, womit sie die klare Richtlinie zeigt. Sie bedeutet in dem Kampf um den Bühnen-‚Faust' einen entschiedenen Schritt vorwärts. Auch der kleinste Schritt nach dieser Richtung ist zu begrüßen. Denn es ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen, daß das deutsche Volk dauernd einen ganzen ‚Faust' auf der Bühne sieht. Es darf sich mit gutem Recht verbitten, daß das Lebenswerk seines größten Dichters mit Fausts Höllenfahrt auf dem Theater seinen Abschluß findet.

Leben von Eduard Saenger

Gras am Wiesensteig,
Bleich vom Sang aus blinder Mädchen Chor;
Duft vom Dorn am Zweig,
Den fremde Hand für mich verlor;
Grünes Laubgespreit.
Unbenannter Toten wirre Zungen;
Traum von Abschiedsleid,
Schwer wie Dunst in meinen Tag gedrungen:
Was ist Leben, blut'ger Hände Wehr?
Einer Seele Schaumgeburt aus dunklem Meer.

Hans im Schnakenloch

Ort der Handlung: Zwischen zwei Nationen. Zeit: Dicht vor und dicht nach Kriegsbeginn. Ort wie Zeit: von aller wünschenswerten Fruchtbarkeit für Dramen. Für Dramen. Schickele läßts nämlich nicht bei einem. In seinem großen Drama des Elsässers, dens zwischen Deutschland und Frankreich hin- und herreißt, liegen zwei kleinere. Diese drei Dramen sind nicht wie konzentrische Kreise, was sie zur epischen Unergiebigkeit verdammen würde; sondern sie treffen und schneiden sich. Hans Boulanger, der Hans oder Schangele im elsässer Schnakenloch, wiederholt den Konflikt seines Vornamens mit dem Vatersnamen, seiner politischen Zwänge mit seinen politischen Wünschen, seines Geburtsscheins mit seinem Nervensystem, primitiver oder verwickelter, wie man will, in seinem Privatleben: er steht mitten zwischen der deutschen Mutter seiner Kinder, Klär, und der Pariserin Louise Cabrel; und sein jüngerer Bruder Balthasar steht zwischen ihm und Klär. Diese häusliche Welt des Schnakenlochs bedarf einer Umwelt. Von den Franzosen bis zu den Deutschen unverkennbarer Wesens- und Staatszugehörigkeit sind sämtliche Spielarten bluts- und gefühlsgemischter Elsässer vertreten. Aber wie ein Dramatiker, der sich bewußt ist, daß er in unwiederbringlichen kurzen drei Stunden die ganze Schöpfung nachschaffen muß, daß also nichts für ihn zufällig sein darf, sucht René Schickele seine Elsässer nicht beliebig zusammen, sondern gibt ihnen auf, sie selber zu sein und gleichzeitig Mächte und Pfeiler zu repräsentieren: Schule, Kirche und Heer. Auf französischer Seite bevorzugt er, als bezeichnend, Parlamentarier und liebende Frauen. Auf deutscher Seite verwehrt ihm der Krieg eine andre Gattung Männer als die Soldaten heranzuziehen. Also fördert er die Legende von Militarismus und Hunnentum? Nein: was Deutschland ist, kommt deshalb doch zu leuchtender Geltung. Freilich auch ungefähr, was Frankreich ist oder war.

Die Luft der besondern Landschaft und ihrer besondern Menschen, immer geladen, wird durch die besondern Umstände des Sommers 1914 unheilvoll schwül. Das Gewitter ist unvermeidlich. Mit dem Elsaß hat Frankreich, sagt es, sein Gleichgewicht verloren. Davon schwanken die Elsässer. Wurzeln zwar in der Erde, die sie lieben, aber neigen und beugen sich mit Herzen und Hirn bald nach Ost, bald nach West. Hans Boulanger ist hüben wie drüben fremd und daheim. Er beneidet inbrünstig jeden, der hier oder dort daheim ist; nur macht er vernünftigerweise keinen für sich verantwortlich: in seiner eigenen Brust ist das Echo, wo sich alle Sehnsuchtsschreie, alle Verwünschungen treffen. Er betäubt sich durch die Hetzjagd des äußern Daseins. Um leben, um zunächst überhaupt einmal leben zu können, rast er mit seiner gesamten Existenz unaufhaltsam dem Abgrund zu. Sein Gut gerät in Verschuldung, und seine Ehe wird immer wieder durch seinen Leichtsinn in Frage gestellt. Er weiß das alles und kann es nicht ändern. Was ist er? Ein Seiltänzer mit melancholischen Reizen. Ein Abenteurer der Scholle. Der gefallene Engel mit dem Heimweh nach dem Paradies, das sich ihm öffnet, als es

Krieg gibt. Denn an dem Kriege stirbt er. Er erleidet ihn zutiefst. Seine Flüche wider Krieg und Kriegsnot haben Kraft. Aber wenn schon Krieg ist, soll er wenigstens für ihn ein Anlaß sein, zu büßen und zu sühnen. Jetzt wie nie, in dieser grausigen Stunde, wünscht er ganz und gar zu Balthasars Partei, den Deutschen, zu gehören, ihres Fleischs und Bluts zu sein. Er ist es nicht, und seine Ehrlichkeit verbietet ihm, von ihrem Sieg zu profitieren. Er geht zu den Franzosen, weil sie unterliegen werden. Verkappter Selbstmord ists; und Mord an seiner Frau, die ihn mit einem Schlage anders sieht. Wenn er endlich handle, wenn er nicht mehr Schwätzer, sondern Täter sei, dann laufe er zu Denen, die zugrundegehen: Angst vor der Stärke sei es, weiter nichts. Schickele nimmt weder für noch gegen Hans Partei; und diese Objektivität ist musterhaft und weist dem Drama seinen Rang an.

Es wäre heut dankbar gewesen, die Brüder Hans und Balthasar zu kontrastieren wie die Brüder Stockmann, von denen Thomas heiter, Peter gallig ist, und damit nicht genug: Thomas ein Adelsmensch und Peter ein Plebejer, Thomas von Ibsens Liebe hell bestrahlt, Peter von Ibsens Abgunst angeschwärzt. Also Schickele enthält sich nicht allein des Urteils, sondern mengt die Eigenschaften auch so wahr und menschlich, daß der Zuschauer, je nach der eigenen Beschaffenheit, den einen Bruder sympathischer finden mag als den andern, aber die Charaktere nicht zugunsten des einen oder des andern bewerten darf. Französling und Deutscher — in aller Verschiedenheit der Art bleiben sie brüderlich gleichen Grades. Hans ist wetterwendisch, Balthasar gradlinig. Hans ist lasch, Balthasar straff. Hans ist genußsüchtig, Balthasar arbeitsam. Hans ist verspielt, Balthasar zuverlässig. Wäre da nun nicht doch der Balthasar vorzuziehen? Wo viel Schatten, ist meistens viel Licht. Der äußerst problematische Hans hat Farbe, Glanz, Charme, Phantasie. Er kann sich verschwenden, während Balthasar braucht, was er hat, und hat, was man braucht. Hans wird mit allen Schmerzen und Seligkeiten hüben wie drüben und immer wieder geliebt, und der Bruder zieht liebeleer durch den Frieden und in den Krieg. Hans ist der Künstler neben dem Bürger Balthasar. Während der Künstler Deutschland versteht und redend gestaltet und nach vollbrachtem Werk in Frankreich begraben sein will, tut der Bürger stumm seine deutsche Bürgerpflicht. Man muß den Ton der Qual in Schickeles Dichterstimme hören, man muß fühlen, wieviel Herzblut diesen Elsässer seine Gerechtigkeit gekostet hat, um zu würdigen, was ihr gelungen ist. In Hans und in Balthasar. Und nicht minder in Klär und Louise. Die Pariserin — sie ist das übliche Flittchen? Sie hat Monsieur Carrel nie betrogen; und betrügt ihn auch jetzt nicht. Sie geht offen und ehrlich von ihm weg und ist nicht schuld, daß Hans, den sie fest und ernsthaft liebt, sie nach einiger Zeit wieder abliefert. Klär aber ist erst recht nicht die deutsche Gattin, Hausfrau und Mutter. Sie hat Esprit und hätte Talent, für ihren eigenen Mann Bajadere zu sein, wenn sie ihn als Eheweib nicht genügend fesselt. Als gute Wirtin stimmt sie dafür, die Leichtlebigkeit im Haus zu behalten. Da kommt der Krieg, und alles ist aus.

Wie der Krieg von 1914 den Frieden entzweireißt: ein schauriges Bild. Idylle im Bereich des Vesuv; aber darum nicht weniger Idylle. Blühende Stammtischhumore. Ein Quartett von Schulmeister, Priester, Krieger und Gutsherr, die vom Schnakenloch nachts durch die Dörfer zur Stadt reiten, um sich teils dort, teils durch den bloßen Ritt auszutoben. Drei Striche, und jeder der Stammtischbrüder steht da. Der Abbé Schmitt: Schwärmerei einer Gräfin, die mit der Kaiserin Eugenie und der Fürstin Metternich jung war und jetzt gerne die Ninon machen würde; ein gescheiter Mann, dessen Würdigkeit nicht vom Priesterkleid abhängt, und der jeden nach seiner Fasson selig werden läßt. Der Leutnant Starkfuß: der rechte Soldat, der unter dem Frieden seufzt, weil der Krieg sein Beruf ist; wackere Haut, Kamerad und Ritter. Der Lehrer Dimpfel: ein anständiger Heide, trinkfest und lebensfroh; mit Weinlaub im schüttern Haar; verliebt in die Erde, die so schön ist wie nichts, was die Menschen sich jemals ausgedacht. Diese Kumpanei, wo immer sie sich zusammenrottet, führt über Gott und die Welt die launigsten Hochgespräche, die der Gefahr, den dramatischen Ablauf zu hemmen, mit Geist und Grazie entgehen und dabei ihre gutdeutsche Schwere haben. Der Gegensatz: die pikante, bewegte, gesellschaftliche Konversation der Viertels-, halben und ganzen Pariser, die an jedes Thema nur rührt, aber — da sie von einem Dramatiker stammt — an keins, das uns heute nicht angeht. Und dann schreit einer: 's ist Krieg! Und Mutter Boulanger, wie sie Siebzig mit ihren Eltern und Großeltern saß, sitzt jetzt mit Kindern und Kindeskindern, versteht nichts, wartet, wie damals, ergeben und zitternd und betet auf alle Fälle für Frankreich, das ihr doch womöglich den jüngern der Söhne totschießen wird. Und die Furie wütet und macht auch die Zivilisten rebellisch. Und der Viehknecht Hopsa erschlägt den alten Pferdeknecht Hopla, der ihm nämlich nicht deutschfreundlich oder deutschfeindlich genug ist. Und bald sind die Deutschen im Dorf, bald die Feinde, dann wieder die Deutschen — und weil die Regierungen den Beschluß gefaßt haben, daß ihre Völker bis auf weiteres Tauziehen spielen, deshalb ist alles, was bis dahin wichtig war: aller Glaube, das Werk von Millionen Leben, alles Recht, alle Liebe, alles persönliche Schicksal über Nacht, von gestern auf heute nichtig.

Diese dramatische Dichtung ist beides: dramatisch und eine Dichtung. Für einen Anfänger ist die Bühnenkenntnis, die sich namentlich in der zweiten Hälfte erweist und sie steigert, erstaunlich. Hier waltet Instinkt. Es dürfte nicht errechenbar sein, zweier Brüder Blutsverwandtschaft nie über der Gegnerschaft ihrer Ueberzeugungen, ihrer Neigungen, ihres ganzen Zuschnitts vergessen zu machen, einen Mann zwischen zwei Frauen, eine Frau zwischen zwei Männer zu stellen, aus dieser Gruppierung die volle dramatische Wirkung zu holen und die vier Menschenkinder jedes für sich unantastbar in ihrem Recht sein zu lassen; für einen Stoff unsrer Tage, den heißesten, nächsten, den einzigen, fieberhaft bebenden Anteil und überlegen geistige Distanz zu haben. Auf solchen Dramatiker soll man Hoffnungen setzen. Ueber allen Szenen aber liegt eins, was gewöhnlich nur die Undramatiker zu erzeugen wissen: Duft, Atmosphäre, Stimmung. Der Sommer spinnt seine Fäden, und es ist ein

Sommer zwischen Vogesen und Schwarzwald, ein Sommer in der Umgebung des Rheins. Dem Dramatiker nützt, daß er von der Lyrik herkommt. Bei aller Haltung und Ruhe des Gesamttons geht hier und da eine süße Unruhe durch ein Gespräch, Unruhe aus Fülle. Bruchstücke des Dialogs muten manchmal wie kleine geschlossene Gedichte in Prosa an. Leutnant Starkfuß zieht in den Krieg und verabschiedet sich vom Abbé und vom Lehrer Dimpfel. Dimpfel: Salü! Starkfuß: Salü, Dimpfel. Abbé: Eine gesegnete Medaille würdest du von mir nicht annehmen? Starkfuß: Nein, aber dein Gebet. Abbé: Du hast recht. Komm wieder! Schluß der Szene. Das ist Musik. Die, begreiflicherweise, ihre schwellendsten Akkorde für die Liebe hat — ob nun Hans, halb jungenhaft, halb männlich verliebt, um Louise wirbt, oder Klär um Hans, mit dem sie zehn Jahre verheiratet ist, und den sie sich immer mit List und Leid von den andern ausborgen muß, um ihm doch mehr Mutter als Geliebte zu sein. Schickele sei bedankt. Nicht so sehr für das erste Drama des Krieges wie für die seltene dramatische Dichtung überhaupt voll Wagemut, Perspektive und Menschlichkeit.

Jahrelang werde ich Reinhardt innerlich nachtragen, daß er ‚Hans im Schnakenloch' nicht gespielt hat, und daß dieser deshalb auf Altmans redlichen Willen angewiesen war. Aber der bleibt zu loben, trotzdem die Kräfte fehlten, um mehr als ein Bruchteil des Werks zur Geltung zu bringen. Zu dem Verdienst des Direktors, der alle seine Kollegen an Unternehmungsgeist übertraf, kommt das Verdienst des Dramaturgen, der dem zweiten Akt durch Striche und Umstellungen zu einer gradezu mustergültigen Bühnenfassung verholfen hat. Hätte man dieser nur zu einer größern Bühne verhelfen können! In Altmans Kleinem Theater macht ein figurenreiches Stück einen allzu dürftigen Eindruck. Nicht im Kleinen Theater an sich. Die Bühne ist ja nicht schuld, wie man von Reinhardt und von Barnowsky her weiß. Aber Altmans zweite und dritte Schauspielergarnitur ist zu unzulänglich. Schickeles scharf gesehene, scharf umrissene, scharf belichtete Nebenpersonen, die durchaus nicht alle Nebenpersonen sind, hatten ein falsches Gesicht oder gar keins. Das Fest bei der Gräfin Sulz gab einen Begriff von Parisertum, als hätte ein Mitglied der deutschen Chauvinistenpresse, gelbgrünen Gallierhaß im Herzen, es arrangiert. Louise Cavrel — so angezogen, so lachend, so plaudernd malt vielleicht Gleiwitz sich eine Pariserin aus. Ueber vier Darsteller läßt sich reden. Lupu Pick verschlug den Dimpfel aus der Nähe von Straßburg recht weit nach Osten und machte aus seiner Trinkfreudigkeit eine leichte Dauerbetrunkenheit; aber wars auch nicht völlig Schickeles Mensch, so wars doch ein Mensch. Bildts Balthasar: sauber, blond, tapfer und nur nicht unzusammengesetzt genug. Für den Hans hätte Abel wahrscheinlich besser gepaßt als der weniger liebenswürdige Rodegg, der dafür den Vorzug hatte, wirklich Balthasar Bildts Bruder zu scheinen. Klär: Leonore Ehn, nicht immer ausreichend voll im Ton, aber echt in jedem Gefühl und ein vornehmer Mensch. Alles in allem: hatte man ‚Hans im Schnakenloch' vor der Aufführung gelesen, so dachte man sich sein Teil hinzu; las mans nach der Aufführung wieder, so trauerte man um die verlorene Schöne.

Molière in Wien von Alfred Polgar

Molière-Abend des Deutschen Volkstheaters. Besorgt von dem Reinhardt-Ersatz, dem berliner Regisseur Halm, den sich der reiche Provinzonkel in Wien bei schwereren literarischen Anfällen als Consiliarius kommen läßt. Die Kur kostet ein sündhaftes Stück Geld und nützt einen Schmarrn, aber man soll nicht sagen, daß das Deutsche Volkstheater zwecks Behandlung seiner chronischen Uninteressantheit und Mittelmäßigkeit an Arzt und Medizinen spart.

‚Sganarell' ist ein völlig ausgetrocknetes, vermutlich schon in den Tagen seiner Blüte ganz dürftiges Pflänzchen aus dem literarhistorischen Herbarium. Zu Ehren der unscheinbaren Antiquität ging es bunt und hoch her. Die Bühne prangte in Farben der Freude, die Kostüme strotzten von Ausgelassenheit, die Darsteller schwitzten vor Elastizität. Man spielte naives Theater — der Diener hinter der Kulisse, der den Abgehenden, um ihnen das Abgehen zu erleichtern, von draußen die Tür öffnete, mußte sich bei jeder solchen Gelegenheit in ganzer Figur zeigen; eine lebendige Bitte, die reizvolle Primitivität der Inszenierung doch ja nicht zu übersehen! — man spielte naives Theater, ironisches Theater, drastisches Theater, bizarres Theater, Marionettentheater, Hanswursttheater, Stegreifkomödie, pretiöses Theater, Fräulein Müller schwebte, Herr Onno pirouettierte, der arme Herr Götz wirbelte, zum Doppelkreisel aufgeblasen, durch die Tür hinaus (die Zuhörer atmeten erleichtert, als es ohne Unfall gelungen war), Herr Weiß trug den komischsten Hut, Herr Edthofer stolperte, ein reiner schellenlauter Tor, höchst burlesk über die Szene, dazu falsche Bäuche, riesige Nasen, Fistel und Diskant, Chinoiserien und stil- und zeitgerechte Drolligkeiten mannigfacher Art, und kurz und gut: es war eine der feinsten, konsequentesten, üppigsten Schmockereien, mit denen jemals ein Theaterpublikum köstlich gelangweilt worden. Niemand hatte was zu lachen; die Zuhörer nicht, die Darsteller schon gar nicht. Das Ganze zeigte einen Stich ins Widernatürliche. Frost, der sich hitzig gebärdete. Venetianisches Nachtfest bei den Eskimos.

Vorher: ‚Der Geizige'. Es ist nicht wahr, daß diese berühmte Komödie ohne Unterstützung durch eine schauspielerische Persönlichkeit von hinreißender Kraft und Originalität Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts eine frohe Theaterstunde bereiten kann. Auf der lebendigen Bühne wirkt das Meisterlustspiel gespenstisch. Freilich erscheint es auch bei Rampenlicht mit den hohen Zeichen der Genialität geschmückt, aber wie ein Skelett in Kron' und Purpur. Tot, im Buchsarg, ist die Dichtung unsterblich; zum Leben erweckt, stäubt der Moder von ihr. Einfacher gesprochen: ein Zehntel des Werkes ist noch amüsant, neun Zehntel durchaus langweilig, der Witz verschrumpelt, die Satire zu antiquarischem Staub zerfallen. Darüber hin nun schüttete Herrn Halms Farbentopf unheimliche Frische. Mummenschanz, Mumienschanz. Der Regisseur und seine Darsteller nahmen an — oder gebärdeten sich, als ob sie's annähmen —, daß die ehrwürdige Komödie noch heute von Lachgelegen-

heiten übersprudle. Auf dieser Lüge als Fundament stand die ganze Aufführung; und das Fundament gab naturgemäß alle Augenblicke nach. Die Schauspieler taten so, als schwömmen sie in Humor und Uebermut; aber ihre angestrengten Tempi waren ein Herumrudern in leerer Luft. Zwang- und mühevoll strahlten alle von Freiheit und Leichtigkeit. So war ein gutes äußeres Tempo da; das innere fehlte. Herr Thaller ist kein Harpagon, kann keiner sein. Er hat nicht die Schärfe, nicht die grellen Lichter, nicht die tiefen Schatten für die Rolle. Seiner prächtigen, wienerisch-weichen Komik geraten die Kanten der Figur ganz stumpf. Durch die Maske von Geiz und Bosheit schaut die blanke Treuherzigkeit; und die Dämonie des von Habsucht Besessenen wird Caprice, Schrulle. [illegible] fils mimte Herr Onno mit dem Anstand, den er hatte und in allen theatralischen Lebenslagen stets haben wird. Der wackere Herr Kirschner zwang seiner breit-behäbigen Art einen flinken, redelustigen Taugenichts von Diener ab. Es tat ihm sichtlich weh; und uns nicht minder. Im Publikum: Er: „Kommt jetzt schon der vierte Akt?“ Sie: „Nein, erst der dritte.“ Er erblaßte.

Die Dirne von Gustav Sack

Aus dem Nachlaß

Als aber die fetten Blattleiber der Aronstäbe kitschgrün und herdenweise aus der Erde quollen und über ihnen die Rüstern gelbbraune Pollenwolken in die Winde streuten, drückte mich die Welt am schmählichsten nieder, indem sie mich Die kränken hieß, über deren Herz ich mehr Macht hatte als über mein eigenes. Seitdem bin ich mit dir lange Jahre hoch in die Berge und dünnen Lüfte gestiegen und will dir heute zwischen ihren Gletschern und gläsernen Firnen auch von dieser Zeit erzählen, auf daß du von mir lernest, mein Sohn, daß das Narreneinsiedlertum des Stolzes gefährlich ist und zumal eines Stolzes, den die Verzweiflung gebar, und auf daß du wissest, daß es eine verderbliche Eitelkeit ist, eine Sentenz auf sich anzuwenden, die nur der Müßiggang schuf und die zuwidere Sucht, geistreich zu sein. Du hast gelesen, was solch ein geistreicher Schwätzer schrieb: „Eher lieben wir noch Die, die uns hassen, als Die, die uns mehr lieben, als wir wollen.“ Das mag wahr sein, wie nur etwas wahr sein kann, aber es ist eine Verruchtheit und ein unglückseliges Bestreben, eine vorübergehende Stimmung durch eine solche Sentenz zu verstärken und dauernd zu machen; denn eben diese Sentenz und den Versuch, sie an mir selber zu beweisen, meine ich. Aber nun höre zu.

Als also wiederum die Aronstäbe sproßten und die Bäume stäubten, hielt ich es nicht mehr aus und machte ihr eine Szene:

Laß mich wenigstens allein! Liebe mich, meinthalb, aber sage es mir nicht, erzähle es mir nicht jede Stunde und jeden Tag. Diese ewige Anhänglichkeit, diese hemmungslose Hingabe, dieses entsetzlich mich Bewundern, mich entzückend Finden, dieses Hungern nach

einem freundlichen Wort, dieses stündliche, dieses bedingungslose dich an mich Schmiegen, dieses hündische Dulden — das ist ja entsetzlich, das hängt einem ja zum Halse heraus!

Als sie aber mitten auf der Straße laut aufschluchzte, schwieg ich still und ging weiter mit ihr und stemmte bei jedem Schritt den Stock so heftig auf den Boden, bis er zerbrach. Dann blieben wir an einer Ecke stehen.

Du mußt das einsehen; laß uns für einen Augenblick objektiv und ruhig sein; versuche einmal, unsre Lage von oben zu betrachten. Sieh, du bist in deiner Sprache und in deinen Gedanken mein reines Konterfei geworden, nun kann ich dir nichts mehr geben und wir laufen hinter einander in einem ewigen Kreise herum; und dabei stehle ich dir deine armseligen Groschen. Laß uns warten und uns trennen, bis ich die Mittel habe, wieder menschenwürdig zu leben; ich muß Menschen, andre Menschen sehen — seit einem Jahr spreche ich und kenne ich nur dich — in andre Gegenden, in die Berge muß ich; dann komme ich zurück, ein Andrer, ein Neuer — so sagt man ja — und dann — — kann ja das alte Spiel wieder beginnen. Du modelst dich wieder nach mir um, wir verpulvern unser Geld, essen, trinken, amüsieren uns, bis — nun ja. Aber jetzt, ich muß allein sein! Ich will nichts geschenkt haben! Ich kann nun einmal deine Liebe nicht brauchen! Such dir einen Andern!

Als sie mich dann aus großen Augen ansah und nichts sagte und mich nur ansah, suchte ich ihr den Abschied leicht zu machen dadurch, daß ich sie in einen Krämerladen schickte, um mir dort mein gewohntes Mittag- und Abendbrot zu kaufen, eine Zusammenstellung, wie sie sich der gewöhnlichste Gelegenheitsarbeiter und Schneeschieber zum Frühstück verbeten hätte, und wußte, daß mein Geld auch dieses Mal nicht ausreichen und sie ihren Groschen zulegen würde, aber — als sie wieder herauskam, gab ich ihr schweigend die Hand und ging heim.

Und daheim — ich habe dir von diesem Daheim erzählt — fand ich eine Geldanweisung vor, da ging ich in ein Restaurant und aß und trank. Und als es spät geworden war und ich anfing, trunken zu werden, trollte ich mich auf die Straße, um mir für die Nacht ein Abenteuer, eine Dirne zu besorgen. Und ich fand die Dirne, die willig genug war, mitzugehen — es regnete den Abend, und der Regen hatte ihr Gelichter und zumal die „Besseren" unter ihnen verscheucht — und ich nahm sie mit und war überrascht von der Schönheit dieser Dirne. Denn ihr Leib war gepflegt wie einer der Besten ihres Handwerks und war doch heiß und schien unverbraucht, als hätte sie eben nie ihrem Handwerk angehört. Aber was ich sagte, verstand sie nicht und auf meine Fragen schüttelte sie lachend den Kopf und zuckte die prächtigen Schultern. Da preßte ich den Mund zusammen, wenn sie mich küßte, und stieß abwehrend den Atem durch die Nase, wenn sie näher rückte und Liebesworte flüsterte; und lag wach die ganze Nacht und freute mich,

daß es regnete, und der Wind in den Kaminen heulte und sich pfeifend an den Telegraphendrähten mit seinen weißen Zähnen verbiß.

Am nächsten Morgen hatte er den Himmel reingefegt; da nahm ich ein langes Bad und säuberte meinen Leib und ging dann hinaus vor die Stadt, um von einer hohen Brücke aus zu den Bergen hinüberzusehen, auf deren höchsten Höhen wir nun schon lange Jahre wandern. Dann kaufte ich Früchte und ging zu ihr, der ich gestern in einem törichten Stolze vermeinte den Abschied geben zu müssen, und sie nahm die Früchte und aß sie und lachte und blieb so lange bei mir, bis sie deine Mutter wurde und starb.

So hast du es einer Dirne zu danken, daß du auf diese Welt kamst und lange Jahre meine Einsamkeit zwischen Eis und Enzianen teilen konntest.

Aber die Sonne beginnt schon senkrecht aus dem Himmel zu fallen und der Schnee will schon wieder rot werden, die Enziane schließen ihre Blätter und wir haben noch einen weiten Weg.

Weltwende von Vindex

Der Eintritt Amerikas in den Krieg verändert mit einem Schlage nicht nur die weltpolitischen, sondern auch die weltwirtschaftlichen Aussichten, wie sie sich nach der bisherigen Entwicklung der Dinge eröffnet hatten. Die militärischen und strategischen Wirkungen des Eingreifens der Vereinigten Staaten können dabei ganz außer Betracht bleiben. Wir haben nur festzustellen, daß Amerika im Begriff ist, eine Wegrichtung aufzugeben, bei deren Weiterverfolgung dieses Land dem alten Erdteil gegenüber wirklich zu jenem Uebergewicht gelangt wäre, das zu besitzen es bisher nur wähnte; zu einem ungeheuern Uebergewicht an lebendiger Kraft, das mit den Keimen zu finanzieller Alleinführerschaft auf Erden vielleicht auch die Möglichkeit (oder Drohung) geistiger Vorherrschaft barg.

Amerika war bis gestern das Land, das von seinem Ueberfluß ständig an die kriegführenden Verbandsmächte abgeben konnte, ohne befürchten zu müssen, der Erschöpfung anheimzufallen. Amerika hatte, während draußen Krieg war, Gelegenheit, ungestört, und angefeuert von einem Riesenbedarf, weiterzuarbeiten und zu produzieren. Während die Staaten des europäischen Kontinents sich der wirtschaftlich unfruchtbaren und wertevernichtenden Kriegsarbeit hingeben mußten, konnte Amerika das Gold, das ihm für seine Güter in Strömen zufloß, immer wieder in neuen und produktiven Anlagen verwenden, es konnte Kapitalien sammeln und wirkliche Reichtümer aus dem Ausverkauf Europas heimbringen. So kam es, daß sich allmählich während des Krieges das Schwergewicht des internationalen Handels und des Weltverkehrs (soweit davon noch etwas übrig blieb) nach New York hin verschob.

Ein Teil des neu erworbenen Vermögens wurde von den Vereinigten Staaten zwar in Kriegsanleihen der kämpfenden Länder, das heißt: so gut wie ausschließlich der Ententestaaten, angelegt. Aber die hohe Verzinsung dieser Darlehen war als eine Art Risikoprämie anzusehen, und die Sicherheiten, die für Teile dieser Leihgelder gegeben wurden, machten das Schwächemoment, das für Amerika in dieser Wertpapieranlage enthalten sein konnte, wieder wett; auch die fortgesetzte, güterschaffende

Arbeit eines ganzen Landes ließ die Gefahren der Kapitalanlage in Kriegswerten für dieses Land verhältnismäßig gering erscheinen.

In dem Augenblick aber, wo Amerika in den Krieg eintritt und sich, wie es den Anschein hat, auf Gedeih und Verderb der Sache der „Alliierten“ anschließt, gibt dieses überreich gewordene Land nicht nur in starkem Umfange die Sicherheiten preis, die es für das seinen jetzigen Freunden früher geliehene Kapital erhalten hat; gibt es ferner nicht nur den Gegenwert des Risikos, die hohe Verzinsung, für künftige Anleihen preis, sondern verliert vor allem die Möglichkeit, die volle Energie seiner Köpfe und Hände, die Arbeitskraft des ganzen Landes weiterhin, wie bisher, zu produktiven Zwecken einzusetzen. Während Amerika als neutraler Staat, oder wenigstens als nicht selbst kriegführender Staat, wirtschaftlich betrachtet einem Unternehmen gleichzusetzen war, dessen Betriebskapital sich mehrte, und dessen Rente wuchs, wird Amerika im Kriege, wie es allen andern kämpfenden Staaten geschah, gezwungen werden, von seinem Kapital zu zehren, es zum Teil (und wie die Erfahrung lehrt, zu einem immer größer werdenden Teil) für unproduktive Ausgaben heranzuziehen. Die eigentliche Verschwendung wird an die Stelle der oekonomischen Verwendung der Mittel treten. Wir haben gesehen, wie furchtbar schnell ein an Hilfsquellen so reiches Land wie England durch den Krieg in ernste Kreditnot geriet, wie hastig die britische Regierung den Zinssatz für Leihgeld von zwei oder zweieinhalb Prozent auf fünf Prozent und darüber steigern mußte, was auf das Schwinden der volkswirtschaftlichen Kraft des Landes hindeutet.

Dieser Entwicklung treibt das zum Kriege entschlossene Amerika entgegen. Amerika wird nunmehr sein Geld, statt damit weiter zu verdienen, ohne Gegenwerte zu erhalten ausgeben, wird es im wahren Sinne verpulvern. Geht das eine Weile so fort, dann wird Amerika die Vormachtstellung, die es den alten Völkern gegenüber bereits einzunehmen im Begriff war, nicht mehr erringen können — und daß für Amerika der Krieg ein sehr weitschichtiges Geschäft bedeutet, ist jedem Einzelnen auf dieser Seite des großen Wassers klar. Denn niemand, der den Krieg so nahe hat, wie wir hier in Europa, glaubt ernstlich, daß er durch Amerikas Auftreten alsbald, heut noch oder schon morgen, zu Gunsten der Feinde Deutschlands entschieden werden wird.

Wie man die Hilfe, die Amerika England und seinen Alliierten bietet, auch werten mag: immer kommt eher eine Verlängerung als eine Abkürzung des Krieges heraus, und die nächste Zeit vielleicht wird schon zeigen, daß die Mittemächte auch dem neuen Gegner gegenüber nicht viel fackeln werden. Amerika wird sich, will es Ernst machen, genau so militarisieren müssen wie die Staaten von Europa; und was das finanziell und allgemein-wirtschaftlich bedeutet, das können sich die Vereinigten Staaten von ihren neuen Bundesgenossen erzählen lassen.

Der Eintritt der amerikanischen Union in den Krieg ist, wirtschaftlich angesehen, für eine heut nicht absehbare Zukunft der Anstoß zu einem Chaos, wie es die Erde seit Aufkommen der Weltverkehrsbeziehungen noch nicht gesehen hat. Während bisher festzustehen schien, wie der Aufbau und die Verteilung der oekonomischen Kräfte auf Erden gestaltet sein und verlaufen würden, ist nunmehr alles ins Wanken gebracht, und nur eins ist sicher: daß auch Amerika an dem allgemeinen Wirrsal der kommenden Wirtschaftsdinge teilhaben wird, und daß nicht bloß die Verarmung Europas, sondern die der Welt das Ergebnis des Krieges sein muß.

Antworten

Ernst Wachler. Sie beklagen, im ‚Tag', wie Grabbe vernachlässigt wird. Das ist verdienstlich. Aber erlauben Sie mir, zwei kleine Irrtümer zu berichtigen. Sie stellen fest, daß ‚Don Juan und Faust' „auf einer Vorstadtbühne, wohl Friedrich Wilhelmstädtisches Theater, Berlin", aufgeführt worden ist. Es war keine Vorstadtbühne, sondern das Schiller-Theater. Sie fahren fort: „Weiter als bis zu Vorstadtbühnen hat es Grabbe bisher ja selten gebracht; nur einzelne kleine Hofbühnen haben ihn ab und zu einmal aufgeführt." Dann erwähnen Sie ‚Heinrich den Sechsten'. Aber grade dieses Drama ist an einer großen Hofbühne: am Königlichen Schauspielhaus zu Berlin aufgeführt worden.

Hanns Fischer. Ihr Kollege Karl Pauli wird Ihnen dankbar sein. Er sammelt seit dreißig Jahre alle . . . . iana, nämlich alle Anekdoten über jenes Original von berliner Theaterdirektor, der im besten Mannesalter, nachdem ihm Paris ein hübsches Vermögen eingebracht, der Bühne Valet sagte und im Vollbesitz einer geknickten südostungarischen Gemeindeschulbildung die berliner Universität bezog. Als ich auf der Fahrt nach Lauchstedt, zu ‚Gabriel Schillings Flucht', neben ihn geriet, klagte er mir sein Leid, daß er dieser Premiere ein Kolleg habe opfern müssen. „Was denn für eins?" fragte ich neugierig und rechnete auf das Orientalische Seminar. Er aber erwiderte: „Ueber mittelalterliche Kirchengeschichte." Und nun erzählen Sie im ‚Zwinger', den ‚Blättern der dresdner Hoftheater', noch mehr so schöne Geschichten von Dovidl, wie Sie ihn nennen. „Eines Tages bleibt er vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung im Anblick des Torwaldsenschen Christus in Bewunderung versunken stehen. ‚Schade, daß ich mir diese Büste nicht in meine Wohnung stellen kann; denn ich liebe, ja, ich verehre diese christliche Religion, als ob ich ein geborener Jesuit wäre.' — Ein ander Mal, lustwandelnd im Gespräch mit einem Zugereisten, macht er diesen auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam. Auf der Schloßbrücke bleibt er stehen. ‚Hier, lieber Freund, sehen Sie: das herrliche Schloß, drüben der Dom, zu unsern Füßen der von fröhlichen Schiffern belebte Fluß, links dieses monumentale Denkmal unsres unsterblichen Heldenkönigs, rechts in breiter Auffahrt die Promenade, dahinter, wuchtig ausladend und doch fein gegliedert die anmutige Terrasse, und da' — fährt er mit vor Entrüstung bebender Stimme fort — ‚da will mir dieser Hallenstein den Fortinbras nicht spielen!' — In einem pariser Sittenstück kommt ein raffiniert eingerichteter Damensalon vor (in pariser Sittenstücken kommen immer raffiniert eingerichtete Damensalons vor). Der Herr Direktor bemüht sich auf der Probe selbst, eigenhändig die Einrichtung anzuordnen. Plötzlich ruft er: ‚Wo ist das andre Eisbärfell?' ‚Wir haben nur eins, Herr Direktor!' erwidert sein beflissener Regisseur. ‚Ich schmeichle mir, zwei Eisbärfelle zu besitzen!' raunzt ihn ungnädig der hohe Herr an. ‚Requisiteur! Wo ist das zweite Eisbärfell?' So angedonnert, stammelt der Aermste: ‚Herr Direktor, wir haben wirklich nur eins.' ‚Was soll das heißen? Es müssen zwei da sein. Ich habe selbst aus Paris zwei Eisbärfelle mitgebracht,' ein weißes und ein schwarzes.' Das schwarze Eisbärfell wurde natürlich sofort geholt. — Ein von Dovidl neugewonnener junger Mime, gradewegs vom Bahnhof gekommen, soll eine Salonrolle probieren und noch am selben Abend spielen. Schüchtern bemerkt der junge Mann, daß sein Gepäck noch nicht eingetroffen sei, und daß er infolgedessen seine Garderobe nicht mit habe. Dovidl blickt ihn durchbohrend an, wiegt mißbilligend das Haupt und spricht: ‚Was heißt das: keine Garderobe? Wie der Tischler seine Hobelbank, so muß der Schauspieler stets seine Garderobe bei sich tragen.' — Dovidl hatte einem Schauspieler eine sehr schöne Rolle — versprochen. Zugeteilt hatte er sie einem andern. So was kommt vor. Zerstreutheit ist ein liebenswürdiges Vorrecht großer Naturen. Der leer ausgegangene Mime stürmt ins Theaterbureau und stellt den Direk-

tor heftig zur Rede ob seines Wortbruchs. Gelassen erwidert der Gewaltige: ‚Ich verbitte mir solche Ausdrücke.‘ ‚Für Sie habe ich keine andern. ‚Sie haben mir Ihr Ehrenwort gegeben.‘ ‚Mein Ehrenwort?‘ fragt Dovidl verwundert. ‚Jawohl, Ihr Ehrenwort!‘ Beschämt sagt Dovidl: ‚Nun, das ist allerdings etwas andres. Wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gegeben habe, dann — nehme ich es hiermit zurück.‘“ Wir wünschen Dovidl aus Dankbarkeit und überhaupt ein langes, ellenlanges Leben. Aber wenn man sich vorstellt, daß Karl Pauli viele hunderte von solchen Geschichten aufgeschrieben hat und für die Veröffentlichung ein ähnliches Ereignis abwartet, wie es für die Veröffentlichung des dritten Bandes von Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen‘ abgewartet werden muß: dann wird man doch von unfrommen Wünschen befallen.

R. W. im Felde. Wenn Sie auf Ihren Brief, den ich nur brieflich beantworten konnte, keine Antwort kriegen, so liegt das wahrscheinlich daran, daß Sie die Adresse nicht auf die Epistel selbst, sondern nur auf den Umschlag gesetzt haben. Es ist aber zuviel verlangt, daß ich von den hundert Briefen, mit denen ich täglich gepeinigt werde, auch noch die Umschläge aufbewahre. Diese fliegen zunächst einmal alle in den Papierkorb. Wenn dann später an die Beantwortung gegangen wird, fliegen die Briefbogen ohne Adresse hinterher. Möchten es ihrer immer mehr werden!

Rheinländer. Sie schreiben mir in ernster Besorgnis: „War es nicht doch vielleicht falsch, daß Sie sich von vorn herein gegen den Verband für Theaterkultur, der Sie zu seiner Gründungsversammlung lud, so ablehnend verhalten haben? Jetzt ist er auf dem Marsche, und Sie hätten womöglich verhindern können, daß er einen falschen Weg nimmt.“ Fragt sich nur, ob ichs hätte verhindern wollen. Daß Sie die Beteiligung einer „so stattlichen Korporation wie der Deutschen Bühnengenossenschaft“ als Argument gegen mich verwenden, ist eine Verkennung meines Bedürfnisses, allein zu stehen. Als ich neulich gezwungen war, mich mit der Schauspielerin für die Kriegslieferanten zu befassen, schrieb eine halbehrliche Seele und ließ es sogar drucken, daß ich wohl Unrecht haben müsse, da niemand meiner Ansicht sei. Wogegen zu bemerken gewesen wäre, daß bis vor einem Jahr Paul Schlenther genau so angewidert vor der Dame Orska saß wie ich, und daß ich auch gegenwärtig viele Genossen in dem Unglück, oder weniger pathetisch und richtiger: in dem Malheur habe, als das der Bühnenerfolg der penetranten Kino-Königin zu empfinden ist. Aber diese Genossenschaft ist weder ein Trost noch eine Bestätigung für mich (der von der „Richtigkeit“ seines Urteils noch immer am festesten überzeugt war, wenn ers mit Keinem zu teilen brauchte) — sowenig wie die andre Genossenschaft eine Mahnung für mich ist, den Verband für Theaterkultur plötzlich ernst zu nehmen. Ich glaube nicht an Verbände sondern an Persönlichkeiten. Sollte gegen die Riesenschar der Mittelmäßigkeiten eine Persönlichkeit an die Spitze dieses Verbands gelangen, so wird er am Ende was leisten. Sollte er gegen alle Erwartung ohne Persönlichkeit was leisten, so wirds mich freuen. Ich jedenfalls bleibe aus dem Spiel. Der erste Ruf, den ich von diesem Verband vernahm, lautete lieblich und intelligent: Juden raus! Da ist es für einen Juden ja wohl geboten, garnicht erst einzutreten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin

Die Macht der Tatsachen von Germanicus

Vor Beginn des großen Krieges hatte England eine schwere Sorge: es bestand die Gefahr, daß die Dominions von dem Mutterland sich immer mehr emanzipierten. Eine Wiederholung des Freiheitskampfes, aus dem die Vereinigten Staaten von Amerika hervorgegangen waren, schien sich langsam vorzubereiten. Diese Gefährdung des englischen Imperiums ist durch den Krieg behoben worden. Das am zwanzigsten März in London zusammengetretene Reichskriegskabinett (von der deutschen Presse so gut wie übersehen) ist die weithin sichtbare Bestätigung eines machtvollen und für die nächste Zeit unteilbaren Zusammenschlusses. Chamberlains Weltplan hat sich verwirklicht: Kanada, Australien und Indien beteiligen sich heute mit Bewußtsein und in geeinter Zielstrebigkeit an der Politik Englands. Diese Tatsache muß beachtet werden. Es muß beachtet werden, daß England an Indien auf Kosten von Lancashire Textilzölle bewilligt hat. Solches Opfer ist mehr als eine Vorsorge gegen eine etwa mögliche indische Rebellion: es ist ein Symptom für die immer deutlicher zum Ausbruch kommende Interessen-Identität aller Bestandteile der britischen Herrschaft. Das britische Imperium ist heute in sich gefestigter, als es bei Beginn des Krieges war.

Dazu kommt: Die Engländer haben sich in Calais festgesetzt, und, wenn nicht alles täuscht, gedenken sie dort zu bleiben. Durch die Vergewaltigung Griechenlands hat England seine Mittelmeerstellung wesentlich verbessert; durch die Besetzung der Inseln Imbros und Tenedos ist für England (zum mindesten bis auf weiteres) das Schicksal der Dardanellen gleichgültig geworden. Durch die militärischen Vorgänge auf der Sinai-Halbinsel und in Mesopotamien ist die Landbrücke, die England seit Jahrzehnten zwischen Aegypten und Indien erstrebt, beinah vollendet worden. Die Festsetzung Englands auf mehreren großen Ostsee-Inseln und an einigen Stellen der livländischen und esthländischen Küste würde in der Reihenfolge: Dardanellen, Aegypten, Gibraltar, Calais die Schließung eines eisernen Ringes um Europa bedeuten. Es wäre verhängnisvoll, wollte die deutsche Politik sich gegen diese Tatsachen blind stellen. Sie zwingen uns zu doppelter Kraftanstrengung: wir müssen England, dessen imperialistischer Aktionsradius während des Krieges zweifellos gewachsen ist, so weit gefügig machen, daß es unsern berechtigten Lebensinteressen freien Raum gibt. Wir brauchen das Weltmeer; wir brauchen offene Türen. Wir werden England nicht eher aus der Gewalt unsrer U-Boote freigeben, als bis es das Dasein eines starken, auf Wachstum und Erfolg eingestellten Deutschlands anerkannt hat. Nicht eher kann der Kampf ruhen, als bis England gelernt hat, daß Deutschland un-

zerstörbar ist und die Macht besitzt, sich gegen jeden Vernichtungswillen zu verteidigen, gegen jede willkürliche Hemmung durchzusetzen. Daß dieser Kampf von Deutschland gewonnen werden wird, ist genau so gewiß wie die Tatsache, daß das englische Imperium durch diesen Krieg nicht beseitigt werden kann.

*

In der Kölnischen Zeitung ist ein wenig romantisch von den Aeußerungen eines japanischen Professors berichtet worden. Das Gespräch soll in der Nähe von Surabaja vor sich gegangen sein; der japanische Professor, der wohl einer jener vielen japanischen Auslands-Agenten gewesen sein dürfte, soll gesagt haben: „Zuerst unterstützen die Vereinigten Staaten die Engländer mit Munition und Waren; dann — wenn es trotzdem schief gehen sollte — auch mit Geld und ihrer Flotte. Dafür mußte sich England verpflichten, mit seiner ganzen maritimen und militärischen Kraft an der Seite Amerikas zu stehen, wenn der Endkampf um die Vorherrschaft am Stillen Ozean einsetzt." Der Japaner dürfte ungefähr das Richtige getroffen haben. Die anglo-amerikanische Koalition wird auch über diesen Krieg hinaus bestehen bleiben. Umso wichtiger ist es, daß die deutsch-russischen Beziehungen in das richtige Verhältnis kommen. Daß bei solcher Kräftemessung Ostasien einen entscheidenden Einfluß üben kann, ist nicht unwahrscheinlich. Daß im übrigen (abgesehen von Englands Ostsee-Absichten) der englisch-russische Gegensatz, durch die Vorgänge in Mesopotamien schon heute akut geworden, wieder aufbrechen wird, ist selbstverständlich. Es würde zum mindesten nicht der Logik politischer Geographie entbehren, wenn der Block der Mittemächte, um ein freies Rußland (später vielleicht noch um ein entgrolltes Frankreich) vermehrt, sich bis zum Stillen Ozean ausdehnte, als dessen Türhüter Nipon bereit stünde.

*

Eine Merkwürdigkeit sei an dieser Stelle verzeichnet. In der Neuen Zürcher Zeitung, in einem Artikel über das Schicksal Palästinas, wird darauf hingewiesen, daß die in Aussicht genommene Neutralisierung Palästinas unter dem Protektorat der Vereinigten Staaten von Amerika als eine ehrenvolle Verlockung auf den transatlantischen Staat gewirkt und ihm so den Eintritt in den Krieg besonders leicht gemacht habe. Solche Anglo-Amerikanisierung des Zionismus würde für uns nichs andres bedeuten können als die Notwendigkeit, unsre maritimen Ansprüche um einen Pflock weiter zu stecken.

*

Lloyd George hat ein Frühstück im amerikanischen Club mit einer seiner belustigenden Reden gewürzt. Es fällt uns schwer, derartigen Selbstaufdeckungen von geschichtlicher Unkenntnis und salbungsvoller Verlogenheit auch nur psychologisches Verständnis

entgegenzubringen. An solcher Quäkerei gemessen wird Macchiavell zu einem höchst harmlosen Geblüt. Zweierlei wiederholen walzenhaft die Speeche der Herren Wilson und George. Zum ersten: Deutschland habe den Krieg raffiniert vorbereitet und aus unaufhaltsamem Eroberungsdrang begonnen. Zum andern: es gelte, die Demokratie zu retten und die Welt von der Tyrannis des deutschen Militarismus zu befreien.

Was nun den Eroberungsdrang betrifft, so ist zuzugeben, daß etliche Unverantwortliche Unfug angerichtet haben. In einer der letzten Nummer von ‚La Victoire' bringt Gustave Hervé durch fetten Druck einen Satz in Erinnerung, den ein vielgelesener deutscher Publizist im August 1914 geschrieben hat. In französischer Sprache lautet es also: „A quoi bon de misérables excueses? Oui, nous avons provoquée la guerre; nous nous en réjouissons, nous l'avons provoquée parce que nous étions surs de la victoire." Wir können im Augenblick nicht nachprüfen, ob solche überaus törichten Worte wirklich gefallen sind; aber es läßt sich nicht leugnen, daß Derartiges und Schlimmeres von deutschen Wortpolitikern zu Papier gebracht worden ist. Solch Zugeständnis müssen wir leider machen; machen es, während wir uns vornehmen, künftighin allen Schwatzbolden rechtzeitig das Maul zu stopfen. Zugleich aber bestreiten wir auf das Entschiedenste den uns angedichteten Eroberungsdrang. Ein einziges Ziffernverhältnis mag hier Beweis sein. Deutschland hatte bei Beginn des Krieges einen Kolonialbestand von drei Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von etwas über zwölf Millionen Köpfen. Die englischen Kolonien umfaßten im Jahre 1876 22,5 Millionen Quadratkilometer mit 252 Millionen Einwohnern, im Jahre 1914 aber mehr als 33,5 Millionen Quadratkilometer mit einer Bevölkerung von 390 Millionen. Rußland beherrschte im Jahre 1876 16 Millionen nichtrussischer Bevölkerung, im Jahre 1914 35,5 Millionen. Frankreich besaß im Jahre 1876 nur 965 000 Quadratkilometer an Kolonialland, im Jahre 1914 10,5 Millionen Quadratkilometer, statt der einstigen 6 Millionen Einwohner nunmehr 56 Millionen koloniale Bevölkerung. Bedarf es gegenüber solchen Zahlen wirklich noch einer Prüfung: wo der Eroberungsdrang, der Landhunger und der Versklavungswille anzutreffen sind? Wir wollen Deutschland gewiß keine Ausnahme von den Naturtrieben des militarisierten Kapitalismus zubilligen; aber es ist keine Frage, daß Deutschland weit hinter seinen heutigen Feinden an Expansion zurückgeblieben war. In dieses Verhältnis wird der Krieg eine Verschiebung bringen; sie wird ganz gewiß zu Ungunsten Frankreichs ausfallen. In der erwähnten Nummer der ‚Victoire' findet sich eine pathetische Zeichnung: Die Republik reicht die Flinte einem Jüngling, der aus einer geborstenen Eierschale heraustritt — der Jahrgang von 1918. Frank-

reich stirbt. Den Blutverlust dieses Krieges wird es in absehbarer Zeit nicht zu verwinden vermögen und wird sich so weit mehr Schaden selbst zugefügt haben, als Deutschland ihm je zufügen wollte.

Das Andre: die Rettung der Demokratie ist kein geringerer Schwindel. Der Präsident der Vereinigten Staaten begann sein Kriegsmanifest mit den majestätischen Worten: „Ich, Woodrow Wilson . . . .". Die Komik solcher Tatsache wird noch deutlicher, wenn man sich erinnert, daß etwa zur gleichen Zeit der Oster-Erlaß des deutschen Kaisers ergangen ist. Während in Deutschland die Demokratie neue Kreise zieht, hat die amerikanische Oligarchie, die ihren Präsidenten eine mehr als kaiserliche Gewalt einräumt, sich überboten.

*

Die deutsche Demokratie marschiert; nicht um fremden Vorbildes willen, nicht von der russischen Revolution geweckt (wenn auch vielleicht gefördert), sondern als naturgemäß bedingt und erzwungen durch die tatvolle Identifizierung von Staat und Volk.

Die preußischen Konservativen sträuben sich noch einigermaßen; das ist selbstverständlich, aber gleichgültig. In solcher Einsicht, und wohl vor allem, um zu bremsen, haben sie denn auch bereits grundsätzlich zugegeben, daß sie mitmachen wollen. Sie lassen noch allerlei Gespenster vom Untergang Preußens und von der Zerstörung des Reiches aufsteigen; aber man merkt ihnen deutlich an, daß sie den ihnen geltenden Stundenschlag gehört haben. Alles Weitere wird sich finden. Daß am Ende dieses Entwicklungsweges der Parlamentarismus und die soziale Demokratie stehen, ist keine Frage. Dieser Krieg, der gezeigt hat, daß alle künftige Weltgeschichte nur noch von den Völkern gemacht werden kann, hat die Demokratie durch die Wucht der Tatsachen für immer und überall sicher gestellt.

Zu diesem Krieg von Li-tai-pe

Im Schnee des Tien-schan grast das dürre Roß,
Drei Heere sanken vor dem wilden Troß.

Die gelbe Wüste liegt von weißen Knochen voll,
Der Pferde Schrei wie schrille Flöte scholl.

Es schlingen Eingeweide sich von Baum zu Baum in Schnüren,
Die Raben krächzend auf die Zweige führen.

Soldaten liegen tot auf des Palastes Stufen.
Es mag der tote General die Toten rufen.

So sei verflucht der Krieg! Verflucht das Werk der Waffen!
Es hat der Weise nichts mit ihrem Wahn zu schaffen.

Er wird die Waffe nur als letzte Rettung schwingen,
Um durch den Tod der Welt das Leben zu bezwingen.

Das Fletchern von Egon Friedell

Das Fletchern wird vielleicht eines Tages ebenso populär sein wie das Müllern. Es ist von dem Amerikaner Horace Fletcher erfunden worden und stützt sich im wesentlichen auf folgende einfache Eßregeln: 1. Nur essen, wenn ausgesprochenes Hungergefühl vorhanden ist. 2. Alle Nahrung so lange kauen, bis sie vollständig flüssig geworden ist und keine Geschmacksempfindung mehr erzeugt. 3. Rückstände, die sich nicht vollkommen zu Brei verarbeiten lassen, müssen wieder herausgegeben werden. 4. Flüssigkeiten, wie Milch, Suppe, Wein, müssen vollständig durchgeschmeckt werden (in ähnlicher Art, wie es die Weinkoster machen). „Meine Nahrung", sagt Fletcher, „besteht aus ungefähr dreißig gewöhnlichen Bissen, die ich nach Belieben auf die einzelnen Tagesmahlzeiten verteile. Diese dreißig Bissen erfordern insgesamt ungefähr zweitausendfünfhundert Kau-Akte und dreißig bis fünfunddreißig Minuten."

Wie man erkennt, besteht der Grundgedanke dieses Ernährungssystems ganz einfach darin, daß der Mundverdauung eine hervorragende, ja sogar die ausschließliche Bedeutung eingeräumt wird. Die Speisen gelangen infoge der ausgiebigen mechanischen und chemischen Behandlung, die ihnen durch Kauen und Speichel zuteil wird, bereits derartig vorverdaut in den Magen und Darm, daß diesen nichts mehr zu tun übrig bleibt. Nach Mitteilungen von Personen, die längere Zeit gefletchert haben, soll sich durch diese Ernährungsweise das Eßbedürfnis ganz von selber auf die von Fletcher angegebene geringe Quantität reduziert haben. Ferner haben große Gelehrte auf Grund statistischer Untersuchungen festgestellt, daß die physische und geistige Leistungsfähigkeit durch das Fletchern gesteigert wird. Auch wird versichert, daß die Mahlzeiten durch diese Methode durchaus nicht an Reiz verlieren, vielmehr zu einem besondern Genuß werden.

Daß ein solches System der dreißig Bissen grade jetzt viel für sich hätte, ist klar, und in der Tat ist auch schon eine kleine Flugschrift erschienen, die den Titel führt: „Deutscher, fletchere!" Aber auch abgesehen von der momentanen Aktualität muß man auf der Seite des Fletcherns stehen.

Zunächst: gegen das Prinzip möglichst sparsamer Ernährung wird kaum etwas vorzubringen sein. Das milde Klima Mitteleuropas erfordert keinen starken Fettkonsum, und die geringe Körperbewegung des Großstadtmenschen rechtfertigt keine große Zufuhr von Kohlehydraten. Auch unsre durchschnittliche Eiweiß-Ration ist zu hoch gegriffen. Selbst mäßige Menschen sind in diesen Dingen immer noch viel zu ängstlich. Der Fall des Luigi Cornaro, der mit einer täglichen Nahrungsmenge von einem Ei und etwas Wein bei völliger Gesundheit ein Alter von mehr als hundert Jahren erreichte, ist bekannt. Napoleon, sicherlich ein

Organismus von sehr aktivem Stoffwechsel und Energieverbrauch, sagte: „So wenig Nahrung man auch zu sich nimmt, man ißt doch immer zuviel. Man kann vom Zuviel-Essen krank werden, vom Zuwenig-Essen nie. Die Natur hat mir zwei wertvolle Gaben verliehen. Die eine: den Schlaf zu jeder Stunde, an jedem Ort. Die andre: die Unmöglichkeit, im Essen und Trinken Exzesse zu begehen.“ Daß der Verdauungsprozeß die geistige und seelische Tätigkeit bis zu einem gewissen Grade hemmt, kann ja tatsächlich jedermann täglich an sich selbst beobachten. Kräfte, die für andre, höhere Zwecke verwendet werden könnten, werden absorbiert. Das Heizmaterial wird unten benötigt und mangelt daher oben. Und wenn Enthaltsamkeit im Essen den meisten Menschen Unbehagen erzeugt, so darf man nicht vergessen, daß der menschliche Organismus so bewundernswert elastisch und anpassungsfähig ist, daß er sich an das Viel und das Maximum ebenso leicht gewöhnt wie an das Wenig und das Minimum. Der Uebergang von einer reichlichen zu einer geringen Nahrungszufuhr wird daher immer mit gewissen Beschwerden verbunden sein, man hat es aber da lediglich mit Entziehungserscheinungen zu tun, die bald vorübergehen. Auch der Arsenik-Esser fühlt sich nicht wohl, wenn er seine Arsenik-Ration einschränkt, und doch wird niemand behaupten wollen, daß hierin ein Indizium für die Schädlichkeit geringern Arsenik-Konsums zu erblicken sei. Was also Fletcher über die Quantität der Speisen vorschreibt, läßt sich ohne weiteres rechtfertigen.

Auch daß eine Speise leicht verdaulich sein soll, wird niemand bestreiten wollen. Es ist dies ebensosehr eine Tatsache der Hygiene wie der allgemeinen Kultur. Wenn man näher zusieht, so wird man bemerken, daß die Nahrung mit zunehmender Zivilisation immer unkomplizierter und unbeschwerlicher wird, sodaß sich gradezu eine Art Hierarchie der Küche aufstellen läßt, die von unten nach oben sich zusehends vereinfacht, entfettet, entsüßt, entmehlt: wenn man mit der für unsre Begriffe nahezu bis zur Ungenießbarkeit überwürzten, überzuckerten und überfetteten Zubereitung des Orients beginnt und sich über Ungarn, Oesterreich und Süddeutschland nach Norddeutschland begibt, wo die Menüs fast ausschließlich von gebratenem Fleisch, Naturgemüsen, Eiergerichten und Käse bestritten werden.

Aber daß der Mensch sich nur noch von Brei ernähren soll, ist bedenklich. Denn was geschieht dann mit seinem Darm? Die Darm-Muskulatur ist eine Muskulatur wie jede andre. Nun hat aber bekanntlich jeder Muskel die Eigenschaft, daß er durch Inaktivität degeneriert: er „atrophiert“. Wer einen kräftigen Bizeps haben will, der turnt: er „belastet“ also seinen Bizeps, soweit es dieser nur erträgt. Die Folge einer habituellen Ernährung durch Fletchern wäre ganz einfach Darm-Atonie.

Man wird sich vielleicht erinnern, daß auch Peter Altenberg vor einer Reihe von Jahren in seinem Buch ‚Prodromos‘ eine

ähnliche Theorie vorgebracht hat. Er stellt darin unter anderm die Regel auf, man solle womöglich nur Pürees genießen. „Eine Speise zu sich nehmen, die nicht eine unbedingte Notwendigkeit ist für den Organismus, und nicht zugleich leichtest verdaulich ist, wird einmal als ein Vergehen gegen die Sittlichkeit beurteilt werden." „Sauge einer jeden Speise ihre Kraft, ihre Seele aus, vermeide ihre Ueberflüssigkeiten. Was zu einem leichten Brei vermittels der Zähne und des Speichels verwendbar ist, das schlucke hinunter. Das andre — schlucke nicht hinunter!" Und einmal läßt Altenberg den „Idioten' sagen: „Aber wenn man es gut zerkaut!" und repliziert sofort: „So friß doch Leder, in einer Feinhackmaschine zu Brei zerrieben, also noch besser zerkaut!" Darauf könnte ihm aber wieder der Andre, wenn er eben nicht ein Idiot wäre, sofort die Gegeneinwendung machen: „Die Zellulose, ein wesentlicher Bestandteil unsrer täglichen Nahrung, ist ebenso unverdaulich wie Leder." Und es gibt nicht wenige Physiologen, die sie gradezu empfehlen: eben als Anregungsmittel für die Peristaltik. Bunge hat den Versuch gemacht, Kaninchen mit zellulosefreier Nahrung zu füttern. Es kam zu Stockungen der Darmbewegung, und die Tiere gingen ausnahmslos an Darmentzündung zugrunde. Mäuse, die ausschließlich mit Milch gefüttert wurden, starben an Darmverschlingung. Nun ist der Darm des Menschen allerdings nicht so lang wie der der Pflanzenfresser, eine Lebensgefahr besteht in der Aufnahme zellulosefreier Nahrung daher nicht; trotzdem erhellt aus diesem Experiment mit genügender Klarheit die große Bedeutung, die die Zellulose und ähnliche „unverdauliche" Substanzen als mechanisches Reizmittel auch für uns besitzen müssen. Und so kämen wir denn zu dem Schlusse: Entweder ist die ganze Brei-Ernährung eine bloße Krankenkost, eine Notdiät für Organismen, die bereits so geschwächt sind, daß sie den normalen Ansprüchen, die die Nahrung an den Verdauungskraft stellt, nicht mehr genügen können, oder sie birgt die Gefahr, daß ein Organsystem unsres Körpers systematisch zur Leistungsunfähigkeit, ja zur Rückbildung gebracht wird.

Hier jedoch könnte man die Frage erheben: Und warum nicht? Warum sollte die Entwicklung des Menschen nicht in einer Rückbildung der Verdauungswerkzeuge liegen, da sie doch offenbar in seiner zunehmenden Vergeistigung liegt? Wäre es nicht möglich, daß mit dem allmählichen Wegfall dieser Organe, die den tierischen Funktionen unsres Körpers dienen, eine Art Subtilisierung und Aetherisierung der Menschheit Hand in Hand ginge?

Sehr oft ist das, was wir Krankheit nennen, nichts als eine Form der Vergeistigung, und selbst in Fällen echter Krankheit hat man schon oft beobachtet, daß die geistige Leistungsfähigkeit sich nicht nur nicht vermindert, sondern zunimmt. Das Problem vom Wert der Krankheit hat daher einige der tiefsten modernen Denker höchst ernsthaft beschäftigt. Hebbel sagt in seinen Tage-

büchern: „Die kranken Zustände sind übrigens dem Wahren näher wie die sogenannten gesunden." Und Novalis erklärt ganz dezidiert, die Krankheiten seien wahrscheinlich „der interessanteste Reiz und Stoff unsres Nachdenkens und unsrer Tätigkeit": wir kennen nur noch sehr unvollkommen die Kunst, sie zu benützen; und er schließt mit den Worten: „Könnte Krankheit nicht ein Mittel höherer Synthesis sein? Fängt nicht überall das Beste mit Krankheit an?" Am häufigsten aber hat Nietzsche, der erbittertste Bekämpfer der modernen Dekadenz, die Bedeutung hervorgehoben, die die Krankheit für die Selbstzucht des Geistes und die psychische Entwicklung zumal des künstlerisch veranlagten Menschen besitzen kann. Ja, wir müssen sogar sagen, daß der Mensch der Zukunft sich uns notwendigerweise als ein in tieferm Sinne kranker Organismus darstellen muß. Das lehrt uns ein einfacher Analogieschluß hinsichtlich der Vergangenheit. Einem Menschen aus der Zeit Karls des Großen würde ein moderner Europäer zweifellos als ein physisch sehr heruntergekommenes Wesen erscheinen. Sämtliche Tiere halten den Menschen ganz bestimmt für höchst degeneriert. Aber selbst innerhalb der Tierwelt zeigt es sich, daß höhere geistige Entwicklung eine Art Degenerationsprodukt ist. Ein Jagdhund ist dekadenter als ein Fleischerhund, und dieser ist wiederum dekadenter als ein Ochse.

Neue Physis wirkt immer zunächst krankhaft. Alle Logik tritt zuerst als Unlogik in die Welt, alle Gesundheit als Ungesundheit. Woher kommt es denn, daß die jüngere Generation noch jedesmal von der ältern für dekadent, verdreht, minderwertig erklärt wurde? Hat es schon jemals, soweit wir die Geschichte verfolgen können, einen ältern Jahrgang gegeben, der gesagt hätte: „Ja, wir geben es zu, die heutige Jugend ist fortgeschrittener, leistungsfähiger, lebenstüchtiger, einsichtsvoller als wir"? Was haben wir allein in den letzten anderthalb Jahrhunderten in Deutschland an „geistigem Niedergang" erlebt! Der ‚Sturm und Drang' war übergeschnappt, wild, zügellos, ohne Vernunft und Sitte. ‚Werther' war ein Evangelium der Schwäche, die ‚Räuber' ein Vademecum für Verbrecher. Die Romantiker sprengten alle Gesetze des Anstandes und der Moral und gefielen sich in Verstiegenheiten. Das ‚Junge Deutschland' erschütterte die Grundfesten des Staates und der Gesellschaft. Der Naturalismus hob die Häßlichkeit auf den Schild, Ibsen war ein Apostel der Hysterie, Nietzsche der Lehrer der zynischen Ichsucht. Es ist nur zu verwundern, daß die Menschheit diese ununterbrochene Folge fortschreitender Degenerationen überhaupt überstanden hat und nicht schon längst zusammengebrochen ist.

Lassen wir daher den kommenden Menschen nur ruhig dekadieren. Vielleicht wird er wirklich einen schwächern Darm haben, einen kranken Darm, gar keinen Darm — aber dafür vielleicht andre Dinge.

Karl Kraus von Berthold Viertel

V.

Man erinnert sich: als die Kunst der Gegenwart beikommen wollte, da mußte sie eine neue Art der Naturwahrheit anstreben und nannte sie Naturalismus. Das war damals, als die Kunst sich der Banalität zu erbarmen und dem modernen Menschen sogar seine soziale Frage — diese Kapitalsfrage im Doppelsinn des Wortes — zu lösen versuchte. Von dieser Wirklichkeit gewürgt, schrie die Kunst auf, mit einem entsetzlichen, unartikulierten Schrei, der in allen Tonarten von unsrer Bühne herab erklang, als der gellende Kampfruf des aufmarschierenden Vierten Standes und, intim gedämpft, als die zahmere Klage der Kultur besitzenden Stände, als Seufzer der schönen Seele, die nivelliert wurde; bis, zuletzt, heute, die Not der Kunst in den röchelnden Urgellauten einer neusten berliner Lyrik erstirbt, dem häßlichsten Gelalle, das je einer zerbrochenen und zerfetzten Leier entrungen wurde. Er ist zweifellos echt, dieser lyrische Krampf! Denn was hat die Kunst nicht alles getan, um das Material der Zeit zu nützen und sich dem heutigen Menschen anzupassen; war sie doch kaum mehr von der Statistik zu unterscheiden, als Zola seine Evangelien zu dekretieren sich erkühnte! Der Mensch, von der Wirtschaft konsumiert, von der Technik entseelt, ein in den Betrieb gespanntes Nervensystem, erhob seinen schwachen Protest, den das Geräusch der Allerweltsmaschine übertönte. Bis sich die Kunst, über so viel Vergeblichkeit erzürnt, von der Wirtschaft ab- und jener Leidenschaft wieder zuwandte, die durch Erreichbares nicht befriedigt und erschöpft werden kann.

Was aber erreicht worden war: der neue Mensch — ihn stieß der wertende Geist mit einem Abscheu zurück, der in der Geschichte der Jahrtausende seinesgleichen nicht hat. Der neue Mensch war eben jener „letzte Mensch", den idealisch zu überwinden Nietzsche seinen „Uebermenschen" halluzinierte; den praktisch zu überwinden Nietzsche ein Jahrhundert der grauenhaftesten Kriege für nötig hielt — welches angesagte, glorreiche Jahrhundert denn auch recht pünktlich begonnen hat. Oder man überlasse sich den riesenhaften Pamphleten Dostojewskijs gegen diesen neuen Menschen, den wir, auch in der russischsten Verkleidung, wie uns selbst kennen, und dem keinen geheimsten Schlupfwinkel zu lassen der unerbittlichste Psychologe aller Zeiten sich so furchtbar gerüstet hat. Die Gegenwehr der Restbestände an Kultur und Natur, welche Europa noch besaß, war also nicht gering, auch wenn ihr nichts sonst gedient hätte als nur die Seelen- und Geisteskraft dieser beiden Ueberzeitlichen: im Westen und im Osten, im Niedergang und im Aufgang der Sonne Europas, Nietzsche und Dostojewskij. Die einzige große schöpferische Gelegenheit, welche die Zeit bot, war das Nihil! Eine Kulturkrise brauchte keine Künstler, sondern Propheten.

Und die Frage der Zeit nahm eine allzumenschliche — vielleicht ihre eigenartigste — Wendung in der Frauenfrage. Nachgeborene mögen staunen, daß wir plötzlich mit solcher Dringlichkeit, so methodisch und so

radikal, nach dem Weibe zu fragen, das Weib zu suchen und zu deuten begannen, als hätte erst heute Adam die Rippe verloren und seltsam verwandelt wiedergefunden! Erst ging es um Gleichberechtigung; die Epoche suchte in der Frau den Menschen, und zwar den modernen Menschen. Da fand sich die Hysterika. Aber bald wurde diese Oberflächenbewegung — die Oberfläche der Zeit bewegte sich! — durchkreuzt und durchbrochen von einem vulkanischen Stoß tieferer, heißerer Schichten. Den modernen Menschen hatte das Weib, das ihm glich, nicht genug gefreut. Ein Müssen riß ihn hin zum Gegensatz. Man suchte bald, mit tragischer Besessenheit, die elementare Frau, die absolute Frau, die Frau überhaupt. Und da kamen die Entdeckungen, fiebernd vor Neuheit, die Aufschlüsse: es war ein Ertappen, ein Erraten, ein Finder-Glück und -Leid ohnegleichen. Den Sehern dieses Unglaubhaftesten, des Weibes in seiner üppigen Eigenwilligkeit, gingen die Augen über, und sie warfen sich anbetend nieder vor der majestätischen Naturgewalt, die sie entschleiert hatten. Zum ersten Mal, so schien es, versuchte man die Frau nach ihrem unabänderlichen Gesetz zu begreifen. Nichts Neueres hatte man zu erfahren als dieses Urälteste, und niemand war sich der Paradoxie einer so verjährten Ueberraschung recht bewußt. Und diese Paradoxie zeichnete sich flammend an alle Wände der Zeit. Dieser Paradoxie verdankte unsre Kunst ihre seltenen heroischen und paradiesischen Augenblicke. Oder ist, als der Kampf der Geschlechter zum Drama unsres Lebens geformt wurde, irgendwo auch die Verherrlichung des Mannes geglückt? Der Mann brachte es überall nur zur Tragikomödie, zum Pamphlet, zur Satire. Die Tragödie, im extremen Einzelfall Strindberg, entartete zum Verfolgungswahn, zur Tollwut, zur Selbstzerfleischung. So zieht sich die merkwürdige Reihe der verzerrten Porträts des Mannes von Jacobsen, Flaubert, Ibsen — über Wedekind, Heinrich Mann, Sternheim, Shaw — zu Karl Kraus.

Karl Kraus war in diese Konstellation hineingeboren und paßte hinein, ohne sich erst anpassen zu müssen. Dieser entschiedenste Antipode erlebte unsre Welt vom andern Pol her. Für ihn war die Frage nach der Frau — sofort — die Frage nach dem Mann. Der Mann fragte; der Satiriker wußte den Mann fragwürdig — und so verstand er die Frage. Die Frau fühlen hieß: sich ermannen. Weil dem Mann sein Absolutes geschwunden war, tastete er wankend nach der Absolutheit der Frau. Indem er das Elementare des Weibes erlebte, belebte er nur sein eignes ersterbendes Element. Man legte es durchaus auf das Elementare an, aber man erzielte meist nur das Extreme. Das bedeutete: daß, auch wer sich verzweifelt spannte, kaum noch den letzten äußersten Rand der Mannheit zu erreichen vermochte. Eine schauerliche Verarmung. Der Erbe aller Bildung, der Virtuose der Wissenschaften — da buchstabierte er nun das A-B-C! Der allmächtige Produzent hatte ein kleines Berufsgeheimnis zu verbergen: er war steril.

Als Simsons Haupthaar fiel und der geschorene Zivilisationsbürger zum Vorschein kam, da war nicht etwa der Gattungswille versiecht. Und sexuelle Routine würde das Uebermaß der Natur, das Jiujitsu die Athle-

tit auch heute noch auskömmlich ersetzen; die Nerven könnten noch manches lohnende Stück spielen, wo die Muskeln erlahmen: wenn der moderne Berufsmensch, der Spezialist seiner Arbeitsteilungen, der Graduierte, der endgültig Zivilisierte nicht ein Unendliches an innerer Wesenheit eingebüßt hätte. Nur der Schwund der Phantasie machte ihn zum Eintritt in eine entzauberte Welt, in die Welt des Reglements tauglich. Wie stolz war die Aufklärung, mit allem Glauben fertig geworden zu sein; aber, sonderbar, wenn man ihn erst los ist, glaubt man sich selbst nicht mehr. Und die totsichersten Wirklichkeiten ersetzen nicht den Verlust an Idee! So kam es denn, daß der Mann seine Herrschaft über das Weib offiziell wohl behielt, aber der uralte Seelenbann sich bedenklich lockerte. Hatte der Mann auch stets der Gefährtin Wesen vergewaltigt — nun ging keine Illusion mehr von ihm aus, die seine notdürftigen Zwecke geadelt hätte. Wo ist denn Seine Ehre, die Sie wahren muß, wo lebt denn sein Ideal, das sie spiegeln soll? Wo gedeiht denn der Wuchs der Persönlichkeit, die, wenn sie liebt, enteignen darf? Dabei hat der Versuch des Mannes, der Frau gegenüber seine Gottähnlichkeit zu behaupten, sich in dieser Zeit als ebenso vergeblich erwiesen, wie sich jener andre Versuch, die Frau zu emanzipieren und mit ihr auf gleichem sozialen und ethischen Niveau zu paktieren, als höchst gefährlich offenbarte. In der Lügenpraxis war sie ihm schließlich ebenso über wie in der Geschlechtspraxis, in der Weltläufigkeit hatte sie ihm bald einen Vorsprung abgewonnen, den er auch mit unbedenklichster Aufopferung all seiner imaginären Werte nicht mehr einzuholen vermochte, und während die ethische Fessel, mit der er den Naturtrieb hatte bändigen wollen, ihn selbst schleifte und würgte, entsprang ihm gegenüber die befreite Megäre Strindbergs, die rächende Furie ihres Geschlechts. Da sie einander nicht mehr zu täuschen vermochten, wurde der Kampf schonungslos. Irrsinnige Tragödie, wenn der allmächtige Mann zuletzt auch nicht sein kläglichstes Lebensrecht, ja nicht einmal seine Vaterschaft gegen den tollgewordenen Egoismus der Gefährtin zu schützen vermag!

Nur aus der gewalttätigen Parteiung zwischen Mann und Weib, welche zu dieser Zeit den Gegensatz der Geschlechter ins Unversöhnliche trieb, nur aus der rasenden Entzweiung zwischen der einen Hälfte der Menschheit, welche an der Natur gesündigt hatte, und der andern Hälfte, welche die beleidigte Natur rächte, kann ich verstehen, daß ein wahrhaft heroischer und mit Geniekräften unternommener Versuch, die Idee des Mannes wieder zu ihrer vollen Höhe zu erheben, der vereinzelte Versuch eines Jünglings, Otto Weiningers, so furchtbar entgleiste. Otto Weininger hat seine hellseherische Vision vom absoluten Weib nur verkünden können, indem er sich auch zum Sprecher für den Haß und die Furcht der Zeit machte, und er glaubte die Integrität des männlichen Charakters durch die Art zu retten, wie er seinen kategorischen Imperativ zwischen Mann und Weib setzte. Er hatte die beiden Pole der Welt willkürlich auseinandergerissen, und nun riß ihn der verstoßene Pol nach, mit einem Gegenruck, der an Urkraft die Entschiedenheit des philosophischen Gewalttäters noch übertraf. Wer den „Liebeshaß" ermißt, der

in Weininger das Bild der Frau gestaltete, das erotisch Affektive, das dieses Denken überhitzte: der kann sich einer geschlechtlichen Deutung des Vorgangs nicht erwehren, als ob auf einen idealen Lustmord, Vernichtung des Wesens W, ein realer Opfertod, der Selbstmord des Denkers, gefolgt wäre. Aber wenn es auch unmöglich bleibt, den Entschluß eines Einsamen zu enträtseln; wenn auch der letzte Wille, der das Rätsel ungelöst mit sich hinübernahm, unbedingt durch Schweigen geehrt werden sollte: der charakterologische Denker, der die Welt von Grund auf bipolar konzipiert hatte, handelte bereits mit selbstmörderischer Gewalttätigkeit, als er das ewige Spiel der Gegensätze durch eine dogmatische Wertung sprengte. Ich kann mich des Glaubens nicht entschlagen, daß Otto Weininger an seinem Haß, an seiner Liebe herrlich gewachsen wäre, wenn nicht seine verzehrende Jünglingsseele zu rasch, zu unerbittlich eine materiell restlose Deckung des Lebens mit der ersehnten Idee gefordert hätte. Ihn zerriß der Krampf der Epoche, von der kranken Wurzel her; nicht das hohe Streben, sondern die ausfahrende Sucht nach unangemessenen Maßen.

Als Karl Kraus ‚Geschlecht und Charakter' gelesen hatte, schrieb er an Otto Weininger: „Ein Frauenverehrer stimmt den Argumenten Ihrer Frauenverachtung begeistert zu." Der entscheidende Wert dieses scheinbaren Paradoxons besteht in der kritischen Unbefangenheit, mit der hier eine schnurgrade Logik die Grenze wahrt, wo organische Gestalt und willkürliche Meinung aufeinanderstoßen, wo reines Erkennen sich mit leidenschaftlichem Bekennen zu vermischen strebt. Es ist zugleich die Grenze, wo die Ethik von der Aesthetik, das Sehen vom Sein abzweigt, und wo niemand schwerer verzichtet als der Künstler, den ein sittliches Pathos erfüllt. Karl Kraus nahm nicht Partei wie Strindberg, der aus der infernalischen Ehe des Neurotikers mit der Hysterika den Dichter retten mußte: der Tragiker, der das Geschlecht pathetisch nimmt und die Ohnmacht der männlichen fixen Idee erleidet, welche das Weibliche zwingen will und ihm erliegt; dessen Bekenntnis des Geschlechtshasses deshalb so erschütternd wirkt, weil sich die praktische Schwäche der denkerischen Position vor den Augen der Zuschauer in sich selber rächt und verurteilt. Karl Kraus nahm auch nicht den idealen Ausweg Peter Altenbergs, des durch die Trivialität traumwandelnden Troubadours, der, die aesthetische Sendung der Frau verkündend, die Frau in die Ferne rückte, um sie betrachten zu können — ein Platoniker, der Welt ihren Willen verbietend, damit sie als Vorstellung zu genießen sei; und zuletzt ein Don Juan der Seele. Karl Kraus drohte auch nicht die Gefahr Frank Wedekinds, der wohl die Not der Zeit gestaltet hatte, als er die Komödie des männlichen Besitzwahnes zur Tragödie der Frauenanmut verdichtete, aber scheitern mußte, als er, den sexuellen Mann als seinen Helden krönend, das volle heroische Maß ertrotzen wollte — auch er aesthetische und ethische Werte, durch dogmatische Gleichsetzung, zu Unrecht verquickend.

Karl Kraus war von Natur aus gegen alle diese geistigen Versuchungen gefeit. Karl Kraus war und blieb der Satiriker. Er war, von

seiner satirischen Praxis her, der Sachverständige, was die heute gängigen männlichen Werte anlangt, und er schien durchaus nicht geneigt, was der Mann an Geist und Charakter schuldig blieb, von der Frau einzufordern. Während er selbst mit aller Schroffheit seiner männlichen Bestimmung folgte, gehörte sein inbrünstiger Dank den Frauen, die die ihrige erfüllten und in diesem kurzen Dasein die Wohltat der Natur spendeten, die aesthetische Entschädigung für all den schweren ethischen Schaden ringsum. Auch noch die Befriedigung eines realen leiblichen Bedürfnisses war ein unschätzbarer positiver Gewinn neben der Hervorbringung falschen Geistes, als eines doppelt Negativen, und die Herren der Schöpfung in Amt und Würden, die mit ihrer Meinung und Gesinnung, mit Verstand und Vernunft, mit dem Charakter Handel trieben, durften nicht rechten, wenn auch das Weib seine Gaben der kapitalistischen Währung unterwarf. Es hieß wohl von der Phantasie des Mannes zuviel verlangen: daß das Weib über die Währung hinaus werten sollte. Hier trotzdem werten — den Zauber des Erlebens, eine Illusion —: das vermochte am Ende nur der Künstler. Der Dichter, für den die nach sozialer Geltung Verlorenen Unendliches gewonnen haben können! „Sie setzen sich allen Pfeilen aus, die die soziale Welt für ihre Leugner bereit hält, leisten der Natur Gefolgschaft und gehen in dem Vernichtungskriege unter, der das hehrste Schauspiel dieser subalternen Zeit vorstellt. Was weiß ein Staatsanwalt davon! Verstünde er es, wenn ihm ins Hirn gebrannt würde, daß das Hurentum das letzte Heroentum einer ausgelaugten Kultur bedeutet?" Wo das Gesellschaftsmännchen die Helferin seines tristen Bedürfnisses, die Wahrerin zugleich und Retterin seiner gesellschaftlichen Regel, mit Geld und Verachtung belohnt, hat der Künstler geliebt, ist der Pamphletist seiner Artverwandten, der großen Hetäre, begegnet, die, wie er, tabula rasa macht mit allen Halbheiten, mit allen Minderwertigkeiten und den vollen Rausch der Sekunde nicht weniger unerbittlich emportreibt als er die geistige Erfüllung. Der Traum einer aesthetischen Vollendung, den sie in der Seele des Künstlers zeugt, auch wo sie leiden macht, verklärt noch die geringste, die unscheinbarste ihrer leidenden, rauschlosen, traumentblößten Schwestern.

Nichts tat so not, wie in diesen Bereichen unverlogen erleben zu können, unverlogen erleben zu müssen! Hier wird dem Menschen, als dem instinktgeschwächten Tier, die öffentliche Meinung, als der irregeführte Geist, zur Katastrophe der Vitalität. Welche teuflische Tücke, das Atmen verdächtig zu machen, sodaß die Aermsten, mit schlechtem Gewissen atmend, eines Tages, da ihnen die Angst in die Luftwege gerät, zu ersticken drohen! Man weiß nicht: war es dringender für das Geschlecht, daß vom unwillkürlichsten Fühlen die Beleidigung, die Beschmutzung abgewehrt wurde; oder für die Seele, daß sie sich einer selbstmörderischen Problematik entzog; oder für den Geist, der über einen an heroischem Schaffenstrieb und freudiger Sinnenfülle verarmten Welt versiechte; oder für die ethischen Kräfte, die, statt den Mann gegen das feindliche Leben auszurüsten, ihn gegen die Wohltat im eignen Blut bewaffnen, und ihn zu einem verzweifelten Lügner machen, wo er liebt?

Wehe, wenn die vorgebliche Absicht der Sitte geglückt, die Ethisierung der Sexualität restlos gelungen, die Verachtung der Sinne in die Nerven eingedrungen ist! Dem so gelähmten Menschen, dem Neurotiker, hilft kein Gott in den Himmeln aus dieser kläglichsten Misere, die das Leben an der Wurzel vergiftet, kein Planen und Gedeihen mehr zuläßt, den Willen bricht, den Geist entmündigt! Hier wächst nicht mehr Freiheit, Menschenwürde, hier bleibt nicht mehr das höchste Glück der Menschenkinder die Persönlichkeit: wenn der Mensch nicht mehr Mensch unter seinesgleichen zu sein vermag; wenn er sein Auge feig niederschlagen muß vor der rosigen Schönheit und zu den Lemuren fliehen, auf daß sie ihn atzen; wenn er sich schwachgekrümmt drücken muß, wo er liebt, damit er nicht in erbärmlichstes Unglück stürzt, was er liebt — dann ist dem Elenden kein Aufwand zu groß, um eine Sekunde tierischer Gewöhnlichkeit zu erjagen, und koste es das Leben! Dieser Desperado da, kaum noch menschenähnlich — und ein Kulturschöpfer? Wenn er schon ausgeschlossen ist vom Reigen der Lebendigen, wird er mit einem letzten Rest natürlichen Verstandes begreifen, daß sein Geist wenigstens sich einfügen muß in die Ordnung der Natur, und daß ein rettender Gemeinplatz, der sein Denken mit dem Trieb in Uebereinstimmung bringt, ihm besser taugt als der leibhaftige babylonische Turm der Philosophien und Künste und Religionen der Jahrtausende.

Erst wer diese unselige Problematik von allen Seiten her durchlebt hat, wird ermessen können, welch eine Befreiungstat ein Schriftsteller wie Karl Kraus plante, als er mit dem Wulst der Zeit und all ihren nicht fundierten Geistigkeiten und im Innersten verlogenen Sublimierungen reinen Tisch machte und vom niedrigsten Grunde der Sozialität her das erotische Leben selbsttätig aufzubauen begann. Im „leichten Leben", das oft genug ein besonders schweres Leben sein mag — als Kriegszustand der tückischsten Konkurrenz, in den Mißformen des Wuchers, der Erpressung, der Enteignung gesetzlos wüstend — erkennt der Denker das heroische Gesetz des Eros, dem jeder verfällt, dem keiner entgeht, als dem erhöhenden, Auslese treibenden, immer aber den Sinn des Lebens erzwingenden Gesetz. Nicht wie der Asket, der den Kampf flieht, um ihn im eignen Innern wieder aufzunehmen: als ein Kämpfer der Liebe, der den Eros aufsucht, um aus Genuß und Leid, aus dem Erlebnis, die erotischen, die aesthetischen Werte, den durchglühten gereinigten Geist des Erlebnisses zu gewinnen, und, so bereichert, jenseits des Erlebnisses seine männliche Freiheit um so entscheidender zu wahren, umso stärker zu befestigen. Und welch ein großzügiger ethischer Aspekt eröffnet sich, wenn die Liebe eines Künstlers das Naturrecht der Frau mit anarchischer Rücksichtslosigkeit wahrt! Nicht nur daß heute das in eine teuflische Enge getriebene Geschlecht diesen kühnsten Durchbruch als einen verzweifelten Notausgang erstreben muß! Wenn der Künstler so die Naturwerte der Frau bejaht, vollzieht er eine ethische Rettung an der ganzen amoralisch blühenden Natur und rettet nicht zuletzt den verantwortlichen Charakter des Mannes als eines Liebenden, eines Führenden, eines Beschützenden des Lebens, das in seine Hand gegeben ist.

Karl Kraus ähnelt hier dem großen Mitleidigen, Friedrich Nietzsche, dessen großer Zorn nur Mitleid war mit der Freude, mit dem Gedeihen der Art, mit der zauberhaften, von der pseudochristlichen Idee schwer bedrängten Ja-Idealität des unmittelbaren Lebens. Nietzsche, dieser Zarteste, dieses Genie der Güte, rief den Haß zu Hilfe und die Härte, weil der Segen noch immer nicht kommen wollte. Nietzsche rüttelte den Deutschen Menschen, um ihn wachzurütteln; er peitschte die Deutsche Seele, damit sie sich mit Blut fülle. Als ein Sturmwind kam Zarathustra, diese dürre, kärgliche Erde zu befruchten, indem sein dithyrambisches Lebensgefühl über die sozialen und geistigen Niederungen dahinbrauste und als ein Licht- und Feuerregen niederging. (Während der Satiriker drunten im Pferch der Zeit den Geist züchtet!) Furchtbarstes Rätsel der Deutschen Kultur: daß Goethe gelebt hat!

Der neue Burgtheaterdirektor

von Stefan Großmann

Schlechte Zeit für die Wahl eines Theaterdirektors. Man hat jetzt andre Sorgen. Der neue Obersthofmeister, für die Wahl des Burgtheaterdirektors verantwortlich, ist ein ausgezeichneter Mann, politisch aufgeklärt, ein unabhängiger Charakter, volksfreundlich, von Standesvorurteilen befreit, er besitzt eine Reihe von unbezweifelbaren sittlichen und politischen Qualitäten, künstlerische Neigungen könnte er von seiner Mutter, die einst Hebbels Leben erhellt, geerbt haben. Die künstlerischen Menschen, die ihm näher getreten sind, rühmen seine Konzentration aufs Politische. Noch fehlt in dem großen, mit Bedacht, Plan und Menschenkenntnis zusammengesetzten Kreis um Kaiser Carl ein wirklicher Berater in Kunstfragen. Der junge Kaiser hat in der Wahl seiner Berater eine sehr glückliche Hand bewiesen. Graf Czernin, Hohenlohe, Berchtold — Männer, wie man sie sich um einen von höchstem und schönstem Ehrgeiz erfüllten jungen Monarchen wünscht. Eine nicht ganz unwichtige, namentlich in Oesterreich nicht bedeutungslose Stelle bei Hof wäre noch zu besetzen: der Kunstmarschall! Grade in diesen Dingen war Franz Ferdinand nicht gut beraten, wie schon ein Gang durch die Säle der neuen Hofburg beweist. Kaiser Carl scheint Franz Josefs schöne Bescheidenheit in Fragen des Geschmacks übernommen zu haben. Das Burgtheaterproblem ist in diesen Tagen noch nicht gelöst, nicht einmal aufgerollt worden.

*

Kein Zweifel: die Erneuerung des Burgtheaters gehört ins Kaiserprogramm. Was wir jetzt in Oesterreich von dem großen Plan zur Erhaltung und Erneuerung des Reiches sehen, ist ja nur das kurze, dringliche Tagesprogramm. Das wichtigste Wort heißt jetzt: Volksrindfleisch. Andre Wichtigkeiten von heute: der Kampf gegen den Kriegswucher, die Säuberung der Heeresbereitschaft von den warmen Unterströmungen der Korruption. Das gibt unauf-

schiebbare Arbeit bis in die tiefe Nacht. Aber die grundlegende Arbeit kommt erst. Dann wird auch das Burgtheaterproblem offen ausgesprochen und klar beantwortet werden müssen.

Die entscheidende Burgtheaterfrage wird die sein: Für wen besteht es? Noch wissen die Wiener nicht genau, daß der kleine, feine Salon des alten Burgtheaters endgültig verschwunden ist. Sie haben in mehr als fünfundzwanzig Jahren nicht erkennen gelernt, daß der pompöse Kasten des neuen, will sagen: fremden Burgtheaters seinen Geist, seine Atmosphäre noch nicht gefunden hat. Das „neue" Burgtheater wird endlich alt werden und dann mit gutem Gewissen abgebrochen werden müssen. Gelingt es — und es hat den Anschein, als gelänge es — dem neuen Kaiser, eine oesterreichische Elite um sich zu sammeln, dann wird sich das Bedürfnis nach einem feinen, kleinen Haus für diese durch eine neue Gemeinsamkeit verbundene Gesellschaft unabweisbar einstellen. Man wird wieder ein kleines Burgtheater brauchen. Die Geister oesterreichischer Heiterkeit werden in dieses feine, intime Haus einziehen. Aber, versteht sich, dies ist erst eine Aufgabe für übermorgen.

Demokratische Geister werden fragen: Wie? Du redest in diesen Tagen der zwingenden Demokratisierung von einem wiederherzustellenden aristokratischen Hause? Ja! Aber dieses kleine Burgtheater wird nur bestehen neben zwei oder drei großen neuen Burgtheatern. Ich, der ich zehn schöne Jugendjahre der wiener Volksbühnenbewegung gewidmet habe, weiß heute: Die Burg kann ihr aristokratisches Ideal nur gelassen verwirklichen, wenn sie gleichzeitig ihre demokratische Pflicht getan hat. Nicht aus dem Innern einer politischen Partei kann die kommende Volksbühne geboren werden, sondern aus der Machtfülle und Toleranz eines kaiserlichen Maecens. Der Kampf gegen die wiener Operettenbildung kann nur von der stärksten Macht im Staate ausgehen. Man wird in zehn Jahren k. k. Volksbühnen in Oesterreich errichten . . . . Sie werden ihr Teil zur Erlösung vom Gassenhauer betragen, sie werden Festungswerke in den slavisch unterwaschenen Grenzbezirken Wiens sein, denn, wie ich schon vor Jahren schrieb: in Wien wird nicht durch K. H. Wolf, sondern durch Girardi germanisiert. Der neue Kaiser kann sich, um sein Volk zu formen und zu bilden, keine edleren Werkzeuge wünschen als eben diese k. k. Volksbühnen. Was Josef der Zweite plante als er das Hofburgtheater in eine Nationalbühne wandelte, das wird, so hoffen viele, Carl der Erste mit Hohenlohes Hilfe zwischen 1920 und 1930 ausführen. Diese demokratisch erstarkte Institution darf sich daneben ein kleines aristokratische Institut gönnen, das den zartesten seelischen Bedürfnissen genügt. Das kleine alte Burgtheater wird wiedererstehen, wenn es daneben zwei oder drei Volksburgtheater geben wird. Deshalb müßte man alle unsauberpfiffigen Projektemacher, die heute in Wien Theater und Wirtshäuser für Fünftausend gründen wollen, kategorisch abweisen. Die

Theatergeschäftemacher sollten sich fernhalten vom Volksbühnengedanken, der dem Staate oder dem Kaiser gehört.

*

So betrachtet, darf man die Ernennung des Hofrats Max von Millenkovich mit Gelassenheit aufnehmen. Er ist ein gebildeter, liebenswürdiger, durch lange Ministerialpraxis schlau gewordener Mann in den Fünfzigern. (Der Erneuerer wird jünger sein.) Er hat seine Meriten. Er ist ein musikalischer Mensch. Ist für Richard Wagner heiß, für Hugo Wolf und Anton Bruckner begeistert eingetreten. Hat Operntexte für den deutschgesinnten Komponisten Josef Reiter verfaßt. Ob er von den Bedürfnissen des heutigen Burgtheaters auch nur das Landläufig-Selbstverständliche weiß, ist unbekannt. Er wird jedenfalls das Orchester des Burgtheaters, durch seine Miserabilität berühmt, zu reformieren wissen . . . Er hat eine Programmrede gehalten, die in einigen Sätzen verstimmen mußte. Wichtigstes Bekenntnis: er wolle dem „christlich-germanischen Schönheitsideal" dienen. Was heißt das? Christlich-germanisches Schönheitsideal? Dunkle Erinnerungen an Oskar von Redwitz, Felix Dahn, vielleicht auch Franz Keim tauchen auf. Aber die exakte Ausdeutung einer beiläufig ausgesprochenen Wendung ist vielleicht ungerecht. Nur eine Bemerkung sei dazu erlaubt: der Direktor des oesterreichischesten Theaters dürfte ein solches Cliché nicht ohne Ueberlegung anwenden. Oesterreich ist nämlich kein christlich-germanischer Staat. Eine der schwersten, aber lohnendsten Aufgaben wäre es, das Burgtheater mit allen oesterreichischen Kulturen irgendwie zu verbinden. Es müßte der höchste Ehrgeiz jedes tschechischen, jedes kroatischen, jedes ungarischen Dichters sein, im Burgtheater aufgeführt zu werden. Das Burgtheater könnte ein wertvolles Instrument sein, um die Gravitation nach Wien in Prag, Krakau, Agram zu steigern. Nun, zu viel Worte über eine rhetorische Wendung. Bedenklicher ist, daß der neue Direktor vom Spielplan ausschließen wollte „das langweilige, das pöbelhafte, das ungesunde und das krankhafte Genre". Du lieber Gott, was ist nicht alles krankhaft gescholten worden! Was gilt bei Hofräten nicht schon als ungesund! Und die Gefahr der Pöbelhaftigkeit hat für das eher zimperliche Burgtheater nie bestanden. Aber auch das mag nur eine rednerische Figur sein. Dann stand noch der Satz da: „Jeder Abend soll ein Fest sein". Dieses Bekenntnis finde ich beinah bewundernswert. Wenige Menschen hätten noch den Mut, dergleichen auszusprechen. Ein Theaterfachmann wie Zeiß wäre schon zufrieden gewesen, wenn ihm in diesem Burgtheater alle heiligen Zeiten einmal ein festlicher Abend geglückt wäre. Mahler, der mit der Intensität des genialen Menschen in Wien am Werke war, mußte knirschend erkennen, daß es schon viel ist, mehr als einen Feiertag in der Woche abzuhalten. Der neue Mann will jeden Tag ein Fest bieten. Aber die Aussicht auf so viele Feste ist nicht ganz beglückend.

Tschechow, Molnar und Reinhardt

Die Möwe' (die jetzt im Residenz-Theater gespielt wird) nennt Anton Tschechow: ein Schauspiel. Aber es ist kein Schauspiel, sondern eine Folge dämmernder Stimmungen, oder richtiger: die Wiederholung einer einzigen Stimmung von lastender Schwermut. Man schleicht durchs Dasein, wie durch einen undurchdringlichen, atembenehmenden Nebel. Man kann nicht recht leben und nicht recht sterben, aber fast noch eher sterben als leben. Man sehnt sich nach einer andern, hellern, schönern, leichtern Welt, aus trauriger Enge in frohe Weite, und hat nur den Wunsch, nicht die Kraft, sich zu befreien. Man liebt; aber wofern man den Ernst und die Tiefe zur Liebe hat, liebt man unglücklich. Einer im Stück sagt einmal: „Ach, wie nervös ist hier alles! Und wieviel Liebe!" Die Schauspielerin Treplewa liebt mit ihren vierzig Jahren den Modeschriftsteller Trigorin; den Trigorin liebt auch die werdende Schauspielerin Nina Mironow; sie wieder liebt der junge Dichter Konstantin; ihn Mascha Schamarajew; diese der Schullehrer Medwedjenko; und daß die verblühte Frau eines Gutsverwalters nicht zögert, sich einem fünfundzwanzigjährigen Arzt anzubieten und damit keinerlei Erfolg hat, ist so etwas wie das Satyrspiel zu allen diesen Tragödien. Die Tragik wird nicht geringer in den Fällen, wo es zu keiner Katastrophe kommt, und es scheinen nach Tschechow nur drei Kräuter gegen sie gewachsen zu sein: man muß gar keine Seele haben, wie die Treplewa; man muß auf Sechzig gehen, wie der Arzt und zwei andre Peripherie-Figuren des Spiels; man muß sich Distanz zum Leben zu verschaffen und es als Stoff für Dichtungen zu betrachten verstehen, wie Trigorin. Der behandelt die Frauen wie Möwen: er schießt sie und läßt sie entweder liegen oder stopft sie zu Romanfiguren aus; aber eines Tages ist ihm, nun grade, ein Netz über den Kopf geworfen worden, das ihm seine Freiheit nicht gänzlich geraubt, aber beträchtlich beschränkt hat. Daß selbst der egoistischste und durch Talent am reichlichsten legitimierte Drang sich bescheiden muß und unterkriecht, ist die Hauptprobe auf die verschiedenen Exempel des Pessimisten Tschechow, der an kein Glück in diesem Leben oder höchstens an ein dumpfes Glück minderwertiger Menschen und auch an das nur in Ausnahmefällen glaubt. Wie widerstandslos fatalistisch Tschechow sogar diesen stärker ausgerüsteten Trigorin unterkriechen läßt: das ist es zumeist, was der zarten Studie jenen Grundton melancholischer Resignation als ihren feinsten Reiz gibt. Dabei ist erstaunlich, wieviel Modulation der Dichter aus diesem Grundton geholt hat. Es geschieht ja nichts, als daß müde und morsche Menschen sich gegenseitig zerreiben, daß plötzlich die unheimliche Ruhe durch einen Schuß unterbrochen wird, einen gedämpften Schuß, der klingt, wie wenn eine Aetherflasche zerspringt; und daß wieder die alte Unbeweglichkeit sich lähmend über die Dinge legt. Man sollte meinen, daß das grade für eine Skizze reicht. Aber man kann diese vier ausgewachsenen Akte sehen, ohne sich einen Augenblick zu langweilen. Ueberall sprießt eine nicht wortkarge und doch scheue, schamhafte Poesie des Alltags hervor. Man verfolgt mit einer Teilnahme, die förderſamer ist als die Spannung handgreiflicher

Geschehnisse, wie zwischen all diesen Menschen Fäden der Liebe und des Leids sich schlingen und lösen. Verwandte Saiten werden angeschlagen und verhallen. Eine leise Seelenmusik sucht unhörbar, hörbar den Weg zu den Nerven der Bessern.

*

Zigeunermusik findet drei Akte lang sehr hörbar den Weg zu denselben Nerven, die ein Arkanum gebrauchen. Einen Schutz, eine Rettung vor Molnars ‚Fasching', den dieses Gefiedel durchtönt, umtönt, also glücklicherweise: übertönt. Nur nicht für beneidenswerte Dozenten der deutschen Literaturgeschichte. Sie haben des Ungarn Salon-, Souper-, Klub- und Ball-Komödie, worin eine Fürstlichkeit ein Schmuckstück verliert, ausführlich, Zug um Zug mit Hebbels beiden Edelstein-Dichtungen: dem ‚Rubin' und dem ‚Diamanten' verglichen. Na ja. Aber Molnars Leere steht diesmal außer Vergleich. Er hat einen Einakter mit dem Mut der Verzweiflung zum Abendfüller gestreckt. Er hat ganz und gar das Tempo seines Einfalls verfehlt, eine junge, blendende, unbefriedigte Gutsbesitzersfrau zwischen zwei Walzern ein Stück Kronagraffe aufheben, die halbe Nacht durch unterschlagen und daran die Gefühle ihres Seladons erproben zu lassen. Der versagt; für ihren Anspruch. Er spürt, daß sie weniger ihn als ihr Abenteuer liebt, und hütet sich, mit ihr durchzubrennen, zum Hehler zu werden, sein Leben zu ruinieren. Sie kehrt enttäuscht aus der Hauptstadt in ihre ländliche Sommerlangweile heim. So ist das Leben! murmelt der Dichter hinter ihr drein. Immer spiegelt es Glanz vor: und faßt man zu, ists nichts als grauer, ängstlicher Alltag. So sind die beiden Geschlechter! murmelt er kennerisch weiter. „Ich möchte tanzen, aber du mußt schlafen" spricht die Frau, die ihren Storm umdrehen kann, zum Manne. Gut: eine Sache von fünfzig Minuten, meinetwegen von fünfundsechzig. Ein Ding ohne Atem-, ohne Besinnungspause. Anlauf, Sprungversuch, Fall: Dämmerung, Hoffnungsstrahl, Nacht. Aber Molnars Dämmerung und Nacht währen ewiglich. Man erwartet ja schließlich von ihm nicht mehr, als was seine Gattung zu geben hat: ein Spiel für Erwachsene, immer als bloßes Spiel ausgewiesen, auf kaltem Wege einem künstlichen Keim entlockt, logisch zu einem bestimmten Ziel gefördert und durch Menschlichkeit nicht zu bereichern und nicht zu verschönern, sondern höchstens in seinem Stil zu stören. Hier sind zu sehen: Typen, Marionetten, aufziehbare Puppen, angestrichene Holzfiguren an Drähten. Man ist nicht neugierig, was ihnen, eigentlich nicht einmal: was mit ihnen geschehen wird. Man ist gespannt nur auf die Voltigen, womit des Autors „Esprit" sich aus der kitzligen Lage herausdrehen wird. Und dieser Esprit hat in ‚Fasching' vollständig ausgesetzt. Wenn — Esprit-Ersatz — ein Lebejüngling von einer Dame Einzelheiten über die Unterwäsche der Damen, an denen der Stein gesucht worden ist, zu erfahren wünscht, mit jeder Szene dringlicher wird, zu einer kleinen gesellschaftlichen Nötigung schreitet und den Bericht ins Notizbuch schreibt, um in seinen Kreisen die erbeutete Wissenschaft zu verbreiten, ohne daß Molnar abrückt: dann empfindet ein Budapester möglicherweise Heimatsstimmung — der Berliner übergibt sich ein bißchen. Oder sollte es wenigstens. Im

den Kammerspielen stand und spie ich leider allein. Die so-und-sovielte Aufführung war überfüllt von Berlinern; und durch den Raum wob leise ein liebliches Wonnegegrunz. Das Milieu von Reichtum und Pracht nahm ersichtlich die Gemüter von Leuten gefangen, deren Auto bei Kriegsbeginn requiriert worden ist, und die bereits zweimal nach Müritz statt nach Biarritz haben gehen müssen. Alles mutet sie hier vertraut an. Wer kein Schwein im Bakkarat hat, ist es im Flirt; und umgekehrt. Eine Wolke von Sentimentalität hüllt die wahren Regungen dieser blasierten Genießer ein und stimmt die Brüder und Schwestern vor der Rampe zu wohliger Wehmut. Der Tonfall des Fräulein Eckersberg erinnert sie an den Molkenmarkt, aus dessen Nebenstraßen sie sich in den Westen geschoben haben. Und von der Romantikerin Kamilla sagen sie stolz: Unsre Konstantin. Noch vor einem Jahr hatte diese reizvoll mondäne Schauspielerin so geringen Anhang im Publikum, daß Reinhardt sie nicht beschäftigte und sich von ihr den Prozeß machen ließ. Solange der schwebte, entwickelte sich Frau Konstantin zum Liebling von Wien. Jetzt ist sie in jeder Beziehung zurückgekommen. Mit Kainzens Redebrio geht sie die Rolle an (die freilich eine falsche Paraderolle, nur umfänglich, nicht ergiebig ist): aber Geschwindigkeit scheint nicht die Hexerei, womit sie darüber täuschen kann, daß sie die Weichheit ihres Wesens, die Selbstverständlichkeit ihrer Kunst verloren hat. Gesicht wie Technik ist hart und scharf geworden. Schade. Einen hebt der Erfolg, den Andern verdirbt er. Frau Konstantin ist in Gefahr, verdorben zu werden. Aber sie wird sich herzlich gerne in die Gefahr begeben, immer lauter von den Berlinern gefeiert zu werden, die den Wienern doch zeigen müssen, daß sie an Kunstverständnis nicht hinter ihnen zurückstehen.

*

Und Reinhardt? Er zieht, der Leiter eines Deutschen Theaters, dieses öde, allzu südöstliche, mühselig lüstelnde Verdauungsspiel jenem ‚Hans im Schnakenloch' vor, einem Drama von ungewöhnlichem geistigen Ausmaß und der reinsten Deutschheit eines verantwortungsvollen Gewissens. Man braucht kein Teutomane zu sein, um ihm das zu verübeln. Sein Vorgänger Brahm, der Literat, hatte keinen Sinn fürs Theater an sich. Der Theaterkünstler hat keinen Sinn für die Literatur. Daran werden wir nichts mehr ändern. Er wird schwerlich die Wahl von ‚Fasching' mit einer besondern Zuneigung zu dem Produkt erklären. Es ist ihm so gleichgültig wie die Dichtung von Schickele. Dann aber, da er selber auf neue Erscheinungen ohne Kritik und ohne Interesse blickt und von Einem Dramaturgen Unbequemlichkeiten befürchtet, die ein Rudel der Spezies ihm nicht bereitet — dann ists wohl doch seine Pflicht, sich um den Maßstab zu kümmern, den wir an ein Haus dieses Namens, dieser Vergangenheit, dieses Ranges zu legen berechtigt sind. Ein Privattheater ist niemand Rechenschaft schuldig als sich selbst? Nicht, wenn sein künstlerischer Leiter Max Reinhardt heißt. Dem werden wir unablässig die ideale Forderung präsentieren. Endlich rührt sichs im deutschen Drama, endlich könnte die Zeit ihren Ausdruck auch auf der Bühne und müßte ihn unbedingt auf dieser wichtigsten Bühne finden — und da wird Fasching gespielt? Quos ego!

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Ich ziehe den anspruchsvollen Dilettanten dem anspruchslosen vor. Denn jenem mangelt bloß Selbstkritik, diesem aber Ehrfurcht vor der Kunst.

*

Erst ist das Werk im Dichter; dann ist der Dichter im Werke. Daher finden die Leute so schwer von einem zum andern.

*

Ein Gedicht kann auf unzählige Arten verstanden und nicht verstanden werden.

*

Ein Dichter, der Anregung sucht, um zu dichten, ist einem Menschen vergleichbar, der verstopfende Mittel einnimmt, um sich darauf erfolgreicher purgieren zu können.

*

Ich setze mich „auf Abenteuer" an meinen Schreibtisch.

*

O über ihr zartes Verständnis! Mit dem Knopfhändler reden sie von Knöpfen und mit dem Dichter vom Dichten.

*

Immer gibt es Neugierige, die dem Dichter Prostitution der Gefühle vorwerfen.

*

Gegen gewisse Mathematiker ist Unberechenbarkeit die einzige Waffe.

*

Nur in den seltensten Fällen bin ich so bescheiden, unangesagt einen Besuch zu machen.

*

„Sie sind mir zu jeder Stunde willkommen", versicherte mir ein Wohlwollender. Da gab ich den Verkehr mit ihm auf.

*

„Tun Sie, als ob Sie zuhause wären", sagen die Gastgeber und machen sichs bequem.

*

Gäste, die auftauen, besudeln das Zimmer.

*

Wer das Herz am rechten Fleck hat, dem sitzt es nicht auf der Zunge.

*

Ich sah einen Menschen, auf dessen Gesicht alle verständnisinnigen Lächeln, die er nicht an den Mann gebracht hatte, zur Fratze geworden waren.

*

Der Pädagoge begann: „Man kann die Kinder nicht früh genug —". „Sie irren", unterbrach ich ihn. „Nicht spät genug."

*

Unter Erziehung wird im allgemeinen eine Art Kindheits-Entwöhnungskur verstanden.

*

Kindheit ist Selbstzweck.

*

Weltfremd nennt die Sippe den Dichter. Man sehe sich einmal ihre unterschiedlichen Welten an.

Rußland von Vindex

Die Vorgänge in Rußland haben uns erinnert, daß wir dabei sind Weltgeschichte zu erleben. Diese Erinnerung kam grade zur richtigen Zeit, um uns zu verdeutlichen, daß im Rücken der Schlachten das Eigentliche der gegenwärtigen Geschehnisse zu suchen ist, daß Kampf und Sieg nicht um ihrer selbst willen da sind, sondern Zwecken dienen, die das Leben der Menschheit jetzt und künftig betreffen — wobei ganz dahin gestellt bleiben kann, ob diesen Zwecken ein bewußtes Zielstreben, oder ob ihnen Antriebe zu Grunde liegen, die keine Schulweisheit ergründet.

Mit dieser Erkenntnis, die gewiß einen Gewinn bedeutet, ist für Den, der nach Sinn und Zusammenhängen auch in den Wirrnissen dieser Zeit zu suchen bemüht ist, viel erreicht; so viel, wie überhaupt zu erreichen ist. Alles ist im Fluß; wir können, was geschehen, was Geschichte geworden ist, niemals objektiv festhalten, sondern höchstens subjektiv empfinden und erleben. Aus den großen Geschichtswerken spricht zu uns nicht die Zeit, die sie schildern, sondern der Mann, der den Griffel geführt hat.

Wenn es wirklich, wie unsre Gegner, ihren Wünschen die Gedanken anpassend, glaubten, in Deutschland Leute gegeben hat, die der russischen Umwälzung mit Mißtrauen und Mißbilligung gegenüberstanden oder sie gar als schweren Schlag empfanden, so sind diese, wie die Entwicklung der letzten Tage klar gezeigt hat, in der entschiedenen Minderheit gewesen und inzwischen längst eines bessern belehrt. Das hat sich, sehen wir von der politischen Seite ab, in außerordentlich bemerkenswerter Weise durch gewisse Vorgänge auf wirtschaftlichem Gebiet offenbart: von diesen ist an erster Stelle die Bewegung zu nennen, die mit dem Fortschreiten der russischen Revolution den Börsenverkehr ergriffen hat. Nach einigen Tagen des Abwartens gingen unsre Finanzleute, denen man ja gemeinhin eine besonders gute Witterung nachsagt, dazu über, nach Aktienwerten russischer Unternehmungen Umschau zu halten und Kaufaufträge für diese Werte zu geben, und die Folge war, daß russische Industrie- und Bankwerte sowohl wie russische Zahlungsmittel und Anleihen an der Börse prozentweise in die Höhe gingen. Die Internationalität des Kapitals und der kapitalistischen Interessen zeigten an den deutschen Börsen ihre Auffassung von der Lage in Rußland: eine Auffassung, die von diesem, mit uns noch in unerhörtem Kriege liegenden Lande Gutes, das heißt: Gewinnbringendes erhofft und eine erfreulichere Zukunft in nicht allzu weiter Ferne sieht.

Als Herold und Wegweiser gewissermaßen war dieser bemerkenswerten Haltung der deutschen Börsen eine Entwicklung in unserm Bankwesen vorangegangen, auf die bereits kürzlich an dieser Stelle hingewiesen wurde. Es ist der Zug nach dem Osten, von dem unsre großen Bankinstitute zum beträchtlichen Teil Zeugnis ablegten, indem sie ihr geschäftliches Augenmerk von dem bisher als so ziemlich allein selig machend angesehenen Westen abwandten und sich der aufgehenden Sonne zukehrten, um dort, im Osten Deutschlands, neue Niederlassungen und Geschäftsstellen sich anzugliedern.

Als in Rußland noch das alte Regiment waltete, hat man sich über die „deutsche Ausbeutung" erheblich aufgeregt. Die neuen Männer sehen zumeist nicht danach aus, als wollten sie dieses Schlagwort unbesehen aufnehmen. Wir haben vielmehr Grund, zu glauben, daß das Rußland

von heute sich klar darüber ist, welche Zusammenhänge in normalen Wirtschaftszeiten, die wir ja wohl alle wiedererstreben, von Land zu Land gehen, und daß im Austausch von Produkten und Produktionsmitteln, von Kapital und Arbeit die wirtschaftliche Blüte der Länder auf Erden verbürgt liegt. Grade der Weltkrieg hat die Menschen gelehrt, wie tief ihr Ergehen und Schicksal, ihr Wollen und Vollbringen abhängig ist von der gesicherten Versorgung mit den materiellen Voraussetzungen des Lebens. Der Hunger kann Staaten und Regierungssysteme stürzen; aber wenn das Neue, das an deren Stelle getreten ist, Bestand haben soll, dann müssen die Hungrigen satt gemacht und satt erhalten werden.

Antworten

Edgar von Schmidt-Pauli. Auf der Delegiertenversammlung der Schauspieler hat der Präsident ihrer Genossenschaft erklärt, daß die dramatische Literatur die Schauspieler nichts angehe, daß die Schauspielkunst mit der dramatischen Kunst nichts zu tun habe. Diesen Ausspruch können Sie „nur mit äußerstem Befremden" vernehmen. Daß bei diesen Worten „in dem Parlamente kein Sturm losbrach, daß sie allen Mitgliedern wie etwas Selbstverständliches erschien", das finden Sie, im Berliner Tageblatt, „seltsam". Soll ich Ihnen verraten, warum kein Sturm losbrach? Weil Rickelt da allerdings eine Selbstverständlichkeit ausgesprochen hatte. Er hat in dem Grade recht, daß ich früher, wo ich ein pures Theaterblatt war, gar nicht riskiert hätte, diese Kinderfibelwahrheit zu verteidigen. Erst heute, wo ich von mindestens ebenso vielen Theaterlaien wie Theaterleuten gelesen werde, hats einen Sinn und ists, wie Sie beweisen, sogar notwendig, sich auf Rickelts Seite zu schlagen. Sie sind Doktor der Rechte und Hauptschriftleiter des Belgischen Kuriers, befassen sich wahrscheinlich vorwiegend mit Politik und müssen von der Geschichte des Theaters nichts wissen. Deshalb darf ich, ohne anmaßend zu sein, Sie darüber belehren, daß die Blütezeit des Burgtheaters — die zugleich eine Blütezeit der Schauspielkunst war, wie es vermutlich vorher und nachher keine gegeben hat und nach menschlichem Ermessen keine wieder geben wird — nichts, nichts und zum dritten Male nichts mit der dramatischen Literatur, mit dramatischer Kunst zu tun gehabt hat. Der meistgespielte Autor hieß Scribe, und der war gegen die übrigen Autoren ein Gigant. Welche menschliche Tiefe und Größe, welcher Geist, welche Anmut, welcher Humor sich trotzdem Jahrzehnte lang auf dieser Bühne entfaltet haben — ja, ich habs nicht erlebt, aber lesen Sie Costenobles Tagebücher, Speidels Kritiken, Sonnenthals Briefe und immer wieder die ‚Fackel'. Ich glaube diesen Zeugen der Vergangenheit alles, weil in meiner Gegenwart Mitterwurzer als Coupeau, Matkowsky als Kean, Kainz als Raskolnikow und Bassermann als Narziß um keinen Hauch schwächer, zum Teil sogar stärker gewirkt haben denn als König Philipp, als Götz, als Hamlet, als Solneß. Daß sie sämtlich die Schundstücke freudiger gespielt haben als die Kunstwerke, ist eine Sache für sich; auch, daß es uns erfreulicher ist, wenn Hauptmann gespielt wird als Philippi. Uns geht hier nur an, daß die schauspielerische Leistung als solche auf die dramatische Literatur nicht angewiesen ist. Der Schauspieler ist auf seine Stimme, sein Gesicht und seinen Körper angewiesen, Punktum. Der tote Rohstoff eines Pfuschers mag ihm helfen; die Genietat eines Shakespeare mag ihn hindern. Aber — und Ihr äußerstes Befremden, Herr Politiker, wird sich gleich zum alleräußersten entwickeln —: Schauspielkunst, die keinen Dichter braucht und trotzdem wahr, reich, adlig sein kann, braucht noch nicht einmal die Rolle, die ein Hintertreppenfritze ihr zusammenklittert. Kennen Sie Girardi? Die Bühne deutscher Sprache rühmt sich keines Künstlers, der ihn überträfe. Und

sehen Sie: Girardi braucht nur seine Stimme, sein Gesicht und seinen Körper. In seiner Stimme schwingen und klingen Blutwärme, Lebensfreude, unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, Noblesse, Zartheit, Naivität und alle übrigen guten Gaben einer vollen Menschennatur. Sie ist sie; sie ist. Aber sie bedeutet zugleich die „Frohnatur" eines Gemeinwesens, das sich selbst genügt, will sagen: ehedem genügte; das vor dem Krieg sich lieber an sich selbst berauschte als sich quälte. Diese Frohnatur funkelt dem Alexander Girardi aus den pechschwarzen Italieneraugen, leuchtet ihm um den feinen Mund, zuckt ihm aus allen Gliedern eines wunderbar geschmeidigen Leibes, den der Sechziger auf die Bühne schleudert, als wäre er ein Zwanziger, und den er mit hinreißendem Schmiß in Positur reckt, um . . . Ja, jetzt beginnt das Wunder, an dessen Stelle Sie, Herr Doktor, ein klares, glattes, bruchloses Verhältnis zwischen Schauspielkunst und dramatischer Kunst setzen möchten. Nach Ihrer Auffassung dürfte meinem Girardi, wofern ich ihn richtig schildere, allenfalls eine Vereinigung von Goethe und Mozart die Rollen liefern. Aber sein Mozart heißt Ottenheimer, sein Goethe Buchbinder. In solchem Buch binden ein Lied mit dem andern Reden, die schon Girardis Kollegen halten müßten, damit man sie höre. Er nämlich schämt sich ihrer und unterschlägt oder erschlägt sie. Er verdrängt sie entweder durch die gewissen altbewährten Bühnenscherze, die in seinem Munde wieder jung und schön werden, oder er macht Dialektkunststücke, die freilich nichts vom Dialog übriglassen. Er zerfetzt die Sätze, zerkaut die Worte, zerreibt die Konsonanten, murmelt die Diphtonge und brummt oder trillert die Vokale — eine erquickend volkstümliche Musik, die vollständig Girardis Eigentum ist. Was stammt denn nun eigentlich von den Lieferanten des Rollenheftes, das weder eine sogenannte Handlung noch die kümmerlichste Andeutung eines Menschen enthält? Die Herren haben das Alphabet mißbraucht, damit Girardi eine Pointe abschnellen, einen Vers schattieren, eine Strophe aufbauen und das ganze Couplet zu einem runden Kunstwerk erhöhen kann. Sie schreiben in einem Akt einen Schwips, im nächsten einen Tanz vor. Gewiß: ohne ihre Vorschrift würde Girardi weder torkeln noch tanzen, also auch nicht so überwältigend drastisch und förmlich aetherisch torkeln, nicht so graziös, so unverwelklich elegant tanzen. Aber jene Vorschrift ist für diese Leistung nicht notwendiger, als daß irgendwann einmal ein Zimmermeister die genügende Anzahl Bretter zu der Bühne zusammengeschlagen hat, auf der Girardi steht. Um es kurz zu machen, Herr Hauptschriftleiter in Brüssel, der Sie hoffentlich in Ihrem Blatt nicht über Theater schreiben: die Schauspielkunst ist keineswegs so einfach, wie Sie meinen. Sie haben vermutlich in irgendeiner Aesthetik gelesen, daß sie eine reproduzierende Kunst sei. Das war eine schlechte Aesthetik. Sie ist eine schöpferische Kunst, wenn der rechte Schöpfer da ist. Ist er da dann strömt sie aus genau so rätselhaften Untergründen wie jede unbezweifelbar selbständige Kunst. Wie käm' es sonst, daß ein Possenreißer auch dort keiner ist, wo er offenkundig Possen reißt! Daß man sich auch dort vor Girardi in einem Zustand der Rührung, der Verzückung und der Versunkenheit ertappt wie vor den Meisterwerken alle Künste: vor Charles de Costers ‚Ulenspiegel', vor Rembrandts Selbstbildnissen, vor dem ‚Freischütz'! Wer diese Wirkung je erfahren hat, der ist von manchem Vorurteil und jeder Schulweisheit geheilt. Verschreiben Sie zu Ihrer Heilung sich und allen deutschen, allen kunstbedürftigen Bewohnern der Stadt Brüssel den Girardi. Den Dank, Politiker, begehr' ich nicht. Es sei denn, daß Sie Ihren Gast bestimmen können, auf dem Rückweg in Berlin Station zu machen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Pdsdam-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Die Tapfern und die Wilden von Germanicus

Die Tapferkeit ist wie alle Tugenden schöpferisch; die Wildheit zerstörend. Der Tapfere gehorcht einem höhern Plan, der Wilde läßt sich von ungeordneten Trieben vorwärtsstoßen. Auch Tiere können tapfer sein; es ist darum falsch, von blindwütenden Menschen zu sagen, daß sie sich viehisch benähmen. Die Tapferkeit wird von Klugheit regiert; sie geschieht um eines Zieles willen. Auch im Nachgeben kann sie sich zeigen. Trotz ist selten Tapferkeit, und kurzsichtiger Starrsinn paart sich gemeinhin mit der Wildheit. Die Tapferkeit kommt aus dem Geist, die Wildheit aber aus der Dumpfheit des Gedärms.

*

Was während dieser Tage im nördlichen Frankreich vor sich geht, das sind Taten unermeßlicher Tapferkeit. Auf beiden Seiten kämpfen Hunderttausende, die genau wissen, worum es sich handelt, und die entschlossen sind, das Aeußerste an die Erreichung des heißersehnten Ziels zu setzen. Auf dieses blutige Geschehen muß man mit festem Auge blicken, wenn man den rechten Maßstab haben will für alles Andre, was innerhalb unsrer Gegenwart vor sich geht oder gehen soll. Es läßt sich nicht leugnen, daß wir, durch die Gewöhnung des Krieges verführt, zuweilen vergessen, wie dort draußen, während wir hier angeblich Politik machen, die Landkarte zurechtschneiden, neue Rechte aufrichten und die Einflüsse der Klassen umgruppieren — wie dort draußen Menschen, unsre Brüder, unermeßliche Anstrengungen zu leisten haben, unerhörte Schmerzen leiden müssen und des Todes sterben. Es ist Krieg; lasset uns in allem und zu jeder Sekunde der langen ungezählten Tage dessen, dieses einen gedenken: jetzt eben, während ich schreibe, während du liest, während alle Zurückgebliebenen zum mindesten eines Restes von Wohlsein genießen — jetzt eben öffnen sich furchtbare Wunden, zerbersten Hirnschalen, senden Verblutende ein letztes Gedenken an Frau und Heimat. Niemand vermag sich eine Vorstellung von Dem zu machen, was auf diesen unermeßlichen Schlachtfeldern vor sich geht; die dabei gewesen sind, werden nie davon reden wollen. Erst die Geschichte wird das Heldentum dieser Schlachten erfassen können: und es rangen durch Tage und Nächte die Völker, und selbst die Toten ließen nicht von einander, ihre Geister hielten sich kämpfend umschlungen und erregten die Lüfte, die getränkt waren von Blut und Flüchen. Wir sind wie nachtwandelnd; wir ahnen kaum, was es heißt, die größte Schlacht der Weltgeschichte mitzuerleben. Man muß wenigstens einmal gehört haben, wie Granaten kommen, aufschlagen, zerplatzen; man muß einmal, nicht als Zuschauer, sondern als Teilnehmer im Gebrüll sich anspeiender Geschütze gestanden haben; man muß einmal als ein dem Zufall Preisgegebener gesehen haben, wie die Nacht von Feuerströmen zerrissen wird und die dröhnende Erde Flammen auszustoßen scheint: man muß dies alles wenigstens einmal erlebt haben,

als Einer erlebt haben, der mit dem Leben abgeschlossen hatte, um annähernd empfinden zu können, welche Leistung der Seele und des Leibes dieser Krieg bedeutet. Wir, die wir nicht mehr dabei sind, neigen uns vor Denen dort draußen noch um einige Schuh tiefer, als sich alle neigen müssen, die daheim liegen, während aus Feuer und Blut Weltgeschichte wird.

*

Auch den Engländern und den Franzosen, die jetzt an unsrer Westfront stürmen und fallen, sei Ehrfurcht erwiesen; sie sind Tapfere. Sie haben nichts gemein mit jenen Henkersknechten, von denen die letzte Denkschrift des Reichskolonialamts berichtet. Wir hören von nicht wiederzugebenden, unfaßlichen Brutalitäten, von ekelerregenden Scheußlichkeiten, begangen an gefangenen deutschen Kolonisten, die von Togo nach Dahomey gleich Tieren gehetzt worden sind; wir fühlen mit Beschämung das Fadenscheinige der sogenannten Zivilisation. Als ein Zeichen künftiger Berufung stellen wir dabei fest, daß uns zum mindesten die Selbsterkenntnis erhalten blieb. So bitter wir auch erfahren haben, daß alle völkerrechtlichen Absichten, die dahin gingen, europäische Konflikte nicht auf die Kolonialländer überspringen zu lassen, wild durchbrochen worden sind: so sehr hoffen wir trotz alledem, daß grade die Bestialitäten des Kolonialkrieges, deren zerstörende Wirkungen der weißen Rasse in ihrer Gesamtheit, auch den „Siegern" von heute, spürbar werden müssen, dazu beitragen werden, künftighin den Farbigen nicht wieder das gefährliche Spiel vorzuführen, wie Weiße gegen Weiße anrennen.

*

Der Gegensatz von Tapfern und Wilden läßt sich auch für die Vorgänge der innern Politik feststellen. Als der ‚Vorwärts' sich zur Monarchie bekannte, war er tapfer; es war dies immerhin ein Entschluß, der einen Bruch mit langjähriger Vergangenheit bedeutete. Es war eine Fortsetzung der tapfern Politik vom vierten August 1914. Für solche Einschätzung spricht vielleicht am besten die Entrüstung, mit der die uns feindliche Presse solche Wandlung der deutschen Sozialdemokratie quittiert hat. So schrieb der ‚Temps': „Die deutschen Sozialdemokraten rühmen sich der Mitschuld an allen Rechtsverletzungen, allen Treubrüchen und Grausamkeiten; auch sie werfen die Maske ab und bekennen dadurch, daß die Politik, mit der sie so lange versucht haben die öffentliche Meinung in den Ländern des Verbandes zu verwirren, Schurkerei war. Gewisse Leute waren nur zu geneigt, zwischen dem deutschen Volk und den verantwortlichen Urhebern des Krieges zu unterscheiden. Jetzt aber verkündigt die Sozialdemokratie, indem sie für die Hohenzollern Partei ergreift, selbst, daß das Werk des Kaisers, so wie es ist, mit allen seinen Verbrechen und seiner Schmach, den innersten Empfindungen, der allgemeinen Geistesrichtung der Teutonen entspricht." Es ist immerhin bemerkenswert, daß die deutsche Sozialdemokratie, für die der Internationalismus ein entscheidendes Lebenselement gewesen ist und noch ist, sich solchen vorauszusehenden

Angriffen ausgesetzt hat. Es ist immer tapfer, von seinem Doktrinarismus ein Stück preiszugeben. Es ist dies allerdings auch klug, denn es trifft in der Regel zu, daß durch die Opferung von Dogmen die eigentliche, hinter der starren Formel lebende Idee nur größere Möglichkeit bekommt, sich zu entfalten und die Welt zu durchdringen.

Die deutsche Sozialdemokratie hat auch im Verhältnis zu ihren Wählermassen keine leichte Stellung; die Führer mußten, je länger der von ihnen mitverantwortete Krieg dauerte, desto mehr damit rechnen, ihre Volkstümlichkeit ein bißchen zu gefährden. Da nun aber die Unterstützung, die die Sozialdemokratie der Kriegsführung zuteil werden läßt, nur dann eine wirkliche Förderung bedeuten kann, wenn wirklich die breiten Massen hinter ihren Führern stehen, so müssen diese notwendig den Stimmungswellen, die durch die Massen laufen, bis zu einem gewissen Grade nachgeben. Auch die Demokratie bedarf des pädagogischen Instinkts. Auch sie hat ihren diplomatischen Dialekt, und es ist ganz töricht, aus etwa revolutionär gefärbten Worten mechanisch auf dahinter stehende Absichten schließen zu wollen. Es läßt sich auch nicht leugnen, läßt sich sogar verstehen, daß hier und da die politischen und selbst die gewerkschaftlichen Führer der Sozialdemokratie die Volksmassen ein wenig, zuweilen sogar in bedenklichem Maße aus den Händen verloren haben; es ist selbstverständlich, daß, um solchen verhängnisvollen Zustand zu beseitigen oder wenigstens zu mildern, schärfere, den Arbeitern gewohntere Töne als Zugeständnis angeschlagen werden müssen. Es ist aber außerordentlich kurzsichtig, wenn dann die Klassengegner der Arbeiter eilfertig von anmaßenden Wünschen, wenn nicht gar von Landesverrat deklamieren. Grade die letzten Wochen, die, was unsre innere Einheit betrifft, höchst kritisch gewesen sind, haben gezeigt, daß alle hieran Beteiligten noch recht sehr der politischen Erziehung bedürfen. Ueber die Arbeitseinstellungen hat Hindenburg das rechte Wort gesagt; niemand kann billigen, daß die Arbeiter ihre Wünsche, ob diese nun auskömmliche Ernährung, neue politische Rechte oder den Beginn der Friedensverhandlungen suchen, mit Mitteln zu erreichen streben, die nur geeignet sind, genau das Gegenteil von dem Erstrebten herbeizuführen. Die Arbeiter selbst werden dies, wenn sie sich nur einigermaßen aus der Gewalt ihrer an sich durchaus begreiflichen wilden Triebe und Sehnsüchte befreit haben, einsehen; zu einem großen Teil haben sie es sehr schnell eingesehen. Es gibt auch in der Politik kritische Tage, an denen durch Ungeschicklichkeit alles verdorben, durch vorausblickende Vernunft und erkennende Menschlichkeit alles gewonnen werden kann. Geradezu verhängnisvoll aber ist es, wenn in Zeiten solcher sozialen Strudelung die einseitigen Klasseninteressen Derer, die bisher allein die Herren gewesen sind, die aber notgedrungen von nun an ihre Herrschaft werden teilen müssen, plump, aufdringlich, verhetzend und verleumdend vorgebracht werden. Es ist beinahe unfaßlich, wie viele konservative und alldeutsche Zeitungen die ihnen scheinbar willkommene Gelegenheit der Arbeitseinstellungen benutzen, um latente Gegensätze wild aufzubrechen, und vor allem, um unheilbares Miß-

trauen zwischen Volk und Krone zu treiben. Ein Verfahren, doppelt verurteilenswert, weil damit offenkundig nur die eigene, bedrohte Machtstellung gerettet werden soll. Wir wollen gewiß die Arbeiter, die durch ihre Willkür eine schwere Schädigung unsrer Macht herbeiführen könnten, nicht entschuldigen. Wir müssen aber Die, welche sich in besonderm Grade berufen glauben, Staat und Monarchie zu tragen und zu schützen, und sich dabei nicht scheuen, ihre Eigeninteressen zunächst einmal sicherzustellen, welche also nicht etwa die Gegensätze auszugleichen versuchen, sondern, im Gegenteil, sie vertiefen, sie hervorbrechen lassen — wir müssen diese angeblichen Konservativen als die Zeitblinden, die Instinktlosen, die Egoisten anklagen. Tapfer ist es, sich selbst aufzugeben, wenn dies um eines höhern Zweckes willen geschieht; von solcher tugendhaften Uebung haben wir, was eine Aufopferung des politischen Uebergewichts der bisher herrschenden Schichten betrifft, nur wenig feststellen können. Abermals müssen wir, ohne den immer noch akuten Doktrinarismus gewisser Teile der Sozialdemokratie entschuldigen zu wollen, doch anerkennen, daß sowohl Führer wie Massen dieser Volksschicht mehr daran gegeben haben als die Herren der Fideikommisse und die Freunde der bestehenden preußischen Verfassung. Es ist kein Zeichen von hoher politischer Schulung, wenn das demagogische Brüderpaar, Graf Reventlow und Paul Baecker, in wilden Ausbrüchen gegen die deutsche Arbeiterschaft schwelgt; es bleibt aber, unbekümmert um alle gelegentlichen, mehr oder weniger begründeten Schwankungen, Rückfälle und revoltierenden Irrtümer, immerhin ein Versprechen auf gute Zukunft, wie die deutsche Arbeiterschaft, männliche und weibliche, an den Fronten und im Lande, tapfer ihre Pflicht tut. Und: da Tapferkeit von Klugheit regiert wird, so dürfen wir gewiß sein, daß alle Aufreizungsversuche, sowohl die fanatisierter Klassengenossen wie die der politischen Todfeinde des heraufkommenden Proletariats, ohnmächtig bleiben werden. Die deutsche Arbeiterschaft hat begriffen, daß — im Zeichen der kaiserlichen Osterbotschaft, der Kanzlerverpflichtungen, der ersten Durchbrechung aller Ausnahmegesetzgebung, der immer weiter um sich greifenden Heranziehung der Sozialdemokratie zur Gesetzgebung und zur Exekutive — der neue Geist unaufhaltsam sich ausbreitet: sie wird nicht so dumm sein, diese Entwicklung durch wilde Torheiten zu unterbrechen, wenn nicht gar zu verschütten.

Heraklit und Ben Akiba von Käte Tischendorf

Es gibt zwei Möglichkeiten für das Bewußtsein, neue persönliche und allgemeine Geschehnisse aufzufassen: einmal, sie dem vorher Erfahrenen als Verwandtes einzuordnen, als ein Altes, das nur im neuen Gewande daherkommt; oder, sie als absolut Neues zu begreifen. „Es gibt nichts Neues unter der Sonne", sagt Ben Akiba; und wirklich hebt diese Denkart die Möglichkeit auf, neue Erfahrungen zu machen und machen zu können. Die Erfahrnisse nehmen den Charakter von bloßen Formen an, in

die das ewig Gestrige umgeschmolzen wird wie ein Stück Metall. Aus dieser Grundeinstellung des Unvermögens, Undagewesenes als solches zu erkennen, entspringen Formalismus, Materialismus und Konservativismus, jenachdem der Schwerpunkt auf das Einordnen des Pseudo-Neuen oder auf das Wiedererkennen des zugrundeliegenden Alten oder auf die Erhaltung des Alten im Neuen gelegt wird. Wieso konnte der Kantische Formalismus umschlagen in einen naturwissenschaftlichen Materialismus? Er war ja doch aus idealistischen Voraussetzungen entstanden, indem durch ihn das Recht des Subjekts auf schöpferische Erkenntnis begründet werden sollte. Das Kantische Subjekt schreibt der Natur Gesetze vor — aber es schreibt eben nur Gesetze, nur Formen vor. Ein reiner Formalismus ist ein Unding, der schließlich mit Gewalt zu einem Inhalt treibt; und je mehr dieser Inhalt mißhandelt, zurückgesetzt, verleugnet wird, desto — ein konsequentes antithetisches Spiel des menschlichen Geistes — desto stofflicher gebärdet er sich. Die materialistische Geschichtsauffassung ward die Tochter der Hegelschen Logik. Wie der Glaube an die Wiederkehr des Alten sich Formen schafft, so schafft sich umgekehrt der Glaube an Formen ein wiederkehrendes Alte. Zwischen dem Kantischen Ding an sich und dem realen Wirtschaftsleben als Grundkraft des historischen Geschehens besteht nur ein Grad-Unterschied. Das Gemeinsame bleibt die Kompaktheit eines sich gleichbleibenden Grundbestandes. Der Geist rächt sich für eine formal denkende Generation an der nächsten, indem er sie zum Materialismus zwingt. Das formaldenkende Einzelindividuum erlebt diese Konsequenz an sich selbst, indem es zu irgendeiner — sei es geistiger, sei es materieller — Besitzlust getrieben wird.

Der alte Heraklit konnte nicht zweimal im gleichen Fluß baden, denn das ganze Sein und Dasein war ihm ein Neues von Sekunde zu Sekunde. Dieser Heraklitischen Auffassung entspricht es, wenn die Geschehnisse den Charakter des absolut Neuen an sich tragen. Damit wird die Gefahr des Formalismus aufgehoben. Inhalt nach Inhalt wird erfahren, jeder eine Schöpfung für sich, eine Reihe erratischer Blöcke, die in ihrer gewaltigen Einzigartigkeit jedoch eine andre Sprengung als jene in Form und Inhalt zu vollziehen vermögen. Die Einheitlichkeit des auffassenden Ichs ist es, die sie bedrohen, und an deren Stelle sie sich setzen. Damit kommen wir zur Denk- und Schau-Art des romantischen Typus, der, wie Novalis, das Ich zum Nicht-Ich vollinhaltlich erhob oder, wie Fichte das Erlebnis logisch umreißend, das Non-A zum A. So gehen Idealismus, Irrationalismus und Momentanismus Hand in Hand: der Idealismus legt den Nachdruck auf das Schöpferische; der Irrationalismus betont das Verhältnis des Auffassenden zum Aufgefaßten; der Momentanismus betrachtet die Beziehung der Inhalte zu einander (die eben nur

eine rein zeitliche sein kann). Der Momentanismus, bei Mach psychologisch, bei Bergson metaphysisch gewendet, bedeutet schon eine Abschwächung des Prinzips von absolut Neuen, indem er wenn auch nur rein zeitliche, so doch wieder formale Ordnung zu schaffen geneigt ist. Von hier aus spannt sich auch die leichte Brücke, die vom Genie zum Wahnsinn hinüberführt: denn wenn für den Romantiker das Gnadengeschenk einer unvorstellbaren Vereinheitlichung von Inhalten, die er selbst als heterogen erkennt und erkennen will, bestehen bleibt, so fällt für den Wahnsinnigen wirklich die Welt in Elemente auseinander. Auch jene andre Akibasche Geistesform hat ihre Grenze im Krankhaften: man erinnere sich an den ‚Kleinen Dämon' von Ssologub, wo der Held in allen Geschehnissen das Gleiche zu erleben gezwungen ist und dadurch zugrunde geht.

Wir haben bisher ausschließlich von Erfahrnissen persönlicher und allgemeiner Art gesprochen, die auf zwei verschiedene Weisen, auf die Heraklitische und die Akibasche, aufgefaßt werden können. Setzen wir jetzt an Stelle der Erlebnisse Menschen, also handelt es sich darum, wie Menschen aufgefaßt werden, so wird der Verfechter dieses Satzes: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne" die Neigung haben, jede Persönlichkeit, die neu in seinen Gesichtskreis tritt, nach ihrer Aehnlichkeit mit den Personen aufzufassen und einzuordnen, die ihm bereits bekannt sind. So von verwandten zu wieder verwandten menschlichen Eigenschaften fortschreitend bildet er sich den Begriff des Durchschnittsmenschen. Jener Andre aber, der ohne Vergleiche jeden neuen Menschen in seiner Eigenartigkeit begreift: er wird Individualitäten auffassen.

Ganze Schichten der Menschheit bieten sich zuerst dem auffassenden Bewußtsein als Durchschnitt, als Masse dar. Das Entstehen eines neuen Standes (des dritten Standes im achtzehnten, des vierten Standes im neunzehnten Jahrhundert) bedeutet so ein gewaltsames Kategorisieren individueller Menschen, deren gemeinsames Hauptunterscheidungsmerkmal gegen die bisher lebenden Menschen zur Charakterisierung ihrer selbst beibehalten wird. Die Sprengung solcher Kategorien bahnt sich immer erst an, wenn besonders ausgesprochene und nicht mehr einzuordnende Individualitäten aufgetreten sind. Der frankfurter Bürgersohn Goethe zerbrach durch sein Dasein die einfache Einheitlichkeit des Begriffs ‚Bürgertum'. Ohne willkürliche Interpretation ist der ‚Bürger' für uns heute ein ziemlich leerer Begriff, die Differenzierung ist schon viel zu weit fortgeschritten; dagegen bei dem vierten Stand sind wir darin noch sehr zurück. Alle Institutionen, die unmittelbar auf Menschen angelegt sind, sind unbewußt vom Standpunkt des Ben Akiba eingerichtet; sie rechnen mit dem Durchschnittlichen und vernachlässigen das Individuelle. Für unsre allerneuste Zeit ist das Nebeneinanderbestehen der auflösend-individuellen und der zusammenfassend-durchschnittlichen Tendenz charakteristisch.

Kaethe Kollwitz von Willi Wolfradt

Wenn Haß, Verachtung oder auch nur feindselige Gleichgültigkeit gegen einen Menschen uns überkommen, sollten wir zum Stift greifen und versuchen, ihn zu zeichnen. In Lachen oder Leid löst der aufmerksam nachtastende Blick die Verhärtung auf, die, zumal dem schmutzigen, rauhen Proletarier gegenüber, meist nur Bequemlichkeit der Sinne ist. Sorglich schauen wir auf von uns — und tiefer hinein in den Menschen, den wir da zeichnen; und wird der Blick liebevoll, so kann das Herz sich dem nicht lange verschließen: der Schatten unter den Wangenknochen, der müde, scharfe Zug um den Mund, der Umriß einer dumpf hockenden Gestalt etwa, den erst die künstlerisch geweckte Beobachtung wahrnimmt, wird unser Mitgefühl stärker und reiner erregen als alle sozialistische Bußpredigt oder Schreckvorstellung.

Inmitten einer Schar großer und geringer Künstler, die mit dem Pinsel oder Meißel Sozialpolitik treiben, weist es Kaethe Kollwitz die besondere Stellung an, daß sie den liebevollen Blick hat. Das Proletariat ist seit einigen Jahrzehnten zum großen Thema für die darstellenden Künste geworden, nachdem es Jahrhunderten die wahnsinnigste Geschmacksverirrung und Profanation bedeutet hätte, die Nachtgesichte der Armut und Fron zum künstlerischen Gegenstand zu erheben. Die aufreizende Grimasse, das nackte Elend, die Vertierung, die ganze drückende, drohende Häßlichkeit des Arbeiters auf der einen — das „malerisch" Verlumpte, das genremäßig Rührende auf der andern Seite ist uns oft und oft entgegengetreten, beide Weisen selten frei von agitatorischer Nebenabsicht. Sachliche, aber gleichsam unbewegte Beobachtung, von Menzels ‚Eisenwalzwerk' bis zu Meunier, hat das künstlerische Abbild der Arbeiterklasse ergänzt. Das Menschenleid der getretenen, verhärmten Kreatur aber ist wohl nie einfacher und größer erfaßt worden als von der Frau, die jetzt fünfzig Jahre zählt und sich in den Vordergrund gerückt sieht, der ihr mehr bedeuten würde, lebte sie nicht so ganz in ihren Menschen. Ihrer Art ist das Tendenziöse so fern wie die bittere Epigrammatik; alle Kontrastierungen etwa des Proletariats mit der Eleganz — und was dergleichen realistisch wie allegorisch vielfach verwendete Wirkungen literarischer Art sind — blieben ihrem ganz auf Menschlichkeit gestellten Wesen fremd. Statt des Elends, das zu einer ganzen sogenannten „Elendsmalerei" herhalten mußte, gestaltet sie das Leid; statt der Fratze des Proletariats sein inneres Antlitz; statt seiner Mißgestalt, mit der Andre teils rühren, teils herausfordern wollen, gibt sie den Menschen die Schönheit einer stillen, verbissenen Klage und schweren Erduldens. Fern dem Sentimentalen wie dem Zynischen, dem Parteischlagwort wie dem breiten Erguß, ist ihre Kunst auch nicht eigentlich auf forschende Beobachtung gestellt, sondern scheu verhält sie die Wärme des Miterlebens in schmerzlich-ruhigen Gesichten, die einen Sozialismus jenseits alles Klassenmäßigen künden — einen Sozialismus, der den Arbeiter fast zufällig wählte, um ihm das stumme Leid und die brütende Sorge abzulauschen.

Kaethe Kollwitz hat die Masse gesehen und den Einzelnen. Mütterlichkeit durchwaltet all ihr Schaffen in einem Grade, der die Diskussion über den männlichen oder weiblichen Charakter ihrer Kunst als Geringfügigkeit bloßstellt. Die eigene Gesichtsbildung wirkt bis in die Männerköpfe hinein als der ihr eigentümliche Ausdruck starker, duldsamer und verschlossener Trauer nach. Es ist kaum ein Strich in ihrem Schaffen, viel weniger ein ganzes Werk, das nicht unmittelbar aus ihren eigenen Zügen gekommen scheint. Ihr Auge hat nicht rechts, nicht links geschaut, nur immer in die Herzen; das Kunstparteiliche der Zeit, das Bekenntnis der Andern scheint an ihr vorbeigeglitten. Eine heroische Stille hält von ihren müden und so unendlich wissenden Zügen wie von jeder Gestalt, die sie geschaffen hat, alle Beziehung der Aktualität fern. Diese Hoheit unterscheidet sie völlig von aller eigentlich „sozialistischen" Kunst: von Allen, die im Arbeiter die Welt zu erfassen suchten, ist ihr nur der eine Laermans wesens- und wertverwandt.

Sie hat die Mutter mit dem Kinde immer wieder gebildet, eine gramerfüllte, einsame und ganz gegenwärtige Madonna, die unendlich schmerzlich und aufwallend das Gesicht in das atmende Schlafen des Kindes preßt. Der junge, stumpfe Proletarier, mürbe, trotzig hungernde und — noch ergreifender — kärglich und begierig sich labende Männer, bange Frauen und die ganz in sich gekehrte Schwangere: sie wanken vorüber, einsam, fast schlafend vor Entbehrung und an sich gehalten. Nur selten schreit die Armut auf; meist sänftigt sich ihr Antlitz unter dem Mutterblick zu einer eigenen, herben, schlichten, darbenden Schönheit, deren stummer Stolz es verschmäht, anzuklagen, und im Schutz grober Züge eine bange Seele ausweint.

Dann aber greifen die Themen aus. Gleiche Innigkeit durchwirkt das Gespräch geduckter Gestalten im dunkel verhangenen Raum, wie die bis zur explosiven Bewegung sich steigernden Massenszenen. Wie ergreifend ist der stockende Schritt stumpfer Erschütterung, der schweren Blickes am Grabe der Märzgefallenen vorbeizieht! Der dumpf drohende Trott Streikender, das geballte Brüten, das erregte Drängen der Menge, aus der Fäuste wie einzelne Schüsse aufzucken, das rasende Losbrechen: ein einziges, ungeheures Lechzen des Menschenkeils, dessen ganze Wucht die zugleich begeisterte und trostlose Gebärde des kühn davor gestellten Weibes entfesselt. Schließlich die letzte Steigerung, der irre Rausch der ‚Carmagnole': ein einziger sprühender Dunst aus Stadt, Mensch und Gewalt.

Zu solcher Heftigkeit des Ausdrucks gelangt Kaethe Kollwitz und entgeht dabei allem anekdotischen Effekt und jeder billigen Tendenz noch hier vermöge ihrer selbst im höchsten Toben vernehmlichen Kraft der stillen Klage. Alles Leid bleibt wie einem edlen Schlaf verhaftet, und selbst der Schrei der Empörung ist ein Stöhnen nur im Traum. Schicksal ist die einzige Umgebung ihrer Menschen, darum wirken sie tragisch.

Die zeichnerische Technik ist wandelbar. Dem nie zudringlichen, zartfühlenden Blick entspricht eine durchscheinende, gleichsam streichelnde

Wiedergabe; in den szenisch bewegten Blättern schlägt das graphische Mittel oft ein rasantes Tempo ein. Die karge Welt ersteht in einer mitunter wunderbar sparsamen und spartanischen Form. Hart und weich zugleich müßte — dem Ethos ihres Schaffens zu entsprechen — der Strich sein, und ganz so ist er.

Nicht an technischer Eigenart werden wir Kaethe Kollwitz erkennen, sondern an ihrer besondern Menschlichkeit. Die Mutter schaut in die harte Welt und verwandelt Grimasse in Antlitz, Brutale in Dulder, Drohung in Leid, und uns: Abwehrende in Erkennende.

Der münchner Kritikerprozeß

von Walther von Sandatz

Die münchner Musikkritik ist die höchststehende und ehrlichste der Welt. Das ist Tatsache. Mehrere Chefredakteure und andre Sachverständige haben es gesagt und beschworen. In dem Prozeß, den die münchner Kritiker gegen den Privatdozenten Doktor August Mayer anstrengten. Weil er ihnen im ‚März' mangelhafte Beherrschung der deutschen Sprache, Voreingenommenheit gegen Bruno Walter und Zugänglichkeit für allerlei Liebenswürdigkeiten (nicht Bestechlichkeit!) nachgesagt hatte.

*

Es haben nicht alle geklagt. Leider, leider. Herr Paul Ehlers, zum Beispiel, der Rezensent der Münchner Neuesten Nachrichten, zog es vor, die Klage zwei Tage vor dem Prozeß zurückzunehmen. Auch Herr Alexander Dillmann, der die schwere Last eines fürstlich thurn-und-taxischen Hofrates trägt und der Hüter der geheiligten Wagner-Tradition Münchens ist, auch er klagte lieber nicht. Warum nicht? Warum?

*

Die münchner Wagner-Tradition — ach, es war nicht der langweiligste Augenblick dieses Prozesses, als ein Sachverständiger zornig fragte, weswegen man immer mit diesem alten Unsinn daherkäme. Was eigentlich die berühmte Wagner-Tradition sei? Großer Gott, das ist leicht zu sagen. Man kann es wenigstens erraten. Wenn man bedenkt, daß in München die ganze Presse auf anderm Felde den deutschen Werkbund bekämpft und dafür die Tradition des gemütvollen münchner Kunstgewerbes verteidigt. Die wird symbolisiert durch die Schöpfungen des berühmten Professors Hinterhuber, der etwa den Rettich zur gemütvollen Bierseidelattrappe ausgestaltete. Aber das nebenbei. Ganz nebenbei.

*

Der Beklagte hat behauptet, die münchner Kritik könne nicht Deutsch schreiben. Sie kann Deutsch schreiben. Beim großen Gott, sie kann es. Herr Fischer zum Beispiel, Kritiker des Bayrischen Kuriers und auch sonst von guter Gesinnung, hat die Welt

(bei Rezensionen über Bruno Walter) mit folgenden Sätzen beglückt: „Da man indeß alle deutschen Komponisten, durchweg mindestens gleich starke Talente, wie Korngold zum Beispiel, Waltershausen, Courvoisier, Kaskel und andre, von der Tafel des hiesigen Hoftheaters mit eiserner Konsequenz als minderwertig fernhielt und sie nur einem einzigen wie zu einem intimen Liebesmahl mit derselben Exklusivität huldvoll gewährte, wie einst das Volk Israel unter den Völkern ausgezeichnet war, so wird aus dieser Episode Symptom." Und weiter: „In diesem Zwiespalt und Konflikt liegt nun ein prächtiger Kern von tragischer Verkettung und Verfinsterung, den man sogar im Weberschen Sinne zum Licht hätte führen können, wenn nur mehr Fähigkeiten in jener Dame gesteckt wären, an die Weber grade in diesem Moment geraten mußte, indem ihm der Theaterkönig seiner Zeit, Barbaja, Wiens Bühnenleiter, das so lockende Angebot machte, eine Oper im Stil des Freischütz zu komponieren." Welcher Satz schöner ist, mag jeder Leser für sich entscheiden. Und wenn nur in jenem Herrn mehr Fähigkeiten gesteckt wären, mit diesem Gallimathias einen noch entschiedenern Antisemitismus zu verbinden, als er in dem ersten Satz sich bescheidentlich andeutet, könnte er, wofern er seine Perioden bis zum Mindestmaß von fünfundzwanzig Zeilen ausdehnte und sich der entsprechenden teutschen Gesinnung befleißigte, den Herrn von Gräfe erreichen, der ähnliche Sätze in die Kreuzzeitung hineinschreibt, wofern nicht ein prächtiger Kern von tragischer Verkettung und Verfinsterung ihn zu einem jener Reformatoren der deutschen Sprache machen sollte, die in dieser großen Zeit mit Recht nach der Erlösung aus den Fesseln schreit, welche ihr durch das unter allen Völkern ausgezeichnete Volk Israel und andre Parasiten geschlagen worden sind.

*

Was war es nun eigentlich mit der Hetze gegen Bruno Walter? Daß die Kritiken von versteckten Bosheiten wimmelten, hat mehr als ein Sachverständiger in diesem Prozeß zugegeben. Daß noch neulich, als Walter die Matthäus-Passion dirigierte, Herr Paul Ehlers „auch Angehörigen andrer Konfessionen als der christlichen das Recht und die Fähigkeit zur Leitung dieses Werkes" zugestand — ein einziges Beispiel nur. Und aus der Fülle nicht einmal das prägnanteste.

Herr August Mayer hatte in seinem Artikel von einem „kleinen persönlichen Opfer" gesprochen, das diese Kritiker verlangt, und zu dem Walter sich nicht verstanden habe.

Was ist ein „kleines persönliches Opfer"? Nach meiner Auffassung: Herrn Mauke, dem Rezensenten der Münchner Zeitung, der sich auch einen „Tonsetzer" heißt — diesem selben Herrn Mauke zu sagen: „Es liegt nicht an mir, Herr Mauke, wenn Ihre Opern nicht aufgeführt werden. Glauben Sie, wenn es nach mir ginge . . .".

Oder Herrn Paul Ehlers zu sagen, er beherrsche die deutsche Sprache.

Oder Herrn Dillmann zu versichern, daß er sich noch niemals mit seinen (auch in Berlin rühmlich bekannten) Wagner-Konzerten und -Enthusiasmen ein wenig lächerlich gemacht habe.

Das freilich wäre ein persönlich Opfer.

Was aber verstanden diese sieben oder acht Kritiker (von denen vier oder fünf als herzlich gleichgiltig aus dieser Erörterung auszuscheiden sind) — was verstanden sie unter einem persönlichen Opfer? Bestechlichkeit, Empfänglichkeit für klingend Geld. Obwohl ich es nicht für möglich halte, daß ein Mensch, der heutzutage auf solch primitive Weise sich eine gute Kritik zu verschaffen suchte, ohne Ring durch die Nase über den Asphalt wandeln dürfte.

Sie aber, gewiß, sie waren so zart, diese Seelchen. „Ein solch ein Mensch bin ich!" So rein war ihr Gewissen, so urwüchsig ihre sittliche Entrüstung. So untadelig ihre Vergangenheit.

Herr Mauke, zum Beispiel, der seine Kritiken in die Münchner Zeitung sezerniert, hat (das wurde im Prozeß festgestellt) vor Jahren „in unbegreiflicher Begriffsverwirrung" ein Konzert rezensiert, das niemals stattgefunden hat. Nicht, ohne sich genau über die Armbewegungen des Herrn Felix von Weingartner auszulassen, der garnicht dirigiert hatte. Herr Mauke hat außerdem die löbliche Gewohnheit, den von ihm kritisierten Bühnen seine Opern unentwegt einzureichen. Und es traten auch in diesem Prozeß etliche Zeugen auf, Direktoren und Regisseure, die sich über Maukes Kritiken nach der Ablehnung der Opern äußerten. Sanfter war der Löwe nicht geworden. Sanfter wahrhaftig nicht . . .

Immer mehr von diesem Makellosen. Eine Zeugin (an deren Wahrhaftigkeit das Gericht nicht zweifelte, und in deren Wesensart vergeblich nach der mit Recht so beliebten Hysterie gefahndet wurde) — diese Mauke befreundete Zeugin wußte unter ihrem Eid allerlei über den Cato ohne Furcht, Tadel und Voreingenommenheit zu berichten. „Weißt Du," fragte er eines Tages, kurz bevor im münchner Hoftheater die Frage über Walters Bleiben oder Gehen akut geworden war, „weißt Du, wer neuerdings Kritiker der Münchner Neuesten Nachrichten geworden ist? Herr Paul Ehlers! Das ist des Itzigs Tod . . ."

Wobei von keiner Seite angezweifelt wurde, daß Bruno Walter der Itzig war. „Die Presse", fuhr Herr Mauke damals fort, „hat den Juden hierher gebracht, die Presse wird ihn wieder entfernen. Und wenn ihn der Intendant hält, muß eben auch der Intendant fort."

Der Intendant wird diesen Bemühungen der Presse mit Interesse zugesehen haben. Der Jude, der Itzig, Isidor Citronengesäusel sicht trotz den Bemühungen des teutschen Wagnerhüters

Wilhelm Mauke noch immer einen braven Kampf gegen die münchner Wagner-Tradition. Und der Kritik, die den Juden nach München gebracht hatte, und die ihn wieder abzuschieben gedachte, haben ihre Natschalniki bescheinigt, daß sie die höchststehende, objektiesste und vornehmste der Welt sei.

In erster Instanz . . .

*

Es ist menschlich, in Hatz, in Uebermüdung, „in unbegreiflicher Begriffsverwirrung" Konzerte zu kritisieren, die niemals stattgefunden haben. Es ist menschlich, einem Theater, dessen Aufführungen man rezensiert, einem Kapellmeister, den man einen Itzig heißt, die eigenen Opern einzureichen. Es ist höchst menschlich, verschnupft und grantig zu werden, wenn diese Opern abgelehnt werden. Jeder Dreißigjährige hat mindestens Einen dunkeln Punkt in seinem Vorleben und müßte von Rechts wegen im Durchschnitt zwei Jahre und drei Monate im Zuchthaus gesessen haben. Wir alle, sehr richtig, Herr Oberlandesgerichtsrat Mayer, wir alle sind allzumal Sünder und auch die höchststehende Kritik der Welt hat ihre schwachen Stunden.

Was also mußte sie tun, als sie jenen Artikel im ‚März' gelesen? An ihre Brüste schlagen: „Wir sind auch nur Menschen, wir können den Juden nicht leiden . . .".

Keiner hats getan. Sie waren die Vorurteilsfreien, Erhabenen, Vornehmen, was weiß ich . . . weißgekleidete Fräulein, deren Jungfernschaft man widerrechtlich in Zweifel gezogen hatte.

In erster Instanz, wie gesagt, sind sies geblieben. Vor der zweiten aber noch könnte ein unfreundlicher Nordwind sich erheben und das Blütenweiß von den Aesten fegen. Und auch dann, wenn die zweite Instanz eine objektive Beleidigung feststellen sollte, könnte durch die dicke münchner Atmosphäre ein frisches Lüftchen wehen. Und auch in diesem gutgläubigen Publikum Zweifel erwecken, ob die Herrn Dillmann, Ehlers, Mauke und der Rest nicht besser in andern Berufen sollten verwendet werden.

Bernhard Baumeister von Paul Schlenther

Am ersten Todestage sei des Meisters Schlenther sehnsuchtsvoll gedacht. Seine Stimme fehlt uns in Berlin, sein Auge, seine Hand. Welchen Plastiker des schlichten deutschen Wortes wir mit ihm verloren haben, wird die folgende Charakteristik eines schlichten deutschen Plastikers von höchstem Wuchse wieder einmal fühlen lehren. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt. Fundort: die ‚Nation', die gleichfalls allzu früh verstorbene, gleichfalls unersetzte Wochenschrift.

Das Gastspiel Bernhard Baumeisters im Neuen Theater hat beim berliner Publikum keine allzugroße Beachtung gefunden. Das ist erfreulich, sofern es sich um ein Gastspiel, bedauerlich, sofern es sich um Bernhard Baumeister handelt. Daß man heute im

Unterschiede von früherer Zeit ein Zusammenspiel gleichartiger Kräfte höher schätzt als einen Riesen unter Zwergen, ist ein Fortschritt der Kunst, eine Abkehr von jenen virtuosenhaften Bestrebungen, die nur das hohle Marktschreiertum heraufbrachten. Nun aber tritt ein Schauspieler, an dem keine Faser seines Körpers und seiner Seele virtuos ist, in einem ihm fremdartigen Ensemble auf, und ohne aus diesem mangelhaften Ensemble, dessen Wert in andern Aufgaben liegt, irgendwie hervorstechen zu wollen, übt er die tiefste und ernsteste Wirkung. Man genießt diesen Falstaff, diesen Paul Werner, diesen Erbförster wie ein Porträt von Albrecht Dürer. Sowenig dem Holzschuher-Bildnis gegenüber der Wunsch aufkommt, diesen Mann inmitten einer bewegten Gesellschaft auf einem Gruppenbilde zu sehen, so gleichgültig werden einem die deplacierten Mitglieder des Neuen Theaters, die notgedrungen da sein müssen, um dem großen Gaste das Wort und die Gebärde zu reichen. Am stärksten trat die Porträtwirkung beim Falstaff hervor, wo durch eine unverschämte Bühnenbearbeitung das Doppeldrama kurz und klein geschlagen war, und nur die eine Gestalt in Shakespearescher Größe und Ganzheit dastand. Am meisten verschwand die Porträtwirkung bei Paul Werner, wo die ebenbürtige Franziska der Frau Niemann-Raabe ihrem Wachtmeister gegenübertrat. Das Streben nach einem gleichartigen Zusammenspiel geht auf unsern berliner Bühnen oft schon so weit, daß man es mit einer bloßen Nivellierungsarbeit glaubt getan zu haben. Auf daß ja niemand hervorrage, bleibt jeder mit dem Kopf unter dem Wasser. Es kommt damit etwas Blasses, Mattes und Seichtes in unsre Vorstellungen. Gegenüber diesem falschen Grundsatz könnte die Erscheinung Bernhard Baumeisters wie ein Segen wirken. Darum wäre eine Wiederkehr dieses Gastes zu wünschen, der uns ein nächstes Mal auch als Calderons Richter von Zalamea und als Goethes Götz kommen möge. In beiden Gestalten findet er nicht seinesgleichen.

Bernhard Baumeister wurde Ende der zwanziger Jahre in Posen geboren. Als ganz kleiner Knabe schon kam er nach Berlin. Als er jetzt in dem Theater am Schiffbauerdamm auftrat, soll er sich mit Rührung daran erinnert haben, wie es dieser selbe Schiffbauerdamm war, wo er vor sechzig Jahren, mit Holzpantinen angetan, in den Grünkramladen lief, um für seine Mutter einzukaufen. Wie so manches andre große norddeutsche Schauspielertalent, ist auch Baumeister der berliner Hofbühne entgangen. Sein künstlerisches Heimatland wurde das wiener Burgtheater, dem er nun schon seit dreiundvierzig Jahren angehört. Er zählt dort zu derjenigen Generation, die nach außen hin durch die Namen Sonnenthal, Charlotte Wolter und Lewinsky bezeichnet wird, zu denen, deren frisches Blut einst Heinrich Laube herbeirief, um damit die Macht der erbgesessenen und gealterten Größen zu brechen, zu denen, die nun selber alt geworden sind und des Nachwuchses bedürfen. Bei Bau-

meister macht sich das Alter freilich nur in einer empfindlichen Schwäche des Gedächtnisses bemerkbar. Aehnlich seinem Altersgenossen und brüderlichen Kameraden Ludwig Gabillon, dem andern Hünen des Burgtheaters, lernt er seine Texte schwer und schlecht. Ein heimlicher Rapport mit dem Souffleur raubt ihm zeitweilig die Freiheit der Stimmung. Aber etwas lässig in diesem Punkt ist er, ebenso wie Gabillon, wohl immer gewesen. Sonst steht dieser hohe Sechziger mit seinen breiten Schultern, seinem mächtigen Brustkasten, der alle Gefühle beherbergt, so fest, so stark, so aufrecht da wie nur irgendein Mann in der Vollkraft der Jahre. Die Stimme, trotz der vier wiener Dezennien unverkennbar märkisch in Tonfall und Tonfärbung, dröhnt ohne eigentlichen Wohlklang, aber voller Mark und Nachdruck, und hat in Augenblicken gewaltiger Seelenerregung etwas vom Fistelschrei eines gequälten Raubtiers.

Der Kopf mit der herausspringenden Adlernase, den langen, schmalen, in der Erregung wie schmollenden Lippen, könnte einem Bildhauer als Modell zum großen Kurfürsten dienen. Bei aller Machtfülle der Erscheinung liegt nichts Brutales und auch nichts Gigantisches in dieser Gestalt. Das unterscheidet Baumeister von Albert Niemann. Der schwere Körper bewegt sich mit einer gewissen Grazie, die sich vorsichtig in den Hüften wiegt und eine Art zarter Scheu zeigt, so fest aufzutreten, wie die Füße es wohl vermöchten. Diese fast ein wenig an Manier streifenden Eigentümlichkeiten geben dem Wachtmeister Paul Werner das Zeugnis, daß er im Verkehr mit seinem Major feinere Sitten gelernt hat, als sonst Wachtmeister pflegen. Das Kommißartige weicht zurück, die liebenswürdige Menschennatur dringt hervor. Auch Falstaff erhält auf diese Weise das Gepräge seiner ritterlichen Herkunft; wer gesunken ist, hat einmal auf der Höhe gestanden; das erweist sich klar aus Baumeisters Darstellung. Am wenigsten kommt diese ritterliche und weltmännische Anmut, bei der die glättende Schule des Burgtheaters gewirkt hat, dem Erbförster zustatten; Baumeister hat sie hier auch nach Kräften zu verleugnen gewußt. Der veredelten Geste und Haltung entspricht zuweilen, auch das ist Burgtheaterstil, eine geschmückte Hebung der Rede; wo der Schauspieler nicht stark genug empfindet, klingt, zum Beispiel, als der Erbförster im ersten Akt zu Robert Stein von „seiner Marie“ spricht, ein äußerliches Pathos vor. Aber alle diese kleinen Mängel, die in Wien kaum als Mängel empfunden werden, bestätigen durch ihren Gegensatz nur die elementaren Gewalten, die in dieser Menschennatur schlummern und mit unfehlbarer Sicherheit des Gefühls überall da hervorbrechen, wo sie an Ort und Stelle sind. Baumeister verzichtet auf den geschickten Aufbau einer wohlgegliederten Rede, er verschmäht es, hier Tonlichter, dort Wortfackeln anzuzünden; von Schillers Versen hat man ihn ziemlich fern gehalten; sogar der Musikus Miller soll ihm nicht durchweg gelungen sein. Ein Mei-

ster der Rhetorik war er nie. Laube, für den die Deklamation das Wesentlichste auf dem Theater war, hat ihn daher nie nach Verdienst gewürdigt. Er erkannte zwar sein gefälliges Herz und seine gute Laune an, aber er warf ihm eine „Neigung zum Aphoristischen" vor. Er kürze wunderlich ab, wo er sich ausbreiten solle. Ausbreitung ist Baumeisters Sache auch jetzt noch nicht. Während langer Vorgänge kann er, die Arme in leichter Rundung etwas vorgestreckt, den Oberkörper schwach nach vorn geneigt, mit ziemlich gleichgültigem Gesichtsausdruck dastehen und das naturgetreue Bild eines Menschen geben, dem man es nicht anmerkt, was in ihm vorgeht. Ganze dichterische Prachtperioden vermögen nicht, ihn aus seinem scheinbaren Gleichmut zu bringen. Oft aber genügt ein einziges Wort, um wie ein Vulkan diese Menschenbrust zu öffnen, und wir sehen dann in einen Aufruhr seelischer Elemente. Als dem Erbförster seine Marie in bängster Stunde zum letzten Mal um den Hals fällt, hat der Erbförster zu sagen: „Freilich! Freilich! Dummes Ding"; der Dichter schreibt vor, er habe sie immer abzuwehren, fast wild, weil er sich der Weichheit kaum mehr erwehren könne. Dieses „Freilich! Freilich! Dummes Ding" ist, mit Laube zu reden, aphoristische Kunst; das ist etwas für Baumeisters Genie. In solchen Momenten bricht sein naives Gefühl hervor und überwältigt mit seiner schlichten Wahrheitsmacht alle schönen Reden. Dieser naive Schauspieler ist dann ein weit tieferer Psycholog als der gescheite Dramaturgus Heinrich Laube, der es als Burgtheaterdirektor nie gewagt hat, Baumeister auf solche Proben zu stellen und ihn geflissentlich auf dem Niveau der „kopfschüttelnden" Liebhaber und heitern Lebemänner hielt. Laubes Nachfolger, Dingelstedt, hatte erst recht keinen Sinn für diese urwüchsige Seelengröße; die Folge war, daß Baumeister, der sich in der Kunst vernachlässigt sah, nun auch sein Leben vernachlässigte und auch im Leben ein leichtes Talent zum Falstaff verriet. So näherte er sich bereits den Sechzigern, als Adolf Wilbrandt ihm den Richter von Zalamea anvertraute. Das war sein großer Tag. Seitdem ist er nicht der vielseitigste, nicht der gewandteste, nicht der geistvollste, nicht der beredteste, wohl aber der naturkräftigste und herzoffenbarendste Schauspieler, der lebt. Auch der Löwe hat nicht die Gelenkigkeit des Luchses, nicht die Schlauheit des Fuchses, nicht die Verschlagenheit des Tigers, nicht die Drolligkeit des Schimpansen, und doch ist er König der Tiere. Bernhard Baumeister ist der Löwe. Und er ist ein Löwe, der seine Mähne zu schütteln weiß. Ohne Tragöde zu sein, quillt ihm aus dem Gemüt die tragische Rechthaberei des Erbförsters, ohne Komiker zu sein, quillt ihm aus demselben Gemüt der geistreiche Humor, die übermütige Komödianterei Falstaffs wie die sonnenhelle Laune des Wachmeisters Werner.

Wo Bernhard Baumeister steht, steht für die Kunst ein Wegweiser von den Künsten zurück in die Natur.

Der Geizige

Mea maxima culpa. Als ich geäußert hatte, daß es töricht sei, gegen Sternheims ‚Kassette‘ Molières ‚Geizigen‘ auszuspielen, daß vielmehr dieser tot und in jener wiedererstanden sei: da einigte Reinhardt sich mit Sternheim über die unerschöpfte Lebenskraft der französischen Komödie und bestellte bei ihm eine Bearbeitung. Mea minima culpa. So schlecht brauchte sie unter gar keinen Umständen zu werden. Obgleich ich nicht weiß, wie eine gute herzustellen wäre. ‚L'Avare‘ ist ja wirklich mausetot; der ‚Geizige‘ also erst recht. Was geschieht, geht den pietätvollsten Stammgast der Comédie nichts mehr an. Keiner ist neugierig, wozu die Intrige führen wird. Die Filz- und Knicker-Späße, von Plautus her überliefert, muffeln längst. Die Nebenfiguren, samt und sonders, sind Requisiten, sind Turngeräte für Harpagon. Der aber — nun ja, man kann sagen, er wirke etwa, als habe Liebermann einen Arbeiter in eine Landschaft von Poussin hineingemalt. Damit ist das Verhältnis der Hauptfigur zur Umgebung bezeichnet: eines Kerls von jener erschreckenden Besessenheit, die durch die vorweggenommenen künstlerischen Mittel der Gegenwart gültiger für uns wird als durch frühere, zwischen belanglosen Alltagserscheinungen einer verschollenen Welt. Schon das wär' ein Mißverhältnis, eine Stillosigkeit, die das Werk im Lauf der Jahrhunderte aufgezehrt haben würde. Die romanische Renaissancekunst verträgt sich schlecht mit dem Realismus. Ist denn aber Harpagon wahr in sich? Glaubt man ihm, wo er steht, wie er lebt, was er treibt? Wenn Tartüff die Heuchelei, wenn Alcest die Misanthropie verkörpert, dann soll Harpagon sein: die Geizigkeit selbst. Nun hat leider Molière vergessen, ihn rundum geizig zu machen. Zwischendurch nämlich wirft er das Geld zum Fenster hinaus. Wäre er geizig, er dächte nicht dran, ein großes Haus, für das Haus zwei Lakaien, eine Dienerin, einen Koch und Kutscher, für den Kutscher Pferde, für die Pferde einen Wagen zu halten. Von alledem braucht er nichts. Er geht zu Fuß. Er will keinen Menschen sehen, geschweige: bewirten. Er hat keine Stellung, die ihn zwänge, zu repräsentieren. Nach seiner Anlage wäre er zehnmal krepiert vor Wut über diesen ganzen unnützen Kram. Ihm ists ja auch nicht um Grund- oder Sachbesitz. Sein einziger Wunsch, seine Gier, sein Lebensinhalt ist: Gold zu häufen, zu zählen, darin zu wühlen, es flüssig zu haben, um es durch Wucherzinsen zu mehren. Gewiß: er zittert vor Angst, wenn es bei ihm ist. Aber diese Erregung, da er sonst keine Leidenschaft und keine Beschäftigung hat, bewahrt ihm persönlich die Frische; von der sich der künstlerischen Gestalt und dem Stück nichts mitgeteilt hat. Die Franzosen haben seit der Premiere des Jahres 1668 für den ‚Geizigen‘ wenig übrig gehabt. Die vereinzelten deutschen Versuche sind mißglückt. Um für die Zersplissenheit des Kerns und der Schale zu entschädigen, erwiesen sich Tragik wie Komik stets als zu dünn. Bei jeder Neueinstudierung kam man schnell zu der Einsicht, daß noch ein gehöriger Gang vor- oder hinterhergeschickt werden müßte. Diesen Aufwand hat Sternheim Reinhardt erspart, indem er ihn einfach selber trieb.

Bereits auf dem Zettel beginnt die Quabbligkeit. „Komödie in vier Aufzügen nach Molière, eingerichtet von Carl Sternheim.“ Das geht wirklich nicht. Entweder doch wohl: Komödie nach Molière von Carl Sternheim; oder Molières Komödie, eingerichtet von Sternheim. Um gerecht zu sein: an dieser Einrichtung ist gelungen, daß Frosine,

die Kupplerin, statt dreier Auftritte Einen, den allerdings in falschem Milieu, und Valers und Mariannens Vater gar keinen hat; und daß außer bewährten jüdischen Witzen Sternheim ein paar spitzige eigene von sich gibt. Alles, aber auch alles andre ist auf die peinlichste Weise mißlungen. In den Uebersetzungen heißts, daß Harpagons Sohn Cleanth überall Schulden macht, um „sich zu unterhalten". Bei Molière heißts: s'entretenir. Wahrscheinlich hat Sternheim gemeint: s'amuser, und ist so zu dem Einfall gekommen, einem Einfall, Sudermanns würdig: dem Geizhals einen Verschwender zum Sohn zu setzen. Damit wird die Komödie vollends verzerrt, und nach mehreren Seiten. Es rechtfertigt Harpagon und wendet ihm unsern Anteil zu, daß sein Früchtel unter Musikbegleitung aufsteht und frühstückt und von tausend Kostbarkeiten umgeben ist, die uns in einem besondern Akt vorgeführt werden. Daß hierdurch die Einheit des Orts zerrissen wird, ist schlimm nicht aus dramaturgischen, sondern aus psychologischen Gründen. Dies schafft um Harpagon eine Atmosphäre, worin er halbwegs verständlich wird: wenn wir ihn immer wieder nur in seinen finstern, freudlosen Bau verkrochen sehen, in dieses eine hohe, graue, kahle Zimmer mit Kommode, Pult, Kontorsessel und sonst nichts. Er trägt Sorge, bei seinen schmierigen Geschäften unsichtbar und ungenannt zu bleiben. Jetzt will er Cleanth bewuchern, ohne daß Vater und Sohn von ihrer Partnerschaft in dieser Handelsverbindung wissen. Zu beider Pech kommt in Harpagons Hause durch den Vermittler die Geschichte heraus, und Vater und Sohn beschimpfen sich gegenseitig. Bei Molière immerhin eine theatralisch schlagkräftige Szene. Bei Sternheim verpufft sie, weil er sie in die Wohnung des Sohnes verlegt; und nicht deshalb allein. Daß und wie Harpagon dort eindringt; daß er Frosinen trifft und, zur Bequemlichkeit des Bearbeiters, die fällige Szene, statt bei sich, am dritten Ort mit ihr abwickelt; daß der Geizhals, geblendet von diesem Glanz, gar zum Diebe wird: das unverkümmerte Karikiertalent des Anfängers Sternheim wäre nötig, um aus so schiefen Grundlinien eine Zeichnung zu ziehen, über deren Maße allein, gleichgültig, was Absicht und Sinn der Darstellung, herzhaft zu lachen wäre. Der Effekt des frühzeitig alternden Sternheim? Hier und ringsum verdrießt seine Uebertreibungsmanie. Wie Protzigkeit mutet es an, daß er aus den zehntausend Talern, die Harpagon in der Kassette hat, zwanzigtausend macht. Daß aus Harpagons Einem zündenden Monolog drei werden, die alle drei höchstens glimmen. Daß er dem guten Molière zeigt, was ein moderner Dialog ist. Hätte der Gallier seinen deutschen Erneuerer gekannt: er hätte ihn unbarmherzig unter die lächerlichen Preziösen gesteckt. Welche Gestelztheit selbst harmloser junger Mädchen! Und des Geizigen Signale! „Haut Pergament, Haar Asche, Fleisch Staub — Katastrophe." Urbild Leiche, Einrichtung Leichenschändung — Magenbitter, Schlummerrolle, Flucht.

Aber um immer wieder gerecht zu sein: weder wurde mein Widerwille noch meine Schlafsucht geteilt. Einstmals wars eine Freude, unter dem Publikum einer spätern Aufführung Reinhardts zu sitzen. Neuerdings unterscheidet sichs vom Premierenpublikum einzig dadurch, daß es den Hausherrn nicht auf die Szene johlt. Die Theaterkunst welkt — es ist keine Lust, zu leben; was es zur Zeit bekanntlich auch aus andern Gründen nicht ist. Aus diesen andern Gründen erkläre ich mir den Verfall der Unterscheidungsfähigkeit, woraus der Verfall der Bühne stammt. Man ist in jeder Beziehung zu mürbe, um Ansprüche zu erheben; also werden keine Ansprüche mehr befriedigt. Man sagt unbedingt Ja zum

Erfolg, ohne diesen von Fall zu Fall nachzuprüfen; worauf doch die Entwicklung beruht. Das war früher der Vorzug Berlins vor Wien: daß die Leistung entschied und nicht der Name. Jetzt können die Namen sogar in Berlin sich alles leisten. Reinhardt, der ehedem kritischen Ratschlägen, wenn sie sichtlich der Liebe zur Sache und ihrer Kenntnis entsprangen, dankbar zugänglich war, hört auf nichts mehr, weil jede Darbietung — herrlich, anständig, mittelmäßig oder erbärmlich — den gleichen stürmischen Zulauf hat. Daten des Rückschritts. Anno 1906: ‚Tartüff' in fünf Akten und die ‚Mitschuldigen' in drei Akten an Einem Abend — an ungefähr vier, fünf Abenden. Anno 1917: der ‚Geizige', der nur dadurch möglich wird, daß man ihn in fliegender Hast herunterjagt, und den ich nie anders als mit der ‚Schule der Frauen', dem ‚Zerbrochenen Krug' oder ‚Esther' zusammen gesehen habe — der wird auf die qualvollste Art in die Breite gezerrt, hat eine begeisterte Presse, ist täglich ausverkauft; und so werden wohl nächstens Goethes ‚Geschwister', mit Zwischenspielen von Sternheim, den Abend füllen. Es ist klar, daß bei diesem Stand der Dinge Reinhardt um seinen Protagonisten ein beliebiges Ensemble gruppieren darf, ohne daß er getadelt wird. Fräulein Christians hat von ihrem Vater Rudolf die hübsche Larve und scheint die Talentlosigkeit geerbt zu haben. Und die bewährten Mitglieder werden diesmal mit Rollen geplagt, die ihnen nicht passen. Schadet alles nichts, da man Pallenberg haben will. Er hat in Berlin keinen deutschen Vorgänger, da die Harpagons Suske und Grube nicht zählen. Dagegen erinnert man sich an Coquelin, der behaglich im Zuschauer das Bewußtsein wach erhielt, daß es ja doch nicht so schlimm gemeint sei; und an Novelli, der den Geizigen in dem plautinischen ‚Goldtopf', dem Vorbild Molières, zu einer gemarterten Kreatur machte. Zwischen dem Komiker und dem Tragiker steht unser Tragikomiker. Wenn er mit eingeknickten Beinen hereingeschlurft kommt, denkt man an Josef Lewinsky. Unscheinbar, graugesträhnt, entzündeten Auges, hohlwangig, krähend, vom Verfolgungswahn hin- und hergerissen — so sieht er aus, wie es die Gestalt verlangt. Man lacht über ihn, den geprellten Teufel des Volksschwanks, und ist im nächsten Moment angstvoll still — Achtung: hier hausen Dämonen! Das Ideal für Molière und was man in ihn hineinlesen will. In fünfviertel Stunden würde Pallenberg die disjecta membra des vergeßlichen Klassikers zusammensetzen und die Gliederpuppe durchglühen. Von dem zweieinhalbstündigen Sternheim hat er eher Nachteil als Vorteil. Dessen Motto wird seins: Du mußt es dreimal sagen. (Man kann nämlich auch als Epigrammatiker schwätzen.) Aber bereits beim zweiten Mal werden wir zerstreut. Pallenberg braucht viel größere Dichter als Sternheim oder viel kleinere. Und vor allem braucht er Gelegenheit, unbändig komisch zu sein, von der vollen Komik her tragisch zu werden. Bei der Wahl zwischen Sternheims Harpagon und Tobias Buntschuh begehre ich wieder und wieder zu schauen: Johann Nepomuk Zavadil.

Zu diesem Krieg von Grabbe

. . . . Ist Deutschland einig,
Kanns der Vasall durch Abfall nicht verraten,
So ists der Erde Herrin, wenns auch nicht
Erobert — (Bettelei ist jegliche Eroberung,
Nicht nötig Dem, der stark genug an sich!).

Miß Rankins von Rudolf Leonhard

Ein Tag war, da ging über das Kapitol
Ein Sturm, die Säle und Köpfe wild zu verheeren.
Seitdem gehört, die Enkel zu belehren,
Auf die Hügel ein neues Idol!

Sie sitzen im Saale. Hände schwimmen
Erregt in lauer Luft und wischen
Schweiß von der Stirn, die Angst und Ehrgeiz flammt. Rings zischen
Gerüchte durch Gespräche, Berichte durch Versprechungen. Die Stimmen

Zählt eine laute Stimme. Da wurde manche Stirne grau.
Fast alle Männer, die im Saal erschienen
Waren, sagten mit gefälligen Mienen
Zum Kriege Ja. Nur jene eine Frau .

Schweigt, als im Schweigen der Repräsentanten
Ihr Name deutlich aufgerufen wird,
Und beugt das Haupt. Hilflos ist sie verirrt
Unter die wirr erwachten Triebe der Männer. Aber sie sieht die Verbrannten,

Die Blutenden, fühlt Sterbensschrei und Hungersnot.
Tiefer beugt sie das Haupt, in Qual und Scham,
Bis, vom beginnenden Murmeln umdroht,
Zum zweiten Mal die Frage ihres Namens kam.

Da wirft sie's Haar zurück und ringt die Hand,
Und während harte Tränen aus ihren Augen schlagen,
Ruft sie in großen Schreien, die fast lautlos bleiben: „Vaterland!
Aber ich kann nicht Ja zum Kriege sagen!"

Die Männer stürmten. Sah keiner um ihr Haupt,
Ihr weinendes, den Strahlenkranz erscheinen?
Die Männer riefen „Krieg". Sie aber hat geglaubt,
Und hatte Mut zum Frieden und den Mut, zu weinen.

Der Held des Westerlands von Alfred Polgar

Der Held des Westerlands' ist eine Komödie in drei Akten von J. M. Synge, den uns die Uebersetzer (Sil-Vara und P. Fisher) als einen der edelsten Vertreter neu-irischer Dichtung vorstellen. Die drei Akte, bizarr in Linie und Farbe, geben ein fremdartig wirkendes Bild irländischen Naturmenschentums. Sie haben, wie das kluge Vorwort zum deutschen Buch belehrt, symbolischen Inhalt; in ihrem Geschehen spiegeln sich Schicksal und Wunderlichkeit der Heimat. Auch ohne ein Durchschimmern dieser symbolischen Grundierung aber hat die Komödie starke geistige Reize. Sie führt in eine fremde Welt, in eine Art jungfräuliches Terrain europäischer Menschheit, auf dem es noch Wildnisse der Instinkte und von keiner Kultur abgeschliffene Urformen der Empfindung gibt. Hier ist eine Gegenwart, die gleichsam noch unbefreit in vergangenen Jahrhunderten — als in ihrem Rohmaterial — steckt. So scheinen auch die Figuren der Komödie noch in ihrem Seelisch-Urstofflichen gefangen. Eingesprengt in Brutalität und Torheit leuchten ganz zarte, kluge, feine Dinge auf; die Tüchtigkeit und Härte der Rasse, ihr Mutterwitz und ihre Schlauheit, ihre mond-

züchtige Verträumtheit und ihre wurzelfeste Erdgebundenheit werden fühlbar. Aus der Perspektive westlicher Gesittung wirkt die Geschichte von dem gefeierten Vatermörder, der seines Heldentums verlustig wird, als sich herausstellt, daß der väterliche Schädel doch härter war als des Sohnes Arm, freilich wild genug. In der seltsam kulturabseitigen Sphäre des Syngeschen Spiels aber löst sich das Barbarische zwanglos in Naives auf; und den Rest an Peinlichkeit beseitigt die balladeske Verkürzung und Verdichtung des Vorfalls. An der Neuen Wiener Bühne gab Herr Mendes klugerweise dem Helden Kindlichkeit und Sanftmut zu Charakter-Grundfarben. So schien die Tat ganz ins Unterbewußtsein des Täters gerückt, gleichsam mehr durch ihn als von ihm begangen. Hätte er den vermeintlichen Vatermörder naturalistisch, als bäurischen Lümmel gespielt, wäre die ganze Angelegenheit unerträglich geworden. Sehr reizvoll ist die natürliche Kraft und Geschmeidigkeit, das Urwüchsig-Poetische der Sprache: sie scheint mit Wässern getauft, aus denen das Volkslied schöpft. Daß die Uebersetzung diesen starken, herben Duft eines noch nicht zur Schriftsprache verdünnten Idioms ahnen läßt, zeugt für ihre Vortrefflichkeit.

Begegnung von Konstantin K. Donny

Der Leutnant Dietrich war einer neuformierten Fuhrparkkolonne zugeteilt worden. Der Wagen, der ihn an den neuen Bestimmungsort bringen sollte, hatte gleich an den ersten Häusern der nächsten französischen Stadt einen Achsenbruch, und bis der Schaden ausgebessert war, hatte der Leutnant Zeit, in der Stadt umherzuschlendern.

Es gab wenig zu sehen. Ein paar Cafés hinter fragwürdigen Spitzengardinen, eine deutsche Bade-Anstalt, ein Kino, das nur Mittwoch und Sonnabend in Betrieb war. Das Offizierskasino war dunkel, verräuchert und leer. Er aß ein reichlich zähes Schnitzel und ging wieder hinaus. Quer über den heißen Marktplatz in eine Platanenallee, deren tiefer Schatten lockte.

Der Leutnant Dietrich war zwanzig Jahre alt; frisch, jungenhaft, noch ein wenig der Schüler, der er bei Kriegsausbruch gewesen war. Er hatte abenteuerliche Autofahrten geliebt (das hatte er von seinem Vater, der im Oldenburgischen Landarzt war), er hatte hübsche Mädchengesichter geliebt, auch mal einen tüchtigen Trunk in der streng verbotenen Sekundanerkneipe am Kürschnerberge. Jetzt liebte er den Krieg — schon allein darum, weil er ihm, dem schlechten Schüler, mindestens drei, höchstwahrscheinlich aber vier Jahre Pennal erspart hatte.

Die Platanenallee war wirklich kühl und angenehm. Die Kronen der beiden Baumreihen waren ineinanderverzweigt — unruhig standen die getigerten Stämme in das grüne Dunkel gebannt. Ganz fern glühte ein Haus orangefarben.

Es tat wohl, die Stille dieser Seitenstraße einzuatmen. Ein hübsches Mädchengesicht, das hinter einem Gartenzaun oder in einem

offenen Fenster erschienen wäre, hätte jetzt sicherlich einen freundlichen Blick bekommen. Allein ein alter Sandsteinbrunnen war schuld, daß ein junges Mädchen, das grade eine Haustür öffnete und den bereitgehaltenen Blick sicherlich gut aufgenommen hätte, wieder zurücktrat. Denn eine verstaubte Trainkolonne kam im Rücken des Leutnants angerasselt, und ehe der langsam Schlendernde die nächste Straßenkreuzung erreicht hatte, waren die ersten Fahrer schon abgesprungen und mit den Futtereimern am Brunnen.

Der Leutnant sah dem Tränken der Pferde zu. Sie waren müde und staubig, aber gut genährt und gut gehalten.

Dietrich, der Schimmel liebte, trat zu einem Wagen, der mit zweien solcher stämmigen Prachtkerle bespannt war. Sie wieherten und schnoben, der Fahrer kam mit den gefüllten Eimern. Das Wasser schwappte, die Gäule streckten die Hälse.

Der Leutnant klopfte ihnen die Rücken. „Belgier — was?"

Der Fahrer, der den seitlich Herangetretenen nicht gesehen hatte, antwortete nicht. Der Leutnant drehte sich um. Herrgott, da stand ja sein bestgehaßter Feind vor ihm, der Doktor Gentz, der Mathematiklehrer, der ihn einmal vor der ganzen Klasse so infam blamiert hatte.

Er warf den Kopf in den Kragen. Eine ungeheure Lust packte ihn, den Mann mal so zu zwiebeln, wie der ihn gezwiebelt hatte.

Seine Blicke rasten über Pferde und Geschirr, um einen Fehler zu entdecken. Er fand nichts und suchte an dem Fahrer herum.

Der stand stramm in seiner verwitterten geflickten Uniform (dieser korrekte, geleckte Doktor Gentz) und sah ihn an. Und es war derselbe hilflose gepeinigte Blick, dieselbe gehässige Unterwerfung, von der er wußte, daß er sie gehabt hatte, wenn er einer solchen niederträchtigen Gentzschen Aufgabe gegenübergestellt wurde.

Er reckte sich noch höher und bekam mit einem einzigen Atemzug ein reifes gütiges Gesicht.

„Ah — Doktor Gentz", lächelte er.

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Ach was — Befehl." Und er reichte ihm die Hand.

Industriekohle von Vindex

Die rheinisch-westfälischen Zechenbesitzer werden sich, wie aus dem Industriebezirk gemeldet wird, in einer ihrer nächsten Versammlungen wieder einmal über die Kohlenpreise unterhalten. Wegen des Ausgangs solcher Unterhaltungen braucht man sich keine Illusionen zu machen: sie enden — sei es sofort, sei es nach kurzer Zeit — mit einer Erhöhung der Preise für Kohle und Koks. Dieser angenehmen und einträglichen Betätigung haben sich die Kohlenmagnaten im Kriege bereits zu wiederholten Malen hingegeben. Die letzte Preiserhöhung fand erst zu Anfang dieses Jahres statt, und betrug zwei bis drei Mark. Diese Preise sollten bis April Giltigkeit haben — und noch ist der April nicht zu Ende, da hören wir bereits von der neuen „Preismaßnahme" der Zechen, die wiederum auf eine Erhöhung um zwei bis drei Mark hinauslaufen dürfte. Die Zechenbesitzer verweisen zur Begründung der neuen Brenn-

stoffverteuerung auf die gestiegenen Löhne und Materialpreise; auch die Transportschwierigkeiten (des vergangenen Winters) werden angeführt.

Will man die Berechtigung der geplanten Preishinaufsetzung prüfen, so darf man bei der gewaltigen und gradezu ausschlaggebenden Bedeutung von Koks und Kohle für die gesamte Gütererzeugung, und namentlich für die Waffen- und Munitions-Industrie — also nicht nur für die Volkswirtschaft, sondern für die Lebensnotwendigkeiten der Nation — keinesfalls die kapitalistischen Interessen der Unternehmer in den Vordergrund stellen. Die Zechen haben durchweg im Kriege und am Kriege reichlich verdient; es gibt keinen juristischen und keinen moralischen Anspruch, auf Grund dessen sie verlangen könnten, daß ihnen ihre Dividenden ungeschmälert blieben oder gar noch gesteigert würden. Selbst wenn man den Zecheneigentümern zugestünde, daß seit Anfang des Jahres eine neue Erhöhung der Produktionskosten eingetreten ist, und daß die (hoffentlich hinter uns liegenden) Transportschwierigkeiten nachteilig auf das finanzielle Erträgnis ihrer Unternehmungen eingewirkt haben — wollte man auch, sagen wir, dies alles zugeben, so bliebe dennoch die Frage offen, ob die Mindereinnahme der Unternehmer nunmehr schleunigst und unbedingt auf die Verbraucher und die Allgemeinheit abzuwälzen ist. Auf diese Frage kann es nur eine einzige Antwort geben.

Es wäre eine ansprechendere Geste und in seiner Wirkung mehr als das gewesen, wenn die Zechenbesitzer den Entschluß verkündet hätten, jetzt, da der Krieg in sein letztes und entscheidendes Stadium zu treten scheint, von einer Verteuerung der Kohlen Abstand zu nehmen, ja, sie womöglich noch zu verbilligen, damit der Gesamtheit in schwerer Zeit nicht eine neue Last zu allen schon vorhandenen aufgebürdet werde. Denn daß die Gesamtheit bis auf den letzten Mann in Werkstatt und Haus die neue Kohlenpreiserhöhung zu spüren bekommt, daran kann kein Zweifel sein. Selbst wenn die Hausbrandkohle in die neue Regelung nicht miteinbezogen wird, kann die Verteuerung des ganzen Produktionsprozesses aller Erzeugnisse — eine notwendige Folge der Kohlenpreiserhöhung — nicht ohne sofortige Rückwirkung auf die Preise für alle Bedarfsartikel bleiben, muß also eine neue Verteuerung der gesamten, seit Kriegsbeginn bereits abenteuerlich schwierig gewordenen Lebenshaltung herbeiführen.

Vielleicht überlegt sich die Staatsregierung, die ja seit einiger Zeit begonnen hat, der Preispolitik des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats die schon längst verdiente Beachtung zu schenken, einmal die Gründe für und wider die neue Preissteigerung recht ernstlich, und findet dann auch die Kraft, die Entscheidung, zu der sie auf Grund dieser Ueberlegung gelangen muß, durchzusetzen. Sie weiß ganz gut, daß sie es kann, wenn sie es wirklich will, und der Staat hat gegen viele unsrer Berufsstände sich während des Krieges leicht (und meist mit Recht) von jeder Sentimentalität frei gemacht, wenn es galt, die großen und eindringlichen Interessen der Allgemeinheit zu schützen. Es wäre nicht nur eine volkstümliche Tat, sondern es scheint uns ein Gebot politischen Taktes, wenn die Regierung das ihr, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich zustehende Veto gegen die Kohlenpreishinaufsetzung einlegte; sie sollte dabei schließlich nicht außer Betracht lassen, daß am ersten August die vom Reichstag beschlossene Kohlensteuer in Kraft tritt, die von den Zechen natürlich ohne weiteres abgewälzt werden wird und neue Bürden auf die Schultern der Verbrauchermasse legt.

Antworten

Berliner. Mir ists teilweise ebenso gegangen, wie Ihnen, der Sie mir schreiben: „Vor einiger Zeit lockte wochenlang ein meterhohes Plakat in den Wintergarten: ein Ballett, von Max Reinhardt inszeniert, sollte dort gegeben werden. Das wurde auch immer wieder in den Notizen verheißen, welche die Zeitungen nach gewohnter Art ohne Papiersparsamkeit veröffentlichten. Nicht Wenige werden, wie ich, dem Rufe gefolgt sein, und zwar, weil sie von Reinhardts Phantasie Neues, Farbiges, ein Bühnenkunstwerk, zumindest einen persönlich gearteten Versuch erwartet haben. Nun, ich brauche Ihnen nicht viel zu erzählen: ‚Lillebils Hochzeitsreise' war eine Fadesse, richtige Epigonenarbeit der Reinhardt-Schule, vom ‚Meister' selbst kein Hauch; und als das Unglück da war, hörte man denn auch, daß Reinhardt nicht nur nicht die Sache selbst gemacht habe, sondern in den Wochen der Vorbereitung und Aufführung nicht einmal in Berlin gewesen war! Er — und die Manager, denen ichs immerhin weniger übel nehme — deckten mit dem guten Namen eine Sache, von der er gar nichts wissen konnte. Das war im Wintergarten. Nun rufen — noch größere — Plakate der Litfaßsäulen zur ersten Aufführung von Schönherrs ‚Volk in Not' in die Volksbühne. Wiederum steht groß da: Regie Max Reinhardt. Diesmal, dachte ich, muß es wahr sein. Schließlich, im eigenen Hause . . . und war eben auf dem Wege, eine Karte zu erkämpfen. Da versichert mir Einer, ders wissen kann, nein: wissen muß, daß Reinhardt bis heute die Regie dieses Stückes nicht geführt hat, vielmehr Herr Professor Gregori die Arbeit leistet, während Reinhardt den Ruhm (der Litfaßsäulen) . . .". Im ersten Fall haben Sie ganz und gar recht. Die Premiere von ‚Lillebils Hochzeitsreise' war Ende Januar, während Reinhardt am ersten Januar in die Schweiz gereist und Mitte Februar zurückgekommen ist. Wahrscheinlich, daß er im Dezember einmal mit Ernst Stern eine Unterhaltung über dieses Ballett gehabt; schon weniger wahrscheinlich, daß er ein Regiebuch angefertigt; unmöglich, daß er die Inszenierung besorgt hat. Im zweiten Fall haben Sie nur dem Buchstaben oder der Zahl nach recht. Tatsächlich hatte Reinhardt „bis heute", also bis zum sechzehnten April die Regie von ‚Volk in Not' Herrn Gregori überlassen. Aber vom siebzehnten April bis zur Premiere hat er drei Proben geleitet; und daß dies der Aufführung mehr zu nützen imstande ist als wochenlange Bemühungen des Herrn Gregori, das werden selbst Sie nicht bestreiten. Wenn auf dem Zettel steht: Dirigent Richard Strauß oder Felix Weingartner oder Arthur Nikisch, dann hat auch oft der zweite oder dritte Kapellmeister oder der Correpetitor die grobe Arbeit geleistet und doch das weitaus geringere Verdienst und keinen Anspruch auf Namensnennung und Beifall. Immerhin liefert ein Fall wie der erste Reinhardts Gegnern ein Material, das seine Freunde zu ihrem Bedauern nicht entkräften können. Während der zweite Fall dadurch beigelegt ist, daß man nachträglich an der Litfaßsäule und auf dem Theaterzettel Herrn Gregori hinter Reinhardt als Regisseur genannt hat.

Wiener. Wem schreiben Sie das! Ich habe die Mildenburg zwar nur als Fidelio und als Isolde gehört, und das ist zwölf Jahre her — aber dafür werde ich ihr stets in tiefster Dankbarkeit verbunden bleiben. Ihr Notschrei, der dieser Künstlerin gilt, trifft das rechte Ohr und wird mir nicht aus dem linken wieder herausgehen. Also: „Wir hier in Wien lesen kopfschüttelnd, daß Anna von Mildenburg bei Reinhardt Schönherrs Wolfgruberin spielt. Vergeblich versuchen wir in Gedanken, diese hohe Gestalt mit dem leidvollen Burne-Jones-Kopf und den edeln nervösen Händen einer tiroler Bäuerin anzupassen, und auf einmal ist eine Fülle von Fragen, Anklagen, Wünschen da, die sich nicht mehr abweisen lassen. Augenblicklich schwebt eine Affaire zwischen der

Wiener Hofoper und Selma Kurz. Diese Koloratursängerin verlangt trotz dem Krieg eine weitere Erhöhung ihrer längst märchenhaft hohen Gage. Wenn sie nicht künftig dreitausend Kronen für jedes Auftreten kriegt, will sie die Hofopfer verlassen. Und Wien ist auf ihrer Seite. Man wird lieber alles bewilligen, ehe man diesen Stern, diese zugkräftige Lokalgröße entbehrt. Aber als die Mildenburg vor wenigen Jahren ihren Vertrag mit Gregor löste, da hat es keinen Aufstand des Volkes, der Presse, des Pressevolkes gegeben. Man hat sie ziehen lassen, wie man Mahler hatte ziehen lassen und so viele andre. Wo blieben die Leute, die sie in den Tagen ihres bayreuther Ruhms die Duse der Oper genannt hatten? Ist sie das nicht mehr, weil ihre Stimme von ihrem lyrischen Glanz eingebüßt hat? Ihre Stimme war ja niemals etwas selbständig Wesentliches ihrer Kunst, sondern nur von allen Ausdrucksmitteln einer tragischen Seele das stärkste. Und das ist sie noch. Daß die Mildenburg nicht mehr singen kann, ist eine Fabel. Man weiß, wie dergleichen entsteht. Als sie vor zwei Jahren einmal körperlich sehr elend war, hatte naturgemäß auch die Stimme darunter zu leiden. Damals tauchte das Gerücht auf, sie könne nicht mehr singen. Es wurde teils aus Böswilligkeit, teils aus Gleichgültigkeit verbreitet, und so ist es zu einer Macht geworden. Aber wir, denen die Kunst am Herzen liegt, kapitulieren nicht vor dieser Macht. Es ist nie bewiesen worden, und es ist nicht wahr, daß die Mildenburg nicht mehr singen kann. Hier handelt es sich ja aber auch garnicht um eine beliebige Sängerin, der wohlmeinende Freunde vielleicht raten dürften, vom Schauplatz zu verschwinden, bevor sie die Stimme verliert. Hier handelt sichs um das größte tragische Talent, das zur Zeit in dem Bezirk der deutschen Sprache existiert, um eine unerhörte, leiddurchglühte Menschlichkeit, die Tausende erschüttern und beseligen kann. Und dieses Talent liegt brach. Diese Frau spielt an der berliner Volksbühne eine kleine Rolle von Schönherr und schreibt Artikel für die Neue Freie Presse. Freilich: selbst in ihren Artikeln fühlt man ihren Adel, ihre leidverklärte, unendliche Güte. Aber schließlich ist weder die Schriftstellerei noch die Schauspielerei die Kunstform, für welche diese Frau geboren ist. Gewiß: sie ist die Duse der Oper, aber eben die Duse der ‚Oper'. Denn abgesehen davon, daß ihre Sprechstimme nicht den dunkeln, schweren Ton ihrer Singstimme hat, ist dieser großen Schauspielerin die Musik unentbehrlich. Erst die Musik schließt sie auf, löst sie, entrückt sie. Wie eine geniale Tänzerin nimmt sie jede Geste, jede Miene aus dem Orchester. Und deshalb wollen wir ihre Isolde, ihre Brünnhilde, ihre Klytaimnestra, ihre Leonore wiederhaben. Und sollten es wirklich nur wenige Jahre sein, die sie noch wirken kann: wir lassen uns um diese wenigen Jahre nicht betrügen. Die Jugend, die ihr Offenbarungen dankt wie keiner andern Künstlerin, die ganze Jugend ruft: Gebt sie uns wieder, die Mildenburg!" Jawohl! Aber wenn die Berichte, die über Hans Gregors Entwicklung zu uns gelangen, einigermaßen zutreffen, dann wird Euer Ruf nicht gehört werden. Und daß die Mildenburg etwa an die berliner Hofoper kommt — davon hättet Ihr ja nichts. Ich werds auch gewiß nicht befürworten, weil sie dann niemals hinkommt.

Schauspieler. Darauf kann ich nur antworten, was ich schon einmal geantwortet habe, aber gern wiederhole, weils so hübsch ist. Der Kampfhahn Sigl hatte in seinem ‚Vaterland' den Prinzregenten von Bayern für irgendeine Aeußerung plötzlich loben müssen. Ein paar Tage später wurde sie durch eine neue reichlich wettgemacht. Und da schrieb Sigl, teils erbittert, teils bestätigt, diesen einen Satz: „Ich lobe keinen Wittelsbacher mehr." So ich. Nachdem ich Herrn Rickelt gegen Herrn Edgar von Schmidt-Pauli in Schutz genommen habe, erklärt er diesem, er wisse sehr wohl, „daß die Schauspielkunst mit der dramatischen Literatur auf das innigste verbunden ist, und daß die eine ohne die andre nicht denkbar ist". Ich lobe keinen Präsidenten mehr.

Allen Lesern. Kapitel VI von Berthold Viertel: nächstes Mal.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin, [illegible]-Platz 11. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Der Bündnisfriede von Germanicus

General Gröner hat in seinem Manifest gegen die Streikenden davon gesprochen, daß wir dem Ziel nicht mehr fern seien. Das Ziel: das ist die Sicherheit Deutschlands und seiner Verbündeten. Dies Ziel kann nur dadurch erreicht werden, daß der gegen uns gerichtete feindliche Vernichtungswille gebrochen wird. Ganz unbekümmert darum, ob Annexionen und andre Eroberungen, ob früherer Zustand und allgemeiner Ausgleich: zunächst muß die von England geführte Koalition eingesehen haben, daß weder Deutschland noch Oesterreich, weder Bulgarien noch die Türkei aufgeteilt oder auch nur in ihrem Territorium und sonstwelchen Machtfaktoren verschnitten werden können. Solche Lehre zu erteilen, blutig und unwidersprechlich haben die ungeheuern Schlachten an der Westfront das Entscheidende getan. Es will verstanden sein, wenn der Kommentar zum deutschen Heeresbericht, der niemals große Worte gebraucht hat, von diesen tagelangen Kämpfen Nachricht gibt, wie sie nur gegeben werden kann, wenn dort im Feuer unsrer Geschütze wirklich Englands beste Truppenmacht zusammengebrochen ist. „In der neuentbrannten Schlacht bei Arras am dreiundzwanzigsten April haben die Engländer die blutigste Niederlage und die schwersten Verluste des ganzen Krieges erlitten ... Zwischen Lens und Bellecourt liegen die von Granaten und Kugeln hingemähten Sturmhaufen der Engländer verstreut ... Nach Berichten der Kampftruppen wurden ganze Sturmreihen der Engländer vom sichern Maschinengewehrfeuer einfach umgelegt. Andre englische Sturmhaufen gerieten in das deutsche Vernichtungsfeuer der Haubitzen und Feldgeschütze und wurden völlig zermalmt ... Der mächtig angesetzte und wuchtig begonnene Durchbruchsversuch der Engländer ist buchstäblich verblutet ... Auf den photographischen Aufnahmen unsrer Flieger aus etwa über zweitausend Meter Höhe sind deutlich die Leichenhaufen der in schweren Schlachttagen gefallenen englischen Sturmtruppen zu erkennen." Empfindsame Gemüter werden beim Lesen solcher Sätze aufschaudern. Wir wollen sie deshalb wahrhaftig nicht tadeln; aber wir müssen sie daran erinnern: Es ist Krieg. Die Banalität solcher Erinnerung kann uns nicht davon abhalten, die englischen Leichenhaufen, ehrerbietig, mit tiefem menschlichen Respekt, und dennoch mit Genugtuung zu bewillkommnen. Diese Leichenhaufen bedeuten den Weg zum Frieden. Da sie aber nur sein können, wo Stürme von Granaten die Luft eisern machen, so hat Gröner, so haben Hindenburg, Bethmann Hollweg, die Gewerkschaften und alle einsichtigen Männer recht, wenn sie darauf bestehen, daß keine Sekunde verpaßt wird, um unsre Rüstung furchtbar und unwiderstehlich zu machen. Es wäre selbstmörderische Phantasterei, wollte

man von irgendeiner anderen Maßnahme, von Erklärungen und Beteuerungen, von Friedensdemonstrationen und international gerichteten Bekenntnissen eine stärkere Förderung des Friedens erwarten als von der Verblutung der gegen uns gerichteten Militärmacht. Nur im Zeichen dieser Ströme von Blut, nur im Zeichen des zermalmenden Eisens, das diese Ströme hervorbrechen macht, können wir davon sprechen, daß das Ziel nahe ist. Wir hassen den Krieg, wir hoffen und sind entschlossen, alles daran zu setzen, daß sich künftighin Möglichkeiten finden, ihn zu vermeiden, ihn durch andre politische Methoden zu ersetzen; da er nun aber einmal da ist, müssen wir ihn nach den ihm innewohnenden Gesetzen zu Ende bringen. Wir brauchen den Frieden; wir müssen ihn erzwingen. Wir müssen den Kriegswillen der Gegner durch Blut ersticken.

*

Der Friede wird ein Bündnisfriede sein. Von Koalition zu Koalition werden die Verhandlungen gehen. Die Hoffnung auf einen Sonderfrieden ist dünn, ist dilettantisch. In solcher Erkenntnis muß man die Worte jener offiziösen deutschen Erklärung, die ausdrücklich davon sprachen, daß auch das neue Rußland seinen Verbündeten nicht untreu werden wird, doch für verständiger halten, als manche der Neunmalweisen sie denunziert haben. Niemals würde England zusehen, wie Deutschland seine Ostfront stillegt, um so Kräfte gegen den Westen frei zu bekommen; schon Vorbereitungen zu einseitigen Friedensverhandlungen würden die allgemeine Konferenz herbeiführen. Aber auch für uns selbst, für die Mittemächte in sich gilt die Unmöglichkeit eines Sonderfriedens. Es ist töricht, einen deutschen Frieden zu erhoffen. Da wir im Bündnis den Krieg geführt haben, müssen wir auch mit einem Bündnisfrieden rechnen. Wenn je, so wird sich bei diesem Friedensabschluß die Wahrheit bewähren, daß die Politik die Kunst der Diagonale ist. Es ist darum eine bedenkliche Kurzsichtigkeit, gegen die offenkundigen Wünsche und Forderungen der Verbündeten so taub zu sein, wie einige deutsche Zeitungen dies gegen Wien zu sein belieben. Zwar wird sich keiner der verantwortlichen Männer um solche Einseitigkeit der angeblich besten Deutschen kümmern; aber schon als Verstimmungsmoment ist das törichte Geschwätz von einem deutschen Frieden, ist die anmaßende Kritik, die von gewissen Athleten etwa an Oesterreichs Absichten geübt wird, sehr überflüssig. Der Traum vom deutschen Frieden muß ausgeträumt werden, die Wahrheit vom Bündnisfrieden ist in das politische Kalkül der nächsten Zukunft einzustellen.

Damit ist schon gesagt, daß es nur richtig ist, wenn die Regierung alles vermeidet, was auch nur andeutungsweise als Festlegung nach der einen oder der andern Seite hin aufgefaßt werden könnte. Es läßt sich nichts Endgültiges sagen; die Friedensfindung

wird ein Balancespiel mit vielen Kugeln sein. Nur so viel kann vorzeitig aufgedeckt werden: wir werden die Trümpfe, die wir in unsern Händen haben, nicht eher freigeben, als bis unsre berechtigten Forderungen gesichert worden sind. Wir wollen leben; und solche Möglichkeit zum Leben und zum Wachstum werden wir erkaufen durch Tötung der Feinde und durch Festhaltung der erworbenen Pfänder bis zum Abschluß der Friedensverhandlungen.

Nichts andres kann heute gesagt werden. Alles, was darüber ist, ist Geschwätz. Geschwätz ist die Ländergeometrie der Alldeutschen und aller nationalistischen Makkabäer. Geschwätz ist alles laute Gestöhn über die Schwäche der Regierung, weil sie nicht enthüllt, was verborgen gehalten werden muß. Der Bündnisfriede wird auch ein Verständigungsfriede sein. Vom Kuhhandel nicht gar so sehr verschieden. Aber doch darüber hinaus: Wille zu dauernder Entspannung, zum interterritorialen Ausgleich, zur Ausbalanzierung möglichst weit greifender Koalitionen. Niemand wird den Weltfrieden diktieren. Wenn er aber da sein wird, werden die Völker erwachen und werden sehen: die Toten, die Krüppel, die Gewalt, die Scham — und hinter der aufstöhnenden Scham ein neues Land, eine neue Zeit.

Ende des Impressionismus

von Friedrich Markus Huebner

Daß vor dreißig Jahren in alle Gattungen der Kunst jene Technik eindrang, die das Kennwort der „impressionistischen“ bekam, stammt aus Ursachen, die man weniger in geschichtlichem Wechselbedürfnis der Techniken als in einer Umgestaltung des Menschen selber suchen muß. Das Seelenleben ward ein neues: die neue Technik in Malerei und Dichtung war nur sein Abglanz. Den Impressionismus loben heißt füglich: vorerst jenen Typus von Menschlichkeit loben, den er spiegelt. Und gegen die Technik des Impressionismus Front machen, heißt: an diesem Typus Ueberdruß empfinden, ihn ablösen wollen durch einen wertvolleren und tüchtigeren.

Sehr folgerichtig geht darum Max Picard in seinem gedankentiefen Buch: ‚Das Ende des Impressionismus‘ (bei R. Piper & Co. in München) zurück auf die Generation Derer vor dreißig Jahren. Von dieser noch heute tätigen Generation sagt er, sie bekümmerte sich nicht um Gott. Denn der Impressionismus tritt überall da auf, „wo der Glaube verloren gegangen ist. Diesen Zustand der Glaubenslosigkeit zeigt der Impressionismus an; er ist dessen Existenzform. Diese Zeit wollte nervös reizbar sein: sie variierte Ein Erlebnis in allen Abstufungen der Affekte, damit aus einem Erlebnis eine Vielheit von Erlebnissen entstünde. Da man nirgends sich band, hoffte man auch bald bei Gott zu sein, sobald es einmal nötig sein sollte.“

Statt seinen Gott und sich als die reine Einheit aufzurichten, von der aus auf die übrige Welt der beziehentliche Sinn fällt, unterwarf

dieser Mensch sich und Gott den von außen her andringenden Beziehungen, und beide zerstückelten dabei. Aber die Haltlosigkeit zur Tugend umdeutend, suchte er sein Meisterstück nun grade darin, die Vielheit noch mehr zu zerlegen, Beziehung verschlingend in Beziehung. „Im Impressionismus soll das Absolute durch die ungeheure Summation des Relativen erlangt werden. Obwohl das keine Schöpfung war nach einem Werten, sondern nur eine Umgruppierung zur Orientierung."

So wenig wie im Menschen wohnte die Kraft Gottes in der impressionistischen Leistung. Die Formenergie zerbröckelt vor dem Vorwitz indiskreten Zuvielwissens. Kein Stil entsteht, um befehlerisch all dieses vorläufige Assoziieren und Coordinieren in einen dauernden, die Wirklichkeit überblickenden Ausdruck zu verengen. „Der Impressionismus kann höchstens einen Stil variieren. Er kann nie stilbildend wirken, weil er sich überhaupt nicht auf eine Bestimmtheit festlegen will."

Müde an dem Nichtsein des Ueberallexistierens suchten hernach die Neo-Impressionisten ihr zerflatterndes Ich wieder gläubig und absolut zu machen durch Anlehnung an die sehr gläubige Ausdrucksform der Primitiven. Das Elend nahm dabei nicht ab. „Der Wille zur Gewißheit, grade diese Sehnsucht, nur wenigstens die Form der Gewißheit zu haben, ist es, die uns vor neo-impressionistischen Bildern erschüttert. Die impressionistische Weltverflochtenheit, ach, sie ist der mystischen Weltentzücktheit direkt entgegengesetzt."

Picards Buch schließt mit den Sätzen: „Der Impressionismus hört nicht auf, solange die Gesinnung nicht aufhört, aus der er hervorgeht. Man vertreibe jetzt diese Gesinnung. Oder man habe den Mut, zu ihr zu stehen. In beiden Fällen sind wir am Ende des Impressionismus." Man darf Picard für die Energie Dank wissen, mit der er, nicht beschreibend, sondern abrechnend, die Frage auf das Gebiet getrieben hat, wo auch für die neue, nun kommende Kunst die Frage und die Lösung liegt: auf das Gebiet der innern Person des Menschen.

Karl Kraus von Berthold Viertel

VI.

Für das wienerische Auge hat Karl Kraus einen kleinen Gesichtswinkel, und der Kreis, den er satirisch spiegelt, wird ihm stets einen engen Horizont nachsagen. Die moderne Intelligenz kommt über ihre eigene Lappalie nicht hinweg; aber sie überspringt den geistigen Akt, den Karl Kraus an der modernen Lappalie betätigt. Deshalb blamieren sich die klügsten Köpfe, indem sie eine Entwicklung leugnen, die sich unter ihren Nasen, ja, über ihre Nasen hin vollzogen hat. Und ich erkenne die zeitbetäubten Zeitgenossen daran, daß sie sich immer noch an die Tatsachen klammern und die Reflexion nicht erfassen. Gar für den Aphorismus bringen sie nicht genug Geduld auf. „Wenn ein Denker mit der Aufstellung eines Ideals beginnt, dann fühlt sich jeder gern getroffen. Ich habe den Untermenschen beschrieben — wer sollte da mitgehen?" Und wer sollte Karl Kraus verzeihen, daß unsre Schwäche

seine Stärke ist? Ich wäre bereits zufrieden, begreiflich gemacht zu haben, daß es diesem Unzufriedenen nichts geholfen hätte, auszuwandern oder auch nur in einen andern Interessenkreis zu übersiedeln. Wohin man auch fährt, man fährt nicht aus der eigenen modernen Haut. Am besten noch blieb die Unrast zu Hause und grub in das eigene Selbst hinab. Wenn überhaupt irgendwo, war Erfüllung im eigenen Erlebnis, Gewißheit in der Gestaltung des Erlebnisses zu finden. Wir fliehen notgedrungen in das Ich, wir klammern uns an den Kern des Selbst. Unser Selbsttrotz ist eine fuite en avant. Der kulturverarmte Mensch hat den „Einzigen und sein Eigentum" erfunden. Geist existiert nur noch als Ausnahme, Wahrheit allein als Paradoxie. Und hätte der Einzige nichts, was er sein Eigen nennen könnte, als einen Haß, einen Widerwillen, einen Widerspruch! Und erschöpfte sich seine ganze Weisheit in einem Aphorismus, der, in dieser Weite der Ungewißheit, vom Ursprung kommt und kein Ziel sucht! Was blieb übrig von den Gedankenwelten der Vorzeiten, wenn nicht der Splitter eines Gedankens! „Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn sie mehr als Einer glaubt", behauptet Oscar Wilde, unser aller tragisches Paradigma. Ermessen wir, was die Wahrheit dem Einen zu bieten hat, der in ihr lebt!

Intensität und Konzentration! Mochte sich der Stoffkreis verengen — sollen wir es bedauern, da ein Zuviel an Stoff uns überwächst und erstickt! Mochte der Horizont schließlich zu einem Punkt in der Zeit zusammenschrumpfen, auf den das gebannte Auge unablässig starrt, bis er sich unheimlich belebt! Vielleicht gibt es unter den Zeitgenossen reichere Geister, weitere Köpfe, höhere Seelen. In zwei Haupttugenden erreicht diesen Einseitigen keiner; in zwei Tugenden, die ihn märchenhaft entwickelt haben: Intensität und Konzentration. Wer seine Anfänge betrachtet und zugleich sein heutiges Stadium, muß sich erschüttert fragen: Welche furchtbare Notwendigkeit hat ihn getrieben und gedrängt, und welcher unerbittliche Zwang hielt ihn so dicht beisammen! Einer hat viel und Vieles mitbekommen und verzettelt es an Vielerei. Ein Zweiter besitzt wenig, vertritt es restlos, gestaltet es rastlos und verwertet es unendlich. Dieser Zweite schreibt eine chronique scandaleuse von Krähwinkel; aber er steigert sie unaufhörlich und unermüdlich an der schlaflosen Frage seines Herzens, seiner Sinne, seines Geistes — und siehe da: Krähwinkel wird zur Welt! Er ist empfindlich gegen ein Unbeträchtliches; er faßt es stets aufs neue, schaut es von allen Seiten an, stellt es immer wieder vor sich hin: bis es maßlos, bis es absolut wird! So bewährt sich ein Sisyphus als Künstler! „Mein Respekt vor dem Unbeträchtlichen wächst ins Gigantische!" An diesem Respekt ist Karl Kraus gewachsen. Es mag ein winziger Zug im Gesicht der Zeit sein, irgendeine böse Falte, eine unwillkürliche Grimasse: aber der Betrachter, der Darsteller ruht nicht, bis er dieses Nichts aus der Physiognomie, der es anhaftet, herausgerissen, es bleibend, zeitlos, es ewig gemacht hat. „Warum schreibt mancher? Weil er nicht genug Charakter hat, um nicht zu schreiben." Aber auch

an der jämmerlichsten Stofflichkeit vermag sich ein geistiger Charakter glorreich zu entfalten. Hätte dieser Eine uns sonst nichts erfahren lassen als Größe an Kleinlichkeit bewährt: er hätte den Besten seiner Zeit genuggetan. „Man muß jedes Mal so schreiben, als ob man zum ersten und zum letzten Male schriebe. So viel sagen, als obs ein Abschied wäre, und so gut, als bestünde man ein Debut." Und deshalb: wenn Karl Kraus immer dasselbe sagt, ist es doch nie dasselbe. Ich gebe zu: heute, da jeder geistige Bettler ein Millionär an Meinung ist, mag es als ein Anachronismus anmuten, wenn ein Sonderling ein Leben lang Einem Gedanken nachhängt — und sei es nur einer idée fixe! „Die Welt ist ein Gefängnis, in dem Einzelhaft vorzuziehen ist." Es bleibt das Geheimnis seiner Oekonomie, daß der satirische Eremit mit der Luft seiner Zelle die weite Zeit da draußen einatmet und daß, wenn er ausatmet, in dem Hauch seines Mundes alles zittert, was sie bewegt. Und daß es uns tausendfach angeht, wenn Karl Kraus sich stets nur mit Wenigem, mit diesem Wenigen gründlich und am gründlichsten mit sich selbst beschäftigte.

In seiner Schrift ‚Nestroy und die Nachwelt' hat Karl Kraus dem „komischen Hanswurst" und seinem „weisen Wortschwall", dem sprachsatirischen Meister und seinem „völlig sprachverbuhlten Humor, bei dem Sinn und Wort sich fangen, umfangen und bis zur Untrennbarkeit, ja bis zur Unkenntlichkeit umschlungen halten", dem „höhern Nestroy, der nur Kopf hat und nicht Gestalt, dem die Rolle nur eine Ausrede ist, um sich auszureden, und dem jedes Wort zu einer Fülle erwächst, die die Gestalten schlägt" — dem hat er ein Denkmal ohnegleichen gesetzt. Wie diese herrliche Ruhmrede den Schauspieler, den Possendichter, den Satiriker Nestroy ergründet und eine unerbittlich geistige Kunst- und Weltanschauung begründet, dafür gibt es einen Vergleich überhaupt nur bei Karl Kraus — seine Streit- und Rettungs-Schrift über Lyrik: ‚Heine und die Folgen'. „Wenn Kunst nicht das ist, was sie glauben und erlauben, sondern die Wegweite ist zwischen einem Geschauten und Gedachten, von einem Rinnsal zur Milchstraße die kürzeste Verbindung, so hat es nie unter deutschem Himmel einen Läufer gegeben wie Nestroy. Versteht sich, nie unter Denen, die mit lachendem Gesicht zu melden hatten, daß es im Leben häßlich eingerichtet sei." Die Schrift sagt aber auch ein Erstes und Letztes über die Satire überhaupt, ihre Mission und ihre Art. Satire ist „die Kunst, die vor allen andern Künsten sich überlebt, aber auch die tote Zeit. Je härter der Stoff, desto größer der Angriff. Je verzweifelter der Kampf, desto stärker die Kunst. Der satirische Künstler steht am Ende einer Entwicklung, die sich der Kunst versagt. Er ist ihr Produkt und ihr hoffnungsloses Gegenteil. Er organisiert die Flucht des Geistes vor der Menschheit, er ist die Rückwärtskonzentrierung. Nach ihm die Sintflut." Und die Schrift steht an jener Grenze, wo Nestroy endet und Karl Kraus beginnt. Sie ermißt, wie sich die Zeit seither, als Stoff für die Satire, entwickelt hat. Nestroy „kehrt um vor einer Nachwelt, die die geistigen Werte leugnet, er erlebt die

respektlose Intelligenz nicht, die da weiß, daß die Technik wichtiger sei als die Schönheit, und die nicht weiß, daß die Technik höchstens ein Weg zur Schönheit ist, und daß es am Ziel keinen Dank geben darf, und daß der Zweck das Mittel ist, das Mittel zu vergessen. Er ahnt noch nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo die Weiber ihren Mann stellen und das vertriebene Geschlecht in die Männer flüchtet, um Rache an der Natur zu nehmen. Wo das Talent dem Charakter Schmutzkonkurrenz macht und die Bildung die gute Erziehung vergißt. Wo überall das allgemeine Niveau gehoben wird und niemand draufsteht. Wo alle Individualität haben, und alle dieselbe, und die Hysterie der Klebstoff ist, der die Gesellschaftsordnung zusammenhält." Aber man lese die Schrift. „Die Zeit, die das geistige Tempo der Masse verlangsamt, hetzt ihren satirischen Widerpart." „Nestroys Eigentlichstes hätte eine zersplitterte Zeit zur stärkern Konzentrierung im Aphorismus und in der Glosse getrieben, und das vielfältige Gekreische der Welt hätte seiner ins Innerste des Apparates dringenden Dialektik neue Tonfülle zugeführt." „In den fünfzig Jahren nach seinem Tod hat der Geist Nestroy Dinge erlebt, die ihn zum Weiterleben ermutigen. Er steht eingekeilt zwischen den Dickwänsten aller Berufe, hält Monologe und lacht metaphysisch."

Damit ist nicht nur Entscheidendes über die satirische Reflexion ausgedrückt, sondern auch ein extremes Beispiel Krausscher Reflexion gegeben, als eine Manier, das Erlebnis zu erdenken und das Erdenknis zu verlebendigen. Sie brauchte von vorn herein nur wenige und immer dieselben Anlässe, um daran organisch zu wachsen, und schließlich nur einen geringfügigen äußern Anstoß, um in eine unendliche innere Bewegung zu geraten. Diese Reflexion, als der gedankenhaft scharfe und immer schärfere Rand der innern Zustände, bleibt stets die genaue geistige Grenze der sachlichen Verhältnisse. Es bedeutet zuerst und zuletzt ein Sprachwunder, daß es Karl Kraus gelang, sein Ich, das augenblickliche, und jenes Ich, das bis in die Erbschaft der Vorzeit und bis in die Kindschaft der Nachwelt reicht, so tief in die Sprache zu drängen, daß die Beredsamkeit sein Fleisch und Blut und zum Spiel seiner Nerven wurde. Es erscheint mir eines Studiums wert, wie sich hier aus dem unermüdlichen Durchleben und Durchdenken der kleinen und kleinsten Fälle die Dialektik nach und nach aufbaute; wie sie den tausend Einzelzügen, Wendungen und Windungen der Tatsächlichkeit eine Bedeutung abgewann, die dann auch Tausendfaches bedeutete. Die Reflexion wurde immer allgemeiner, und die Aktualität schien immer nachlässiger bedient, zuletzt nur mehr Vorwand für einen selbständigen Humor, ein selbständiges Pathos. Es genügte schließlich ein gespenstisch ferner Widerhall unsrer Gesprächigkeit, das verworrene Summen unsrer Alltagsstimmen, ein kaleidoskopischer Wirrwarr aus zitierten Bruchstücken und erbrochenen Zitaten. Die angeführten Stellen aus ‚Nestroy und die Nachwelt' mahnen, so aus dem lebendigen Zusammenhang gerissen, daß der Reflexion die Gefahr der Unfruchtbarkeit drohen könnte, wenn sie vor dem einzelnen Fall die Augen schlösse, weil sie die allgemeine These erblickt hat. Sie gäbe das Dichterische auf, den angeschauten Augen-

blick, ohne jedoch das Philosophische zu erreichen, das gedachte Gesetz. Unbesorgt darf sich der Dichter an die Fülle der Erscheinungen, der Denker an die Folge der Regeln hingeben. Der Satiriker muß jederzeit das Nicht-sein-Sollende, welches doch ist, und das Sein-Sollende, welches nicht, mit einem Blick und einem Gefühl umfassen; er muß, auf dem halben Wege von der Erscheinung zur Idee, im Zustand des Hohnes, des Zornes, des Wunsches bleiben, in einer unerlösten Spannung, die sein Witz stachelt und sein Pathos treibt. Er darf nie als seine Gewißheit verraten, daß er weiß, es sei die ewige Antinomie verhängt. Er darf sich nie vor der Tragik des Unabänderlichen beugen. Er muß an den Irrtum glauben, den er ausmerzen könnte; an den Mißbrauch, der ihn nicht schlafen läßt. Und deshalb bleibt die Banalität seinem Herzen nahe, deshalb verschlingt er sich immer dichter in den Knoten der Realität. Deshalb ist seine Reflexion der Dialektik einer Figur von Shakespeare vergleichbar, dem dramatischen Denken eines Gegenspielers, der leidenschaftlichen Seelenmimik eines Schauspielers auf dem Höhepunkte des Dramas.

Dem Satiriker liegt ob, seine Verletzlichkeit zu schärfen und allseitig auszubilden. Sie wächst und reift mit ihm, und er wird an ihr fruchtbar. Die Bedeutung der Satire steigert sich, je persönlicher sie gerichtet und je überpersönlicher sie orientiert ist. Es handelt sich darum, von einem Punkt der allernächsten Nähe auf verkürzten Wegen die weite Welt zu erreichen. Die Lust der Satire an allem, was sie reizt, schöpft aus der immer neuen Fülle des Mangels; und die Satire gedeiht, solange sie sich nicht von der Unlust anstecken läßt, die sie dem Unwesen zufügt. Sie wäre sofort zu Ende, wenn sich ihr gesunder Appetit auf das Aergernis je erschöpfen könnte. Und sie wird unendlich, wenn sich das Drama nach innen schlägt. Durch diesen Akt der Verinnerlichung entsteht der Aphoristiker. Er findet den Anlaß, den Zwiespalt in sich selbst. Er löst in der eigenen Seele selbsttätig den Widerspruch aus. Der Gedankenblitz entlädt im Augenblick die heftigen Gegenpole: Geist und Natur, Mann und Weib, Ethik und Aesthetik, Geschlecht und Gedanke, Stoff und Künstler, Erlebnis und Sprache, Gattung und Ausnahme, Doxa und Paradox. „Qual des Lebens — Lust des Denkens." „Es muß einmal in der Welt eine unbefleckte Empfängnis der Wollust gegeben haben!" „Nie ist größere Ruhe, als wenn ein schlechter Zeichner Bewegung darstellt. Ein guter kann einen Läufer ohne Beine zeichnen." „Die Unsterblichkeit ist das Einzige, was keinen Aufschub verträgt." „Man lebt nicht einmal einmal." Wer hier nur die Laune merkt, die den Augenblick des Sinnes und des Wortes im Vorüberflug hascht, der verkennt die Gesetzmäßigkeit in der Gestaltung eines Innenlebens. Das Selbstporträt einer Physiognomie. Physiognomie: das ist ein Gesicht mit seinem Geist. Wer hier nur ein geistreiches Spiel schätzt, der ahnt nicht, wie sehr der Spieler es notwendig hatte, Geist zu haben. Ihm war versagt, sich bei den Gestaltungen der mittleren Gehirn- und Gemüts-Zone zu beruhigen. Vor seinem Blick zerfiel alles, die Welt hatte den Schwund, von der lebendigen Gestalt

blieb nur das Gerippe, vom Sinn nur die Antithese. (So brachte ihn die zeitgenössische Aufklärung zum uralten Geheimnis; die moderne Technik ließ ihn die ewige Natur schätzen; alle Politik verging am anarchischen Sein; und seine Intellektualität grenzte dicht an das Unmittelbare.) Ein gefährliches Entweder-Oder ging durch die ganze Anlage des Menschen; eine unvermittelte Polarität stellte das Individuum in Frage, machte es so entsetzlich kritisch und trieb auch sein Bedürfnis nach Behauptung, Bejahung, Begeisterung in unzugängliche Höhen; und ließ ihm da droben nur den Punkt, den Pol, um im Zenith zu stehen und ohne Uebergang wieder abzustürzen. Tragisch, daß dem Aphoristiker ein abruptes Temperament verliehen ist und eine aetherisch durchdringende Sinnlichkeit, ein Höhegrad, der es als Wärme nur in der Hölle, als Licht nur im Paradiese aushält.

Nur eine sublime Rettung war hier denkbar, und sie vollzog sich in Humor, in der Vergeistigung, im Gedicht. So entstand, auf dem merkwürdigen Umwege des Pamphletes, höchst überraschend, ein Lyriker; und — nie so bedeutend wie im Kriege — ein prophetischer Redner, ein Rhapsode seines Geistes. Der Jurist konnte in Sophistik entgleisen, der Eigenbrödler zum Irrlehrer entarten; aber wo der Witz sich im Humor versöhnt, wo das Paradox sich in reine Betrachtung auflöst: da ist die Gefahr der bestrickenden Halbwahrheit endgültig überwunden und die Welt zwischen den beiden Polen, der unerschöpflichen Natur und dem unvergänglichen Geist, ins lebendige Gleichgewicht gebracht.

Oscar Blumenthal von S. J. und Rudolf Kurtz

Mancher, der offenbar weder Beschäftigung noch Sorgen hat, ist „sehr neugierig", ob der Herausgeber sich zu Oscar Blumenthals Tode äußern werde. „Sie protzen ja so gern mit Ihrer Gerechtigkeit. So werden Sie hoffentlich einräumen, daß Sie diesem verdienten Mann zeitlebens schmähliches Unrecht getan haben." Grade das will ich am frischen Grabe nicht erörtern. Wenn ich aber dem Theaterschriftsteller irgendwann wirklich Unrecht getan haben sollte: er hat wacker zurückgehauen. Er war von meiner Zunft und schlug eine gute Klinge. Bei den Epigrammen, Gedichten und Zeitungserklärungen, die er gegen mich verfaßte, weil ich Kritiken gegen ihn verfaßt hatte, haben wir beide niemals daran gedacht, daß sein Vater und mein Großvater Brüder gewesen waren. Ich habe in meinen Anfängen doch wohl daran gedacht und grade deshalb besonders objektiv, also rücksichtslos sein zu sollen geglaubt. Grausame Ausdrücke sind da gefallen. Dann aber kam, im Kriege, der Tag, wo wir bei einer Wohltätigkeitsaktion auf einander angewiesen waren, unsre alten Fehden vergessen mußten, sie vergaßen und einträchtig wochenlang miteinander arbeiteten. Berufsmäßige Angreifer sind bekanntlich die höflichsten, liebenswürdigsten und zartesten Menschen. Der blutige Oscar, wenn man ihn näher besah, war eine Seele von Mensch. Die Sache, die uns zusammengeführt, rief seine ganze Güte auf. Zugleich aber seine ganze Tüchtigkeit. Eine erstaunliche Organisationsfähigkeit trat zu Tage. Es war eine Freude, ihn blitzschnell einen Aufruf, einen Werbebrief, eine Zeitungsnotiz entwerfen zu hören. Jedes Wort saß und wirkte. Zwischen-

durch ging er immer wieder an die Türe des halbgeöffneten Nebenzimmers, wo seine arme Frau — „Mariechen" — im Rollsessel saß. Unendlich rührend: seine Betreuung dieser Frau, die ihre letzten sieben Jahre gelähmt verbrachte. Sie war zwölf Jahre älter als er, der mit zweiundzwanzig Jahren einen Selbstmordversuch unternommen hatte, weil ihrer Verbindung Hindernisse bereitet wurden. Jetzt währte die Verbindung der Beiden, die nie ein Kind gehabt, dreiundvierzig Jahre. Er verließ die kranke Greisin, die seit einem Schlaganfall keine Silbe mehr sprechen konnte, nicht einen Abend. Bis zuletzt fuhr er sie zu den Premieren, war eine Stunde zu früh im Theater, um sie, von Gaffern unbelästigt, auf ihren Platz zu führen halb, halb zu tragen und las ihr jeden Wunsch an den Augen ab. Als diese Augen sich schlossen, war es naturnotwendig, daß seine sich auch nicht mehr lange offen hielten. Der Samariter — seine eigene tiefe Wunde zu pflegen überstieg seine Kräfte. Sie war unheilbar. Aus ihr ist dem körperlich rüstigen Manne das Leben in wenigen Wochen enttropft. Daß das möglich war, macht den spitzzüngigen Berliner beinah zu einer poetischen Gestalt, die stärker in der Erinnerung haften wird als alle . . . Aber ich stehe am frischen Grabe, werfe friedlich und unrechthaberisch meine drei Handvoll Erde auf den Sarg der Privatperson und überlasse es einem Mitarbeiter, den Autor Oscar Blumenthal zu schildern.

Es gibt eine Art Literatur, bei der man völlig vergißt, daß sie von Menschen gemacht ist. Man könnte sich vorstellen, daß sie von hochqualifizierten Maschinen hergestellt wird, so glatt, so faltenlos rinnt sie in die Zeit, blitzt ein Weilchen und versinkt widerspruchslos in die Vergangenheit. Und dann liest man eines Tages zu seinem Erstaunen, daß der Schwankdichter Oscar Blumenthal gestorben ist — und blickt eine Sekunde in den trüben Nebelabend, verwundert und nachdenkend, warum man eigentlich sein Leben nie wahrgenommen hat.

Ich habe einmal ein Buch mit Feuilletons von ihm gelesen, die süßlich, verziert und mit anspruchsvoll servierten Pointen ausgestattet waren. Das Substanzielle verzehrte sich in diesem undisziplinierten Gerank zu ungreifbaren, farblosen Mehlklümpchen. Es blieb nur ein Nachgeschmack, wie von Speisen, die mit Surrogaten angerichtet sind.

Die Schwänke, die er allein oder mit bewährten Mitarbeitern geschrieben hat, zeichneten sich durch sauber gearbeitete, technisch standfeste Rollen aus, und das geistige Material, das sie verarbeiteten, war mit bemerkenswertem Taktgefühl der innern Welt des Mittelstandes entnommen, das im Parterre Plätze bezahlte und den Gegenwert in Unterhaltung verlangte. Der Horizont des Dauerskats, der blinzelnden Débauche zu mäßigen Preisen, des mittelständischen Lyrismus ist mit großer Exaktheit innegehalten: es gibt in Blumenthals Welt keinen Gedanken, der störend über den Teetisch hinauslangt. Nie ist der Witz einer Glatze routinierter erfaßt worden als von ihm, nie ist die komische Kraft des Lispelns geschickter inszeniert worden. Blumenthal bedient ein großes Publikum: er entleert also die Typen ihrer eigenen Schwerkraft, macht

sie zu Hülsen wirkungsvoller Bonmots und führt die Linien des Schicksals mit Bühnengeschicklichkeit, sodaß am Ende die gewisse bürgerliche mittelständische Moral beruhigt ihren Sieg genießt. Es ist die Welt jenes vorkriegerischen Liberalismus, der mit papierenen Freiheitsgefühlen und der Faust in der Tasche seine geistige Existenz auskömmlich bestreitet.

Blumenthal hat keinen Tadel verdient, und Alle, die ihn angegriffen haben, werden das heut bereuen. Wenn er wirklich einmal prätendierte, statt jodelnder Bühnenfiguren etwas darzustellen, das — aus dem Rampenlicht genommen — nicht wie eine Qualle zu einem unglückseligen, unscheinbaren Schleimhäufchen erstarrte, so hätte man das ruhig die ein, zwei Saisons leben lassen sollen, die es im günstigsten Falle beanspruchen durfte. Wenn man kämpfte, so focht man gegen eine Figur, die man vorher selbst heimlich erbaut hatte. Aber auch das kann ja schließlich verdienstlich und nützlich sein.

Dieser gemessene Epilog verdankt seine Entstehung der viertelstündigen Bahnlektüre eines Bändchens ‚Scherzgedichte', die der Verblichene im Verlag Reclam für das Volk zu zwanzig Pfennigen ediert hat. Ich wunderte mich über die Gewandtheit, mit der er zwischen Heine und Geibel alles konnte, was zu lernen war. Wo ein rechtschaffener Mensch Gefühle zu haben hat, stehen sie da; wo Spott am Platze zu sein hat, ist er da; und wo nur Skepsis und Ironie helfen können, fehlt es auch an Skepsis und Ironie nicht. Wenn man sich alles Maschinelle, alles Erlernbare wegdenkt, bleibt als Rest genau das, was ein regsamer Verkäufer zwischen zwei Geschäften als Ausdruck seiner Seele präsentieren könnte. Allerdings mit einem Staub überkrustet, der das Leben nicht angenehm macht und einen melancholisch daran erinnert, daß die besten Witze vermodern müssen, wenn man nicht ein Gesicht dahinter sieht.

Das Gesicht! Ich habe es nie bei ihm gesehen; wie bei all den Lieblingen größerer Kreise nicht. Nun die Maschine stoppt, verbleicht der Name. Der Vorhang fällt — man weiß von diesem Manne nichts mehr. In die Historie vielleicht geht ein, daß der junge Blumenthal einstmals, als Erster, eine rühmenswerte Grabbe-Ausgabe veranstaltet hat. So, im Werben um einen Toten, bleibt vielleicht ein Schein von Leben an ihm — das in Zitaten, Exkursen und Marginalien Dauer und Fortbestand hat. Sein Geist aber ist dauernder als wir alle. Er rinnt durch die Generationen, er ist immer da, er verbeugt sich immer im Vordergrund, und er ist unvermeidlich, wo die Erfolge sind. Keine Attacke erreicht ihn, kein Hieb stört sein gefälliges Lächeln. Er ist unfaßbar, unbestimmbar, körperlos. Er ist ein Schemen, aber von einer unerbittlichen, unzerstörbaren Realität — er ist der Reflex des Publikums, das für sein ehrlich bezahltes Entrée in angemessener Weise unterhalten sein will.

Volk in Not

Da ist, zum Glück, wenig zu sagen. Man mußte ja auch nicht gegen ‚Glaube und Heimat‘ und den ‚Weibsteufel‘ aufstehen, sondern nur gegen die Vorkämpfer einer garantiert echt tirolerischen Heimatunkunst. Das ‚deutsche Heldenlied‘ hat keinen Erfolg. Damit fehlts ihm zugleich an Vorkämpfern, die bei dieser Gattung in Sicherheit hinterherzukämpfen pflegen. Aber weshalb der Erfolgsunterschied? Entspringt er einem Wertunterschied? Hier wie dort ist Schönherr: der Frenssen von Oesterreich. Seine Regiebemerkungen: kleine Familienblattromane. Voll der Charakteristik, die der Dialog selbst sich schenkt. „Dahinter knieen, liegen und lauern die hartrassigen, luchsäugigen Schützen dem Feinde entgegen. Feindliche Kugeln schwirren wie hungrige Totenvögel über die Köpfe der Kämpen.“ Einer ist, in Klammern, „schwer bedrückt von der Last der vielen Toten, die auf seinem Menschentum liegen.“ Der Rotadlwirts-Franz „(wischt sich den Mund und tritt vor, der laubfrische Bursch).“ Einen Burschen so zu zeichnen, daß wir ihn als laubfrisch empfinden, ist alte Schule. Schönherrs Methode: Ernennung statt der Gestaltung. Patriotismus statt Kunst. Diorama statt Drama. Am Lehrter Bahnhof dräut vom deutsch-französischen Krieg her ein Kuppelbau, worin der Trompeter von Vionville als Rundgemälde aufbewahrt ist. Eine primitive Periode. Dem Krieg unsrer technischen Aera entspricht die Drehbühne. Erstes Bild: Aufbruch; zweites Bild: Iselbergschlacht; drittes Bild: Heimkehr. Nämlich Heimkehr der Männer, deren Frauen nicht aufgetreten sind. Die Männer der vorgeführten Frauen sind gefallen. Von der Rotadlwirtin, die Einen Sohn schon früher verloren hat, die letzten drei Söhne und der Mann umanand. Da wir die Schlacht gesehen haben, so wissen wir: alle haben sich mutwillig in Gefahr begeben, damit die Gattin und Mutter zum Schluß die bäurische Niobe spielen und heroisch der Magd befehlen kann, die Kartoffeln aufs Feuer zu stellen. Andreas Hofer aber rät den jungen Weibern zur Linderung ihres rasenden Schmerzes, sich umadum schleunigst neu zu verheiraten, weil die Heimat Buab'n braucht. Schönherrs Figuren sind Scheibenfiguren: sie haben allenfalls eine einzige Eigenschaft. Wenn der Sandwirt sonst nichts ist: gutartig ist er. Hier wird am Schluß seine Gutartigkeit verdrängt durch die ganz persönliche Roheit eines Autors, dem von jeher alles Menschliche fremd war. Seine Unmenschlichkeit und das Kacheltum der Kritik und des Publikums: das gab bisher einen Einklang. Aber diese Unmenschlichkeit und der furchtbare Krieg: das gibt sogar für die Kachel einen verdrießlichen Mißklang. Dinge sind, die will jedes Auge, ohne Ausnahme jedes, nur mit den Fingerspitzen berührt, nicht mit den Fäusten angepackt sehen. ‚Volk in Not‘ wird Deutschland kaum überschwemmen. So darf unsereins kurz und milde sein. Es war bei der literarischen Urteilslosigkeit Max Reinhardts und seines Stabes selbstverständlich, daß unter den Kriegsdramatikern der naive Macher Schönherr dem sentimentalischen Dichter Schickele vorgezogen wurde. Eine feine Rache der verachteten Poesie, daß der Dichter seit Wochen das Kleine Theater füllt. In der Volksbühne entzieht sich die Darstellung der Kritik, da nichts darzustellen ist. Man glaubt, in einem Gefangenenlager zu sein: so viele deutsche und oesterreichische Dialekte toben sich aus. Ich habe kein Wort verstanden; und erst dem Buch entnommen, welchen Dank die Radebrecher dafür verdienen.

Scheiterhaufen von Alfred Polgar

Vom Hexenkessel eines Familienlebens wird der Deckel gehoben: üble Dämpfe steigen auf, es brodelt von Haß, Lüge, Niedertracht. Als Hexe wird des Hauses Mutter entlarvt. Man präsentiert ihr moralische Rechnungen, die sie schließlich nur mit einem Sturz aus dem Fenster bezahlen kann. Sie war eine schlechte Gattin und Mutter. Sie betrog Mann und Tochter mit dem Schwiegersohn; und naschte die Sahne von der Milch. Bei Strindberg stehen diese zwei Tathandlungen auf ziemlich gleicher Verbrechens-Höhe. Und daß die Frau mit dem Brennholz knauserte, wird ihr im selben Erz-Posaunenton entgegengeschmettert, wie daß sie ihre Kinder verderben ließ und ihren Mann in den Tod hetzte. Strindbergs Anklage-Stücke zeigen das zentral lagernde Gift — in der Beziehung zwischen Mann und Frau — immer bis in die oberflächlichst laufenden Verästelungen dieser Beziehung vorgekrochen. Der Ehejammer, das Leiden am Weibe, wütet dann am heftigsten etwa: in Fragen des Wirtschaftsbudgets, des Essens, in winzigen Sekkaturen, in Filigranbosheiten des Beieinanderseins. Gewissermaßen: Strindbergs Menschen haben neben ihrer Todeswunde immer noch, als deren letzte Folge-Erscheinung, Zahnweh oder Hühneraugen; die sie und uns eigentlich mehr peinigen als die tödliche Krankheit. Deshalb werden auch Strindbergs Dramen so oft hart an die Grenzen der Lächerlichkeit heran gespielt: weil es vom Darsteller fast ein Uebermaß an Takt und Können erfordert, jene Miniaturtragik mit einem anklägerischen Ernst zu erörtern, der ihre tiefwurzelnde Bedeutsamkeit ahnen läßt — und andrerseits doch nicht vergißt, daß es sich eben um nüchternste Alltäglichkeiten handelt, die auch nur einen nüchternen Alltagston vertragen. Im ‚Scheiterhaufen‘, wie erzählt, knausert die Frau mit dem Brennholz, stiehlt vom Wirtschaftsgeld, verweigert aus Geiz der alten Dienstmagd ein Bett, betrügt die Tochter mit dem Schwiegersohn, schöpft für sich das Fette von der Milch ab, kurz: versündigt sich im kleinen und großen an der Familie. Daß sie eine Sünderin, kommt ihr kaum zu Bewußtsein. Sie ist ein Satan, aber auch ein törichtes Dauer-Kind; und das Böse ihres Herzens fließt mit dessen ewiger Infantilität so zusammen, daß ihre Verbrechen noch von einem Schimmer holder Ahnungslosigkeit umglänzt sind, indes etwa ihre Naschhaftigkeit als ein Ausfluß dämonischer Tücke erscheint. Die Kinder sind ein degeneriertes, von Haß, der zwischen den Eltern schwebte, verseuchtes Geschlecht. Nicht „ausgewachsen“, weil sie nie genug zu essen bekamen und bei der Flasche aufgezogen wurden. Ein Sumpf von Häßlichkeiten und Giftigkeiten steht um die Personen des Dramas; und es stinkt von Zersetzungsprodukten einer unbegraben verwesenden Liebe. Wenn schließlich das ganze „unheilbare“ Heim in Flammen aufgeht, empfindet man diese Katharsis durch Feuer als wahrhaft erlösend. Hier ist es auch, wo des Dichters Ingenium, aus dem finstern Käfig der Monomanie befreit, die Schwingen öffnet. Während Feuer und Rauch die Stube füllen, entzücken sich Schwester und Bruder, todgeweiht, an

den seligen Erwartungen ihrer Jugend. Die lyrisch-zartesten Einfälle funkeln in diesem Zwiegespräch auf. So, wenn die Kinder den Wohlgeruch der im Speiseschrank verglimmenden Gewürze atmen. Oder wenn sie, die immer froren, sich von der duftenden Glut des Cedernholzes umschmeichelt fühlen. Auch in diesem Drama von Strindberg fliegt zum letzten Ende über einen chaotischen Trümmerhaufen von Menschen-Wunsch und -Wahn ein mondlich milder Strahl des Verstehens; und mit einer so sanften wie resignierten Gebärde weist der Dichter alle Schuld von seinen Menschen ab, einer höhern, nicht zu durchforschenden bösen Macht zu. Man muß gestehen, daß die Spätdramen Strindbergs bei öfterm Hören keineswegs an Eindruck gewinnen. Dieser bleibt: Eine pathologische Gleichgewichtsstörung und ihre genialische Ueberwindung. Es ist ein Nachtwandeln zu tragischen Höhen, auf Pfaden, die für Nicht-Blinde kaum gangbar. Und der schließliche Sturz in den Abgrund erfolgt nicht aus dramatischer Notwendigkeit, sondern weil, heimlich, ein Sicherheitsgeländer weggebrochen worden. Die Menschen, eingefriedet im Pferch des Schicksals — aus dem sie, wollten sie nur, ganz gut das Freie gewinnen könnten — haben ihre Bestimmung! Denn eine Idee ist götzenstarr aufgerichtet; und ihr wird ein Schlachtfest bereitet. In dem finstern, unerbittlichen Ritus der Opfer-Handlung steckt das Großartige.

An Jarnos Stadttheater fand ‚Scheiterhaufen‘ eine durchaus anständige Darstellung. Die Mutter spielte Frau Rosa Bertens, wohlbewandert und erfahren in allem Großen und Kleinen des Metiers. Zu tiefern Erschütterungen verhalf ihre todsichere, ausgekühlte Kunst in keinem Augenblick.

Briefkasten von Christian Morgenstern

Ein Leser fragt mich, ob ich nicht, wenn ich an Schlenthers Todestag gedacht habe, auch an unsres teuren Christian Morgenstern Geburtstag denken wolle. Den habe ich in jedem Jahre still für mich begangen. Aber jener Leser hat ja recht: grade unsre unchristliche Zeit soll man wieder einmal an diesen letzten Christen erinnern, den ein gütiges Geschick hinweggenommen hat, damit er nie geahnte Greuel nicht zu schauen brauche. Ich durchblättere die alten Bände der ‚Schaubühne‘, der unser Freund so viele schöne Beiträge gegeben hat, und entdecke zu meiner eigenen Ueberraschung in ein paar Nummern des Jahrgangs 1907 einen ‚Briefkasten‘, einen Vorläufer meiner ‚Antworten‘. Die Anregung zu diesem Briefkasten stammte von Morgenstern, der ihn ganz allein füllte. Aber er wollte nicht, daß jemand von seiner Autorschaft wisse, und zog Anonymität den Pseudonymen Sebastian und Lunovis vor, unter denen er sonst für mein Blatt schrieb. Im Gegensatz zu mir, der heute immerhin manchmal auf wirklich gestellte Fragen antwortet, erfand er sich alle. Er wird im Himmel nicht zürnen, daß ich nach zehn Jahren unser Geheimnis preisgebe und einige von seinen heitern und ernsten Scherzen all in ihrer Harmlosigkeit noch einmal drucke.

Gewiß, es gibt heute Dramatiker, die an Shakespeare „erinnern“. Der bemerkenswerte Unterschied zwischen Natur- und Geistesgeschichte ist aber der, daß in jener die Menschen vom Affen, in dieser die Affen vom Menschen abzustammen scheinen.

Eure Verwirrung ist begreiflich. Doktor Georg Engel ist der Theaterreferent und Redakteur am Berliner Tageblatt, Fritz Engel der Verfasser von ‚Hann Klüth, der Philosoph für die Welt' (ein Stiefbruder Fritz Skowronneks, des Dichters von ‚Von der Waterkant', beides Söhne einfacher Fischer in Husum), Professor Georg Engels der Verfasser der Literaturgeschichte und Eduard Engels der bekannte Charakterdarsteller und Schwankerzähler. Andrerseits sind Richard von Strauß, Edmund Strauß und Doktor Oscar Strauß die drei im letzten Jahrzehnt so oft miteinander verwechselten deutschen Kapellmeister. Versuchen Sie die Herren immerhin auf mnemotechnischem Wege auseinanderzuhalten, oder sammeln Sie sie in effigie wie Briefmarken. Sonst aber warten Sies einfach ab — und eines Tages weiß mans dann, man weiß nicht wie.

Sie haben ganz recht. Oft sind Schauspieler deshalb so unerträglich, weil sie das Leben und die Bühne verwechseln: im Leben meinen sie auf dem Theater, und auf dem Theater meinen sie im Leben zu sein.

Gesetzentwurf. Die Herren Kritiker der Stadt sind gehalten, an einem Tage jedes Jahres auf der Bühne eines der ihnen zu diesem Zweck verfügbar zu machenden Theater vor den hierzu sämtlich einzuladenden Schauspielern sowie dramatischen Schriftstellern besagter Ortsgemeinde oder Gemeindegruppe ein von ihrer einem oder mehreren verfertigtes, möglichst allen Beteiligten größere Rollen zuweisendes Stück von nicht weniger als drei, aber auch nicht mehr als sieben Aufzügen persönlich zur Aufführung zu bringen, wonach von ebensovielen durchs Los zu wählenden, den genannten Kreisen angehörigen Zuschauern die bezüglichen Rezensionen abzufassen, den bezüglichen Zeitungen einzureichen und von diesen an gewohnter Stelle zu veröffentlichen sind, eine Maßregel, als geeignet erachtbar, beiden Seiten zum Vorteil zu dienen und den Forderungen des einen wie des andern Teils sowohl untereinander, als vor dem Foro breitester Oeffentlichkeit Spielraum, Ausdruck, Abfluß und Genugtuung zu gewähren.

Das deutsche Lustspiel läßt vorläufig immer noch auf sich warten. Aber aufge-Shaw-ben ist nicht aufgehoben.

Sie verwechseln wieder einmal alles. Was für Zeitungen lesen Sie eigentlich? Die Tägliche Rundschau? Das Parsevalsche Luftschiff, wohl auch Parseval genannt, ist nicht von Richard Wagner in die Welt gesetzt, sondern von dem bayrischen Major von Parseval, und hat auch sonst mit dem Parsifal nichts zu tun. Ebensowenig rührt der bekannte französische Ballon von Louise Dumont her. Diese lenkt vielmehr das düsseldorfer Schauspielhaus. Den Zeppelin hat das Reich gekauft, nicht Reinhardt; — so lesen Sie doch schärfer! Ja, wahrhaftig! Da finden Sie irgendwo folgende Notiz: „Eine medizinisch hochinteressante Meldung kommt aus London: Dort teilte kürzlich Doktor Bernhard Hollander der Gesellschaft für Phrenologie mit, daß es ihm gelungen sei, durch einen operativen Eingriff in die Schädeldecke einen Kranken von moralischen Defekten zu befreien." Was macht nun Ihr von Theater-Namen und -Nachrichten völlig verwirrter Kopf daraus? Sie fragen wortwörtlich: Ob es wahr sei, daß Herr Hollaender in einer Gesellschaft eine Threnologie vorgetragen habe, in der man unter anderm auch der medizinisch hochinteressanten Behauptung begegne, daß es ihm gelungen sei, durch operativen Eingriff in die Schädeldecke eines Kritikers denselben von aesthetischen Defekten zu befreien? Ja, lieber Herr, auf solche Weise kommen Sie in dieser Welt, wie sie nun einmal ist, nicht vorwärts. Und was verrennen Sie sich in so eigentümliche Vorstellungen, wie: unser Lessing-Theater sei nach Emil statt nach Ephraim Lessing so genannt, Sankt Helena sei von Bruno Paul, Walser sei ein Tanz und Milan, der ausgezeichnete Rezitator, ein Weih! Ja, ist denn Halbe ein Bierkrug, Hirschfeld ein Volkspark, Fulda ein Fluß, Philippi eine verlorene Schlacht?

Was man eigentlich unter einem Dramaturgen verstehe, wünschen Sie kurz zu erfahren. Einer, ders wissen kann, hat neulich — sogar unter dem Eid — ausgesagt: unter einem Dramaturgen verstehe man heutzutage vielerlei. In frühern Zeiten war der Dramaturg eines Theaters der Bearbeiter von Dramen. Auch heutzutage bearbeitet er noch: Presse, Publikum, Schauspielerinnen, Autoren, Bankiers.

Die Getreidefrage von Vindex

Wir erinnern uns der Zeit, da die Brotfrage im Kriege der Welt draußen nur als eine Angelegenheit der Mittemächte erschien; diese waren es, die von der Zufuhr an Getreide abgeschnitten waren, und die vor dem Problem standen, für die Bevölkerung ihres Gebietes mitsamt den kämpfenden Truppen das Hauptnahrungsmittel zu beschaffen, ohne den Weltmarkt heranzuziehen. Wie dieses Problem aufgefaßt, und wie es bisher gelöst worden ist, wissen wir alle. Die Grundlagen zu der Lösung wurden in einer Zeit gefunden, da die Feinde der Mittemächte sich noch rühmen durften, im Ueberflusse zu schwimmen, sodaß man jenseits unsrer Schützengräben an eine besondere Nahrungsmittelpolitik nicht dachte.

Inzwischen haben sich die Zeiten und die Dinge geändert. Die Fortdauer des Krieges und die Einführung neuer Kriegsmittel, die Ausdehnung des Krieges auf fast alle Erdteile, die starke Inanspruchnahme der wirtschaftlichen Kräfte aller Länder, nicht zuletzt die zunehmende Desorganisation des internationalen Warenaustauschs haben zu einem Zustand geführt, der die Getreidefrage in ein neues Licht stellt. Während sie noch im größern Teil des vergangenen Winters eine Frage des siegreichen Durchhaltens für die Mittemächte war, ist sie heut, wie man mit Sicherheit annehmen darf, zu einer starken und vitalen Bedrohung unsrer Gegner geworden. Um diese Bedrohung zu erkennen, bedarf es für uns nicht des Studiums der feindlichen Presse; diese sollte als Erkenntnisquelle für die Vorgänge, Bewegungen und Stimmungen in Feindesland während des Krieges überhaupt ausscheiden, da sie die Wirklichkeit nicht mehr widerspiegelt, sondern nur noch unter Verzerrungen ahnen läßt.

Aber wir haben Tatsachen, an die wir uns halten können, wenn wir die Brotversorgungsfrage, wie sie heute für unsre Feinde aussieht, beurteilen wollen. Hierher gehört zuvörderst die in der deutschen Presse, soweit wir sehen können, nicht hinreichend nach ihrer symptomatischen Bedeutung gewürdigte Botschaft, die der Präsident Woodrow Wilson Mitte April an das amerikanische Volk richtete, und in der er als Hauptaufgabe der Bürger der Vereinigten Staaten bezeichnete, die Alliierten in Europa mit Lebensmitteln zu versorgen. Hier sehen wir, was diesen Alliierten nach der Einsicht ihres neusten Freundes am meisten not tut, und aus derselben Botschaft vernehmen wir auch, wie dringlich diese Not entweder bereits ist oder doch in nächster Zeit werden kann. Auch auf eine der Ursachen des Notstandes weist der Aufruf Wilsons hin: „Die Lebensmittelvorräte der Welt sind gering", heißt es dort; sie sind es in der Tat, und selbst das Wenige ist (davon schweigt Wilson freilich) nur schwer und nur unter Gefahren nach den Küsten Groß-Britanniens und Frankreichs hin zu verschiffen, denn die U-Boote sind, die Versenkungslisten zeigen es, auf der Wacht, und die Frachtraumnot steigt.

Wenn Amerika, wie es noch bis vor kurzem den Anschein hatte, in der Tat ein gewaltiges Vorrats- und Warenhaus mit ungeheuern Beständen wäre, hätte es der eindringlichen Mahnung Wilsons garnicht bedurft, sondern das Land hätte von seinem Ueberfluß einfach abgeben und hätte mit seinen Verbündeten teilen können. In Wirklichkeit hat Amerika aber bereits von den entbehrlichen Gütern, und namentlich von seinem Ueberschußgetreide, das meiste an die Alliierten (zu guten Preisen) verkauft und versendet. Jetzt erfahren wir aus amerikanischen Korrespondenzen, daß Amerika selber keine großen Reserven an Lebensmitteln mehr hat. Darum der dringende Ruf Wilsons an sein Volk, die Produktion auf allen Gebieten nach Kräften zu steigern.

Wie das noch bis zur nächsten Ernte geschehen soll, ist allerdings schwer zu sagen, und wird den amerikanischen Farmern, bei allem guten Willen, den sie zeigen werden, noch einiges Kopfzerbrechen machen. Einstweilen werden die Aussichten der amerikanischen Ernte (wie der Welternte überhaupt) keineswegs zum besten beurteilt; das Landwirtschaftsministerium der Union sagt gradezu eine Mißernte voraus, und im Falle ihres Eintritts wird Amerika zuerst an sich selbst zu denken haben, bevor es an die Versorgung seiner Freunde gehen kann. Dabei ist in Rechnung zu ziehen, daß England in normalen Zeiten aus den Vereinigten Staaten zwei Drittel seines Bedarfs an Brotgetreide bezogen hat, und aus Kanada, dessen Ernte-Aussichten auch nicht günstig beurteilt werden, einen ebenfalls ansehnlichen Bruchteil. Ferner ist für die Lage Englands und der von ihm abhängigen Staaten mit entscheidend, daß Argentinien, wovon an dieser Stelle bereits kürzlich die Rede war, die Ausfuhr von Mehl und Getreide gänzlich verboten hat.

Die nächsten Monate, die den Uebergang vom alten zum neuen Erntejahr bringen, werden unsern Feinden zeigen, was es heißt, Mangel an Brotfrucht zu haben; sie werden zu fühlen bekommen, was es eigentlich bedeutete, wenn ihre Regierungen von der Hungerblockade sprachen. Vielleicht finden sich auch Einsichtige unter diesen Völkern, die den Zusammenhang jener Blockade mit ihrer eignen Not sehen: die erkennen, daß die Blockierung der Mittemächte den Anstoß gegeben hat zu der Folge von Ereignissen und Maßregeln, die in ihrem letzten Ergebnisse dazu geführt haben, die Organisation der Weltgetreideversorgung vollständig aufzulösen, das Chaos an die Stelle der Ordnung zu setzen und die Völker der Entente und der Neutralen in der elementarsten Lebensfrage dem Zufall und der Gunst des Geschicks anheimzugeben.

Antworten

Schauspieler. Als ich „in Sachen des Verhältnisses von Schauspielkunst und Literatur" Einer Meinung mit Rickelt gegen Schmidt-Pauli war, da hielten Sie zu der Majorität. Jetzt, wo Rickelt entdeckt hat, daß er eigentlich Einer Meinung mit Schmidt-Pauli ist, da halten Sie wieder zu der Majorität. Was soll ich mit Ihnen machen? Ich räche mich, indem ich mir einen Bundesgenossen kaufe. Nun stehen Zwei gegen Zwei, und Ihre arme Seele wird schon die Stimmen wägen müssen, um herauszukriegen, welche Partei im Recht ist. Aber hoffentlich wägen Sie falsch und entziehen mir Ihr Vertrauen. Der Bundesgenosse heißt Karl Kraus und sagt in seinen ‚Sprüchen und Widersprüchen': „Die Schauspielkunst sollte sich wieder selbständig machen. Der Darsteller ist nicht der Diener des Dramatikers, sondern

der Dramatiker ist der Diener des Darstellers. Dazu ist freilich Shakespeare zu gut. Wildenbruch würde genügen. Die Bühne gehört dem Schauspieler, und der Dramatiker liefere bloß die Gelegenheit. Tut er mehr, so nimmt er dem Schauspieler, was des Schauspielers ist. Die Dichtung, der das Buch gehört, hat seit Jahrhunderten mit vollem Bewußtsein an der Szene schmarotzt. Sie hat sich vor der Phantasie-Armut des Lesers geflüchtet und spekuliert auf die des Zuschauers. Sie sollte sich endlich der populären Wirkungen schämen, zu denen sie sich herabläßt. Kein Theaterpublikum hat noch einen Shakespeare-Gedanken erfaßt, sondern es hat sich stets nur vom Rhythmus, der auch Unsinn tragen könnte, oder vom stofflichen Gefallen betäuben lassen. ‚Des Lebens Unverstand mit Wehmut zu genießen, ist Tugend und Begriff': damit kann ein Tragöde so das Haus erschüttern, daß jeder glaubt, es sei von Sophokles und nicht von Herrn von Thümmel. Lob dem Schauspieler, der in der Wahl unliterarischer Gelegenheiten seine schöpferische Selbstherrlichkeit betont!" Und gleich dahinter heißt es: „Die wahren Schauspieler lassen sich vom Autor bloß das Stichwort bringen, nicht die Rede. Ihnen ist das Theaterstück keine Dichtung, sondern ein Spielraum." Ich würde Ihnen raten, sich noch mehr solcher Wahrheiten aus diesem und aus dem andern Aphorismenband ‚Pro domo et mundo' herauszusuchen, wenn diese Bücher nicht zu schade für Sie wären. Ihr Verstand reicht grade so weit, mich jetzt zu fragen, warum ich bei dieser Auffassung der Beziehung von schauspielerischer zu dramatischer Kunst seit anderthalb Jahrzehnten die Bühnenleiter mißhandle, die schlechte Stücke spielen. Sehr einfach: weil zu viele deutsche Schauspieler nicht Girardi, sondern Ihnen ähneln, und weil Euer Anblick allerdings nur zu ertragen ist, wenn man zu gleicher Zeit die Worte eines Dichters hört.

Ostpreuße. Es ist sehr freundlich, daß Sie mir eine hervorragende Leistung der deutschen Feuilletonistenkunst im Ausschnitt übermitteln, aber bedauerlich, daß Sie den Namen der Zeitung weggeschnitten haben und sie so um den Dank bringen, den sie für die Drucklegung der folgenden Sätze verdient: „Die Zeit der Bauernkriege hat nicht allein Gerhart Hauptmann zu dichterischem Schaffen angeregt. Wir haben den Geist dieser Zeit schon im ‚Götz von Berlichingen' gefühlt. Goethe beschränkte sich darauf, aus dem großen Ganzen einige Typen herauszuheben, deren Individualität allein den Charakter der ganzen Bewegung aber nicht lebendig werden kann. Aehnlich verfuhr auch Carl Hauptmann in ‚Tobias Buntschuh'. Buntschuh — so nannte sich . . .". Das heiß ich mir ein assoziierendes Hirn. Leichtfüßig wie ein junger Riesenelefant hüpft es anmutig zwitschernd von Zweig zu Zweig: von ‚Florian Geyer' zu ‚Götz von Berlichingen', von Gerhart Hauptmann zu Bruder Carl, von ‚Tobias Buntschuh' zum Wappen der Bauernbewegung und von dieser wieder zu ‚Florian Geyer'. Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Plauderer-Eleganz erwirbt er gern.

Karl Scheffler. Seit drei Wochen kämpft meine hohe Schätzung Ihres Wesens und Wirkens mit dem Drang, Sie als den Redakteur von ‚Kunst und Künstler' zur Rede zu stellen. Man zögert in solchen Fällen eine Zeitlang, weil der schadenfrohe Leser immer nur das Nein hört und nicht merkt, daß man zu der einzelnen Lebensäußerung schwerlich Nein sagen würde, wenn man nicht zu dem ganzen Leben freudig Ja sagte. Ich habe auch deshalb gezögert, weil ich — immer wieder uneingedenk der Trägheit des menschlichen Herzens — darauf rechnete, daß irgend jemand mir die mißvergnügliche Arbeit abnehmen würde, Sie öffentlich zu fragen, wie in die April-Nummer Ihres schönen Blattes die Spalte des Herrn Gustav Pauli geraten ist. Der angesehene und anspruchsvolle Verlag Gustav Kiepenheuer in Weimar gibt eine neue Zeitschrift heraus: Das Kunstblatt. Sie ist vielleicht nicht als Konkurrenz Ihres Kunstblatts gedacht; aber es ist nicht unmöglich, daß sie sich dazu entwickelt. Sie hat dasselbe Arbeitsgebiet, dieselbe Erschei-

nungsweise, denselben Preis. Unter allen Umständen, sollte man meinen, müßte allein die Abneigung, sich naheliegenden Mißdeutungen auszusetzen, Sie davor bewahren, gegen das neue Unternehmen vom Leder zu ziehen. Sie tuns nicht selbst, gewiß nicht. Aber Sie erlauben dem Direktor der hamburger Kunsthalle, das ‚Kunstblatt' bereits nach einer einzigen Nummer zu verhöhnen. Wie Eröffnungsvorstellungen pflegen erste Zeitschriften-Nummern zu mißglücken und haben das Recht dazu. Diese ist nicht einmal mißglückt. Nur tastet sie noch. Nun, denkt der unbefangene Leser: das wird nächstens schon besser gehen. Ist auch gegangen, wie die zweite und dritte Nummer beweisen. So schrecklich lange aber kann Herr Pauli nicht warten. Er bullert gleich los. Was der Schriftleiter um einen vortrefflichen Aufsatz eines Mitarbeiters „herumgebaut hat, erscheint leider als wenig geeignet, der neuen Kunst unter der Masse des Publikums weitere Freunde zu werben." Wieso leider? Man hat leider den Eindruck, daß diese Ungeeignetheit des ‚Kunstblatts' von ‚Kunst und Künstler' eher begrüßt als beklagt wird. Und „weitere" Freunde? Was ist das? Der Gegensatz zu „engeren" Freunden? Etwa weiter als hundertzwölf Zentimeter? Ich würde mich, wenn ich solch ein Deutsch schriebe, ängstlich hüten, dem Herausgeber des neuen Kunstblatts einen „von Schmockbrillanten funkelnden Aufsatz" anzukreiden. Ich kenne diesen Herausgeber nicht, habe aber eine Anzahl Aufsätze von ihm gelesen, an deren Sachlichkeit sich Herr Pauli ein Beispiel nehmen könnte. Der nämlich knallt jetzt seinen höchsten Trumpf auf den Tisch nieder: „Ueber den Namen des Herausgebers bestehen Zweifel. Auf dem Titel heißt er Paul Westheim, dagegen wird er auf der Anzeige des Kiepenheuerschen Verlags in einem soeben erschienenen Lagerkatalog der ‚Neuen Kunst' Paul Wertheim genannt. Wir möchten uns für Wertheim entscheiden. Es klingt richtiger. Also — die neue Kunst bei Wertheim? Man würde sie lieber unter einer andern Firma sehen." Das Urteil über die Geistesarmut, die sich von einem Druckfehler zur übelsten Anrempelei anfeuern läßt, braucht nicht erst ausgesprochen zu werden. Aber die Schlußworte des Herrn Pauli wollen wir uns zu eigen machen: Man würde ihn lieber unter einer andern Firma sehen als unter Ihrer, verehrter Herr Scheffler.

Musiker. Wenn ich nur verstünde, was Sie daran wundert! „Die Meistersinger-Vorstellung im Königlichen Opernhause dauert von sechs Uhr abends bis elf Uhr nachts: das sind volle fünf Stunden! Der Zettel gibt etwas optimistisch an: Ende nach halb elf Uhr. Es wird aber, wie gesagt, elf Uhr. Das ist unter gegenwärtigen Verhältnissen entschieden ein bißchen viel für jeden, weil da kein Mensch imstande ist, nach der Vorstellung noch ein Wein-, Bier- oder Caféhaus aufzusuchen." Das lesen Sie im Berliner Lokal-Anzeiger: nicht in der Rubrik, wo sich die Magistratssekretärin Alma Pluntze bitter darüber beschwert, daß die männliche Jugend von heute immer mehr dazu neige, sie in der Straßenbahn stehn, sonst aber sitzen zu lassen — nein, das lesen Sie unter dem Strich, wo Willi Handl allein nicht gut machen kann, daß die sogenannten Kritiken seiner Kollegen desselben Geistes voll sind wie dieser Stoßseufzer. „Angesichts dessen" heben Sie kopfschüttelnd die Arme zum Himmel, bevor Sie in meinen fühlenden Busen greifen. Ja, wo wollen Sie denn das sonst lesen als im Berliner Lokal-Anzeiger? Und glauben Sie vielleicht, daß der diese Kundgebung veranstalten würde, wenn er nicht sicher wäre, solchermaßen seiner gesamten Abonnentenschaft die Zunge zu lösen, mit der sie sich vor der Polizeistunde allerlei Kriegsdelikatessen zu dem Gemüte ziehen will, das zwar weiß, was es seinem Richard Wagner schuldet, aber die Schuld ein bißchen schneller als in fünf Stunden abzutragen wünscht! Sie Kindskopf. Das Theater ist grundsätzlich dazu da, die Verdauung oder den Appetit zu fördern. Und da die ‚Meistersinger' dank ihrer Länge wie geschaffen sind, beide hehren Bestimmungen zu erfüllen, so verkümmre man diese Vielseitigkeit nicht,

sondern finde Mittel und Wege, die den Theaterbesucher — nachdem er im ersten Akt sein Nachmittagsschläfchen gehalten, dem zweiten Akt in angenehm gesättigtem Zustand gelauscht, während der ersten Szene des dritten Aktes einen frischen Hunger keimen gespürt hat — also, man finde gefälligst Wege, die den Kunstenthusiasten von der Festwiese der letzten Szene noch zu Habel, Siechen oder Bauer führen. Uebrigens: Berliner Lokal-Anzeiger. Zu dessen Elitekräften gehört bekanntlich der — verzeihen Sie das harte Wort — der Schriftsteller Alfred Holzbock. Er wird zu den letzten Proben von ‚Volk in Not' zugelassen und quittiert darüber folgendermaßen: „Es ist so dunkel, daß nur ein mit den Räumlichkeiten Vertrauter sich hier zurechtfinden kann. Zwei Kinder und ein Kinderfräulein entdeckt man als einziges Publikum im Parkett, Gottfried und Wolfgang, die beiden Jungen von Max Reinhardt und Else Reinhardt (Else Heims). Gottfried erzählt, daß ein berühmter Dichter Gottfried Keller heiße, und Wolfgang weiß, daß Goethe und Mozart auch diesen Vornamen haben." Es ist hübsch, daß schon der dreijährige Gottfried, von dem achtjährigen Wolfgang gar nicht zu reden, in der Lage ist, den Bildungsdurst des zweiundsechzigjährigen, aber nimmer rastenden Alfred zu stillen. Dem hat sein inzwischen erleuchtetes Hirn die Finsternis des Zuschauerraums erhellt. „Professor Gregori leitet heute die Probe, neben ihm sitzt, um anzudeuten, daß der Herr Professor das führende Wort hat, eine Stufe tiefer Max Reinhardt, der ja auch den Titel Professor führt." Das führt wiederum Holzbock zu der Aufführung: „Heute aber erregte ihre Wahrheit Entsetzen, weckte sie unwillkürlich Vergleiche mit dem Grauen von heute wach." Und das könnte wieder in mir Vergleiche zwischen Holzbock und einem Analphabeten wach wecken, wenn ichs nicht angebrachter fände, den Rest meines Raums an eine sanfte Beschimpfung der Kriegswirtschaftsstelle für das Zeitungsgewerbe zu wenden, die das Herz hat, ein Blatt von den kulturellen Bestrebungen und Verdiensten des Berliner Lokal-Anzeigers durch Papierknauserei zu schikanieren.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bibliothek Paul Schlenther

Im Antiquariat von Paul Graupe, Lützowstraße 38, gelangt Sonnabend, am fünften Mai, von zehn bis ein und von drei bis sieben Uhr die Bibliothek Paul Schlenthers zur Versteigerung. Im Vorwort des Katalogs schildert Otto Pniower seinen Freund Schlenther als starken, tüchtigen und schöpferischen Leser. Wie er aus Büchern Belehrung holte, so habe er ihnen auch eine gewisse Zärtlichkeit entgegengebracht. Seine Lieblingslektüre seien geschichtliche Memoiren gewesen. In der Bibliothek befinden sich denn auch die des Prinzen Friedrich Karl, des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, selbstverständlich Bismarcks ‚Gedanken und Erinnerungen' und viele Stücke dieser Art. Den Kern der Bibliothek bilden begreiflicherweise — außer dem Handwerkszeug des Germanisten, insbesondere einer reichen Goethe-Literatur — die Werke, die der Naturalismus geschaffen und über sich hervorgerufen hat. Viele dieser Werke sind, geschmückt mit den eigenhändigen Widmungen der Autoren, zugleich Erinnerungsstücke. Stattlich vertreten ist weiterhin die Theatergeschichte und die moderne Dramatik. Die Dramenmanuscripte, die der Burgtheaterdirektor Schlenther zu prüfen hatte, sind zum Teil mit handschriftlichen Notizen versehen. Der Katalog, der mit einem Bilde des unvergeßlichen Kritikers geschmückt ist, wird jedem Interessenten auf Wunsch kostenfrei zugestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

VIERTE VERSTEIGERUNG
IM HAUSE
KURFÜRSTENDAMM 208|209
IN BERLIN W 15

FREITAG, DEN 18. MAI 1917, UM 10½ UHR

MODERNE GEMÄLDE

SAMMLUNG ALBRECHT GUTTMANN
UND NACHLASS EINES BERLINER SAMMLERS

HAUPTWERKE VON LIEBERMANN UND LEISTIKOW

ACHENBACH
CORINTH
COURBET
GRÜTZNER
HAGEMEISTER
HODLER
MENZEL
MESDAG
MONET
SLEVOGT
THOMA
TRÜBNER u. a.

:: BESICHTIGUNG: 15.—17. MAI, 10—2 UHR ::
KATALOG MIT VIELEN ABBILDUNGEN M. 5,—

PAUL CASSIRER — BERLIN
HUGO HELBING — MÜNCHEN

Aktiengesellschaft Johannes Jeserich

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M	Pf
An Grundstücks-Konto	1 002 094	82
„ Grundstück-Erwerbs-Konto, Salzufer 17	25 845	30
„ Gebäude-Konto	504 440	31
„ Maschinen-Konto	123 803	60
„ Pferde- und Wagen-Konto .	7 950	15
„ App., elektr. Anl. u. Utens.Kto.	78 236	20
„ Kontor-Utensilien-Konto . .	1	—
„ Maschinen- und Geschäfts-Utensilien-Erneuerungs-Kto.	1	—
„ Bahngleis-Konto	1	—
„ Patent-Konto	1	—
„ Assekuranz-Konto	7 780	44
„ Bau-Konto	38 696	95
„ Kassa-Konto	16 889	47
„ Wechsel-Konto	11 869	55
„ Effekten- und Beteilig.-Kto.	258 311	05
„ Aval- und Bürgschafts-Konto	1 097 006	86
„ Konto-Korrent-Konto . . .	1 097 362	24
„ Inventur-Konto	674 674	92
	5 176 965	86

Passiva	M	Pf
Per Aktienkapital-Konto . . .	2 350 000	—
„ 4% Priorität.-Anleihe-Konot	157 000	—
„ 4% Priorität.-Anl.-Zins-Kto.	1 440	—
„ 4% Priorität.-Anleihe-Tilg.-K.	8 000	—
„ Dividenden-Konto	480	—
„ Vorzugs-Dividenden-Konto .	50	—
„ Reservefonds-Konto . .	235 000	—
„ Spezial-Reserve-Konto . . .	75 000	—
„ Straßengarantie-Reserve-Kto.	425 000	—
„ Talonsteuer-Reserve-Konto .	19 193	70
„ Kriegs-Reserve-Konto . . .	60 000	—
„ Delkredere-Konto	45 000	—
„ Interims-Konto	90 965	71
„ Aval- und Bürgschafts-Konto	1 097 006	86
„ Konto-Korrent-Konto . . .	16 673	31
„ Gewinn- und Verlust-Konto	446 096	28
	5 176 965	86

Die für das Jahr **1916** für die **Vorzugsaktien** festgesetzte Dividende von 5% gelangt mit **M. 50,—** gegen Einsendung des Dividendenscheins pro **1916** (No. 15), die für die **Stammaktien** festgesetzte Dividende pro **1916** von 7% = **M. 70.—** gegen Einreichung des Dividendenscheines pro **1916** (No. 29) von **heute ab** bei der **Gesellschaftskasse** in **Charlottenburg**, der **Nationalbank für Deutschland** in **Berlin**, der **Bank für Thüringen vormals B. M. Strupp, Aktiengesellschaft** in **Meiningen** und deren Filialen zur Auszahlung.

Charlottenburg, 23. April 1917. **Der Vorstand.**

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1916.*)

Aktiva		M	Pf.
Kasse, fremde Geldsorten, Coupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		171 474 021	29
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		831 392 992	21
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M 831 392 992,21		
b) eigene Accepte	„ —,—		
c) eigene Ziehungen	„ —,—		
d) Solawechsel d. Kunden a. d. Order d. Bank	„ —,—		
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		113 145 009	78
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		131 250 035	36
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		14 176 205	34
davon am Bilanztage gedeckt			
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	M 7 948 110,20		
b) durch andere Sicherheiten	„ 4 669 597,97		
Eigene Wertpapiere		60 102 278	71
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	M 48 503 716,03		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	„ 3 479 031,25		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	„ 6 366 143,43		
d) sonstige Wertpapiere	„ 1 753 388,—		
Konsortial-Beteiligungen		44 482 667	51
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg		60 000 000	—
Beteiligung b. d. A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.		100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen		56 684 820	35
Schuldner in laufender Rechnung		533 451 733	07
a) gedeckte	M 436 106 561,85		
davon d. börsengängige Wertpapiere gedeckt M 185 501 819,37			
b) ungedeckte	„ 97 345 171,22		
Ausserdem Aval- und Bürgschaftsschuldner M 136 869 322,38			

Passiva			M	Pf.
Eingezahlte Kommandit-Anteile			300 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve		M 94 975 000 —		
hierzu Ueberweisung a. d. Gewinn- u. Verlust-Rechnung 1916		„ 25 000 —	95 000 000	—
Besondere Reserve		M 24 000 000,—		
hierzu Ueberweisung a. d. Gewinn u. Verlust-Rechnung 1916		„ 1 000 000,—	25 000 000	—
Gläubiger				
a) Nostroverpflichtungen		M 33 241 828,60		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite		„ 5 539 538,49		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen		„ 209 968 829,66		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M 359 656 036,88			
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 249 893 093,13			
3. nach 3 Monaten fällig	„ 184 394 646,05	„ 757 943 776,06		
e) sonstige Gläubiger				
1. innerhalb 7 Tagen fällig	M 523 432 269,40			
2 darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig	„ 102 416 904,54			
3. nach 3 Monaten fällig	„ 12 034 699,85	„ 637 883 873,79	1 644 577 846	60
Accepte und Schecks				
a) Accepte		M 39 972 226,48		
b) noch nicht eingelöste Schecks		„ 4 866 741,42	44 838 967	90
Ausserdem				
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen	M 136 869 322,38			
Eigene Ziehungen	„ —,—			
davon für Rechnung Dritter	„ —,—			
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank	„ —,—			
Wohlfahrtseinrichtungen:				

		M	Pf
Wertpapier-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungen		6 210 421	40
Einrichtung . . . . M	2.0 0.1,—		
abzüglich Ueberweisung a. d. Gewinn- und Verlustrechnung von 1916 . . „	200 000,—	1	—
Bankgebäude in Berlin, Bremen, Coblenz, Essen, Frankfurt a. M., Frankfurt a. O., Hattingen London, Mainz, Mülheim . . M	27 085 752,73		
Abzüglich Hypothek auf Grundstücke Unter den Linden 33-34, Lindengasse und Charlottenstrasse 37-38 . . . . . „	5 000 000,—		
Coblenz . . . . „	220 000,—	21 865 752	73
Sonstige Liegenschaften: Grundstücke Behrenstraße 21-22 und Französische Straße 53-56 zu Berlin, sowie in Essen und Mülheim		8 966 089	15
		2 153 202 027	90

			M	Pf
David Hansemannsche Pensionskasse . . . . „	4 798 062,72			
hierzu Ueberweisung aus der Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1916 . . „	400 000,—	M	5 198 062,72		
Adolph von Hansemann-Stiftung		„	443 975,65		
Schoeller-Stiftung		„	277 034,60		
Dr. Arthur Salomonsohn-Stiftung		„	58 583 15		
Dr. P. D. Fischer-Stiftung		„	50 938,60		
Sonstige Stiftungen für die Angestellten d. Gesellschaft . . . . . M.	317 498,15				
hierzu Ueberweisung aus d. Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1916 . . . . . . „	100 000,—	„	417 498,15	6 446 09[illegible]	87
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre				227 445	—
Rückstellung für Talonsteuer		M	1 975 000,05		
hierzu Überweisung aus d. Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1916		„	300 0[illegible]0,—	2 275 000	05
10% Gewinnanteil auf M 300 000 000 Kommandit-Anteile				30 000 000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats				853 080	57
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber				2 747 368	42
Übertrag auf neue Rechnung				1 236 226	49
				2 153 202 027	90

*) Die nachstehende Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner Niederlassung.

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1916.

Soll.	M	Pf
Verwaltungskosten einschl. Gewinnbeteiligung der Angestellten . . .	17 332 114	98
Steuern	3 471 6 8	11
Zu verteilender Reingewinn	36 861 675	48
	57 665 458	57

Haben.	M	Pf
Vortrag aus 1915	1 235 445	80
Coupons	692 307	64
Verfallene Gewinnanteilscheine	300	—
Provision	11 518 031	93
Wechsel und Zinsen	29 271 911	38
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	6 000 000	—
Beteiligung b. d. A. Schaaffhausen'schen Bankverein A.-G.	6 000 000	—
Dauernde Beteiligung bei anderen Banken und Bankfirmen	2 947 461	82
	57 665 458	57

Direktion der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Gedruckt in den Buchdruckereien von Otto v. Holten in Berlin und Dietsch & Brückner in Weimar

Die Seuche von Germanicus

Die Neugier ist schon im harmlosen bürgerlichen Leben eine peinliche Erscheinung; in der Politik kann sie gradezu lasterhaft und zersetzend wirken. Leider haben wir Gelegenheit, die Folgen solcher politischer Unerzogenheit sich vollziehen zu sehen. Die Friedensneugier ist zu einer Seuche geworden. Man möchte wissen: wann und wie. Das ist gewiß begreiflich; niemand, der auch nur einen Rest von Menschlichkeit besitzt, wird den Völkern verargen können, daß sie wissen möchten, wo das Land ist, auf das sie sich aus dem Blutmeer endlich werden retten dürfen. Von Verantwortung zerquält beugen wir uns vor solcher natürlichen Friedenssehnsucht, vor solchem Schrei verwaister und gehetzter Seelen. Merkwürdig ist nur, daß grade Die, die ihre Neugier nach dem Frieden am lautesten vorbringen, den Frieden am wenigsten herbeiwünschen, ja ihn fortzuscheuchen und niederzutrampeln versuchen. Sie fragen nach ihm, weil sie ihn nicht haben wollen, weil jeder Verdacht, er könnte sich nähern, sie anspornt, gegen ihn aufs neue mobil zu machen. Sie wissen, daß nichts dem Frieden gefährlicher werden kann, als wenn man viel von ihm spricht, als wenn Die, die ihn zu machen haben, gezwungen werden, frühzeitig ihre Karten aufzudecken. Die heftigsten der Friedensfrager sind Friedensgegner. Ihnen gegenüber, durch die Ironie der Wirkung ihnen zur Seite stehen bedauerlicherweise jene andern Ungeduldigen, die noch nicht begriffen haben, daß sie der Erfüllung ihres heißesten Wunsches selbst am meisten schaden, wenn sie ihre Neugier nicht zu bezähmen vermögen.

*

„In mehreren Abschnitten war die russische Feuertätigkeit und entsprechend die unsre lebhafter als in letzter Zeit." Und: „In mehreren Frontabschnitten forderte russisches Artilleriefeuer unsre Gegenwirkung heraus." Es gehört wenig Weisheit dazu, um aus solchen Sätzen des deutschen Heeresberichts die Absicht herauszulesen. Die Russen sollen wissen, daß auch die deutsche Oberste Heeresleitung getreu den Darlegungen der deutschen Reichsregierung den Charakter des Verteidigungskrieges gewahrt sehen möchte. Der Heeresbericht erkennt an, daß die Strategie der Politik untertan zu sein hat. Die deutsche Politik hat kein Interesse mehr an einer Zurückdrängung und Niederwerfung der russischen Macht; es ist durchaus selbstverständlich, daß die militärischen Operationen sich solchem Plan einfügen. Es ist ebenso selbstverständlich, daß das neue Rußland, wenn es die Methoden des zaristischen fortsetzt, wie dieses die Wucht des deutschen Angriffs, der dann Verteidigung wäre, zu spüren bekommt.

*

Wir haben bis jetzt noch kein Mittel zu finden vermocht, um die Durchbrecher solcher selbstverständlichen Bindung in ihre Schranken zu weisen. Am schlimmsten treiben es Die, die am wenigsten Verantwor-

tung zu tragen haben. Die Oberflächlichsten sind die Lautesten. Kerls, die nie Pulver gerochen haben, möchten die Politik unter den Korporalstock gebeugt sehen. Solche Unklugheit und solcher Bullentrotz sind die entscheidenden Merkmale auch unsrer Kriegstreiber. Unsre hitzigsten Friedensfrager schwingen egalweg das Schwert der Andern gegen die Vernunft, die danach sucht, dem großen Sterben Einhalt zu gebieten.

*

Man muß sich wieder einmal der Qual einer Registrieruno all dieses gefahrlosen Kriegsgelüstes unterziehen. Dürftige Proben begnügen. Der ehemalige Kontreadmiral von Grumme-Douglas: „Einer der vielen schwerwiegenden Gründe (zum Mißtrauen gegen die Regierung) ist der Mangel an Selbsterhaltungstrieb bei den Männern, die leider Gottes in dieser sturmgepeitschten Zeit das Steuer führen . . . Sind denn Herr von Bethmann Hollweg und seine Vertrauten allein blind und taub gegen die Flammenschrift geblieben: Kämpfe um die heiligsten Güter! Halte, was du hast!" Das neueste Organ der Alldeutschen, die Deutsche Zeitung: „Von dem wieder zusammentretenden Reichstag wird wohl schwerlich noch jemand im deutschen Lande eine energische Einwirkung auf die Reichsregierung im Sinne einer zweifelsfreien Stellungnahme zu den brennenden Nationalfragen erwarten . . . Von dem Kanzler, mit dem ein schwarzes Schicksal das deutsche Volk in seiner schwersten Zeit gestraft hat, darf man eine Initiative in dieser Richtung ebenfalls kaum erwarten . . . Das deutsche Volk will den deutschen Sieg, den deutschen Frieden. Den Frieden mit Macht- und Gebietserweiterung . . . " Die Tägliche Rundschau: „Kein Zweifel: der Rechtsfrieden und der Friede der Gesittung kann nur der deutsche Machtfrieden sein!" Die Unabhängige Nationalkorrespondenz: „Allein noch die Energie des Feldherrn kann uns retten, da wir eine solche des Staatsmanns nicht sehen." Man faßt sich immer wieder an den Kopf, was eigentlich diese Herren veranlassen kann, in dem gewaltigen Zeichen der westlichen Kämpfe und der unermeßlichen U-Booterfolge ihrer Ungeduld ungezügelt Folge zu geben. Sie behaupten, fürchten zu müssen, daß die Frucht solcher noch nie dagewesenen Volksleistung vor der Reife abgebrochen werden könnte; sie vergessen, daß die Frucht aller Opfer nur der Frieden sein kann. Sie fürchten diesen Frieden, weil er vielleicht nicht so ausfallen wird, wie sie ihn sich vorstellen. Sie möchten genau wissen, was heute noch niemand zu wissen vermag, was sie aber unfehlbar zu wissen behaupten. So drängen sie gegen Die, die grade das Reifen der Frucht, der alleinigen, sorgfältig beobachten, es nicht fürwitzig unterbrechen, es aber auch nicht um eine Stunde hinauszögern wollen.

*

Sie fragen. Zwei Friedensinterpellationen in einer Woche; ein wenig viel der Neugier, wo Schweigsamkeit das Maß der Dinge zu sein hat. Die Anfrage der Sozialdemokraten ist nicht weniger töricht als die der Konservativen; aber die ist die erste auf dem Plan der Unzweckmäßigkeiten gewesen. Die Sozialdemokraten hätten sich durch das ham-

burger Parteiblatt belehren lassen können. Das Hamburger Echo sprach von den Absichten der Rechten, die den Kanzler durch ihre Befragung zu Annexionen drängen, noch lieber aber ihn stürzen möchte, und fügte hinzu: „Die Linke hat aber sicher nicht geringste Veranlassung, diesem frivolen Spiele noch in die Hände zu arbeiten dadurch, daß sie im gegenwärtigen Moment auf Erklärungen drängt, die in der gewünschten Offenheit heute kaum abgegeben werden können, ohne Deutschlands Interessen zu gefährden.“ Die Konservativen hätten, bevor sie ihre Friedensinterpellation einbrachten, bedenken sollen, daß sie sich durch solchen Verstoß gegen die Rechte der Krone, der heute allein zusteht, über Krieg und Frieden zu beschließen, einigermaßen dem Parlamentarismus nähern. Sie hätten ferner sich darüber klar sein sollen, daß, was die äußere Politik die Wirkung auf unsre Feinde betrifft, eine detaillierte Erklärung des Kanzlers über unsre Friedensabsichten doch nur dann von fördernder Wirkung sein könnte, wenn sie grade das ausspräche, was die Dränger von rechts am wenigsten wollen und auch wir als sozusagen akademisches Gespräch für sehr unklug halten würden: nämlich den Verzicht auf jeglichen Landerwerb, auf jegliche Entschädigung. Jede anders geartete Erklärung müßte im gegenwärtigen Augenblick kriegsversteifend wirken, müßte die innern Schwierigkeiten Rußlands mildern und den Zusammenschluß der Entente fördern. Auch preußische Konservative können weltpolitisch nicht so naiv sein, daß sie nicht diese Zusammenhänge halbwegs zu übersehen vermöchten. Sie wissen ganz genau, daß auf ihr Fragen keine Antwort kommen darf; sie fragen auch nur, weil sie dies wissen, und weil sie so sich darauf verlassen können, aus dem Schweigen des Kanzlers die Waffe zu empfangen, die zu erhalten die einzige Tendenz in all ihrem Tun und Lassen ist. Solche Einsicht offenbart den unverantwortlichen Fraktionsegoismus der konservativen Aufständler. Das Spiel, das sie glauben verantworten zu können, diese unheilvolle Verquickung von äußerer und innerer Politik, müßte Deutschlands Verderben bedeuten, wenn es bei den verantwortlichen Stellen auch nur die geringste Partnerschaft fände.

*

Die angekündigte und in hoffnungsvolle Bahnen gelenkte Neuordnung des innern Deutschland ist die eigentliche Ursache der konservativen Revolte. Die raffiniert angelegte und weit über das erforderliche Maß hinausgehende politische Ausbeutung der an sich törichten und von uns mit aller Entschiedenheit zurückgewiesenen Arbeiterunruhen strebt nach dem gleichen Ziel, nach der Beseitigung des durch seine demokratisierende Neigung verdächtig gewordenen Kanzlers. Es mag politischer Kulissenklatsch sein, aber es wäre auch als Erfindung immerhin kennzeichnend, daß man zu erzählen wagt: in konservativen Kreisen, ja in einer gewissen Uebereinstimmung mit den Auffassungen eines preußischen Ministeriums sei davon gesprochen worden, daß der Streik, den man getrost sich noch ein wenig auswachsen lassen möge, dazu dienen müsse, Bethmann Hollweg endlich in den Abgrund zu befördern. Kulissenklatsch; aber vielleicht doch mehr. Es bleibt nur zu hoffen, daß der

stille Zweikampf, von dem Eingeweihte seit Monaten wissen, noch ein wenig entschiedener ende als das öffentliche Duell, bei dem Herr Schorlemer noch eben so davongekommen ist. In solchem Zusammenhang ist es auch nützlich, einmal festzustellen, daß gewisse Zeitungen, von denen nicht nur die breite Oeffentlichkeit immer glaubt, daß sie zum mindesten halbamtliche Organe, wo nicht gar offiziöse Sprachrohre seien, derartige Beziehungen bestenfalls zu eben jenem preußischen Ministerium unterhalten dürften. Der Berliner Lokal-Anzeiger, zum Beispiel, von dem die liebliche Pommersche Tagespost noch kürzlich behauptet hat, daß er halbamtlich sei, und daß darum seine pikierte Abwendung von der Reichspolitik eine Kanzlerverfinsterung bedeuten könnte, hat nicht die geringste Ursache, glauben zu machen, daß seine Weisheit, wenn nicht just aus abermals jenem Ministerium, von irgendwo anders herkommt als aus dem Querkopf des Herrn E. Z.

*

Die Konservativen werden gut tun, sich einmal ein Fremdwörterbuch zuzulegen. Sie scheinen ihren verheißungsvollen Namen jetzt in der Umkehrung bewähren zu wollen. Sie treiben die Zersetzung sportsmäßig. Der Kanzler paßt ihnen nicht, der Reichstag erscheint ihnen verderblich; aber auch vor dem Kaiser macht ihre verneinende Kritik keineswegs Halt. Es wäre ein besonderes Vergnügen, aneinanderzureihen, was alles mehr oder weniger vermummt die konservativen und alldeutschen Zeitungen gegen den Kaiser vorzubringen haben. Als eine kleine Probe mag genügen, was kürzlich in einer der jetzt seuchenartig auftretenden alldeutschen Zeitschriften zu lesen war: „Ein kluger und vor Gott demütiger Fürst, dem nicht die Gabe offenbarer und alles überragender Genialität gegeben ist . . . wird um seinen Thron die besten Männer seiner Zeit zu versammeln suchen und einen regen Umgang mit ihnen pflegen . . . Wenn wir nach dem Manne suchen, der die Umgebung des Kaisers, soweit sie nach irgendeiner Richtung hin bemerkenswert war, bestimmte, so gehen wir nicht fehl, wenn wir ihn in dem Reichskanzler als gefunden betrachten." Erinnert man sich, daß andre alldeutsche Stimmen von dem Kanzler sagen, daß ihn „uns ein schwarzes Geschick beschieden habe", und dergleichen mehr, so wird man nicht umhin können, die viel betonte monarchische Gesinnung dieser Herren eigenartig zu finden.

*

Mit Recht hat der ‚Vorwärts' darauf hingewiesen, daß die Antwort, die der Kanzler auf die Friedensinterpellation geben wird, von einem gewissen Einfluß auf unser Bundesverhältnis zu Oesterreich sein kann. Solche Erwägung zeigt im besondern, wie unklug es ist, die Reichsregierung immer wieder zu drängen, daß sie sich über ihre Friedensabsichten laut äußere. Die heftigsten der Frager wollen durchaus den berühmten deutschen Frieden. Jeder Einsichtige hat längst begriffen, daß es sich nur um einen Bündnisfrieden handeln kann. Wir haben das letzthin hier eingehend erörtert. Zur Unterstützung unsrer Auffassung mag die Aeußerung eines bulgarischen Blattes dienen, die wir

in der ‚Balkan-Zeitung' wiedergegeben finden. Danach schreibt das bulgarische Blatt ‚Preporetz': „Bis vor kurzem konnte die Furcht vor der deutschen Hegemonie vielleicht noch einen Schein von Berechtigung haben. Die kriegerische und wirtschaftliche Machtfülle, die die Deutschen dargetan haben, ist überwältigend, staunenerregend. Nun verkünden aber die verantwortlichen Männer in Deutschland und die verantwortlichen Faktoren in Oesterreich-Ungarn laut und offenmütig, daß sie Eroberungen nicht erstreben, daß sie einen Verteidigungskrieg führen und bereit sind, einen ehrenhaften Frieden zu schließen, einen Frieden ohne Sieger und Besiegte. Wenn jetzt noch von der Gefahr einer deutschen Hegemonie gesprochen wird, dann ist das nichts als Mißbrauch des Wortes und der Leichtgläubigkeit der Menge. Um den Preis unzählbarer neuer Menschenopfer, unermeßlicher Werte sind jetzt die Feinde daran, das Zünglein an der Wage nach ihrer Seite zu neigen. Das geschieht nicht, um die Welt vor der Vorherrschaft der Deutschen zu schützen, sondern um Deutschland zu demütigen, um es zu vernichten." Man kann sich gut vorstellen, wie auf diesen bulgarischen Politiker die unentwegte Propaganda vom „deutschen Frieden" wirken muß. Und da nicht anzunehmen ist, daß man im allgemeinen, so in Bulgarien wie in Oesterreich, wesentlich anders denkt als unser soeben vernommener Zeuge, so ist es klar, daß die Idee vom einseitigen Frieden unter unsern Bundesgenossen mancherlei Verwirrung anzurichten vermag. Das alles aber scheint den Drängern gleichgültig zu sein. Sie fragen und erzwingen öffentliche Erörterungen, die, wenn sie den Fragern nicht neues Wasser auf ihre Mühle liefern sollen, dem Bündnis der Mittemächte verhängnisvoll werden müßten.

*

Der Wirrwarr ist groß; die Seuche der höchst absichtsvollen Neugier greift um sich. Vielleicht haben trotzdem Die recht, die grade aus der Heftigkeit der Anfälle auf den Zusammenbruch der Unbesonnenen glauben schließen zu dürfen. Hoffen wir das Beste; hoffen wir vor allem, daß die wahren Freunde des Friedens, eines Friedens gut und ehrenvoll für die Mittemächte und annehmbar für die gegnerische Koalition, endlich lernen, daß ihre Ungeduld nur die Geschäfte der Andern fördern hilft.

Vielleicht aber auch wird die Welt früher, als man bis heute anzunehmen berechtigt war, Genaueres wenigstens über das östliche Programm unserer Friedenspolitik erfahren. Wenn dies geschieht, werden die Dränger von links bestätigt finden, daß solche Kundgebung immer noch früh genug erfolgt ist, um — wie dies Programm nun auch ausfallen mag — den Widerstand Derer von der andern Seite zu reizen.

Zu diesem Krieg von Friedrich dem Großen

Politiker gängeln das Volk, und es wird beständig hinter das Licht geführt von Jedem, der Lust hat, es zu betrügen.

Die Herren Europas haben Gewalt anstatt der Gesetze eingeführt. Auf dem weiten Erdenrund sieht man nur noch Unrecht und Gewalttat.

Miß Rankins von Julius Bab

Als ein leidenschaftlicher Anhänger der Frauenbewegung — nicht in den oft törichten Flachheiten ihrer Breite, aber in der geistigen Gewalt ihrer Tiefe — hätte ich gern geschwiegen. Man hat ja wohl das Recht, eigene Mißerfolge nicht zu betonen. Aber nachdem hier Rudolf Leonhard in einem (künstlerisch sehr guten) Gedicht diese bedeutsame und bittere Angelegenheit sentimentalisiert hat, scheint es mir doch angezeigt, ihre große und zweischneidige Bedeutung in harter Prosa klarzulegen. Er hat das Individuelle nach Dichterrecht gestaltet; aber hier liegt eine soziale Sache ersten Ranges vor.

Zum ersten Mal in dieser Weltgeschichte sitzt im Parlament einer Großmacht, das eben einen unendlich schwer wiegenden Entschluß fassen will, eine Frau! Das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten soll über den Krieg mit Deutschland abstimmen. Erster Stimmaufruf: das weibliche Mitglied Miß Rankins ist nicht da; das heißt: sie ist säumig oder sie drückt sich — beides angesichts ihrer weltgeschichtlichen Rolle in diesem Augenblick unverzeihlich. Zweiter Aufruf: Miß Rankins erhebt sich — aber statt zu sprechen weint sie, und schließlich schluchzt sie entschuldigend: „Ich liebe mein Land — aber ich kann nicht für den Krieg sein." Leonhard hat ganz recht, dies menschlich und rührend zu finden. Leider ist es zugleich ein lapidarer Beweis politischer Unfähigkeit — für alle Spötter der Frauenbewegung ein gefährlichstes Argument! Das haben sie ja grade immer gesagt, die Allzumännlichen, daß Frauen weinen, wenn Männer Entschlüsse fassen und handeln! und ferner haben sie gesagt, daß Frauen keinen Gedanken logisch durchsetzen können, sondern alles im Gefühl verschwemmen. Und all dies bestätigt ihnen Miß Rankins. Welch große Gelegenheit ist hier versäumt! Einmal — einmal nach drei solchen Jahren konnte sich die weibliche Hälfte der Menschheit auf hoher Tribüne zum Wort melden, konnte das Wort der Frau in den Wahnsinn der Männer rufen, konnte unter den Nationen die Sache der Menschheit führen und, im Augenblick hundertfältig niedergeschrieen, doch eine forttönende Stimme in die Jahrhunderte senden. Statt dessen Tränen und der Satz: „Ich liebe mein Land — aber . . . " Dieses fürchterliche, dieses tief blamable „Aber"! Dies „Aber" ist der Inbegriff politischer Unfähigkeit — es stempelt eine große Anschauung zu einer unverantwortlichen Gefühlsduselei, einen Willen zu einer Schwäche! Denn wenn — wenn die Liebe zum Lande wahrhaft den Krieg geböte, dann gälte kein „Aber"! Dann wäre nicht wert, im Rat eines Volks zu sitzen, wer aus irgendeiner Schwäche, irgendeinem Vorurteil „nicht für den Krieg sein könnte". Statt dessen sollte und wollte Miß Rankins sagen: „Ich liebe mein Land. Mein Land ist in seiner ungeheuren Mehrheit nicht von beutegierigen Kapitalisten und despotischen Ideologen bewohnt, sondern von lebendigen Menschen. Diese Menschen, die das Wesen meines Landes ausmachen, Männer und Frauen, wollen Arbeit und Genuß, ahnen Schönheit und Erkenntnis, suchen dunkel nach Gerechtigkeit und Geist — zu alledem

brauchen sie nicht Krieg, sondern Frieden! Denn es ist kein Feind da, der sie in diesem Suchen, Ahnen, Wollen stört. Alle diese Menschen wollen selbst tausendmal lieber eine Zeitlang auf den freien Seeverkehr mit England verzichten als teilhaben an den blutigen Verstrickungen von Mord und Blut und Brand in der Welt jenseits des Ozeans. Ich stehe hier für diese Menschen, die in Wahrheit mein Land sind, ich liebe mein Land und deshalb, deshalb, deshalb!! bin ich gegen den Krieg." Wahrscheinlich hat Miß Rankins dies alles gefühlt (und das macht ihrem weiblichen Herzen Ehre) — aber daß sie statt einer so starken Entscheidung eine so ohnmächtige Entschuldigung gab, das macht ihrer politischen Fähigkeit schwere Schande.

Der Glaube an Zukunft, Macht und Recht der weiblichen Menschheit im Gesellschaftsbau kann sich nur damit trösten, daß Miß Rankins eine persönliche Unbegabtheit, keine generelle Schwäche gezeigt hat, daß es schon heute Frauen gibt, die zu einem gleich warmen Herzen einen stärkern Kopf gesellt hätten, und daß es deren in Zukunft noch mehr geben wird. Aber daß für den Augenblick das menschlich ehrenwerte und rührende Verhalten dieser Frau für alle Anhänger der Frauenbewegung ein harter Schlag ist, scheint mir unleugbar.

Karl Kraus von Berthold Viertel

VII.

Ich besinne mich einen Augenblick und lese, wieder und wieder, eines der merkwürdigsten Bücher der deutschen Literatur, ein unbekanntes Buch: ‚Die chinesische Mauer'. Ich lese, aus Genußsucht, alte Bände der ‚Fackel'; veraltete, die erst heute aktuell geworden sind, deren Prophezeiungen die furchtbarste Gegenwart blutwahr gemacht hat. Und aus all diesen fanatischen Seiten strömt mir eine Besonnenheit zu, die das Herz stärkt und den Geist läutert. Und immer heißer, immer drängender fühle ich die Hoffnung in mir anwachsen, die absurdeste aller Hoffnungen: daß der Geist über diese Zeit Macht gewinnen könnte. Ihr, die am falschen Geiste, am Blendwerk der Intelligenz, leidet, ist durch einen warmen Zustrom von Güte nicht zu helfen; derlei verschwindet grausig in der gefräßigen Leere. Die lyrischen Herzenswallungen etwa eines jungen Welt-Eifers, wie bei Franz Werfel, gelangen trotz heißestem Bemühen nicht über die aesthetische Kategorie hinaus, wenn sie nicht ihre Form sprengen und somit ihrer Wirkung verlustig gehen sollen. Und das echteste Menschenherz der Epoche, das unermeßliche Kinderherz Leo Tolstois, flieht eher in die Winternacht hinaus, als daß es sich an unsrer Gemeinschaft wärmte; das Herz zieht vor, sich vom Frost der Natur würgen zu lassen, ehe es an der Lüge unsrer Lieblosigkeit rettungslos dahinsieht. Wem solche Erfahrung von der kläglichen Ohnmacht, von der erbärmlichen Heimlosigkeit des Geistes in der Welt der Intelligenz das tägliche Tränenbrot seines Berufes gewesen ist, nicht ohne daß oft und oft ein groteskes Gelächter den vergeblich Tätigen zu ersticken drohte: der wird wenig Vertrauen aufbringen für jenen berliner „Aktivismus", der die Zeit mit ihren eigenen Mitteln zu be-

kämpfen und zu besiegen gedenkt. Die Herrschaft der „Geistigen“? Oh, ich könnte an den Fingern herzählen, wer da zur Herrschaft käme, und ich sage nur: Lieber die Soldateska über uns als solche Tyrannis! Der mannhafte Wille zum Geist, die opferfreudige Tat des Geistes: sie seien, wo immer sie sich hervorwagen, geehrt und gesegnet! Aber wenn ich mir vorstelle, wie derart willkürliche Wege auf diesem gefährlichsten Boden nur umso tiefer in den allgemeinen Sumpf hineinführen müssen, dann hallt der verzweifelte Aufschrei des Karl Kraus (aus ‚Grimassen über Kultur und Bühne‘) in mir wieder: „Ich möchte mich aus solcher Gedankenwelt nach Hallstadt flüchten, um wieder Sprudelgeistern zu begegnen, und wenn ich dort einen Kretin fände, der Tag und Nacht seine Katze streichelt, ich fände den Glauben an die Menschheit wieder.“

Ich lese von ihm eine ‚Apokalypse‘ aus dem Jahre 1908, damals eine krankhafte Uebertriebenheit ohnegleichen, heute eine sachliche Konstatierung. (Und sehr lesenswert für die Politiker des Weltfriedens und für gute Patrioten.) „Der wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes, der andre hängt von dem gleichgültigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.“ „Die Natur mahnt zur Besinnung über ein Leben, das auf Aeußerlichkeiten gestellt ist. Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich allenthalben kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein zum Prokrustesbett macht, Krankheiten der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte, wo immer er ihrer Züge gewahr wird: an der Natur, am Weibe und am Künstler.“ „Es ist meine Religion, zu glauben, daß Manometer auf 99 steht. An allen Enden dringen die Gase aus der Welthirnjauche, kein Atemholen bleibt der Kultur, und am Ende liegt eine tote Menschheit neben ihren Werken, die zu erfinden ihr soviel Geist gekostet hat, daß ihr keiner mehr übrig bleibt, sie zu nützen.“ Wer ist, von hier aus betrachtet, wie ihn Karl Kraus betrachtet, absolut der Dichter dieser Zeit, wenn nicht jener Peter Altenberg in Wien, dem die Narrheit, heute und hier noch ein Dichter zu sein, zur Groteske eines Lebens und zum Humor seiner Selbstbetrachtung geworden ist? So nur, als ein Narr in Apoll, hat er sich sein Lebenswerk zu wahren und reiner zu bewahren gewußt als, wie ich nur widerwillig zugebe, Gerhart Hauptmann, der sich, in seinem heiligsten, unvergänglichsten Augenblick, als der ‚Narr in Christo‘ offenbarte. Nur ein Lebenswerk des Hasses war unsrer Welt ebenbürtig gewachsen. Nur wer die „Entstellungen“ mitmachen konnte, ohne entstellt zu werden, konnte wiederherstellen. Dazu gehörte Härte. Und so kommt es denn, daß der Vorwurf, Karl Kraus sei böse, bei mir taube Ohren findet; ich beantworte ihn mit der Furcht, Karl Kraus sei vielleicht noch nicht böse genug. Wohl hat er sich nicht eher im Geiste versöhnt, als bis er das radikale Außerhalb erreicht hatte, dahin seine rastlose Uebertreibung der Zeit rastlos hinübertrieb; den geistigen Punkt, von wo aus die Idee sein Leben bewegt. Ein Ausruhen in der Zone des bürgerlichen oder selbst des menschlichen Gefühles gab es nicht. Die Menschen mögen zusehen, ob sie das Krausische Paradox charakterbil-

bend auf sich wirken zu lassen vermögen. Erst mußte der unerbittliche Vernichtungskampf des Satirikers mit ganzer Seele mitgemacht sein, bevor man erleben konnte, daß sich von dieser grausamen Reflexion eine Lyrik organisch ablöste. Nur wer die so strenge Zucht — und es ist nicht zuletzt eine qualvoll beseligende Zucht der Sprache — Jahre lang erlitten hat, mit dem tätigen Leiden des idealen Studiums: dem fließt dann aus dieser sprödesten, unwilligsten Form der lebendige Quell, und die Meditationen des Aesthetikers, des Erotikers Karl Kraus leiten auf kürzestem Wege — mit dem Sprung des Aphorismus — zu Natur und Geist zurück; zur großen Unmittelbarkeit, die allein den menschenwürdigen Genuß des Daseins gewährt; zum elementaren Leben, das allein die Welt erlebenswert erscheinen läßt. Der leidenschaftlich geduldige Leser ist reich belohnt; wo die Reflexion zu blühen, zu spielen beginnt, in den phantastischen Satiren, den Humoresken, wird er auf eine „empfindsame Reise" des Satirikers durch Zeit und Tag und Aergernis mitgenommen, die in der Freiheit der Seele, in der Kraft des Gedankens, im Glück der Persönlichkeit endet. So gelingt dem Quälgeist, woran die Zärtlichkeit unsrer Bejaher scheitert: das reine Empfinden zu lösen. Und man empfängt die Weihen der sonderbarsten Frömmigkeit: wenn einer, den das Allzukleinliche fanatisiert, eines schönen Tages vor der Alltagsfratze, die er züchtigt, in die Knie bricht: „Kurzum, die vielen Bibliotheken und Museen, an denen ich im Leben vorbeigekommen bin, hatten sich über meine Aufdringlichkeit nicht zu beklagen. Dagegen zog mich von jeher das Leben der Straße an, und den Geräuschen des Tages zu lauschen, als wären es die Akkorde der Ewigkeit, das war eine Beschäftigung, bei der Genußsucht und Lernbegier auf ihre Kosten kamen. Und wahrlich, wem der dreimal gefährliche Idealismus eingeboren ist, die Schönheit an ihrem Widerspiel sich zu bestätigen, den kann ein Plakat zur Andacht stimmen."

Aber freilich: dieser Sonderling hat ein Leben versäumt, eine Welt und ihren Erfolg verschmäht, eine Riesenkraft an das pure Nichts verschwendet, bis seine unablenkbare Einseitigkeit zur Abseitigkeit wurde; und siehe da: es war jene Seite, welche die reine Sonne des Geistes bestrahlt. Ich fürchte aber, die Zeit bringt die Zeit nicht auf, um bei Karl Kraus zu verweilen, und dem Lebensmut gebricht es an Mut, um sich zu vertiefen, wo ein Geist in so bösartig bewaffneter Versunkenheit sich gefunden hat. Und wer entzöge sich, so wie Karl Kraus, dem universalen Fortschritt, um, bei sich selbst, zurückzubleiben? Er freilich, in seiner innerlichen Vorwärtsbewegung — Bewegung nach innen — begriffen, fand: „Wir bleiben vorwärts und schreiten auf demselben Fleck. Der Fortschritt ist ein Standpunkt und sieht wie eine Bewegung aus." Und: „Es war, als ob nicht ein Ziel die Eile der Welt geboten, sondern die Eile das Ziel der Welt bedeutet hätte. Die Füße waren weit voran, doch der Kopf blieb zurück, und das Herz ermattete." Er leugnet nicht, daß wir heute schneller vorwärts kommen. „Aber wohin kommen wir? Ich selbst begnügte mich, es als das dringendste Bedürfnis zu empfinden, zu mir zu kommen." Dahin wird der Fort-

schritt nicht nachkommen wollen. Das Selbst ist jedermann zu entlegen. Ich fürchte, daß ich, als ich mich zur Zeugenschaft für Karl Kraus entschloß, nach so langer Selbstbesinnung, dennoch voreilig gewesen bin. („Und vorlaut", wirft mir das Schweigen vor.) Da will ich einen merkwürdigen Zeugen anrufen, der mir vorausgeeilt ist. Vielleicht weiß er besser Bescheid, ob die Zeit nachkommen wird. Theodor Haecker, der Herold Kierkegaards, auf seines Meisters wahrhaft hoher Schule des seelenkritischen Geistes erzogen, sagt in ‚Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit' (bei J. F. Schreiber in München, 1913) — einer kühnen und im edelsten Sinne am Meister reif und selbständig gewordenen Schrift, da er sich besinnt, ob lebendige Geister der Gegenwart vor dem Urgeiste Kierkegaards irgendwie bestehen könnten: „Ein Name fällt mir sofort ein, ohne daß ich mich zu besinnen brauche: Karl Kraus ... Unter allen Lebenden wurde ihm die stärkste vis comica geschenkt, doch steht sie bei ihm im Dienste der Idee. Er ist der einzige große, durch die Ethik gedeckte Polemiker und Satiriker der Zeit, er allein, sonst keiner, hätte das Recht, in seinem Werke des Hasses die furchtbaren Worte Kierkegaards über die Journalisten zu zitieren. Im Geiste gesehen ist Karl Kraus der mutigste Mann, der heute lebt, denn er steht mit seinem Wirken im grellen Lichte der Oeffentlichkeit. Es ist doch immer noch weniger anstrengend, im Verborgenen oder unter Bienen und Blumen den Gott zu suchen, der Geist ist, als in den Straßen der Stadt zwischen Fratzen und Larven ihn nicht zu verlieren."

Es hat an edlen Stimmen der Zustimmung und der Huldigung für Karl Kraus auch sonst nicht gefehlt. Ich nenne hier den würdigen Kreis des Brenner-Verlags in Innsbruck, der dem einmal erkannten geistigen Werte werbende Treue hält, wie sich selbst. Aber das Wort Haeckers, eines Stillen im Land, hat besondern Klang. Wenn solcherart die gereinigte christliche Hoffnung, das strengste Bekenntnis der Innerlichkeit, für einen Mann, der in seiner Welt als der leibhaftige, wiedergeborene Judas Ischarioth mit Schrecken erlebt und mit Wut verabscheut wird, entschiedenes Zeugnis ablegt, dann beginnt mir um die Weltherrschaft der modernen Allerwelts-Intelligenz bang zu werden, und ich ahne hinter der politischen und wirtschaftlichen Krisis näherbebend die Geisteskrisis Europas als eine wunderbare Unabwendbarkeit.

Glocken von Karl von Eisenstein

Gleichgültige Glocken tönen eintönig über die Stadt.
Es ist Klang; aber ein Klang, der keine Seele hat.
Denn all die Stimmen der vielen Glocken
geben
doch kein Lied.
Sind wie ein leeres, vergeudetes Leben,
das ohne Verzweiflung,
das ohne Frohlocken
zum Tode zieht.

Madame Legros

Wahrscheinlich kann man sein Gefühl für jedes Kunstwerk in zwei Worte bringen. Dann sage ich zu diesem Schauspiel Heinrich Manns: Nun ja! Mit Ausrufzeichen; also gar nicht etwa lässig-lieblos, sondern aufrichtig zustimmend, mit der hochachtungsvollen Wärme, die eine sittliche Hebung des deutschen Bühnenspielplans verdient. Die einfachste menschliche Regung wird in der Ladnerin Legros zur Idee; die Idee erfaßt die Masse; die Masse zieht aus der Idee die Konsequenz zur Tat; die Tat ist größer als die Ladnerin; die Ladnerin kehrt still zu ihrem Mann zurück. Drei Akte, darin nicht mehr und nicht weniger als die französische Revolution entsteht. Denn jenen einen Unschuldigen befreien, der die Madame Legros nach dreiundvierzig Jahren Kerkers darum angefleht hat — das heißt: das Volk drauf stoßen, daß das Staatsgefängnis voll von solchen Opfern ist. Der Funke, der die Ladnerin entzündet hat, springt in das Pulverfaß, als das sich die Bevölkerung von Paris bezeichnen läßt. Man spürt bei Heinrich Mann nicht viel von diesem Zustand der Gereiztheit und Bereitschaft; aber man begreift, daß er erzeugt wird durch die Herrscherkaste, die man sieht. Man sieht sie, weil sie da ist, weil Vertreter auf die Bühne kommen. Wird die Kaste deshalb glaubhaft, leibhaft, greifbar? Dem Bedürfnis, eine Adels-Atmosphäre herzustellen, entspricht bei dem Dramatiker die Fähigkeit vorläufig lange nicht so sehr wie bei dem Epiker. Plötzlich ist sogar ein Stückchen Scribe eingesprengt: ein Baron verheißt der Ladnerin, ihr den Unschuldigen befreien zu helfen, wenn sie für ihn erlausche, welchen oesterreichischen Namen ein bestimmter Höfling der Marie Antoinette zuflüstern werde. Ein beträchtlich antiquierter Apparat — der teils die Angelegenheit der Ladnerin mit dem Getriebe der Diplomatie verknüpfen, teils uns erhärten soll, daß sich beschmutzen muß, wer in der Welt die Reinheit durchzusetzen strebt. Bereits dem Höfling hat Madame Legros für seine Hülfe sich als Preis versprochen. Nun verrät sie ihn, wie sie mit ihm den Strumpfwirker Legros gewillt war zu verraten. Aber der fanatisierte Pöbel tötet ihr den jungen Chevalier, den sie beschämt, den sie geläutert, der auf seinen Lohn verzichtet hat, als sie bereit war, ihn zu zahlen. Der Traum ist ausgeträumt. Die Sendung ist erfüllt. Wie früher wird Madame Legros, nachdem sie eine Stellvertreterin aus Bett und Haus gejagt hat, ihren Alltagsdienst verrichten.

Ein energisches Theaterstück von stolzem Aufschwung oder mindestens der Entschlossenheit, sich zu einem Weltgefühl aufzuschwingen, dessen dichterischer Aeußerung nicht zu widerstehen wäre. Ha, herauf, Würde, blase, Blasebalg der Tugend! Mitleid, Güte und Verantwortungsbewußtsein: das sind die Eigenschaften des Herzens und des Blutes, denen ehrlich Reverenz erwiesen wird. Ein Kolleg über praktische Ethik, welches so lichtvoll gelesen wird, daß mancher Hörer vielleicht auch den ethischen Zweck bemerkt und Besserung gelobt. Heinrich Mann bedenkt alles. Ein Kopf seines Grades setzt einen fürnehmen Stand, der als gelangweilt, lüstern und grausam von einem niedern Stand überrannt wird, nicht

bloß aus gelangweilten, lüsternen und grausamen Menschen zusammen, sondern begabt Alter und Jugend in je einem Repräsentanten mit derjenigen Anständigkeit, die ihn vor dem Vorwurf der Tendenzmalerei bewahrt. In die heraufkommende Schicht steckt er dafür ein, zwei Luder. Er tut, was er als Dramatiker kann. Nur die Königin hat er wohl zu primitiv als wertloses Gegenstück zu der himmlisch uneigennützigen Madame Legros geschildert. Immerhin hat die ein- bis zweidimensionale Marie Antoinette den Vorzug, daß sie sich über ihre paar Wesenszüge nicht so klar ist wie die Kontrastfigur. Die ist mit einem jähen Satz mitten in ihrer Mission. Wenn sie, schlichte Frau aus dem Volke, erst so weit sein dürfte, Latudes Rettung als ihre persönliche Pflicht zu empfinden, schreit sie schon programmatisch: „Alle Menschen sind mitschuldig!" Mit Recht empfindet sie sich als Werkzeug; aber leider sagt sie es auch: „Sie werden noch erfahren, daß dieses geheimnisvolle Geschöpf nichts war, nichts als die Stimme eines Unschuldigen." Während wir lebensweise ihre Straße verfolgen und ganz genau wissen, wann ihr leidenschaftlicher Schmerz sich abgenutzt haben und der große Zweck kleine Mittel benötigen wird, markiert sie selbst die Etappen: „Aber auch ich kann nicht in jeder Stunde fühlen, was so ungeheuer ist; und so heißt es denn schwindeln und schwatzen. Ich muß doch handeln, damit der Unschuldige gerettet wird. Und vom Handeln bin ich nun wohl schlecht geworden." Ueber die Kenntnis der eigenen Seele hinaus erhebt sie sich schließlich zu allgemeinen Betrachtungen menschheitspädagogischer Art: „Alle sind nur aus Irrtum böse. Man kann ihre Schlechtigkeiten nicht abschaffen, man kann sie nur liebkosen, bis es Tugenden werden. Das Gute in ihnen schämt sich, man muß sie zur Zügellosigkeit der Güte verführen."

Da ist es denn unnütze Mühe und ein Rechenfehler, daß Heinrich Mann den Zustand seiner Aufrührerin aus einer soeben überstandenen Fehlgeburt herleitet. Damit wäre eine Nachtwandlerin zu erklären. Dieses taghelle Geschöpf, wie es keinen Vornamen hat, so hats keinen Körper. Es besteht aus Gehirn, das keinen Autor so fleißig gelesen hat wie den Heinrich Mann. Von diesem Autor stammt der ‚Professor Unrat' und der Essay über Zola. ‚Madame Legros', wenn das Schauspiel jetzt auch erfreulicherweise das Lessing-Theater füllt, wird einmal nicht zu Heinrich Manns Dichtungen, sondern zu seinen Prosaschriften gezählt werden. Was fehlt, ist nicht die geistige, nicht die moralische, wohl aber die künstlerische Leuchtkraft. Was fehlt, ist: ein Regenbogenschimmer. Das ist für einen Nicolaiten, wie man mich nennt, vielleicht zu poetisch ausgedrückt. Um denselben Grad ist ‚Madame Legros' zu wenig poetisch. Man schmachtet immer nach ähnlicher Unlogik, wie sie in der physiologischen Begründung für die heroische Geste einer druckfertig redenden Menschenrechtlerin waltet. Man ist überrascht und dankbar, daß sie einmal einen „Schmutzfetzen" in die Debatte, nämlich einer wohlparfümierten Comtesse ins Lärvchen wirft. Das ist nicht etwa ein, das ist der Naturlaut in einem Kulturprodukt, dessen Bedeutung nicht auf seiner Kunstform, sondern auf einer Lehre beruht. Mag diese in einer sorgfältig steifen Dik-

tion statt durch Menschen durch Sprachrohre feierlich erteilt werden: ihrer schmerzhaften Eindringlichkeit ist nicht zu entrinnen. Diese Madame Legros, die einen belanglosen Greis befreien will und einen Weltbrand entfacht — hier wird wider das Laster des Quietismus, wider die Trägheit des Herzens Sturm gelaufen. Hier wird gepredigt: Entziehe sich Keiner! Jeder ist wichtig! Wer das kleinste Unrecht duldet, begeht das größte! Niemand weiß, wozu seine Zufallstat anschwellen kann! Bekämpfe jeder Mensch jegliches Unrecht, das in seinem engen Kreise begangen wird, und die Menschheit wird ihr Pfingsten erleben, wird in einem Glanz von Gerechtigkeit auferstehen! Wie durch Florian Geyers, so fließt durch Heinrich Manns Herz ein brennendes Recht. Dafür muß man ihm Ehrerbietung erweisen. Aber grade an ‚Florian Geyer' darf man nicht denken, wenn man nicht gegen ‚Madame Legros' gleich wieder ungerecht werden will.

Barnowsky hat sich, nach einer zu reichen Anzahl unerfreulicher Abende, mit diesem Stück ernstester Gewissensmahnung wieder literaturehrlich gespielt. Für den ersten Akt erwies sich die gewählte Form der Zweiteilung in Laden und Straße als ungünstig: wer ganz rechts oder ganz links saß, sah entweder vom Laden oder von der Straße zu wenig. Dafür sah man am Himmel alle Beleuchtungskörper. Die Häuser wackelten manchmal. Zur Atmosphäre des vorrevolutionären Paris, von Heinrich Mann schwach bedacht, hatte der Regisseur nicht viel beigesteuert. Es scheint, als ob auf den heißen Atem von Volksauftritten sich wirklich nur Reinhardt verstünde. Von den zehn Rollen wurde nicht jede so gespielt, wie sichs für Heinrich Mann und das Lessing-Theater gehörte. Fräulein Binder, bei deren Beginn man seinerzeit aufmerkte, entwickelt sich leider zu einer gezierten Schreierin. Götz gab überzeugender den Chevalier, der der Aufwieglerin Bedingungen stellt, als den, der vor ihr in die Kniee bricht. Mit Alfred Abel teilt er das Schicksal, daß ein Filou ihm eher zuzutrauen ist als ein reiner oder gereinigter Tor. Die Grüning hatte im Rollstuhl alterserfahren zu sein und wars so, daß man sich ärgerte, wenn sie abgeschoben wurde. Loos mußte zum Schluß von einer hohen Friedenswarte den Kriegsgesang der Bastillenstürmer preisen und hatte dafür seine wundervoll stählerne Milde. Als Königin bewährte die Münchnerin Unda zwar nicht ihren tönenden Ruf, aber eine zuverlässige Schauspielkunst. Ziener war der Strumpfwirker Monsieur Legros: er war es. Seine Frau: Lina Lossen; die man immer höher schätzt, je später man sie in einer Rolle sieht. Bei Premieren verschlägt ihr das Lampenfieber die Stimme: nach zehn Minuten eines erregten Aktes wünscht man ihr eine Luftpumpe in die Brust. Die fünfte Aufführung der ‚Madame Legros' ward durch sie zum Fest. „Sie ist schön! Sie spricht wie ein Engel!" heißts einmal von ihr. In ihrem Gesicht haben sich für meine Augen die Gesichter der Italienerin Duse und der Halbslawin Sorma zu einer ergreifend beseelten Deutschheit vereinigt. Sie schien wahrhaft vom Geiste besessen und durchblutete ihn doch so, daß Heinrich Manns klug dialogisierter Aufruf zu flammen begann und hoffentlich viele Gemüter entflammen wird.

Feuersnot von Joachim Beck

Richard Straußens Weg bedeutet — welch beglückender Ausnahmsfall in unserm raschlebigen, nervenabnutzenden Jahrhundert — einen Aufstieg in scharfen, immer neuen, stets überraschenden Kurven. Seine ‚Feuersnot‘ läßt bereits Wesen wie Umfang seines Könnens ahnen. In der Konzeption ein zwiefaches Bekenntnis, des Menschen und des Künstlers, ist es für ihn nur noch Sujet, sobald der Schaffensprozeß einsetzt. Er verdichtet nicht sein Erlebnis zum künstlerischen Ausdruck seines Weltbilds, sondern wird durch das stoffliche Interesse aufgesogen; nicht er gestaltet die Materie — die Materie durchdringt ihn. Deswegen heftet er den Ton beileibe nicht auf die Anzüglichkeiten des Buches, hat er nicht die Absicht, Wagner zu huldigen, sich mit ihm auseinanderzusetzen, die eigene Größe zu statuieren, mit den Münchnern abzurechnen; ebenso wenig jedoch begnügt er sich damit, den an sich schon krausen Verlauf der Hauptlinie nachzuzeichnen, die ihn, den Zauberkünstler Kunrad, aus der Studierstube ins Leben führt. Zu rasch entflammter Liebe. Die unerwidert bleibt; die ihm den Haß der Menschen einbringt. Nun rächt er sich dadurch, daß er ihnen das Feuer entzieht. Sie kommen abbitten. Er paktiert: sie kriegen das Feuer wieder, er seine Diemut. Alles jubelt.

Da könnte der Tonsetzer nach Herzenslust meistersingerlich musizieren. Richard Strauß folgt getreulich dem Lauf der Ereignisse dieses unmusikalischen, vielverschlungenen, allegorischen, aus Gegensätzlichkeiten gefügten Textes und legt sie in ihrem nahen, greifbaren, körperlichen Sinne aus. Wirbelt toll Pathos und Spott durcheinander, verkleidet sich philosophisch, gibt sich ungeniert-volksmäßig, zitiert Wagner, spielt zu feschen Tänzen auf, erzählt gruselige Märchen, karikiert das Pfahlbürgerdasein, wirft sich in hochdramatische Positur, pfeift Gassenhauer, nacheinander, nebeneinander, wie es der Buchstabe erfordert. Er bosselt, anstatt zu bauen. Unmöglich, all der verschiedenartigen Elemente des durchaus originellen mundartlichen Librettos Herr zu werden. Das liegt außerhalb der Ausdruckspsychologie des jungen Tondichters oder überhaupt jenseits der Erreichbarkeit.

Die Oper hat keine Achse, um die sie schwingen kann. Der Komponist müßte, um sich überhaupt verständlich zu machen, eine rein symphonische Musik, zielsicher und großzügig, schreiben. Dieser aber plagt sich mit umständlichen Verarbeitungen, die entweder allzu deutlich werden oder der Wahrnehmung entgehen, verstrebt und verankert die Teile in kunstvoller Kleinarbeit. Die Illustrierung mehr physischer als seelischer Vorgänge beschäftigt ihn vornehmlich, ohne daß es mit derjenigen unübertrefflichen Prägnanz geschieht, die der „mittlere“ Strauß dafür erworben hat. Die Musik unsrer ‚Feuersnot‘ hat wenig Physiognomie; ihre Konturen sind nicht energisch genug gezogen. Ich vermisse an ihr jene große Künstlerschaft, die imstande ist, einem Gedanken, einem Einfall, ja dem einzelnen Ton bei der subjektiven Gestaltung durch das Temperament des Genies das Gepräge der Notwendigkeit, die zwin-

gende Gebärde zu geben, dabei jeden Takt von dem Fluidum des Kunstwerks so erfüllen zu lassen, daß er seine ausschließliche Zugehörigkeit nicht verleugnen kann — Eigenschaften, wie wir sie sonstwo realisiert sehen. Es fehlt die Präzisierung der dramatisch-musikalischen Idee, weil das Werk seine mehrfach gebrochenen Strahlen nicht in einem Punkt zu sammeln versteht. Im Einzelnen wunderschön, ist es in seinem Wesensgrunde zersplissen und hat Längen sowie vereinzelte Strecken, wo dürftige Figuren, gehaltene Orgelpunkte über tote Reden hinweghelfen sollen. Bis die Aktion in Gang kommt, dauerts eine Weile.

Dann freilich zaubert uns das Kaleidoskop das Gesamtbild des Tonmeisters in den tausendfach abgewandelten Aeußerungen seiner Kunst vor: uns beschwingt die federnde Rhythmik seiner Walzer mit ihren markierten Bässen und dem plappernden Holz, der banal-schmissige Drang seiner Horizontalführung; uns behagt sein bodenständiges Volkstum; uns ergötzt die pikant glitzernde Intimität der Liebesduette, die Durchsichtkeit des poliphonen Gewebes, aus dem die Stimmen wie Seidenfäden leuchtend sich abheben; uns packt die spukhafte Unbestimmbarkeit des Finsternis-Chors, der in ein gewaltiges Unisono mündet; uns berauscht der wechselnde Farbenglanz des Feuerzaubers, dessen Orchestration offenbar Wagner nachgebildet ist. In der ‚Feuersnot' ist gefesselt, was in den spätern Musikdramen freies Spiel gewinnt. Der rotglühende Ernst der ‚Ariadne', die Singe-Seligkeit des ‚Rosenkavaliers', das schimmernde Chroma der ‚Salome' ist hier schon vorgeahnt; die Synthese von unbändiger Kraft und feuriger Nervosität angedeutet; die individuellen Eigenheiten des Musikers sichtbarlich modelliert; schließlich die Fähigkeit, mit doppelzüngigen, zwiespältigen Handlungen, gaukelnden Zwischenspielen zu jonglieren, Dithyrambus und Persiflage zu koordinieren, im Wachstum begriffen.

Alle Hochachtung vor der Arbeit des Deutschen Opernhauses. Aber die Vorstellung ist noch unfertig. Die Gruppen sind erst gestellt, nicht gelöst, nicht im Fluß. Während die buntgewürfelten Kostüme die Bilderbogenmanier des Stückes einhalten, bedürfte das nüchterne Szenenbild eines balladesken Aufputzes, damit es an Wirkung der zackigen nächtlichen Silhuette gleichkäme.

Die Macht der Finsternis von Alfred Polgar

Die Macht der Finsternis' ist eine der respektvollsten Aufmerksamkeit werte Tragödie, weil sie von Leo Tolstoi ist. Damit sind aber ihre Qualitäten so ziemlich erschöpft. Vier Akte lang Finsternis, damit im fünften ein Lichtlein, das aus ihr herauszuführen taugt, feierlich angesteckt werden kann. Vier Akte lang wird eine Seele im Hexenkessel hart gesotten, um im fünften à a ciel weich gedünstet zu werden. Schnaps, Wollust, Einfalt, Habgier und Roheit sind am Werk, um einen armen Sünder den untern Mächten zu sichern; aber am Ende tönt die Stimme von oben: „Ist gerettet!" Da uns der arme Sünder menschlich niemals nahe kommt, lassen uns seine Abenteuer in den

Stationen des Lasters so gleichgültig wie seine steile Himmelfahrt. Nikitas Herz wird experimentell versteinert, um einen göttlichen Funken aus ihm schlagen zu können. Das Psychikalien-Kabinett, in dem der erste Teil dieses Versuches vor sich geht, ist grauslich genug. Aber da keinen Augenblick zu übersehen, daß wir in einem zweckmäßig eingerichteten Laboratorium sind, berühren uns die peinlichen Vorgänge, die wir dort mitanschauen müssen, nur quälend, niemals tragisch. Vor zwanzig Jahren bereits, als die Bühnen es mit dem Naturalismus hatten, schien die ‚Macht der Finsternis' ein krassestes und doch innerlich schwächstes Produkt dieser Beziehung. Vor zehn Jahren ließ das Stück schon völlig teilnahmslos. Heute ist es trotz der russischen Konjunktur unerträglich. Schade um die Mühe, die die wiener Volksbühne und Herr Herbert Ihering der toten Sache gewidmet. Die Regie hatte ein hochdeutsches Dorf versammelt, in dem es nach altem Theaterbrauch russisch herging. Ach, wie fade sind schon diese Brüderchen-Zeremonien, diese ganze Nachtasyl-Etikette der Mühseligen und Beladenen, dieses stöhnende Hinauf- und Hinunterkriechen an dem zweistockhohen Ofen, dieses ächzende Stiefel-An- und Ausziehen, diese umständlich eingefatschten Greise, dieses ganze theatralische Konserven-Rußland! Herr Kortner war Nikita. Man sah sein Talent, und man sah die Figur, die er darstellte. Beide gingen neben einander her. Herr Marlitz erfreute durch die kunstlos wirksame Einfachheit seiner Rede. Herr Momber hustete ein gutes Finish der galoppierenden Schwindsucht. Fräulein Agnes Straub ist von der Angst heimgesucht, daß man ihre Begabung nicht spüren könnte. An ihr echtes Talent hat sie — zu Vergrößerungszwecken — einiges erheucheltes Talent angestückelt. Sie macht immer um das entscheidende ärgerliche Plus zu viel. Wer hat ihr geheißen, am Ende des ersten Aktes den Oberkörper wie ein geschlachteter Wurstel beim Fenster heraushängen zu lassen? Warum wimmert sie, wo ein leichtes Beben der Stimme genügte? Warum schneidet sie Grimassen, wo Mienenspiel ausreicht? Kurz: warum affektiert sie Temperament, das sie ja hat?

Erlebnis von Fritz Reck-Malleczewen

Wir liefen auf dem Eis. Der See war ganz und gar gefroren. Der See verdämmerte ganz weit im Süden unter der Benediktenwand; gelb und rot und violett verdämmerte der Nachmittag über dem großen See.

Das Eis war ganz jung. Das Eis hatte noch Keiner befahren, da, wo wir liefen. Es war noch zu dünn für die kompakte große Stadt und ertrug nur den einzelnen Körper.

Ganz durchsichtig war das Eis. Da schwebten wir im Leeren über dem hellen Sandgrund. Auf dem Grunde waren zu sehen: Das Skelett eines Hundes. Drei Bierflaschen. Ein Damenhut. Silberfische, kleine, die unten ans Eis gefroren waren. Und nicht mehr fortkonnten. Ein altes Trikot des Ruderklubs Bajuvaria. Und noch viele gute und nützliche Sachen.

Ganz hell strahlte der Sand dort unten, und auch die Spuren unsrer Schlittschuhe zogen ein Adernetz feiner, feiner Schatten über den Sand.

Ein Hecht strich unten, armlang. Glotzt uns an. „Warte, du Schuft!" Macht er Kehrt vor unserm drohenden Schatten. Wir ihm nach: „Halloh!" Bis der Bursch im Zickzack dort verschwand, wo senkrecht plötzlich der Gelbsand im Bodenlosen versinkt und das Wasser ganz, ganz schwarz wurde. Einhundertzweiundzwanzig Meter tief.

Wo das Wasser einhundertzweiundzwanzig Meter tief ist, kommt ein Quell vom Grunde her. Kalt im Sommer, lau im Winter. Wo der Quell emporkommt, war gestern noch offenes Wasser, ist heute schwaches Eis. War eben noch schwaches Eis: wo der große See so tief ist, ist das Eis zerbrochen. Da liegen zwei Menschen im Wasser, Mutter und Kind. „Hilfe, Hil . . . "

Da strecken wir uns ganz lang aus auf dem Eis. Hinter uns bricht die Scholle ab, auf der wir liegen. Und das Wasser leckt ein wenig über die Scholle unter dem Druck unsrer Leiber, das schwarze, düstere Wasser. Und als die Hand prüfend da vorn zufaßt, da fühlt sie, daß unsre Scholle nur so dick ist wie zweier Finger Breite.

Die zwei Menschen vor uns arbeiten ganz und gar ungeschickt. Die Hand auf den Rand des rettenden Eises: tapps, bricht das Eis ab. Nächste Hand, angstvoller schon: bricht das nächste Stück ab. So wird das noch eine kleine Weile gehn, bis alles zu Ende ist . . .

Die Mutter ist vorn, dicht am Eisrand. Das Kostüm der Mutter muß sehr gut gesessen haben, ehe sie ins Wasser fiel. Die Mutter ist ganz Dame. Das Kind hinter ihr klammert sich an die Mutter. Das Kind hat keinen andern Halt. Das Kind hängt im Uebrigen ganz frei in dem schwarzen Wasser: „Mutter, hilf doch . . . "

Die Dame bricht eine neue Scholle ab. Das Kind hängt allzuschwer am Mutterleibe. Die Mutter verzerrt das Gesicht und führt einen Arm nach hinten. Der Arm löst die klammernden Finger ab von dem Kleid und stößt das Körperlein von sich. Ohne daß die Mutter hinsieht, stößt der Arm, mit ganz sachgemäßem, energischem Ruck. „Mutter, hilf . . . "

Da ist der Kopf schon unter Wasser. Zehn Sekunden, während wir auf dem Eis näherkriechen, zwanzig Sekunden. Kleine Finger aber klammern sich wohl noch unten an den Rock, tief unten, unter Wasser, wo der Mutterarm sie nicht erreichen kann. Kleine Finger arbeiten wohl auch den armen kleinen Leib wieder in die Höh, daß der Kopf wieder über Wasser erscheint und entsetzte Augen einen Augenblick zu uns herüberstarren: „Herrgott, ist die Welt so . . . ?"

„Mutter . . . "

Da kommt wieder der Arm, der starke Arm. Und dann verschwindet wieder der Kopf im Wasser. Das Blondhaar nur am Ende schwimmt noch eine Weile auf dem schwarzen Wasser, eine gelbe Haarsträhne. Lange: eine Viertel-, eine halbe Minute. Dann ist auch

das vorbei: sie saugt sich langsam voll Wasser, die Haarsträhne. Und verschwindet.

Da sind wir endlich bei den Sterbenden.

„Helfen Sie!" kreischt das Weib. Das Weib hat sich totmüde gearbeitet. Das Weib kann nun nicht mehr. Das Weib wird versinken vor unsern Augen, ehe wir sie erreicht haben, wie das Kind versunken ist.

Da kommen hinter uns Leute mit Brettern über das Eis. Von einem Dampfersteg haben sie die mürben Bretter losgerissen. Im letzten Augenblick kommen sie. Da schieben wir die Bretter vorsichtig auf die Ertrinkende zu: „Ganz langsam, gnädige Frau."

Da arbeitet sich die Frau noch einmal in die Höhe. Sie schiebt sich langsam, langsam auf das Brett vor. Und wie sie aus dem Wasser ist, da hängt denn doch noch, halb oder ganz bewußtlos und erstarrt, an ihrem Rock das Kind.

Nun, nun: dicht am Ufer ist eine Villa mit warmen Zimmern und trockenen Sachen. Und dreigesternte Cognacflaschen. Und der Doktor Knochenbrecher in erreichbarer Nähe . . .

Und dann ist das Alles vorüber.

Und der Abend kommt, und der Mond geht auf, und die Sterne blitzen böse und kalt. Und wir laufen über das Eis, und das Eis donnert und heult springend im schneidenden Frost. Und die Stelle friert wieder zu über Nacht, wo die Mutter ihr Kind ins Wasser stieß, ohne es zu wissen in ihrer Todesangst. Sie friert zu über Nacht, und morgen ist nichts mehr zu sehn von der zerrissenen Stelle.

Und Alles wird wieder gut.

Und ein Zug fährt vor am Land, der bringt uns zurück nach der großen Stadt. Da fliegen vorbei Bauernhäuser und Villen und Dörfer mit vielen guten todesbereiten Menschen darinnen. Und die Räder donnern, wenn sie auf die Schienenfugen schlagen.

„Spartakus! Spartakus!" donnern die Räder. Und weiß kein Teufel, wieso.

Und im Schloß zu Sanssouci saß ein großer und weiser König: „Glaubt mir, Fouqué", sagte der König kurz vor seinem Tode, „glaubt mir: wenn Ihr sie so lange kenntet, wie ich, diese méchante Rasse der Menschen, Ihr dächtet genau so . . . " Sagte der König.

Herrgott noch einmal! Ist das Leben wirklich so? Ist es wirklich . . . ?

Da hält der Zug.

Da schreit ein Mann.

„München! Alles aussteigen!" schreit der Mann.

Und dann sind wir wieder in der Stadt der Jugend und der Freude.

Und dann kommt wieder das Leben. Und dann zwischenein mal wieder der alte Meister Tod. Und dann wieder das Leben.

Und immer so weiter.

Immer so weiter.

Krieg von Adolf Andreas Latzko

Stampfend und schlürfend im Takt
Grau durch der Dämmerung Grauen,
Zogen die Straße nach vorn
Endlos die Reihen.

Erlösung den Wartenden draußen.
Neue Gäste dem Tod,
Der ihnen, wie zum Empfang,
Heulend entgegen geeilt.

Aus der fließenden Masse
Sah ich drei Einzelne stürzen.
Und die Anderen stampften
Stumpf im Takte vorbei.

Keiner wandte den Kopf,
Keinem fuhrs in die Kniee,
Stampfend und schlürfend im Takt
Wie an Gewohntem vorbei.

Weiter vorne am Weg
Blitzt' eine blecherne Dose.
Gleich dem Ersten im Glied
Hemmte Neugier den Schritt.

Und nun stockte der Takt!
Immer wieder und wieder
Bückte sich Einer erfreut —
Eilte weiter enttäuscht.

Endlich versiechte der Strom.
Bei den drei Toten am Wege,
Neben der blechernen Dose
Grinste entschleiert: der Krieg.

Erlebt bei Görz, im Herbst 1915.

Banken und Bevölkerungspolitik

von Vindex

Die deutschen Banken haben sich während des Krieges als starke Zentren des deutschen Wirtschaftslebens bewährt. Nach nur wenigen Tagen der Erschütterung und der Ratlosigkeit bei Kriegsbeginn hat sich eine Stetigkeit des Geschäftsbetriebes und des Geschäftsgebahrens bei den Banken eingestellt, die nur in der festen und soliden Verwurzelung des deutschen Bankwesens mit dem Boden der deutschen Allgemeinwirtschaft ihren Ursprung haben kann. In der Tat hat die Vielseitigkeit des Tätigkeitsfeldes, die unsre Banken in Gegensatz zu den ausländischen, namentlich den englischen Instituten aufweisen, in besonderm Maße dazu beigetragen, die Bankenorganisation zu popularisieren, sie mit fast allen Vorgängen im Handel und im gewerblichen Leben bald enger, bald lockerer zu verquicken, und ihren Einfluß weithin — weiterhin, als mancher auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein mag — wirksam werden zu lassen.

Der Krieg hat diesen Stand der Dinge nicht geändert, sondern womöglich noch schärfer gekennzeichnet. Die wirtschaftliche Macht der Banken ist noch gewachsen, ihre Aufgaben sind größer geworden, und wir haben, wovon an dieser Stelle bereits die Rede war, grade in der jüngsten Zeit, an den neuern Ausdehnungsbestrebungen einiger Großbanken gesehen, daß eine neue Art der Geschäfts- und Wirtschaftspolitik unsrer Banken in Vorbereitung ist: daß die Banken nach dem Ziel streben, sich selber und die Wirtschaftszwecke, denen sie dienen, den Erfordernissen der neuen Zeit, an deren Pforten wir stehen, nicht nur in oekonomischer, sondern auch in allgemeinpolitischer Hinsicht möglichst schnell und beweglich anzupassen. Vorgänge jüngsten Datums haben das bestätigt; es sei nur darauf hingewiesen, daß durch die Aufnahme neuer Männer von bestimmter sozialer, politischer oder gewerblicher Abstempelung in den Aufsichtsrat verschiedener Großbanken die Neuartigkeit der Richtung künftiger bankmäßiger Geschäftsbetätigung deutlich aufgezeigt ward.

Bei dieser Lage der Dinge beanspruchen auch solche Maßregeln der Banken Aufmerksamkeit und Interesse, die die Allgemeinheit zunächst nicht unmittelbar berühren, sondern sich als innere Angelegenheiten und Verwaltungsgrundsätze der Institute darstellen. Diese Grundsätze verdienen Interesse namentlich dann, wenn sie auf einem engern Gebiet die Lösung von Fragen bringen, die auf dem weiten Gebiet der Allgemeinwirtschaft längst als der Lösung dringend bedürftig erkannt worden sind. So hat die Deutsche Bank — was die Tagespresse bisher nicht hinreichend der symptomatischen Bedeutung nach gewürdigt hat — beschlossen, mit Wirkung vom ersten Januar 1917 an, ihren festangestellten, verheirateten Beamten für jedes Kind bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahr einen jährlichen Erziehungsbeitrag von zweihundert Mark zu gewähren. Man erkennt ohne weiteres, daß dieser von der Deutschen Bank neu aufgestellte Besoldungsgrundsatz in seiner Tragweite durchaus über das Gebiet der Bank und auch über die davon zunächst betroffenen Angestellten des Instituts hinaus reicht. Hier wird, soweit wir sehen, zum ersten Mal, und in prinzipieller Weise von einem führenden deutschen Wirtschaftsorgan, das zugleich den Charakter eines Erwerbsunternehmens trägt, mit der Anschauung gebrochen, daß jede gleichwertige Arbeit gleichmäßig zu bezahlen sei, daß der Dienstvertrag ein Abkommen sei, auf Grund dessen für eine bestimmte Summe Geldes eine bestimmte Menge Arbeit eingetauscht wird. Hier zum ersten Mal wird nicht die Frage: Was leistet der Mann?, sondern die Frage: Wie steht der Mann wirtschaftlich da? als mitausschlaggebend für die Festsetzung seiner Bezahlung erklärt. Niemand wird verkennen, daß dieses Prinzip, wenn es auf die Betriebe des Staates und auf alle privatwirtschaftlichen Betriebe ausgedehnt wird, eine Revolutionierung der Entlohnungsverhältnisse der stärksten Schicht des deutschen Mittelstandes bedeutet, und daß hier ein neuer Weg sichtbar wird, auf dem die sozialistischen Ideen sich Bahn brechen.

Der Beschluß der Deutschen Bank ist insofern unter dem Gesichtspunkt der Bevölkerungspolitik zu betrachten und zu werten, als die Beweggründe dazu in der starken Strömung für eine Neuordnung der allgemeinen Ansichten über die Volksvermehrung und die Stellung der maßgebenden staatlichen und wirtschaftlichen Faktoren zu diesem Problem zu suchen sein dürften. Die Deutsche Bank ist der schwerfälligeren Staatsmaschine vorangegangen, indem sie Erleichterungen für

Familienväter schuf, um die Abneigung gegen Eheschließung und Familienzuwachs, soweit sie auf wirtschaftlichen Erwägungen beruht, zu begegnen. Welches aber auch das Motiv der Maßregel gewesen sein mag: wichtiger ist ihre Wirkung; und zwar nicht sowohl die Wirkung auf die Beamtenschaft der Deutschen Bank als auf die Gesamtheit der zehn Millionen „Festbesoldeten" Deutschlands. Es sieht ganz so aus, als ob sich von diesem Anfange her die völlige Umgestaltung der bisher als allein möglich angesehenen wirtschaftlichen Grundlagen des Arbeitsverhältnisses, und damit auch ein Neuaufbau des gesamten Arbeitsrechts, wird entwickeln müssen.

Antworten

Peter Panter. Ich sitze grade weinend über der Ankündigung, daß Pallenberg im nächsten Winter den Shylock und den Franz Moor spielen wird: da kommt, mich zu trösten, Ihr Feldpostbrief. „Sie schreiben: ‚Bei der Wahl zwischen Sternheims Harpagon und Tobias Buntschuh begehre ich wieder und wieder zu schauen: Johann Nepomuk Zavadil.' Das ist so wahr! Wir haben damals alle aufgeatmet, als Pallenberg zu Reinhardt kam; wir dachten: wie gut, daß er von dem blöden Operettenkram erlöst ist! Aber eine ganz leise Angst hatte ich damals. Wie, wenn sie ihn auf dem höfisch glatten Parkett zu einem feinen Mann machten? Wie, wenn er nun das Komödienhafte, das Wilde, Spielerische verlöre? Er hats nicht verloren, weil er es unverlierbar besitzt. Aber er hat keine Gelegenheit, sich auszutoben. Sie haben ganz recht: so weinen machen können noch Viele — aber wer macht uns so lachen? So: das ist, lachen bis zur völligen Ohnmacht, lachen, bis man nicht mehr lachen kann, bis man ernst sein muß. Es ist ein moralisches Lachen, ein belehrendes Lachen, ein Lachen mit didaktischem Untergrund. Er kann nichts dafür — er steht einfach auf dem Kopf. Denn er spielt ja nicht einen Menschen, nicht einmal eine Rolle. Er ist das lebendige Beispiel, wie wenig Schauspielkunst und Dramenkunst mit einander zu tun haben (worum Ihr Euch neulich gestritten habt). Gar nichts, natürlich: dieser ist einfach da, schultert einen Regenschirm, und es ist alles, alles aus. Er ist der Mann, der irgendwelche Geschichten anfängt, vielleicht das Begebnis von der lieben Frau Bernhard, die zweiundachtzig Jahre alt war und ihre Tochter dreiundsiebzig. Unterbrechen darf man ihn nicht. Sein Wort sie sollen lassen stahn. Man muß auch lachen, wenn einem der Henker die Fußsohlen kitzelt. Laß — laß — aber er erzählt immer weiter, immer weiter, unbeirrbar. Bis er dann an jener Grenze angelangt ist, die er in seinen besten Menelaus-Stunden gestreift hat, und die man nicht mehr mit Worten fassen kann. Er fraß einen Apfel, warf einen wilden Blick um sich, endlich war vergessen, daß Rock, Mensch und Zimmer zusammengehören, wie man uns gelehrt hat: das blanke Menschentier kroch aus der Schale heraus: ecce homo — voilà un homme! Darf ein Feldsoldat Sorgen haben um die Beschäftigung eines Heimatschauspielers? Er darf es dann, wenn dessen große Kunst ein einziges Kopfschütteln an diese nicht minder große Zeit ist." Besten Dank für den Trost. Dem sich gleich der zweite gesellte: daß Er vom ersten Juni an wieder Zavadil sein wird. Es sind zwar für die Sommerstagione noch andre Meisterwerke in Vorbereitung — aber ich bin ganz beruhigt: das Publikum der Schimeckschen wird der Direktion die Konventionalstrafen für Herrn Robert Misch und Konsorten an einem einzigen Abend ins Haus schleppen. Und meine Reisedispositionen liegen in Scherben.

Geschäftliche Mitteilungen

Paul Cassirer und Hugo Helbing versteigern am 24. Mai um 10½ Uhr in ihren neuen Räumen am Kurfürstendamm 208/209 die in Interessentenkreisen wegen ihres Reichtums an Bildwerken aller Perioden rühmlich bekannte Sammlung Georg Schwarz. Die deutsche Skulptur ist reich vertreten. Besonders bemerkenswert sind die Vollfigur der Madonna auf romanischem Thronsessel, die vielleicht noch in die Zeit vor Zwölfhundert fällt; eine gefaßte freie Figur der Madonna aus dem 13. Jahrhundert; der schöne frühgotische König aus der Sammlung Moll in Frankfurt; die sehr seltene Darstellung der ‚Maria im Wochenbett' in einem großen Exemplar des 14. Jahrhunderts, das an die ähnliche Darstellung des Germanischen Museums gemahnt. Vielleicht den stärksten Eindruck unter den deutschen Stücken vermittelt die große dreifigurige Kreuzigungsgruppe des 14. Jahrhunderts, die aus dem Dom zu Worms stammen soll. Diese drei Figuren dürften als das Vorbild zu einer ganzen Reihe ähnlicher Darstellungen anzusehen sein, die namentlich in Frankreich häufig vorkommen. Aus der Blütezeit der deutschen Holzskulptur (15./16. Jahrhundert) seien genannt die ungewöhnlich schöne Madonnades Tilmann Riemenschneider, ein Exemplar in alter Fassung und noch in dem Original-Sakramentshäuschen stehend. Das Stück stammt aus Rothenburg und vertritt die liebenswürdige Kunst des fränkischen Meisters. Das dramatische Temperament Hans Leinbergers spricht klar aus der schönen kleinen Kreuzigungsgruppe, und der große Ulmer Syrlin darf wohl mit Recht als der Urheber der merkwürdigen bildnishaften Büste des Heiligen Georgs in Anspruch genommen werden. Interessant sind auch die spätgotischen Tonfiguren der Sammlung. Die Spät-Renaissance ist vertreten durch zwei etwas akademisch wirkende, aber durch ihre Ausführung hochstehende Aktfiguren des Leonhard Kern. Aus dem 18. Jahrhundert stammt das interessante Ton-Modell des Wiener Meisters Sonnenschein aus der Sammlung Lingner. Unter den antiken Skulpturen und Bronzen ist besonders eine lebensgroße aegyptische Katze aus der Zeit um 500 v. Chr. hervorzuheben. Auch ein fesselnder aegyptischer Männerkopf und — etwas für den wirklichen Liebhaber — das Kalkstein-Modell einer das Szepter haltenden Königshand sind wichtig. Als Beispiele griechischer Plastik sind einige reizvolle Tanagra-Figürchen, ein ganz wundervolles attisches Grabrelief des 4. Jahrhunderts v. Chr. und mehrere hellenistische Stücke zu nennen. Rom ist besonders durch einen Frauenkopf aus der Zeit der Republik vertreten. Die letzte Abteilung der Sammlung, die außerdeutsche Plastik beginnt mit einer romanischen prächtig gefaßten französischen Madonnafigur. Zur französischen Gotik gehört auch die reizvoll bemalte Madonna des 14. Jahrhunderts. Italien stellt zwei gotische, in ihrer Schlankheit nach Pisa weisende Leuchterengel. Aus Spanien stammt unter anderm die voll signierte und datierte, schön gefaßte ‚Betende Maria' aus dem Jahre 1447. Aus Belgien schließlich Duquesnoys Büste des De la Torre in zweifarbigem Marmor. Die Sammlung wird vom 20. bis 23. Mai ausgestellt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25 Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin [illegible]-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

VIERTE VERSTEIGERUNG
im Hause
:: Kurfürstendamm 208|209 ::
in Berlin W 15

FREITAG, DEN 18. MAI 1917, UM 10½ UHR

MODERNE GEMÄLDE

SAMMLUNG ALBRECHT GUTTMANN
UND NACHLASS EINES BERLINER SAMMLERS

HAUPTWERKE VON LIEBERMANN UND LEISTKIOW

ACHENBACH HAGEMEISTER MONET
CORINTH HODLER SLEVOGT
COURBET MENZEL THOMA
GRÜTZNER MESDAG TRÜBNER u. a.

:: BESICHTIGUNG: 15.—17. MAI, 10—2 UHR ::
KATALOG MIT VIELEN ABBILDUNGEN M. 5,—

PAUL CASSIRER BERLIN — **HUGO HELBING** MÜNCHEN

Bilanz per 31. Dezember 1916.

Aktiva.	M.	Pf	Passiva.	M.	Pf
Fabrikanlagen und Geschäftsgeb. . . .	20 162 612	—	Aktien-Kapital . . .	22 500 000	—
Eisenbahnwagen und Schiffe	886 800	—	Reservefonds . . .	3 100 000	—
Patente und Versuche	4	—	Spezial-Reservefonds .	2 300 000	—
Kautionen	416 625	—	Teilschuldverschreibungen	5 034 000	—
Beteiligungen . . .	4 317 416	14	Hypotheken	1 350 000	—
Hypotheken	163 557	40	Wohlfahrtsfonds . .	356 095	40
Waren-Bestände . .	2 218 428	17	Kautionen	416 625	—
Effekten	10 940 125	13	Reserve für Talonsteuer	163 035	—
Wechsel	324 575	51	Interims-Konto . . .	1 988 521	59
Kassa	86 798	74	Kreditoren	10 482 776	75
Guthaben bei Banken	5 237 985	25	Reingewinn	4 126 981	64
Guthaben b. Syndikaten	1 961 789	74			
Debitoren	5 101 318	30			
	51 818 035	38		51 818 035	38

Gewinn- und Verlust-Rechnung per 31. Dezember 1916.

Debet.	M	Pf	Kredit.	M.	Pf
Zins. f. Teilschuldvschr.	229 713	75	Vortrag	454 867	80
Unkost. (Sal., Steuern, Repar., Versicherg., Kriegsunterstützg.) .	3 761 767	92	Gewinn	10 204 990	73
Abschreibungen . .	2 541 395	22			
Reingew. inkl. Vortrag	4 126 981	64			
	10 659 858	53		10 659 858	53

Auf das dividendenberechtigte Kapital von M. 22500000.— gelangt eine Dividende von 12½ % zur Auszahlung.

Berlin, den 25. April 1917.

Rütgerswerke-Aktiengesellschaft.

Das Unerträgliche von Germanicus

Bei Georg Müller sind einige Reden, die Lloyd George, als er noch Munitionsminister war, gehalten hat, gesammelt erschienen. Man lernt einen Mann kennen, von dem man, sehr im Gegensatz zu den meisten deutschen Politikern, sagen muß, daß er genau weiß, was er will, ohne dabei dem Fanatismus einer grotesken Selbstüberschätzung zu verfallen. Aus jedem Wort dieses Engländers wird deutlich, wie genau er weiß, gegen welchen Gegner er zu kämpfen hat. Und mag es oft auch nur berechnende Klugheit sein, sein eigenes Volk zum Aeußersten anzutreiben, so bleibt doch noch von der immer wiederkehrenden Anerkennung, die er den Deutschen, besonders den deutschen Arbeitern zuteil werden läßt, genug übrig, um diesem Feinde ein hohes Maß von gut unterrichteter Sachlichkeit zuzubilligen. Darüber hinaus haben diese Reden ein politisches Niveau und eine wahrhaft weltpolitische Perspektive, wie beide bei uns höchst selten, wenn überhaupt, anzutreffen sind. Es wäre außerordentlich töricht, sich solchen Eindrücken zu verschließen und zu verkennen, daß Lloyd George von allen Politikern, die an diesem Kriege beteiligt sind, wahrscheinlich der am besten Unterrichtete, der am klarsten Sehende und der am folgerichtigsten Wollende ist. Man erkennt in ihm das Ergebnis einer politischen Züchtung, die um mehr denn zwei Jahrhunderte älter ist als die des deutschen Politikers. Nur eins macht uns ihm vielleicht überlegen: er hat niemals die tiefen Augen der deutschen Bestie, die einen Cajetan zittern machten, gesehen. Er kennt vieles von der deutschen Organisation, manches von deutscher Kunst und Kultur; aber das eigentlich Deutsche, den Idealismus, der an seine Sendung glaubt, und der darum gar nicht erschlagen werden kann, ist ihm verborgen geblieben. Damit ist gesagt, daß gegen Lloyd George weit eher Kant als irgendeiner unsrer pseudo-englischen Gewaltschwätzer siegen wird. Deutschland wird siegen, ohne daß das blutige Gespenst, durch dessen Anrufung Lloyd George England aufpeitscht, leibhaftige Gestalt annimmt. Lloyd George sagt einmal: „Die Deutschen sind eine intelligente Rasse, sie sind eine Rasse, der große Ideen in der Welt zu verdanken sind . . . Deutschlands Seele ist eine große, gewaltige Seele . . . Aber eine abgestorbene Oberkaste duldet nicht, daß in dem Kampf zwischen dem guten und dem bösen Geist um den Besitz dieser Seele der gute Geist siege . . . Diese bösesten Elemente werden triumphierend aus diesem Kriege hervorgehen, wenn Deutschland gewinnt." Deutschland wird den Krieg, wenigstens soweit dies für sein ferneres Dasein und seine weitere Entwicklung notwendig ist, gewinnen, ohne daß das, was Lloyd George die bösesten Elemente heißt, über die Träger der großen Ideen und über die Männer der gewaltigen Seele triumphieren wird. Solcher Sieg wird zugleich eine Ueberbrückung von Rasse zu Rasse sein, deren jede einzelne zu stark und zu bedeutsam ist, um für die Welt verloren zu gehen. Daß es aber dazu

komme (womit fürs erste der Gegensatz zwischen der anglo-amerikanischen Koalition und der des größern, des vielleicht gar um Frankreich vergrößerten Mitteleuropas keineswegs geleugnet sein soll) — dazu wird es noch eines schweren, rücksichtslosen Kampfes gegen eben jene Elemente bedürfen, die nicht nur Lloyd George, die auch wir die bösesten nennen.

*

Die Art, wie während der letzten Monate, besonders während der letzten Wochen, gewisse deutsche Politiker Deutschland verwüsten, ist unerträglich geworden. Es ist ein erschütterndes Zeichen von der Jugend unsres weltpolitischen Anspruches, daß dergleichen, wie wir jetzt täglich erleben müssen, möglich ist. Wenn man Deutschlands gesicherte militärische Lage und seine durch nichts zu durchkreuzenden Aussichten auf eine glückliche Beendigung des Krieges nicht aus nächster Nähe kennte, so müßte man aus der Zerklüftung seiner innern Zustände gradezu auf das letzte Stadium eines unaufhaltsamen Zerfalls schließen. Ein Volk, das sich, wie das deutsche, gegen eine Welt von Waffen zu behaupten weiß, ist bewundernswert; ein Volk aber, das trotz all dem Wirrwarr, der seine eigenen Reihen sich gegen einander aufbäumen macht, mit nachtwandlerischer Sicherheit seinem Ziel entgegenschreitet, muß von der Weltgeschichte noch zu einer großen Aufgabe berufen sein. Wir glauben an uns; aber wir wären leichtfertig, wollten wir nicht trotz unsrer festgegründeten Gewißheit alles tun, um Die aus dem Wege zu räumen, die durch ihr Geschrei und ihr maßloses Toben uns von der Gradheit unsres Aufstiegs zu lächerlichen Ehrgeizen, das heißt: in mörderische Abgründe verlocken möchten. Wir schreiten, überwinden das Blutmeer, überwinden auch die Phantome, die an uns von rechts und links zerren und gelangen, des sind wir gewiß, an das Ziel, das heute schon jeder sehen muß, dem nicht Selbstüberhebung oder falsche Sentimentalität den Blick getrübt haben.

*

Das Unerträgliche muß beseitigt werden. Zeigen wir an niedrigen Beispielen, wie sich diese bösesten und völlig undeutschen Instinkte ausleben. Es ist unerträglich, wenn immer wieder von einer verspäteten deutschen Mobilmachung gesprochen wird und gar davon, daß durch sie die Marne-Schlacht verloren gegangen sei. Es ist unerträglich, wenn der Lokalanzeiger (auch am Zwergischen enthüllt sich zuweilen das Wesentliche) durch geheimnisvolle Gesten Erwartungen zu erwecken versucht, von denen er genau wissen muß, daß sie nicht eintreffen werden. Mit Recht haben sogar die Leipziger Neuesten Nachrichten, die doch gewiß gemeinhin nicht vor der Regierung zu kriechen pflegen, es eine tadelnswerte Sucht genannt, geheimnisvoll anzudeuten, daß etwas Entscheidendes im Gange sei, ohne dazu die Berechtigung, nämlich eben das Wissen, zu haben. Wir aber meinen, daß der Lokalanzeiger noch mehr beabsichtigt hat: er wollte durch die Erweckung von Hoffnungen, zu denen nicht die geringste Veranlassung vorlag, Abspannung und Mißstimmung erzeugen und so aufs neue die Unfähigkeit der Regierung „enthüllen".

Wer möchte leugnen, daß solche wahrhaft vergiftende Methode des politischen Geschäfts unerträglich ist. Unerträglich ist es, wenn die Deutsche Tageszeitung den Vorschlag, die zu erstrebende Kriegsentschädigung in Rohstoffen oder bestimmten Handelsabmachungen uns zuzuführen — ein Vorschlag, den selbst die ‚Post‘ ernsthaft erwägen und den Fachleuten zur Beurteilung und Klärung überweisen möchte — dazu ausbeutet, um zum andern Mal zu zeigen, daß die deutsche Reichsregierung sich immer mehr und mehr auf das „Modell Cohn“ einstellt. Es ist unerträglich, daß Graf Reventlow es wagt, Hertling, Czernin, Scheidemann und Cohn in eine Gleichung einzusetzen und zugleich davon zu sprechen, daß die Reichsregierung auf dem Gebiete der Kriegsentschädigung „sonderbare Schiebungs- und Verschleierungskünste“ anzuwenden scheint. In welchem Lande der Welt würde ein derartiger Pamphletist, wenn er seine Kunststücke im Zeichen höchster nationaler Anspannung betreibt, auch nur noch einen Tag lang eine politische Existenz aufzuweisen haben! Es ist unerträglich, wenn die Konservativen ihren Haß gegen die Neuordnung Deutschlands hinter einer Kulisse von nationalen Aengsten zu verstecken versuchen, und wenn sie mit Kriegszielen, von deren Unerreichbarkeit sie überzeugt sein müssen, die heraufziehende Demokratie zu verscheuchen versuchen. Dies alles ist unerträglich, dies alles gehört in das Bereich jener bösesten Geister, die schon darum von uns ausgetilgt werden sollten, weil wir ganz gewiß nur dann, nur ohne sie siegen werden.

*

Durch die Arbeit des Verfassungsausschusses ist der Trotz der Konservativen zu blinder Wut gestachelt worden. Mit Zähnen und Krallen versuchen sie, ihre verlorene Stellung zu halten. Sie beschwören die Monarchie, daß ihr der Untergang drohe, wenn nicht schleunigst Einhalt geboten würde. Selbst Ernst Lissauer könnte aus diesem Heldenkampf eine Satire machen. Nun soll gewiß nicht geleugnet werden, daß einige dieser geängsteten Konservativen ehrlich für das alte Preußen fürchten. Sie werden umlernen müssen, werden begreifen müssen, daß grade umgekehrt für Preußen nichts gefährlicher wäre, als sich der Notwendigkeit zu entziehen. Im übrigen wird bekanntlich nicht so heiß gegessen, wie aufgetragen wird, und der Verfassungsausschuß ist fürs erste noch keine gesetzgebende Körperschaft. Das dürfte auch den wilden Warnungsrufern nicht unbekannt sein. Die meisten von ihnen sind auch sicherlich nicht so kleingläubig, um durch die mehr oder weniger das Vorfeld eines Parlamentarismus abtastenden Versuche die Krone Preußens herabgezerrt werden zu sehen; wohl aber wissen sie, daß ihr altgewohnter und nicht ganz uneinkömmlicher Platz am Throne anderswie besetzt werden soll. Das stört sie; was sich verstehen, aber nicht ändern läßt. Darum sollten sie darauf verzichten, als heuchelnde Quitzows, nach einer Methode, die mehr Bedrohung als Ergebenheit ist, den Spender der mannigfachen Gnaden, die ihren eigentlichen Reichtum ausmachen, von dem abzuhalten, was er nicht nur um seiner selbst willen,

sondern auch (und das ist wahrhaft preußische Tradition) um des Staates willen tun muß.

*

Edmund Fischer hat kürzlich daran erinnert, daß Gottfried Gervinus es als ein Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung aufgedeckt hat, wie die Geschichte nach einem ihr innewohnenden Geist und Antrieb sich trotz allen Hemmungen und Abbeugungen in einer einzigen Richtung bewege: zur Demokratie. An der Auswirkung solchen geschichtlichen Gesetzes wird niemand auch nur das Geringste zu ändern vermögen. Andrerseits kann eine Staatsform immer erst dann fest werden, wenn ihre materiellen Voraussetzungen gegeben sind. Der Streit um den Parlamentarismus ist bis auf weiteres eine überwiegend platonische Angelegenheit. In solchem Sinne hat der Sozialdemokrat Wilhelm Kolb (in der ‚Glocke') sehr kluge Sätze gesagt: „Im Reich wie in den meisten Bundesstaaten fehlen heute noch die elementarsten Voraussetzungen für die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems. Das parlamentarische Regierungssystem hat feste politische aktionsfähige Parlamentsmehrheiten zur unerläßlichen Voraussetzung . . . Im Ernst wird es wohl niemand behaupten wollen, daß die Linke im Reichstag bei ihrer derzeitigen Zusammensetzung willens und fähig wäre, das Regierungsruder des Reiches in die Hand zu nehmen . . . Es heißt das Pferd beim Schwanz aufzäumen, wenn man dem parlamentarischen Regierungssystem durch Beseitigung von im Wege stehenden formalen Verfassungsbestimmungen zur Einführung verhelfen will . . . Die Beseitigung dieser Bestimmungen in der Reichsverfassung hat so lange nur eine rein formale und keinerlei praktisch-politische Bedeutung, als im Reichstag selbst keine parlamentarische Mehrheit vorhanden ist." Das alles wissen die Kinder. Wozu also der Lärm? Wir haben nicht Phantasie genug, um schon morgen den Volksstaat erstehen zu sehen. Wir wissen zwar, daß die Demokratie unaufhaltsam heraufwächst; aber wir wissen desgleichen, daß die Geschichte keine Stufe zu überspringen pflegt.

*

Es wäre unerträglich, wollten die Unbelehrbaren ihre gemimte Entrüstung nicht endlich aufgeben. Sie wissen, was auf dem Spiel steht. Sie wissen, daß der sogenannte „starke Mann" heute für Deutschland ein unabsehbares Unheil bedeuten würde. Wir wollen gewiß nicht die Taktik des Ultimatums, die von einigen sozialdemokratischen Blättern gegen die Regierung angewandt worden ist, rechtfertigen. Aber wir müssen doch sagen, daß Die, die eine so falsche Taktik herausgefordert haben, die Schuldigeren sind. Alles, was in unserm Vermögen steht, werden wir zu tun haben, um dafür zu sorgen, daß trotz der sieghaften Beendigung des Krieges diese bösesten Elemente nicht, wie Lloyd George fürchtet, triumphieren, daß sie vielmehr den Weg frei geben, der gegangen werden muß, um den Willen von Potsdam mit dem Bekenntnis von Wittenberg und dem Geist von Weimar zu einer neuen großen Einheit zusammenschließen.

Vom Schaltwerk der Gedanken

von Egon Friedell

Wenn ein Naturforscher etwas von einem Künstler an sich hat, dann entsteht eine ungemein reizvolle Mischung, oder vielmehr: es entsteht dann jene Mischung, aus der einzig und allein ein lesbarer und fruchtbarer Schriftsteller hervorgehen kann: die Mischung aus Romantik und Sachlichkeit. Hat ein Autor nur die eine dieser beiden Hälften, so wird er entweder ein hoffnungsloser Dilettant oder ein in seiner Einseitigkeit unerreichtes großes Genie sein. Schiller, zum Beispiel, obgleich von Hause aus Mediziner, war ein solcher genialer Nurromantiker, während sein philosophischer Lehrmeister Kant ein Genie der reinen, kalten, unkünstlerischen Sachlichkeit war. Aber selbst unter den Genies sind solche Extreme die Ausnahme. Sogar die Häupter der romantischen Schule hatten alle sehr viel vom Naturforscher, vom Experimentator, vom kühl sezierenden Philologen an sich. Begibt man sich aber in die mittlere Sphäre der Menschheit, so erkennt man, daß Produktivität überhaupt nur unter der Voraussetzung dieser Mischung möglich ist. Sonst entsteht, wie gesagt, unausbleiblich der Dilettantismus. Es entsteht entweder der seichte, pathetische Schwätzer und ranzige Gefühlsmensch oder der reine Gelehrte, der nämlich ebenfalls ein Dilettant ist. Man lese zu diesem Zweck das Buch irgendeines Durchschnittshistorikers — ob er nun Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Kirchengeschichte oder politische Geschichte zum Spezialfach hat — und man wird, wenn man einmal den Respekt vor Zettelkästen überwunden hat, mit Erstaunen bemerken, daß die Urteilskraft, das geistige Anpassungsvermögen, die Kombinationsgabe und die stilistische Gewandtheit des Autors durchaus unter dem Niveau eines talentierten Abiturienten stehen.

*

Carl Ludwig Schleich ist von Beruf Arzt, Physiologe, aber ein Physiologe mit einem Dichterauge. Er verfügt über das ganze Rüstzeug der modernen Naturwissenschaft: der Chirurgie, der Psychopathologie, der experimentellen Biologie undsoweiter, und steht trotzdem — oder vielleicht grade deshalb — auf einem extrem idealistischen Standpunkt. Für ihn ist die ganze Natur die kontinuierliche Offenbarung eines einzigen großen Wunders: „Wie? Ist das Wunder eines durch Reibung entflammten Streichholzes letzten Endes weniger groß als die Entstehung eines neuen Wesens durch Kontakt von zwei ganz und gar verschiedenen Zellen, oder das Aufflammen eines dritten, eines Gedankens, durch das Ineinandertauchen zweier rhythmischer Wogen, der meines tastenden Fingers und der weichen Schönheit eines Blütenkelches? Was geht hier vor? Eine Zeugung, eine größere oder kleinere seelische Brandstiftung, ein Anstoß, der Lawinen auslösen kann auf den Bergkuppen meiner Ideen, wie auf den Gletschern eines Vogels Tritt im Schnee! Der Fehler, der unsrer Ansicht nach bei dieser Fragestellung stets gemacht wird, ist der, daß man immer auf

der Suche ist nach neuen, geheimnisvollen Kräften, wie ja denn auch die besondere Lebenskraft als Möglichkeit immer wieder von neuem auftaucht, statt ein für alle Mal sich klarzumachen, daß es nur Eine Kraft geben kann, Ein ewig unerforschliches, Ein letztes Geheimnis Gottes, dessen Großsiegelbewahrer er selber ist ... Wer weiß, was die Flamme ist, wer weiß, was Gärung, Phosphoreszenz, Schwerkraft, Anziehung, Elektrizität? Und wir vom Licht des in uns selbst jeden Augenblick erzeugten Himmelsstriches der empfindenden Ideen Geblendeten wollen fragen: Was ist der Gedanke? Genug, daß er da ist; genug, daß wir tausendfach untersuchen können, wie die Beziehungen seines Eintritts, seines Aufleuchtens, seiner Geburt waren; genug, daß wir gewisse Erscheinungen kennen, die diesen flüchtigen Euphorion der Kontakte immer wieder erzeugen, ja, ihn zwingen können zu erscheinen, vernüchtern wir uns diese Welt der Wunder doch nicht, indem wir, plappernden Kindern gleich, immer wieder fragen: Wie sieht der liebe Gott aus, was ist ein Gedanke, eine Seele?" Hier werden wir unwillkürlich an Novalis erinnert, der in seinem nachgelassenen System des „magischen Idealismus" ähnliche Gedanken vertreten hat. Es ist evident, daß grade die besten Köpfe unsrer Zeit sich wieder einem derartigen Mystizismus nähern und nähern müssen. Daß solche Anschauungen immer noch auf Bedenken stoßen, daran ist die falsche Mystik schuld. Die echte Mystik ist nicht der Gegensatz der Logik, sie ist sogar der Triumph der Logik; denn sie ist nichts als eine Art höherer Logik, in der die niedere enthalten ist. Wie sich die Infinitesimalrechnung zur niedern, gewöhnlichen Mathematik des Tages verhält, so verhält sich die Mystik zur niedern, gewöhnlichen Logik des Tages. Grade je weiter man in der gründlichen und streng wissenschaftlichen Erkenntnis der Natur fortschritt, desto mehr mußte man sich wieder dem Idealismus nähern. Denn die Natur „erklären", heißt: sie „wunderbar" finden. Die Zeiten der Wunder und des Mystizismus sind nicht vorbei, sie heben erst an. Was Novalis unter Mystizismus verstand, das erhellt ein schöner Ausspruch aus seinen Fragmenten: „Alles Auserwählte bezieht sich auf Mystizismus. Wenn alle Menschen ein paar Liebende wären, so fiele der Unterschied zwischen Mystizismus und Nichtmystizismus weg."

*

Von solchen Grundgedanken aus betrachtet nun Schleich in seiner neuen Essaysammlung (‚Vom Schaltwerk der Gedanken', bei S. Fischer) eine Fülle von Erscheinungen des geistigen und physischen Lebens. Er erkennt in der Hysterie eine metaphysische Tatsache, in der sich wieder einmal öfter die Allmacht der Idee über den Körper offenbart; er vergleicht die geistigen Uebungen des Ignatius von Loyola mit den militärischen Uebungen des preußischen Drills und erblickt in beiden die Manifestation der wunderbaren Fähigkeit, durch den Willen und die Selbstzucht über sämtliche, selbst die autonomischen Bewegungen des Organismus Herr zu werden; er untersucht das Wesen des Ge-

nies und findet auch hier jene eine, unteilbare magische Kraft wieder, die die ganze Welt durchdringt und zusammenhält. Dies alles — und das macht eben den Hauptwert des Buches aus — wird aber nicht im Gewande philosophischer Spekulation oder dialektischer Begriffskrämerei vorgebracht, sondern als Resultat tiefer, gründlicher Beobachtungen auf dem Gebiete der Gehirn- und Nerven-Anatomie. Hier ist nicht die großsprecherische parvenühafte Halbwissenschaftlichkeit der Monisten am Werke, die Volksschullehrern und Bankbeamten mit ein paar chemischen Formeln und lateinischen Knochennamen imponiert, sondern die Bescheidenheit und geistige Demut des echten Gelehrten, der in jeder Erkenntnis nur ein neues Problem erblickt. Schleich hat eine Masse überraschender Funde auf allen möglichen Gebieten zutage gefördert; die Psychologie des Traums, des Krieges, des Gedächtnisses, des Schmerzes, des Lachens: diese und viele andre Dinge gelangen bei ihm in ein ganz neues Licht; aber er spricht diese Entdeckungen wie Selbstverständlichkeiten aus. Und vor allem ist er ein begeisterter Lobpreiser des Sympathikus, dieses verkanntesten und wichtigsten unter allen Nerven des menschlichen Organismus, gegen den Homer gerechter war als wir, indem er ihn als den Sitz des Gemüts bezeichnete. „Wahrlich, unsre Urgefühle, unser eigentlich letzter Wille, unser Charakter steckt in der Stammanlage unsres Sympathikus und nicht im Gehirn, das nur sein Diener ist. Ein Genie der Ganglien, ohne die Regulation des urgesunden, altväterlich behäbigen Sympathikus ist ein irrlichterndes, glänzendes, aber gefährliches Phänomen. Wie sicher gefügt wohl Goethes Sonnengeflecht unter dem Zwerchfell geruht haben mag!" Endlich einmal ein Fachmann, der diesem wahren Seelenorgan seinen verdienten Platz einräumt, diesem Organ, von dessen Höherentwicklung wahrscheinlich unsre ganze Zukunft abhängt, und in dem heute schon unsre stärksten und zugleich subtilsten Empfindungen lokalisiert sind. Eigentlich muß man ja immer schon eine dunkle Ahnung von diesem Sachverhalt gehabt haben, sonst hätte man nicht gerade diesen Teil unsres Nervensystems den „sympathischen" genannt. Wo ist der Sitz der Seele, den die Philosophen und Aerzte seit so vielen Jahrhunderten suchen? Im Gehirn? Keine Spur: das ist ein kaltes, temperamentloses Administrationsorgan. Im Herzen? Keine Spur: das ist unser allerseelenlosestes Organ, ein bloßes Pumpwerk, das ausschließlich mechanischen Zwecken dient. Nein: im Sonnengeflecht! Jeder Verliebte muß das schon empfunden haben. Was „krampft sich zusammen", wenn ihn die Eifersucht packt? Das Zwerchfell! Wo „klopft es", wenn er die Geliebte erblickt? In der Magengrube! Und woher kommt die berühmte „satanische Lache", die die verlassene Braut im Trauerspiel anschlägt? Warum lacht diese Person? Ist es denn gar so komisch, daß der Mann, der ihr alles ist, sie in gemeiner Weise hintergangen hat? Sie lacht, weil ihr Zwerchfell erschüttert ist. Und woher kommt das sogenannte „nervöse Sodbrennen"? Aber wir wollen dieses Thema nicht weiter ausführen, sonst verliert die ‚Schaubühne' zu viele Abonnenten.

Gespräch über Erziehung von Doris Wittner

Eine Mutter: Wissen Sie, ich fühle mich so elend und abgespannt; ich leide neuerdings nämlich sehr unter meinen mütterlichen und erzieherischen Pflichten.

Eine Nichtmutter: Wieso denn? Brigitte ist doch jetzt schon in einem Alter, wo Kinder nicht mehr so viel zu schaffen machen. Ein Mädchen von vierzehn Jahren ist doch schon ein halbwegs ausgewachsener und vernünftiger Mensch.

Die Mutter: Grade darum. Das ist es doch eben. Jetzt heißt es: das Mädel in künstlerische Interessen einführen. Denken Sie nur, ich gehe mehrmals im Monat mit Brigitte zu Stücken von Wildenbruch. Zum Beispiel heut Abend wieder in die ‚Rabensteinerin'. Das ist es doch grade, was mich so außerordentlich anstrengt und ermüdet.

Die Nichtmutter: Ja, aber um Himmelswillen: warum denn immerfort zu Wildenbruch? Es gibt doch sozusagen noch andre geistige Nahrung. Was soll Brigitte denn mit dem dröhnenden Pathos?

Mutter: Um dieses dröhnenden Pathos willen geschieht es ja. Sie wissen doch: Brigitte ist von Natur sehr kühl, nüchtern und skeptisch. Ohne jede romantische Neigung, von einer durchaus unkindlichen Vernunft. Da versuche ich es mit Wildenbruch . . .

Nichtmutter: Als Gegengift?

Mutter: Gewissermaßen ja. Brigitte soll in Schwung gesetzt werden. „Und bist Du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." Die Gewalt fünffüßiger Jamben. Und ich habe manchmal den Eindruck, als ob das Mittel anschlägt. Bei den ‚Quitzows' war Brigitte aufgetaut.

Nichtmutter: Hm . . . Also Wildenbruch oder die Schule der Begeisterung! Es will mir zwar nicht sehr einleuchten, weil ich nicht glaube, daß Begeisterung erlernbar ist; weil ich der Meinung bin, daß man sie besitzen, aber nie erwerben kann. Immerhin verstehe ich nun Ihre Absichten, billige bloß Ihre Mittel nicht. Wenn schon die Peitsche flammender Dramatik nötig ist, dann doch lieber statt des brausenden Wort- und Tongeklirrs echtbürtige Leidenschaft! Nicht Wildenbruch — wohl aber Schiller! Das ist meines Erachtens für zu wohltemperierte Naturen immer noch das beste Antitoxin, weil es rein ist in seiner Mischung. Kindern sollte man, weil ihr Geschmack das Gesetz der Wahl noch nicht kennt, immer nur das Beste bieten. Darum Schiller, nicht Wildenbruch! Begeisterung, nicht Begeisterungs-Ersatz! Nützt Schiller nicht, so wird Wildenbruch nur schaden. Denn dann ist die Seele Brachfeld; der Kopf aber verfällt der Versuchung, der Gebärde statt dem Geist zu huldigen, den Rausch des Rhythmus sich anzutrinken, ohne zu fragen, was hinter dem Rhythmus ist. Grade, wo Trunkenheit erzeugt werden soll, darf man nur die edelsten Reben keltern. Just so nüchterne Kinder wie Ihre Brigitte fallen leicht der Verführung schlechterer Betäubungskräfte anheim.

Mutter: Ja, aber man kann doch nicht immerfort zu ‚Wilhelm Tell' und der ‚Jungfrau von Orleans' gehen.

Richtmutter: Warum nicht? Ich verstehe und teile ja sogar in gewissem Sinne die ketzerischen Gedanken mancher Leute über die sogenannten klassischen Meisterwerke, wenn ich auch nicht so weit gehe, wie irgendein berühmter Witzbold, der im ‚Tell‘ nur ein „unsympathisches Francteur-Stück“ sehen wollte. Immerhin kann ich nicht leugnen, daß auch mir Johanna mit der Heldenbrust aus Theaterblech stark auf die Nerven fällt. Aber ich glaube, das liegt — ähnlich wie vielen heranwachsenden Jungen der Genuß der Antike durch den humanistischen Unterricht mancher Gymnasiallehrer ein für alle Mal verleidet wird — hauptsächlich an den unzulänglichen Aufführungen, die uns die ersten Eindrücke dieser Stücke vermitteln. Ich bin einmal im Stadttheater einer deutschen Mittelstadt mit einem halbwüchsigen Mädchen zu einer Aufführung von ‚Wallensteins Tod‘ gewesen, wo die Bühnenleitung die Herzogin von Friedland und die Gräfin Terzky anscheinend für böhmische Köchinnen hielt und dementsprechend darstellen ließ. Die Abordnung der Pappenheimer aber war offenbar aus biedern Feuerwehrleuten gebildet, deren Kürasse — wohl in sinniger Anlehnung an den Namen — aus Pappe gefertigt waren und deshalb bei dem effektvollen Abgang nicht einmal zu klirren vermochten. Ich wunderte mich daher nicht, daß meine jugendliche Gefährtin keine bedingungslose Hingerissenheit bewies und nur Interesse für die Frage zu bezeigen schien, ob Max und Thekla sich letzten Endes nicht doch „kriegen“ würden. Wohingegen ich einmal im dresdner Hoftheater mit einer Begleiterin gleichen Alters das öde historische Machwerk irgendeines literarischen Zeitgenossen so ausgezeichnet aufführen sah, daß ich mich ebenso wenig zu wundern vermochte, wie der flache Byzantinismus dieser erbärmlichen Versschusterei meiner jungen Nachbarin Tränen aufrichtiger Begeisterung erpreßte. Darum unerläßliche Bedingung: Schiller in guten oder wenigstens würdigen Aufführungen! Das ist die keineswegs ideale, sondern sehr reale Forderung, die wir für unsre Jugend — nicht nur für nüchterne, anreizbedürftige Brigitten — stellen müssen. Und wo diese Forderung erfüllt wird, bleibt auch die Wirkung nicht aus. Eine Jugend, auf die diese Wirkung versagt, ist arm, hat keine andre Zukunft als den sang- und klanglosen Trott der Pflastertreter. Was uns vielfach an unsern klassischen Schöpfungen stört: die vermeintliche Unnatürlichkeit der Form, die technische Unwahrscheinlichkeit kilometerlanger Monologe — das berührt das vierzehn- bis sechzehnjährige Kind noch nicht. Die Jugend monologisiert ja selber noch. Sie kennt noch nicht zur Genüge Form und Reiz des Zwiegesprächs, hat noch keine Erfahrung im Frage- und Antwortspiel des Lebens. Ihr ist es noch natürlich, sich die Nöte und Sehnsüchte des eigenen Herzens „groß und erregt“ vorzudeklamieren. Und je größer und erregter, desto besser! Jedes Meer braust einmal in jähem Ungestüm auf; jeder Strom tritt einmal aus seinen Ufern; und jeder Wildbach schnellt in rasendem Sturz, wenn der Frühling naht. Sturm, Eisbruch und Hochflut, sie müssen in jedem jungen Leben sein. Und kommen sie nicht von selber, so mag man wohl versuchen, der Natur nachzuhelfen, aber dann auch

nur durch Beweger von echter Elementarkraft. Darum wiederhole ich: Schiller, nicht Wildenbruch!

Mutter: Schön, aber jede Einförmigkeit der Nahrung verstimmt doch. Außerdem: der höchste Kothurn tritt sich ab. Und dann: Ueberfluß erzeugt Ueberdruß. Verwerfen Sie Wildenbruch als Zukost auch noch, selbst wenn Schiller das Hauptgericht bildet?

Nichtmutter: Auch dann noch. Wir sind Deutsche — das bedeutet: anspruchsvoll im Geiste, nicht durch Mittelgut zu befriedigen, wenn wir nach Höherm greifen können. Warum wollen Sie Brigitte Wildenbruch lehren, so lange sie Kleist nicht kennt? Ich bin keine Mutter, stehe als unbeteiligte Dritte diesen Dingen gegenüber. Grade darum glaube ich, sie unbefangener beurteilen zu können und zu erkennen: wir sind nicht wählerisch genug für unsre Kinder. Wir vergessen immer, daß man einer Jugend, die werten lernen soll, vor allen Dingen Maßstäbe ins Leben mitgeben muß. Daher muß man mit dem Besten anfangen. Die Graduierung nach unten erfolgt — leider — schon von selbst. Findet ein junger Mensch sich, nachdem er Schiller, Kleist und vielleicht einen Bruchteil von Goethe — Egmont, Tasso, Iphigenie, alles schon durchaus vierzehn- bis sechzehnjährigen Sinnen zugänglich — findet ein solcher junger Mensch sich, nachdem er diese Drei kennen gelernt hat, dann freiwillig zu dem rasselnden Bardentum Wildenbruchs, so geschieht es unter freiem Willen und eigener Verantwortung. Führen Sie ihn aber am Leitseil Ihrer vergleichenden Wissenschaft diesen Weg, so übernehmen Sie damit gleichzeitig die Verantwortung für eine Keimvergiftung des künstlerischen Geschmacks. Die Eindrücke, die vor den Toren der Erfahrung stehen, sind die wichtigsten. Heilig und rein, weil von unübersehbarer Tragweite, muß der Schwellengruß sein, der dem Wanderer ins Leben geboten wird . . . Begeisterung wollen Sie züchten? Gut denn, Ihr Zweck mag fehlbar, Ihre Mittel müssen unfehlbar sein. Wo Sie in einer Seele den göttlichen Funken entfachen wollen, müssen Sie ihn entzünden mit wahrem Feuer und nicht mit Kolophonium! Lehren Sie Ihre kühle, nüchterne Brigitte, daß es Götter und Titanen gegeben hat; und überlassen Sie dem Leben, sie späterhin den Umgang mit Epigonen zu lehren. Apage Wildenbruch!

Mutter: Hm . . . ich werde über Ihre Worte nachdenken, aber ich glaube, ich werde es am besten machen, wenn ich etwa als Brigittens nächste Theaterabende festsetze: ‚Wallenstein‘, ‚Prinz Friedrich von Homburg‘ und — ‚Der neue Herr‘. Letzten Endes mag Brigitte dann selbst entscheiden, was ihr zusagt.

Nichtmutter: Auch das! Sie meinen offenbar, daß man einem Menschen selbst zu seinem eigenen Heil keine Gewalt antun darf. Vielleicht haben Sie damit Recht. Und schließlich wird Brigitte ja nur über sich selbst richten, wenn sie den Urteilsspruch fällt, den Sie ihr anheimstellen. Also, warten wir ihn mit Gelassenheit ab. Außerdem vertraue ich der Unbestochenheit von Brigittens Jungmädchenseele und glaube, sie wird von selbst den Weg zu der Weisheit finden, daß „in der Kunst das Beste grade gut genug ist“.

Die Zürcher in Wien von Alfred Polgar

Das Zürcher Stadttheater, unter Führung seines Direktors Alfred Reucker, brachte uns Shakespeares reich blühendes, von törichter Weisheit und weiser Torheit üppig gesegnetes, von sonnigster Lebens- und Liebeslust durchglänztes Lustspiel ‚Wie es euch gefällt'. Es war eine sehr nette, wohlgestimmte, angenehme Vorstellung, in der sich die Komödie, Blättchen für Blättchen, zart und gefällig erschloß. Auf einer schmalen Vorderbühne wurden die kleinern Dialoge erledigt, gleichsam Rezitative, die zu den vollern Szenen auf der eigentlichen Bühne überleiteten. Ein flinker Zwischenvorhang erleichterte den oftmaligen Wechsel des Schauplatzes. Die Methode ist strahlend gut und einfach, aber der beharrliche Rhythmus dieser Szenenfolge: kurz, lang, kurz, lang hat seine Monotonie und wirkt — zumal in der ersten Hälfte des Abends, die zwei pausenlose Stunden dauert — ermüdend. Das Zusammenspiel der Gäste ist recht sehr harmonisch. Stars drängen sich nicht vor, es sind aber auch, mit einer Ausnahme, keine da, die sich vordrängen könnten. Alles ist bescheiden, geschmackvoll, gut, neutral. Das Tempo der Aufführung wohl vortrefflich, aber immer dasselbe; ein öfterer Wechsel zwischen rasch und langsam wäre wünschenswert. Auch einer zwischen heiß und kalt. So herrscht in der Darstellung der sympathischen Zürcher immer die gleiche mittlere, gemäßigte Temperatur. Die Schauspielkunst, die geboten wird, ist schmackhaft. Aber man hat die Empfindung, daß irgendwie Wasser in sie hineingekommen ist. Das macht sie nicht schlecht, nur dünn. Unter den Mitgliedern des Theaters fiel Herr Wilhelm Voelcker auf, als Ritter Jaques. Er zieht sehr spaßig das Spinnwebgrau seiner melancholischen Betrachtungen durch das Idyll im Ardennerwald. Die Pointe des Abends hieß: Wilhelmine Bergner. Ein kleines, zierliches Fräulein mit einem originellen, trotzig-kindlichen, zur Schwermut wie zur Schelmerei gleich bereiten Antlitz. Sie ist voll Temperament und Begabung, von einer natürlichen Freiheit und Sicherheit des Betragens, die was Geheimnisvolleres und Besseres, als Erfahrung je bescheren kann. Ihre Sprechkunst ist verblüffend reif, ihr Spiel immer wieder überraschend durch das Aufblitzen eines Funkens besonderer Leidenschaft, besondern Humors, besonderer Klugheit. Ich glaube, die wird einmal kein schlechtes Feuerwerk steigen lassen!

*

Am zweiten Abend des Gastspiels erwarben einige Proben altschweizerischer dramatischer Spiele den Zürchern neuerdings lebhafte Anerkennung ihrer vornehmen, redlichen Kunstübung. Eine Fülle guten Theaterspiels, malerischer und musikalischer Stimmungen von starkem Reiz schien der Szene klug dienstbar gemacht. Und es fehlte auch nicht das geistige Band, das sie eng zusammenschloß. (Regie: Alfred Reucker.) Am schönsten geraten ist ‚Der Berner Totentanz', von Niklaus Manuel ums Jahr 1520 an die Mauer des berner Dominikanerklosters gemalt

und geschrieben. In Versen und Bildern, deren naiver Kraft und Schönheit das Herz sich gern ergibt, rollt das Spiel vom Tod als Reigenführer ab. Daß die Wucht des alten Meisters von keiner nachglättenden Hand angetastet worden, empfindet man wie eine aesthetische Draufgabe; und freut sich dankbarst aller nicht vorhandenen Pointen, die kein Bearbeiter hineingetupft hat. Die Einheit des Schauplatzes — ein schattenhaftes Nirgendwo — barg Gefahr in sich, daß der Tod als Wegelagerer erscheinen könnte, der jedem Wanderer an die Gurgel springt. Die Regie hat diesen Eindruck, als ob die Menschen zum Standplatz des Todes kämen und nicht er zu ihrem, sehr fein zu vermeiden gewußt. Fortwährend wechselte der Auftrittsort der Erscheinungen, und um jede war die Sphäre ihres sichern Seins, ihrer äußersten Tod-Ferne sozusagen. Die kleinen Zwiegespräche sind meistens nur Triumph-Epigramme des Todes, manchmal aber auch voll ganz eigenartig barocker, schwermütiger Poesie. So das Gespräch mit der Krankenschwester; oder das mit der Mutter, die dem Tod ihr Kindchen lassen soll: „Muß es schon tanzen? Und kann noch nicht gahn!" Die durch Stufen zweigeteilte Bühne half, dem Zusammentreffen des Todes mit den Repräsentanten des Menschentums mannigfache Form zu geben, Licht und Farbe taten das Ihre, den düstern Tanz durch stets neue Figuren zu führen, und auch musikalisch gab es sinnvolle Abwechslung. Die Geige spielte Kaiser und Kaiserin ins Nichts voran, die Bürgerlichen folgten dem spießigen Ton des Dudelsacks, und „die Metze" drehte sich nach des Todes munterm Pfiff in seine Umarmung. Kurz: es war sehr schön. Ebenso weit weg von Koketterie mit edler Einfachheit, wie von unedlem Theaterpflanz. Herr Jerger als Tod hatte einen ausgezeichnet unwirklichen Ton; nicht höhnisch, nicht grausam, nicht dämonisch-pathetisch, und doch von all dem etwas. Auch in Bewegung und Geste traf er dieses Wichtigste: ein Unlebewesen zu sein.

Den Beginn des Abends machte eine ‚Comedia von zweien jungen Eheleuten', gestellt durch Tobias Stimmer von Schaffhausen, 1580. Eine Art Fastnachtsspiel, ganz herzig, und, unter dem Gesichtspunkt: einmal was andres, durchaus erträglich. Die Comedia wurde sehr hübsch, im Holzschnittstil, dargestellt; ihre Komik erschließt sich wohl nur ernstester literarhistorischer Betrachtung. Den Schluß des anregenden Theaterabends bildete: ‚Das Urner Spiel vom Wilhelm Tell', ein Volksschauspiel der Schweiz aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Es wirkt sehr stark in seiner herzhaften Primitivität und bereitet dem Zuhörer die Freude, Schillersche Zitate sozusagen vor ihrer klassischen Toilette zu überraschen. Alle drei Stücke gewannen an lokaler und historischer Echtheit durch das schweizerische Idiom. Daß es schön klingt und dem Ohr schmeichelt, möchte ich, bei aller Sympathie für die Gäste und für die Sympathien der Gäste, nicht behaupten. Im Gegenteil. Schweizerisch wird wohl die unmusikalischeste, farb-matteste deutsche Mundart sein. Es ist ein schlechter Witz der Kulturgeschichte, grade dem freiesten Bergvolk diese flachgedrückte Sprache zu geben.

Elga

Hauptmann spricht; nicht der Hauptmann von Heute, sondern von gestern — und die Sorgen ums Drama von morgen erscheinen plötzlich unnötig schwer genommen. Kann man nicht ruhiger abwarten, was der Himmel beschließen wird, solange unaufgebraucht ist, was er einmal beschert hat? Zwölf Jahre war ‚Elga‘ verschollen; und jetzt zeigt sich, daß sie in diesem gefährlichen Zeitraum keineswegs welk: daß sie höchstens betörender geworden ist. Erstaunlich: ihr schlanker Wuchs, ihre stolze Haltung, ihr knapper Schritt, ihre herrische Geste, die sich nicht umständlich auf Erklärungen einläßt. „Reich, jung und gütig vor wenig Tagen, ist der Graf heut alt, arm und voll Haß.“ Ein Drama, das nur aus Peripetie besteht. Vom Gipfel des Glücks saust Einer jäh in die Tiefe. Dazu ist Voraussetzung: seine Unbedingtheit. Für Starschenski ist die Liebe zu Elga: fanatische Inbrunst, Naturgewalt, Schicksal, ewiges Feuer, Inhalt und Sinn des Lebens. Darin betrogen werden, heißt ihm nicht, bah: an der Ehre gekränkt, heißt ihm: an der Wurzel getroffen werden. Schmach wäre zu tilgen. Der hier, da wir bei einem wahrheitsfreudigen Dichter sind, weiß, was er sowohl seinem Rachedurst wie seinem Ritterstand schuldig ist; und beseitigt den Ehebrecher. Aber ihn selbst befreit und rettet das nicht: er bleibt für das Diesseits abgestorben. Wenn also den tragischen Helden die Unentrinnbarkeit seiner Blutmischung macht: so ist Gerhart Hauptmann ein Tragiker. Und nicht allein im erdigen Grau einer schlesischen Kellerwelt. Dies Balladen-Polen spielt alle Farben: vom brennenden Rot bis zum nächtigen Schwarz; und zwischen den Farben alle Nuancen. Seine Musik ist schwellend in ihrer Sparsamkeit. Oginski, nach seiner Beziehung zu Elga befragt, wirft den Kopf zurück, breitet die Arme aus und ruft triumphierend: „Ich habe gelebt!“ Gleich darauf hat er gelebt. Wunderbar. Ein Drama aus Sehnen, ganz ohne Fett. In großem, einfachem Rhythmus bewegt von den Leidenschaften, die jeden bewegen. So bewegt, daß die strophenartige Gliederung eine Atempause mit Kunstverstand garnicht erst vorsieht. Wie ein Gewitter rollt dieser ‚Nocturnus‘ ab, wie ein Gewitter schaurig, prächtig und reinigend.

Bei Brahm hat es seinerzeit hundertmal eingeschlagen. Als Hauptmann sich nun mit Haut und Haaren Reinhardt verschrieb, da hätte man meinen sollen, daß den grade ‚Elga‘ unwiderstehlich reizen würde. Für Rittner gabs sicherlich, für die Triesch womöglich keinen Ersatz: aber den Nachtspuk, die Traumatmosphäre, den gespenstigen Flackertanz, das Tempo einer Ballade, die slawische Stimmung, den ehernen Klang eines Schmiedehammers der Vorsehung, der ein festes männliches Herz in Stücke bricht — das alles würde Reinhardt unkörperlich-körperhaft machen wie keiner. Das füllte von Weihnachten bis zum Frühling das Deutsche Theater, ersparte uns eine Anzahl minderwertiger Darbietungen, hob das Niveau zunächst des berliner Bühnenspielplans, wurde von der Provinz übernommen, verdrängte auch dort die Macher und brachte insgesamt dem Dichter unmittelbaren und mittelbaren, künstlerischen

und andern Nutzen, wovon dann wir wieder mancherlei Nutzen hatten. Statt dessen? Schmählich ists. Dieser Hauptmann muß ein Kindergemüt sein, daß er auf Lebensdauer Verträge schließt, die ihn gegen solche Behandlung nicht schützen. Ein Drama — noch einmal: geschaffen für einen neuen „Saisonerfolg", wird zum elften Mai einstudiert; für die Volksbühne; von Herrn Gregori. Hier war die Wirkung auf Licht und Schatten zu stellen, womit außer dem Regisseur von ‚Dantons Tod' keiner umzugehen versteht. Er hätte auch ohne weißen Schleiervorhang die Konturen der Menschen verwischt, den Albdruck, den diese Geschichte dem schlafenden fremden Ritter schwerlich bereiten wird, auf uns übergewälzt und uns am hellen Morgen tieferleichtert aus einem düstern Erlebnis freigelassen. Sein Vertreter half sich mit einem massiven Theatergespiel, das, je nach dem Schauspielermaterial, für den Bülowplatz oder für Halberstadt reichte.

Herrn Gregoris eigene Schauspielkunst freilich würde in Halberstadt nicht ohne Widerspruch hingenommen werden. Bestehen würden dort Elgas Brüder. Ihres Kindes Amme würde die Bühne füllen. Ihre Zofe würde als Gast — wo nicht aus Berlin, so doch aus Düsseldorf anmuten. Ich entrate wohl aller Großzügigkeit; aber ich finde die Gegenwart der berliner Bühne so unendlich besserungsbedürftig, daß ich nicht begreife oder zu gut begreife, woher Berliner die Kurzsichtigkeit nehmen, das Heil in der Weitsichtigkeit zu suchen. Nenne jeder jede Dichterschächtung beim rechten Namen; und er hat sich um die Zukunft der deutschen Bühne verdient gemacht. Aber weiter. Herrn Aslans Oginski war feinstes, reifstes, erfreulichstes Stuttgart. Josef Klein: selbstverständlich Berlin. Jannings: eine Ueberraschung. Dafür, daß der Starschenski eigentlich nicht seine Rolle ist, war es hohen Lobes würdig, wie weit er kam; des höchsten, daß er in keiner Weise mogelte, um so weit zu kommen. Seine Kraft war roh, aber echt. Sein Schmerz war täppisch und trotzdem rührend. Seine Schlichtheit hätte Elga ein Muster sein können, wenn der Fall Fein nicht hoffnungslos wäre. Wenigstens für die Rollen, die Reinhardt ihr vorläufig gibt. Ihr Gebiet sind die hexenhaft fluchenden alten Trauerwitwen in Shakespeares Königsdramen, die Margarethen, die Schwefel und Pech auf die Menschheit herunterdonnern und dabei weder Maß noch Ziel kennen müssen. Sie macht Schlange — o, daß man diesen Schlangengang vor Gericht stellen dürfte! Aber wo die Situation einmal fordert, daß sie schlangenhaft zischt, da tobt sie wie ein besessenes Fischweib. Fräulein Fein mag ein vornehmer Mensch sein — verwunderlich, wie ordinär sie wirkt, wo es garnicht nötig ist. Sie mag klug sein — ihre Leistungen sind von einer Gehirnlosigkeit ohne Beispiel. Sie mag das heißeste Herz haben — man friert bei dieser kalten und leeren Routine. Bekannt ist der Schmierenbesucher, der am Schluß dem Franz Moor auflauert, um den Halunken ordentlich zu verdreschen. Als diese Elga mich volle zwei Stunden über jeden Begriff malträtiert hatte, da ertappte ich mich auf dem kaum verfeinerten Schmierengefühl, daß ich den Tod, den der Graf zu verhängen hat, nicht seinem Rivalen, sondern seiner Gemahlin wünschte.

Diplomatie von Hans Reimann

In Dingsdewich, einer bescheidenen Kleinstadt — irgendwo an der Grenze des Möglichen — gibt es zwei Balbiere, einander spinnefeind.

Beide am Marktplatz.

Diesseits Herrn Heribert Zinngrufft, jenseits Herrn Kunibert Kupferwurtz.

Am siebten Juli eines beliebigen Jahres erschien ein fremder Mensch in altväterischem Habit und einer achtspännigen Karosse in Dingsdewich, stieg ab in dem Gasthaus zum ‚Strammen Monisten', mietete ein ganzes Stockwerk für sich und seine Lakaien, ließ abspannen, hielt sich fünf Stunden auf, beglich die Rechnung, ließ anspannen und kutschierte weiter, als sei nicht das Mindeste vorgefallen.

Und doch hatte er einen bedeutsamen Umsturz bewirkt; denn Kupferwurtz und Zinngrufft hielten seit jenem Tage die treueste Freundschaft.

Es war der Großmogul von Kakaduzien (ältere Linie) gewesen, der gewiegteste Diplomat seit Menschengedenken, der in geheimer Mission Europa bereiste.

Nun gut. Wir wollen wissen, was den Grund bildete, daß die zween Balbiere ihre Todfeindschaft begruben.

Vernehmen wir: ein seltsames, einfaches Vorkommnis bildete den Grund.

Will sagen, ein relativ seltsames, nämlich den Herren Balbieren seltsamliches Vorkommnis, welches jedoch absolut und sub specie aeternitatis gewertet (ha, meine Büldung!) als ein schlechtweg einfaches anzusprechen sein dürfte.

Wie das?

Der Großmogul lenkte, eine Stunde vor seiner Abfahrt von Dingsdewich, die Schritte nach dem Marktplatze, allwo die beiden Balbiere — wie gewöhnlich — vor der Ladentüre standen, um Maul- und anderweitige Affen feilzuhalten.

Der Großmogul betritt — zur Bestürzung und Seligkeit des Inhabers — den Laden Zinngruffts.

Kupferwurtz verfärbt sich; seine Augen schillern glitschrig-grün vor Neid.

Der Großmogul senkt sich in den ledernen Sessel und befiehlt: „Rasieren!"

Zinngrufft zückt Napf, Pinsel, Seife und reibt erschauernd das bartlose Gesicht des hochmögenden Herrn ein.

Sodann schwingt er das Messer, streicht es mit Pathos ab und — nun? Und schabt los.

Die übliche Prozedur nimmt ihren Lauf.

Kein Sterbenswörtchen fällt.

Der große Mann entlohnt den kleinen mit einem Dukaten, sagt: „Gott befohlen!“ und verläßt die Stube des von Wonne überfluteten Balbiers.

Was weiter?

Und nimmt den Weg, Gott soll mich strafen, und nimmt den Weg quer über den Platz zum Laden des verhaßten Konkurrenten und verschwindet, von Herrn Kupferwurtz mit allerzierlichsten Kratzfüßen umschmeichelt.

Herr Zinngrufft, unter die eigene Ladentür getreten, verfärbt sich sichtbarlich, und seine Augen schillern glitschrig-grün vor Neid.

Bei Kupferwurtz läßt sich der Großmogul, als seis das erste Mal, rasieren, dem Tiefbestürzten, Hochbeglückten.

Bezahlt mit einem Dukaten, „Gott befohlen!“ und begibt sich, den Mund gespitzt zum Pfeifen, zurück in den ‚Strammen Monisten‘.

Seit diesem siebten Juli verknüpft die treueste Freundschaft beide Balbiere.

Der Großmogul, wir wollen das nicht leugnen, hatte einen geistvollen Schachzug getan, woraus sich weise Lehre leiten läßt.

Er war, dies sei betont, beileibe kein Deutscher.

Börse und Publikum von Vindex

Die Börse macht wieder einmal von sich reden; wieder einmal hat es den Anschein, als ob die kriegswichtigen Aufgaben des Börsenverkehrs von manchen Börsenbesuchern weniger beachtet werden als die spekulativen Möglichkeiten, die der Wertpapiermarkt auch in seiner jetzt eingeschränkten Form noch immer reichlich genug bietet. Grade in den Tagen, da auf dem westlichen Kriegsschauplatz die schwersten Kämpfe dieses Krieges begannen und im Gange waren, belebte sich das auf Kriegsgewinn gerichtete Börsengeschäft, stiegen die Aktienwerte fast ohne Unterschied und wahllos im Preise, machte sich ein animiertes Treiben, das an frühere Zeiten erinnerte, in den Börsensälen, sehr im Gegensatz zu dem Ernst der Stunde, bemerkbar. Das hielt nicht nur tagelang, sondern wochenlang an, und auch die Mahnung des Bankierverbands zur Einkehr ist zunächst ohne unmittelbaren Erfolg geblieben.

Die Gründe für die Anregung, die man in den Börsenkreisen aus den Ereignissen und Umständen der gegenwärtigen Zeit entnehmen zu können meinte, liegen nicht so sehr auf dem Gebiet der allgemeinen Politik wie auf dem besondern Felde des deutschen Wirtschaftsorganismus. Nicht der durch die Lage der Dinge auch kaum zu rechtfertigende Glaube an ein nahes glückliches Ende des Völkerstreits war es, der die Optimisten des Wertpapiermarkts auf den Plan rief, sondern es waren die Abschlüsse der großen Industriegesellschaften, die den Anlaß zu der kritiklosen Nachfrage gaben. Die Zahlen dieser Abschlüsse werden seit einigen Monaten der Oeffentlichkeit vorgelegt, und sie können freilich mit gewaltigen Gipfeln prunken. Alle Unternehmungen, die überhaupt noch in der Lage waren, zu arbeiten, haben auch im dritten Kriegsjahr ihre

Produktion an den großen Verbraucher, den Staat, zu hohen und nutzbringenden Preisen veräußern können. An Eisen und Stahl, an Pulver und Chemikalien, an Papier, Zellstoff, Textilwaren sind Verdienste erzielt worden, von denen man sich in den ruhigen Zeiten des Friedens nichts hat träumen lassen, und an immer mehr vordem wackligen Gesellschaften bestätigt sich das Wort eines geistvollen berliner Bankdirektors, daß der Krieg die Wunden geheilt hat, die der Frieden geschlagen.

Was das Publikum von den Abschlüssen der Aktienunternehmungen gemeinhin zu sehen bekommt (oder auch nur sehen will), sind die hohen Ueberschußzahlen und die hohen Dividenden. Was es ferner sieht, ist der Anstieg dieser beiden Rechnungsposten seit Kriegsbeginn. Und daraus macht es sich sein Lied, zu dem der Text nicht selten von diesem oder jenem Bankier geliefert wird; denn manche von diesen Herren sind des trockenen Tons nun endlich satt, den sie bereits seit Jahr und Tag gegen das Publikum in Effektengeschäften anzuschlagen hatten. Sie neigen wieder dazu, dem kauflustigen Sparer mit den Krücken des Kredits — der seit langem für Börsenspekulationsgeschäfte verboten ist — an das Ziel seiner Wünsche zu helfen. Sehr viele Leute lassen sich auch recht gern auf diese Weise helfen; und so ergibt sich am Ende jene Bewegung an der Börse, die als echte „Hausse" gelten kann, und die dennoch auf unechten Grundlagen sich entwickelt hat.

Es ist bezeichnend, daß daran erinnert werden muß, wie unmöglich auf der einen Seite die absolute Bewertung von Bilanz- und Gewinnzahlen ist, und wie irreführend ihre relative Bewertung ist, sobald man diese Relation auf den Friedenszahlen und den Friedensverhältnissen überhaupt aufbaut. Wenn eine Gesellschaft hohe Kriegsgewinne ausweist, eine gesteigerte Dividende zahlt und statt ihrer frühern Bankschulden jetzt ein Bankguthaben in der Bilanz aufführt, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß diese Gesellschaft innerlich gefestigter, daß ihre Fabrikation besser oder aussichtsreicher als zuvor geworden ist. Jene Verwandlung ihrer Jahresabschlußziffern bedeutet gemeinhin nur, daß die Gesellschaft teilgenommen hat an dem großen Umwandlungsprozeß, den die deutsche verarbeitende Industrie jetzt durchzumachen hat, und der bei den meisten Unternehmungen auf nichts weiter hinausläuft, als daß an Stelle der Produktionswerte, der Roh- und Hilfsstoffe Geldzeichen und Forderungswerte treten. Ehe einmal wieder an einen normalen Fortgang der Arbeit solcher Unternehmungen in künftigen Friedenszeiten gedacht werden kann, müssen diese Geldwerte und Zahlungsmittel erst wieder in die notwendigen Güter und Fabrikationsstoffe umgesetzt werden, müssen Maschinen ausgebessert, Gebäude wiederhergestellt, Menschenkräfte neu gewonnen werden. Erst nachdem dies alles geschehen ist, werden die Bilanzen ein ungeschminktes Gesicht haben: erst dann sind sie als das wirkliche Bild des finanziellen Aufbaus der Gesellschaften anzusehen.

Demnach müßte heut das Publikum nicht auf die Gewinne und nicht auf die Dividenden, sondern auf die Reserven sehen, die den Unternehmungen aus dem Kriege verbleiben. Die Optimisten sollten sich besinnen und nicht dem Glanz der sichtbaren Zahlen, sondern der Sicherheit verborgener Rücklagen ihr Vertrauen schenken. Auf diese hin die Abschlüsse unsrer führenden Industrie-Unternehmungen zu untersuchen, kann manchem, der heut blindlings der Kriegskonjunktur vertraut, mehr Nutzen bringen, als er von der ungesunden Aufwärtsbewegung aller möglichen Börsenwerte erwarten darf.

Antworten

Emil H. Ihre Schilderung des mehrmals totgesagten und trotzdem jetzt verblichenen Danny Gürtler gehört in ein Fachblatt, wie den ‚Artisten‘ oder das ‚Organ‘. Der Mann war ehrlich verrückt; wovon ich mich zweimal höchstselbst überzeugt habe. Vor neun Jahren erschien er bei mir mit einer Postkarte, auf der er die frühere Bühnenlaufbahn eines bekannten Schriftstellers dokumentarisch festgelegt hatte. Jene mißglückten Versuche reichten Jahrzehnte zurück; aber der „König der Bohème“ hatte sich die Mühe gemacht, alle Kündigungstermine der kurzfristigen Engagements mit philologischer Genauigkeit zu verzeichnen, alle Rollen aufzuzählen und sogar die Kritiken von Helgoland, Ribnitz und Treptow an der Tollense zu zitieren. Diese Karte nun hatte er in Perlschrift besonders kostspielig herstellen lassen, überschwemmte mit abertausenden von Exemplaren die Welt und verstand diese nicht mehr, daß sie sein Opfer unbekümmert weiterschreiben ließ. Sieben Jahre zuvor, anno 1901, hatte er mich das erste Mal besucht. Er war noch lange nicht die unwiderstehliche Zugkraft des Brettls, sondern eben vom Burgtheater abgegangen worden und bat mich, ihn an ein berliner Theater zu empfehlen. Und schon sprach er vor. Sprach — das sag' ich so hin. Mein Zimmer hatte in kurzer Zeit futuristische Formen angenommen. Die Nachbarn strömten von allen Seiten zusammen. Mein Kanarienvogel erlitt einen Schlaganfall. Ich kauerte schweißgebadet in einer Sofa-Ecke. Aber: die Mittel waren herrlich. Organ, Figur, Temperament: alle Achtung. Ich verschaffte ihm eine Audienz und freute mich, daß man einen Versuch mit dem dröhnenden Hünen machen wollte. Er erschien auch zur ersten Probe; die leider zugleich die letzte sein sollte. Er hatte sich einen ziemlich großen Handwagen mitgebracht, baute ihn in der Mitte der Bühne auf und sprang fortwährend hinüber und herüber, wozu er Trompete blies. Vorher hatte er zur Begrüßung die ältesten Schauspieler mit dem Zuruf: „Nun, mein Bursch!“ auf die Schulter geklopft. Die Direktion schickte mir eine Dankadresse für den vergnügten Vormittag, den ich ihr und dem Personal bereitet, und bat mich, obwohl sie mir diese Lieferung wieder zur Verfügung stellen müsse, sie öfter aus meinem Musterkoffer zu bedenken. Zu meinem Kummer ist mir ein Exemplar wie Danny Gürtler kein zweites Mal in die Finger geraten. Er war wirklich „der letzte Romantiker“.

Emil Lind. Gute Bemerkungen zu beendeten Diskussionen kommen nie zu spät. Außerdem hat ja die Diskussion über eine wichtige Frage niemals ein Ende. Ich nehme also aus Ihrem Brief die folgenden Sätze heraus: „Nicht, ob ein Schauspieler eine aesthetisch oder dramatisch wertvolle Aufgabe als Stichwort für seine Persönlichkeit braucht, scheint mir das Zeichen seiner Echtheit, sondern darin erkenn' ich ihn, ob er imstande ist, schauspielerisch zu empfinden und seiner Empfindung suggestiven Ausdruck zu leihen. Ferner in dem Verhältnis seiner Intuition zu deren Photogrammen, als welche seine Leistungen meist im großen Ganzen zu betrachten sind. Ich begrüße Ihr Eintreten für die Schauspielkunst als produktive Kunst sehr. Ich habe sie ja auch schon in der ‚Schaubühne‘ oft gegen den Vorwurf der Aeußerlichkeit verteidigt, die ‚Gaukler‘, die den orthodoxen Individualitätspfaffen sofort verdächtig waren, sowie sie ein reicheres, mannigfaltigeres Wesen, ja sowie sie mehr als eine Seite zeigten. Aber schließlich ist auch Literatur ein Teil der Kultur. Und der kultivierte Schauspieler wird eben durch die bessere, echtere Literatur, mit der das allgemeine Niveau steigt, so infiziert, daß seine Intuition, genau wie die des primitiven auf nichts als Rollen, auf menschenähnliche Rollen reagiert. Die Verfeinerung der Sinne muß nicht notwendig eine Abnahme ihrer Aufnahmefähigkeit zur Folge haben.

Und Sie selbst führen ja als Gegenbeispiel Shakespeare an. Warum gibt er primitiven sowohl wie intellektuellen Schauspielern Aufgaben? Weil sie fürs Theater geschrieben sind. Die geistige Optik und Akustik der Bühne muß dem Dichter innewohnen, es muß in ihm spielen, was als spielbar herauskommen soll. Erscheinungen wie Girardi sind ganz seltene Ausnahmen; solche Inkarnationen eines ganzen Volkstums findet man nicht nur in Künstlern, sondern auch in Staatsmännern, die freilich dann meistens auch Künstler sind. Jedenfalls gebührt Ihnen Zustimmung und Dank, daß Sie kräftig für eine kräftige Darstellungsart, für lebendes Leben eintreten, gegen jene Narren des Symbolismus, die, eine überhoite Diskretionsmanier mißverstehend, eine blutlose, petrefakte Art zu züchten suchen."

Eduard Strauß. Davon verstehe ich nichts. Sie mögen also ruhig erklären: „In mir fletscht der Physiologe die Zähne gegen einen Satz in dem Aufsatz Egon Friedells über das ‚Fletchern'. Der Satz lautet: ‚Die Speisen gelangen infolge der ausgiebigen mechanischen und chemischen Behandlung, die ihnen durch Kauen und Speichel zuteil wird, bereits derartig vorverdaut in den Magen und Darm, daß diesem nichts mehr zu tun übrig bleibt.' Dagegen bemerke ich, daß der Glaube, Magensaft sei verschluckter Speichel, seit der ersten genau studierten Magenfistel — welche uns das Pepsin kennen lehrte — erledigt ist: das ‚Ptyalin' des Speichels ist ein Ferment, welches lediglich Stärke verzuckert — aber niemals etwa Eiweiß verdaut, wie die nur im Magen oder Darm auftretenden Fermente Pepsin, Trypsin und Erepsin. Diesen Dingen bleibt also nicht allein noch ‚etwas zu tun übrig' — sie leisten vielmehr in der Verdauung die vorbereitende Hauptarbeit, nämlich die Nahrung (hier speziell Eiweiß — für Fette gilt Aehnliches) bis zu den ‚Bausteinen' herab zu verdauen; diese erst werden dann weiter verarbeitet und aus ‚artfremder' Nahrung wird in dem wundervollen Laufe des intermediären Stoffwechsels die ‚arteigene' Körpersubstanz." Das müßte ja Friedell, der Bunges Spezialarbeiten zitiert, nun eigentlich wissen. Aber wie ich ihn kenne, kam es ihm auf seine Art von „spiritualistisch-digestiver" Anschauung an, und die ist fundiert in einer (wie ich glaube: echt romantischen) Vertauschung von Wertsphären, das heißt: in einer spielenden Anwendung des Begriffs ‚Krankheit', den er einmal physiologisch, einmal seelisch faßt. Im übrigen kann er sich ja selbst zu der Sache äußern.

G. F. Hartlaub. Wer Mozart aufführt, sei gesegnet. Und da Berlin und Charlottenburg erfolgreich wetteifern, es nicht zu tun — an unsrer Hofoper hats seit vier Jahren den ‚Don Juan' kein Mal, aber ‚Mignon' etwa vierzigmal gegeben —, so verzeichne ich gern, was Sie mir über die Bemühungen des mannheimer Theaters berichten. „Der Intendant Hagemann hatte gemeint, daß unsre Generation in der ‚Zauberflöte' ihren wahren Mozart nur entdecken könne, wenn sie diese Oper von allem antiquarischen Ausstattungszauber befreie und in die freie, zeitlose Sphäre des Märchens rücke. In der Tat: man kann die ‚Zauberflöte' unmißverständlich in einer von archäologisch korrekten Sphinxen und Pyramiden unbeschwerten Zauberwelt ihre Wunder wirken lassen; diese überzeitliche und höchst weltbürgerliche Musik schwingt sich am leichtesten von einer unwirklichen Naturszenerie, von einer überhistorischen Architektonik ab. Man darf den Wald in freie Farbenträume und Ornamente, die Bauten-Schwere in eine leichtere Ideenhaftigkeit übersetzen. Und dennoch! Hinter solch symbolischer Bilderwelt muß ein geahntes Aegypten, eine geträumte Waldesluft sichtbar bleiben: ein Naturkinderreich, ein (deutscher) Freiheitswald für Papageno und Papagena, ein Isistempel, erhabene Schauer großer Pforten, Hallen und Gewölbe für Sarastro und seine Eingeweihten. Im Textbuch Schikaneders (auf das Mozart fraglos Einfluß genommen hat) fließen — gleichviel auf welchen Wegen — wahrlich nicht verächtliche Zeitgefühle des bürgerlichen Klassizismus zu-

sammen. All das Halb-Modische des Textbuchs — Naturhaftes und Architektonisches, Freiheit und Form, Menschentum und Logenweisheit — hat Mozart in ein tönendes astrales Licht gebracht. Von klassischer Plastik steigt er sogar gelegentlich (in den Tonpyramiden der Priesterchöre, in dem monumentalen Fugato-Choral der Geharnischten) zu wahrhaft ‚aegyptischer' Strenge auf. Seine klingenden Formen verlangen keine Hieroglyphen, wohl aber strenge Profile, reine kubische Massen und Maße: ein Aegypten etwa im sentimentalischen Zopfstil-Geschmack, und selbstverständlich gesehen durch ein modernes Künstlertemperament, phantastisch-stilwidrig meinetwegen, aber doch ein Aegypten! Ludwig Sievert, dem wir die ausgezeichneten Dekorationen zur ‚Vasantasena', zu Schmidt-Noerrs ‚Gefangenen' sowie zur ‚Judith' verdanken, hat in seiner Ausstattung der ‚Zauberflöte' sehr viel von sich und seiner eigenwilligen Einbildungskraft gegeben. Tropische, gewissermaßen expressionistische Tiefseeformen-Vegetation von einer erotisch-exotischen, gelegentlich etwas parfümierten Schwüle. Viel Gelungenes, teilweise Bestechendes, manch mit subtilem Geschmack erdachtes Kostüm, überraschende Farbstellungen. Rauschhaftes, Traumvolles — aber wenig von der weißen westlichen Magie Mozart-Schikaneders und ihrer fröhlichen Wissenschaft. Osiris-Lehre, Mahnung guter Knaben-Genien: ‚Bald prangt, den Morgen zu verkünden' in einer gold-lila-grünen Teppich-Architektur von Java und Indien! Solche Exotik mochte allenfalls zum Schlangenwald Papagenos, zum Sklavenkäfig, nie zur kristallenen Ideenwelt Sarastros passen. Daß dennoch Stil, Feierlichkeit, Haltung auch in die Tempelszenen kam, ist vor allem dem streng architektonischen Aufbau der Massenaufzüge zuzuschreiben, in dessen Gestaltung sich Sievert und Hagemann aufs glücklichste in die Hände arbeiteten. Hagemann hatte auch im übrigen als Spielleiter die Darstellung neu durchgearbeitet, verjüngt und gestaltet, überall von der Herkömmlichkeit in einer überzeugenden Weise abweichend, nur in ganz wenigen Fällen durch eine gewisse Marionettendisziplin den Stil plastischer Menschlichkeit gefährdend. Dank gebührt auch Wilhelm Furtwängler, dem Dirigenten. Was er mit dem Kriegs-Orchester, dem Kriegs-Chor bot, war ein Zeugnis reinsten künstlerischen Ernstes und starkwüchsiger Fähigkeit künstlerischer Realisierung. Er hatte ein Knaben- und vor allem ein Damen-Terzett zusammengebracht, das sich auf der größten Bühne hätte hören lassen dürfen. Die große und exakte Arbeit des Hoftheaters — bei beschränktem Personal doppelt anerkennenswert — ist nicht umsonst getan. Der Hauptgewinn: Die historisierende Schablone ist zertrümmert. Diskutabel bleibt jetzt nur noch, was man an ihre Stelle setzen soll." Das wäre für uns eine kleinere Sorge. Wir begehren zunächst, daß Mozart an die Stelle von Flotow, Adam und Thomas gesetzt wird.

Aspirant auf Wittenau. Ihr Protest soll schon ob seiner Blödsinnigkeit verzeichnet werden. Es gibt Leute, für die Reinhardt nichts tun und nichts unterlassen kann, ohne daß sie förmlich zur Tollwut gereizt werden. Wenn er den Plan hegt, eine Gesellschaft zu bilden, „deren Aufgabe es ist, in jedem Spieljahr innerhalb eines Zyklus Werke junger Autoren der heutigen Dramatiker-Generation zur Aufführung zu bringen", und für diesen Zyklus „alljährlich ein Abonnement aufzulegen, das ausschließlich an Mitglieder der Gesellschaft abgegeben werden soll": so lächle ich zwar über die Zuversicht des Wortes „alljährlich", weil ich mich erinnere, wie schnell vor einem Jahrzehnt das ähnlich begründete Abonnement der Kammerspiele wieder aufgehoben wurde. Sie aber fauchen von „Feigheit eines Theaterdirektors, der drei Häuser zur Verfügung hat, in jedem jederzeit junge Autoren spielen könnte und statt dessen sich eine besondere Gesellschaft ausdenkt, die ihn des Risikos enthebt." Inwiefern enthebt sie ihn denn? Das Risiko, das einzige, besteht darin, daß er vierzehn Tage lang Proben abhält; und dieses Risiko ist

gleich groß für Aufführungen seiner ständigen Theater wie einer Versuchsbühne. Ueber die geplante Gesellschaft fehlen bisher die nähern Mitteilungen, die man doch wohl abwarten müßte und im Hinblick auf verschiedene wichtigere Ereignisse der Gegenwart auch abwarten könnte, bevor man „Entrüstung" bekundet. Aber die will ich mir auf alle Fälle ersparen. Daß Reinhardt junge Autoren nicht spielt: das ist eine Sache, die uns angeht. Wie, wo und wann Reinhardt junge Autoren spielt: das ist wahrscheinlich eine interne Frage seines technischen Betriebs, über dessen Geschmeidigkeit oder Ungefügigkeit wir kein Urteil haben. Die Hauptsache ist: daß Reinhardt junge Autoren spielt. Er versprichts — und da wollt ihr ihm die Freude an dieser erfreulichen Absicht von vornherein vergällen, weil er die Form der geschlossenen Gesellschaft wählt, um völlig unabhängig von der Zensur zu sein? Seine Antwort für euch steht in einem von Goethes Jugenddramen.

Alfred Holzbock. Welch ein Einfall! Ich soll durch die paar Zeilen über Ihre Schilderung der letzten Proben von ‚Volk in Not' Ihre Person und Ihre Standesehre verletzt haben? Nicht doch. Ich habe Ihre Ausdrucksweise ein bißchen verspottet; das ist alles. Was Sie für ein Mensch sind, weiß ich garnicht. Ich vermute aber: ein außerordentlich gutmütiger, gefälliger, hilfsbereiter Mensch. Durch diese Eigenschaften sind Sie ein Herr geworden, der seine Hand über die ganze Erde hat, ein Mann im Staat, zu dem die Theaterkünstler jeder Art von weit her wallen. Ich erinnere mich noch deutlich eines Eindrucks, den ich nach der Generalprobe des dresdner ‚Rosenkavaliers' hatte. Im Schreibzimmer des Hotels Sendig verfaßte der Textdichter mit einem wiener Reporter das Telegramm für die Neue Freie Presse. Als ich das in meiner Nebennische mit offenem Munde zu Ende gehört hatte, ging ich, der Stärkung bedürftig, in den Speisesaal. Die kleinen Tische waren überfüllt von Zuschauern und Teilnehmern der Aufführung. An einem Tisch saß der Komponist mit ein paar Freunden. Nach einer halben Stunde öffnete sich die Flügeltür, und unter die Ritter und Edeldamen trat August Scherls Spezialkorrespondent. Ihn erblicken, aufspringen, auf ihn zustürzen, ihn fast umarmen, ihn mit Fragen überschütten, ihn neben sich setzen und den Blick nicht von seinen Lippen wenden: das war für den Rest des Abends Richard Straußens Beschäftigung. Und da wundern Sie sich, wenn ich mich von Zeit zu Zeit an Ihnen reibe? „Kennst du den Neid, den Hirn verwirrenden, Herz zerfressenden Neid?" fragt Narziß Rameau, meine Lieblingsfigur. Daß Sie geehrt und umworben sind, während ich ein verachtetes und gemiedenes Dasein führe — gemeiner, schäbiger Konkurrenzneid ists, der mich immer wieder gegen Sie hetzt. Aber wenn Sie mir sagen, daß Sie auch dann gekränkt sind, so sage ich Ihnen, daß ich nicht den Wunsch habe, einen anständigen Mann in Ihren Jahren zu kränken, daß mein Behagen, es getan zu haben, gering ist, und daß ich künftig meine trüben Triebe bezwingen werde.

Wilhelm C. Gerst in Hildesheim. Sie schreiben mir, Herr Generalsekretär des Verbandes zur Förderung deutscher Theaterkultur: „In einer der letzten Nummern der ‚Schaubühne' sagen Sie: der erste Ruf des Verbandes, der Ihnen zu Ohren gekommen sei, habe ‚Juden raus' gelautet. Ich bitte Sie, davon Kenntnis zu nehmen, daß Sie eine Bemerkung des Herrn Präsidenten Rickelt auf der Genossenschaftstagung, die in der Presse entstellt wiedergegeben war, in irrtümliche Beziehung zu den ersten Verbandsveröffentlichungen setzten. Unter den drei Herren, die zuallererst die Vorarbeiten zur Gründung des Verbandes in Hildesheim in die Hand nahmen, befand sich ein Jude. Der erste Aufruf, der Ihnen zuging, und den Sie seinerzeit in der ‚Schaubühne' glossierten, war von mehreren Juden, darunter einem Rabbiner, unterzeichnet. Die Haltlosigkeit Ihrer Annahme ergibt sich aus diesen Tatsachen." Sie werden einräumen, daß man nicht jedem Namen ansehen kann, ob ihn ein Jude

trägt; und der Rabbiner unter dem Aufruf war vermutlich auch nicht als solcher kenntlich gemacht. Mir genügte, daß einer der Hauptmatadore des Verbandes, wenigstens in dessen Anfängen, Herr Artur Dinter war, ders als Beschimpfung empfinden würde, wenn man ihn nicht als Antisemiten bezeichnete. Er hielt in der Versammlung, die der Gründungsversammlung voraufging, eine programmatisch gedachte Rede, die zwar nicht wörtlich den Ruf „Juden raus" erschallen ließ, aber in ihrer Gesinnung und Absicht auf diesen Ruf hinauslief. Inzwischen hat sich allerdings, wie man mir schreibt, der Wind so weit gedreht, daß ein bekannter Wagnerianer seinen Austritt aus dem Verband erklärt hat — weil zu viele Mitglieder Juden sind. Das ist ganz begreiflich. Ohne Juden ist die Bühne nicht zu reformieren. Die Männer, von denen das berliner und damit das deutsche Theater der letzten fünfunddreißig Jahre gelebt hat, heißen: L'Arronge (Aron), Brahm (Abrahamsohn), Reinhardt (Goldmann). Nicht minder erheblich ist der Anteil der Juden an der kritischen „Förderung deutscher Theaterkultur". Einen Verband dieses Namens haben wir dazu niemals gebraucht. Aber wenn eurer sich als nützlich erweist, wird unsre Freude so groß sein wie unsre maßlose Ueberraschtheit. Und als ich Ihnen das zugesagt hatte, ging ich in den Beethovensaal, um mir anzuhören, was fünf deutsche Männer über Die Zukunft der deutschen Bühne zu verkünden hätten. Und da sah ich Sie. Sie standen an einer Wand und machten den Zwischenschreier. Noch nicht bei Oscar Walzel, der ein hübsches und hübsch kleines Kolleg über die ‚kulturelle Bedeutung des Theaters für die Entwicklung der deutschen Nation' las. Nein: sprach. Die andern vier Redner redeten nicht, sondern verminderten ihre Wirkung dadurch, daß sie lasen. Selbst der geübte Parlamentarier Wolfgang Heine; der sich allerdings damit entschuldigte, daß er von Kunst nichts verstünde, trotzdem aber über die ‚Freiheit als Voraussetzung der künstlerischen Entwicklung' nicht bloß aktuelle politische Schlagworte zum besten gab, sondern auch die aesthetisch gerichteten Gemüter zu erleuchten trachtete und manchmal dazu imstande war. Daß der sogenannte ‚Kultur'-Verband den berüchtigten Kunstparagraphen der Lex Heinze erneuert zu wissen wünscht: diese Mitteilung war ein Pfeil gegen Ihre Gruppe, der so traf, wie er gezielt war. Was blieb, da diese Behauptung unwiderleglich ist? Es blieb — nun eben: wacker zu schreien. Und daran ließet Ihr es nicht fehlen. Schnurrig: Ihr zetertet über Vergewaltigung, über Verweigerung der Redefreiheit in einer Versammlung, die sich durchaus nicht als Debattierklub angekündigt, sondern ihr festes Programm auf schönen Karton gedruckt hatte. Nächstens wird bei einer dramatischen Satire gegen irgendwelche Berufsklasse einer von deren Vertretern mitten im Spiel auf die Bühne zu springen und seine abweichende Meinung auszuposaunen begehren. Inzwischen wurde weiter doziert. Herbert Eulenberg bahnte offene, allzu ‚Offene Wege für die Jugend' und war mutig genug, den Ersatz der „Strindberg-Pest" durch einen Tieck-Kultus zu verlangen. Dann ergriff über ‚Inländische und ausländische Literatur' Franz Servaes statt seines Schreibtisches die Tribüne und wird es hoffentlich niemals wieder tun. Hier tobtet Ihr; und den Einberufern kam zum Bewußtsein, daß sie Euch, uns und sich selber entschädigen müßten. Sie ließen noch Leopold Jessner, dessen Tonfall meine ganze Sehnsucht nach Donat Herrnfeld wachrief, ein paar vernünftige Einfälle über ‚Theater und Publikum' äußern und boten dann ihrem Publikum das Theater, das es sich zweidreiviertel Stunden in wahrhaft himmlischer Langmut ersessen hatte. Um viertel Elf eröffnete man eine ungebundene Diskussion dreier Personen: und obzwar diese zu dem Thema auch nicht mehr beibrachten als die Phalanx von Walzel bis Jessner, so zeigte sich doch, daß man zu solchen Veranstaltungen Zuhörer nur dann hinzuziehen darf, wenn man Stegreifredner zu versenden hat. Für Euern Kulturverband legte sich mächtig ins Zeug der Bühnengenossenschaftler und Rechtsanwalt Ludwig

Seelig, dessen Losung von der „Theaterkonsumentenpolitik" wenigstens Hand und Fuß hat. Ihm erwiderte sein Kollege Wolfgang Heine, in dem jetzt die oratorischen Gaben eines ebenso klugen wie schlauen Parteiführers und Advokaten erwachten. An dem Tumult der Gegner entzündete sich seine Schlagfertigkeit. Er erklärte lächelnd, daß er solche Szenen ja seit Jahrzehnten gewöhnt sei. Die demagogischen Mittel, deren er sich in der Hitze bediente, hoben begreiflicherweise nicht das Niveau, auf das die Versammlung allmählich gesunken war. Einer warf sogar ins Getöse die uninteressante Nachricht, daß Sie, Herr Wilhelm C. Gerst, ein Vorleben hätten. Der vornehme Sudermann hinter mir rang verzweifelt die Hände über diese Verwahrlosung parlamentarischer Sitten. Dann stand er von seinem Parkettplatz auf, kehrte, mit Recht, mir den Rücken und seinem Kampfgenossen Neumann-Hofer die Brust zu und entfaltete, wenn auch erfreulich schnell, seine ganze Natur. Eine Kompromißnatur. Er hielts mit den Einberufern, zu denen er ja, als Lenker des Goethe-Bunds, selber gehörte; aber er wollte doch keineswegs Ihre Gruppe verlieren. Er versöhnte, nach links und nach rechts sich verbeugend, die Gegensätze, indem er herausfand, daß keine vorhanden seien. Dies zu erhärten, empfahl er, im Vollbesitz politischer Tagesbildung, ein Gegenstück zur stockholmer Zusammenkunft. Gewiß: eine Konferenz, auf der alle Verbände zur Beförderung wie zur Hinausbeförderung der Theaterkultur gleichberechtigt vertreten sind, wird diese Versammlung an Lärm noch beträchtlich übertreffen. Aber wenn schon einer der Redner den alten, weisen Fontane zitiert hat, so erlaube auch ich mir, mit diesem zu fragen: „Was soll der Unsinn?" Was und wem nützen solche Zusammenrottungen? Fünfhundert Menschen werden um einen köstlichen Frühlingsabend gebracht. Die unvermeidliche Resolution, die am Anfang des Abends fertig vorliegt, am Ende einstimmig angenommen wird und am nächsten Morgen in sämtlichen Zeitungen steht, die lesen von siebzig Millionen Deutschen die Hälfte. Darunter sind die fünfhundert Besucher. Kann man die also nicht uneingeladen lassen? Genügt es nicht, daß die Vorstände solche Gemeinplätze unter sich ausmachen und an die Gazetten versenden? Meines Erachtens freilich ist sogar das überflüssig. Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet, der für möglich hält, daß in der Kunst der mindeste Fortschritt anders als durch den Künstler, durch die Persönlichkeit zu erzielen ist! Nach aller Erfahrung aber pflegt diese durch Bünde, Vereine, Verbände, Gesellschaften und dergleichen eher verkannt als erkannt, eher gehemmt als gehoben zu werden.

Geschäftliche Mitteilungen

Als erste der beiden großen Galoppbahnen eröffnete am ersten Mai-Sonntag, in diesem Jahr zum 50. Male seit seinem Bestehen, der Union-Klub die Hoppegartener Bahn mit einem auf sechs Tage berechneten, hervorragenden Programm. Nachdem die Kälte der letzten Apriltage mit dem Kalenderwechsel einem warmen Frühlingswetter Platz gemacht hatte, war die Spannung, mit der die Hoppegartener Premiere erwartet wurde, aufs Aeußerste gestiegen. Hoppegarten hat noch nie seit seiner Begründung auf einmal eine solche ungeheure Menschenmenge gesehen, wie am Eröffnungstage der 3. Kriegs-Rennsaison. Als erstes Opfer dieses Massensturmes fielen zunächst sämtlich Rekords, sowohl die des Toto-Umsatzes, wie auch die der Entreeeinnahme. Der gebotene Sport war an beiden Tagen vorzüglich und durch Zulage je eines Rennens an jedem Tage, überreichlich. Während der erste Tag vorzugsweise Favoriten in Front sah, brachte der folgende Montag manche Ueberraschung. Der Union-Klub, der im Herbst dieses Jahres sein goldenes Jubiläum feiert, kann mit dem Erfolg dieser ersten beiden Tage überaus zufrieden sein.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Es bleibt noch viel zu tun

Gustave Hervé in ‚La Victoire' vom achten Mai:

... Et nous ne mettrons notre main dans la main des socialistes allemands que lorsqu'ils auront accepté notre point de vue sur la libération des peuples opprimés et que, pour nous montrer la sincérité de leurs sentiments, ils auront détrôné Guillaume... Nous les connaissons, nos minoritaires: ils sont tellement dans la lune, tellement étrangers aux passions nationales de l'heure, tellement loins de toutes les réalités, qu'ils ne sont pas dangereux. Savent-ils seulement, qu'il y a la guerre? On n'en est pas sûr Ce qui est sûr, c'est qu'ils sont passés à côté sans y rien comprendre, sans voir que c'est la plus vaste révolution démocratique qui se soit jamais produite en Europe ... Qu'ils aillent à Stockholm, s'ils y tiennent, mais qu'ils y aillent par Berlin!

*

Der Professor der protestantischen Theologie D. Seeberg in einer Kundgebung für einen deutschen Frieden im Zirkus Busch (Zirkus) am dreizehnten Mai:

Im Westen: Longwy und Briey. Und die vlämische Küste wird nicht wieder herausgegeben. (Dröhnender Beifall) Im Osten die bekannte Festungslinie, die Ostpreußen nie mehr bedrohen darf, muß in irgendeiner Form in unsrer Hand bleiben. (Lebhafter Beifall) Kurland und das Stück von Litauen wird nicht wieder herausgegeben! (Donnernder Beifall) Verbunden sind mit Kurland Livland und Esthland. Dort flattert die Notflagge. Da müssen wir helfen!

*

Der Professor vor Gruber in einer münchner Versammlung:

Eine Versöhnung Frankreichs durch Güte ist unmöglich. Wir müssen Frankreich so ohnmächtig machen, daß es niemals wieder angreifen kann. Dazu ist notwendig, daß unsre Westgrenze weiter vorgeschoben wird, die nordfranzösischen Erzlager müssen uns zufallen. Das ehemalige Belgien darf militärisch, politisch und wirtschaftlich nicht mehr aus der Hand gelassen werden. Wir brauchen ein großes afrikanisches Kolonialreich. Um dieses sicher zu stellen, benötigen wir Flottenstützpunkte. Eine unerläßliche Bedingung ist die Vertreibung Englands aus dem Mittelmeer, aus Gibraltar, Malta, Cypern, Aegypten und seinen neuen Eroberungen im Mittelmeer. Dazu käme natürlich eine Kriegsentschädigung, namentlich in der Weise, daß die Feinde gezwungen würden, einen erheblichen Teil ihrer Handelsflotte uns zur Verfügung zu stellen, uns Gold, Nahrungsmittel und Rohstoffe zu liefern.

*

Der Berliner Lokal-Anzeiger am siebenten Mai:

In der Tat wird von einem nahe bevorstehenden freudigen politischen Ereignis gemunkelt, hoffentlich wird es keine Fehlgeburt.

Am fünfzehnten Mai unter der Ueberschrift ‚Enttäuschung!':

Es gibt Gewitter, die die Luft reinigen, es gibt auch Wetter, bei denen sich die Wolken dunkel und schwer zusammengezogen haben ... Alles bleibt von elektrischer Spannung geladen, die Nervosität hat nicht ab-, sondern zugenommen. Wer ehrlich ist, kann die Ergebnisse der heutigen Reichstagssitzung leider nicht anders bewerten ... Das

deutsche Volk gleicht einem Heere, das zum Angriff angesetzt wird, ohne daß jemand vorhanden wäre, der ihm die Ziele angäbe, die zu erreichen sind. Das ist ein unerträglicher Zustand; und niemand kann sich wundern, daß die selbstverständlichen Folgen dieses Unerträglichen eingetreten sind.

*

Die Unabhängige Nationalcorrespondenz am achtzehnten Mai:

Nachdem der Kanzler erneut und endgültig versagt, nachdem der Reichstag sich selbst übertroffen und den kleinen Schritt vom Erhabenen hinweg vollzog, indem er sich in Eigenlob erschöpfte, sich den „tiefen Ernst" und das „treuherzige Zusammenarbeiten (!)" attestierte, das seine Beschlüsse auszeichne, bleibt uns nichts als das Wort eines andern — Engländers, des großen Carlyle Mahnung: „Arbeiten und nicht verzweifeln". Und zwar kann diese unsre Arbeit immer nur wieder in der unermüdlichen Aufklärung der deutschen Oeffentlichkeit über den Abgrund bestehen, vor den unsre nationale Zukunft, Deutschlands Ehre und Freiheit, gestellt ist, und in der weitern Vertiefung des ohnehin grenzenlosen Vertrauens zum Heere und zu unsrer militärischen Führung. In hoc signo vinces, Germania; auch ohne Kanzler und ohne Reichstag! „Unsre Kriegsziele werden sich gewißlich (nicht den Vorstellungen des Herrn von Bethmann anpassen, sondern) der dargebrachten Opfer würdig erweisen; dafür bürgt uns der feste Wille Seiner Majestät, unsres Allergnädigsten Kaisers, Königs und Herrn!" Das ist das jüngste Hindenburgwort, just in dem Augenblick gedrahtet, in dem Herr von Bethmann vieldeutig sein Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung versicherte; ein Wort, das uns diese Kanzlerrede, diesen Reichstag und seinen Ausklang vergessen lassen wird und kann.

*

Aus einem Bericht der Täglichen Rundschau über die Rede, die Herr von Heydebrand am siebzehnten Mai in Herford gehalten hat:

In der Aussprache wurde schärfer noch, als es Heydebrand getan hatte, gegen die Politik Bethmann Hollwegs Stellung genommen und unter anderm der Ausspruch getan, daß man mit Objektivität zwar ein vorzüglicher Amtsgerichtsrat, aber kein guter Staatsmann sei, und daß die jetzige Regierung nur Talmi im Munde und Gummi im Rücken habe.

*

Die Münchner Post am achtzehnten Mai:

Da erhob sich der Kriegsminister zu einer der von ihm beliebten, schon in der Form soldatisch schroffen und kurzen Erklärungen: Wenn neuerdings öfter davon die Rede gewesen sei, dem Kriegsminister ein Geschenk zu machen durch Erweiterung seiner Machtbefugnisse, so danke er für ein solches Danaer-Geschenk. Seine Befugnisse gingen weit genug, und in Konfliktsfällen entscheide für ihn sein oberster Kriegsherr . . . Das deutsche Volk ist durch die Rede des Herrn von Stein direkt zur schärfsten Opposition gegen bestimmte militärische Tendenzen des preußischen Kriegsministeriums aufgepeitscht worden — jenen Tendenzen, die am Schluß des Jahres 1913 das Ansehen des deutschen Reiches so schwer geschädigt haben. Möge die Rede des preußischen Kriegsministers den Verfassungsausschuß zu einem gründlichen Ausbau der Reichstagsrechte anfeuern.

*

Das Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses W. Bacmeister in den Berliner Neuesten Nachrichten am achtzehnten Mai:

Anstatt Mut und Kraft zu finden, dem Lande seine Ruhe wiederzugeben, sinnt der Reichstag auf die „Neuorientierung", betrachtet jeden, der Sorge hegt, als einen schädlichen Reaktionär, hämmert und zimmert und tapeziert sein Verfassungsausschuß in dem lichterloh brennenden Hause umher. Den Einfluß des Parlaments zu erweitern, ist in dieser einzigartigen Zeit offenbar sein einziges Ziel. Während er hätte mitwirken können — wollte er nur — an der Sicherstellung des deutschen Volkes unter den Weltvölkern, bleibt er klein und sieht nicht die Gefahren, die viel größer sind als die Gefahren irgendeiner innerpolitischen Reaktion.

*

Victor Adler als Zeuge in dem Prozeß gegen Friedrich Adler:

Der Gipfel der Erregung ist aber nicht in dem Verbote an ... erreicht worden, sondern durch das System eines politischen Zustandes und die Gewaltherrschaft eines Mannes, der, unverantwortlich nach oben und unten, uns allen unangreifbar war. Wir waren machtlos. Wir haben als Abgeordnete unsre Pflicht während des Krieges getan, mit allen Behörden gemeinsam die Not zu lindern gesucht und dadurch vielfach Einblick in die Zustände genommen. Aber ich kann Ihnen sagen, wir haben uns oft an das Wort erinnert: Wer bei gewissen Dingen nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. Das war der Zustand, in dem wir gelebt.

*

Friedrich der Große im ‚Antimacchiavell':

Unsinnige, die wir sind! Wir wollen alles erobern, gleich als ob wir die Zeit hätten, alles zu besitzen, und die Frist unsrer Dauer kein Ende hätte.

*

Nicolo Machiavelli:

Nichts ehrt einen Fürsten mehr, als von ihm ausgehende neue Gesetze und neue Einrichtungen.

Taglied an die Welt von Ludwig Strauß

Aus frischen Häusern wieder hört' ich Brand
Die Luft durchreißen, lag im breiten Donner,
Der von den Alpen ab zum Nordmeer rollt
Und widerhallt von Volk zu Volk, verschüttend
Gesang und langen Fleiß, die leere Nacht,
Bis du mich riefest an das karge Fenster.

Du unerschüttert Strahlende, dir braut
Die Sonne schon von Honig Wohlgeruch
Aus gärend dichten Wäldern, Wiesen sinkend
In Blumen. Starker Mittag hebt dein Leib
Aus heilig weißer Frühe sich ins Blau
Und glüht mir zu, beschwebt von Vogelsängen.

Die ungesehen neben mir geschlummert,
Erwacht, in alter Küsse Süße stolz
Und Heimat fest im klaren Herzen bergend —
O Welt, dir bringt der Mensch ein Auge dar
Und Lächeln, so mit Schatten überlastet
Wie ein Todkranker die Geliebte grüßt.

Tycho Brahes Weg zu Gott von Felix Weltsch

Die Unzufriedenheit mit der eben abgelaufenen Zeitepoche, in der des Menschen Wille oft in Gefahr war, seinen Sinn zu verlieren und aus höchstem Ernst dummes Spiel zu werden, findet mitunter ihren literarischen Ausdruck in der wachsenden Abneigung gegen eine Richtung des menschlichen Geistes, die man allgemein Rationalismus nennt; man versteht darunter die Vernunft in der Gestalt bewußter Reflexion; genauer und gleich ethisch gefaßt: jene Art des Geistes, die vor der sittlichen Wahl den Gegenstand zergliedert und womöglich durch ein begriffliches System hindurchgehen läßt, ihn in dieser Verarbeitung mit andern zur Wahl gestellten Objekten vergleicht und bewußt wägt, bevor sie sich entscheidet. Wiewohl in dem Kampf gegen die ratio, der nun seit einigen Jahren tobt, auch die erkenntnistheoretische Seite des Problems oft berührt wird, so steht doch zweifellos im Mittelpunkt des Streites der ethische Vorwurf gegen den Rationalismus: er trage einen wesentlichen Teil der Schuld an allen sittlichen Mängeln der Zeit.

Nur in einem einzigen, wenn auch wichtigen Punkte besteht diese Anklage zu Recht, wenn dies auch sehr selten ganz klar zum Ausdruck gekommen ist. Um das Höchste, was Menschenwille vermag — die Entscheidung zum Guten — zu stützen, dazu ist freilich die Vernunft viel zu schwach. Es gibt kein Argument und kein rationales Kunststück — so viele auch die Moralwissenschaft und Werttheorie gefunden haben wollen —, mit welchem bewiesen werden könnte, daß der Mensch gut sein soll. Dafür gibt es kein Einsehen. Das ist der äußerste Sinn der sittlichen Freiheit. Ganz anders verhält es sich aber mit der Vernunft als ethischem Mittel. Sicherlich spielt sie keine Rolle in der Frage: Sollen wir das Gute wollen? Ob aber vielleicht doch in der Frage: Was ist gut? Es wurde geleugnet. Man wollte die Vernunft in Bausch und Bogen verdammen. Und so pries man als die Rettung von allem Uebel: die Irrationalität, die Realisierung, den Instinkt, die Intution. Und wo auch nur ein Fünkchen Ueberlegung war, wurde es als unethisch verworfen. Verhöhnt und verachtet stand der alte, bewährte Verstand in einem Winkel der ethischen Welt, und, der so oft schon als höchste Blüte des menschlichen Geistes gegolten, sollte nur ein Ausgedinge im allzuirdischen Reiche des Handels und der Technik erhalten.

Nun ist ihm ein Verteidiger erstanden; einer, der erkannt hat, daß man für die geschmähte ratio nicht eintreten kann mit den als rationalistisch verdächtigen Waffen wissenschaftlicher Theorien oder pointierter Essays. Die Vernunft muß dort ihr Daseinsrecht erhärten, wo sich ihre Gegner so sicher vor ihr glaubten: im warmen Gefühl und im leidenschaftlich pulsierenden Leben. Denn das sei ihre Schuld, so sagten die Gegner, daß sie Gift sei fürs Gefühl und

ein Hemmnis für das frei sich entfaltende Leben. Und darum ist es gut, daß sich ein Künstler ihrer angenommen hat, und daß er sie durch das Leben verteidigt. Daß er nicht aus Ueberlegung für sie eingetreten ist, sondern aus seelischer Qual. Ihn hatte die Schmähung der Vernunft im Herzen gehackt, und aus dieser Erschütterung entstand ein Werk, in dem er sein Gefühl mit überzeugendstem Geschehen füllte.

Dieser Künstler ist Max Brod und das Werk ‚Tycho Brahes Weg zu Gott' (erschienen bei Kurt Wolff in Leipzig). Es gehört zu jenen, die den Geist nicht ruhen lassen. Ist einmal die Siedehitze abgeklungen, die das Buch hervorgerufen hat, so meldet sich der Intellekt mit dem unstillbaren Verlangen, jene Gedanken abstrakt nachzuzeichnen, die in der Fülle dieses Romans leben.

Tycho de Brahe, der berühmte Astronom am prager Hofe Rudolfs des Zweiten, ist der vernünftige und bewußte Mensch, der mit aller Kraft zum Guten strebt; der nicht blind das Richtige trifft, sondern sich in kühler Ueberlegung seine Mittel sucht, die ihn zum Ziele führen sollen. Er hat kein Glück, weder in seiner Familie noch in seinen wissenschaftlichen Unternehmungen. Da hebt sich mit einem Male — hier setzt die Erzählung ein — sein Leben. Er hat den gelehrten Kepler als Assistenten gewonnen. Seine Liebe zur Wissenschaft sieht eine ungeheuer fruchtbare Tätigkeit im Verein mit dem genialen jungen Gelehrten voraus, und er blüht auf vor uns und überquillt vor Leidenschaft für die Forschung und Begeisterung für den Freund. Aber grade diese Verbindung mit Kepler soll ihm die ärgste Prüfung seines Lebens, doch auch die höchste und letzte Bewährung seines ethischen Willens bringen. Kepler ist das Widerspiel von Tycho; er ist das typische, einseitige, unbewußt schaffende Genie; er geht unberührt und teilnahmslos durch die Welt nur seinem Sterne nach, der ihm leuchtet überzeugend und blendend, sodaß er blind wird gegen alles um ihn her. Diese beiden so grundverschiedenen Gottsucher platzen nun auf einander. Das heißt: nur von Tycho ist es ein Platzen. Kepler bleibt unberührt und naiv, kalt gegen alles Persönliche; ihn führt sein Genius den graden Weg zur Vereinigung mit den letzten Gesetzen des Welten- und Sternenlaufs. Tycho aber gerät durch die Nähe dieses einfachen und großen Geistes vollkommen aus dem seelischen Gleichgewicht. Denn sein Charakter läßt ihn nicht gradenwegs in den Himmel gehn, er ist voll Liebe und Teilnahme für alles Irdische und verkettet mit allem Leben ringsumher. Und faßt mans tiefer, so ist es eben seine Bewußtheit und Vernünftigkeit, die ihn dahin gebracht hat. Da sein Verstand ihm alles zu bedenken gibt, sieht er rechts und lins und allerorten Mittel und Wege zu seinem Ziel: und alle wollen benützt werden; das verlangt seine klare Leidenschaft und sein Temperament, das ihn schnell vorwärts treibt.

So sieht sich denn Tycho durch die bewußt-klare Leidenschaft

seines Geistes mitten ins heftigste Getriebe der Welt gestellt. Kein Wunder, wenn er dabei unglücklich wird. Denn wer sich mit der Welt so einläßt, gibt dem Teufel gar zu viele Chancen. So führt ein notwendiger Zusammenhang von seiner Vernünftigkeit zu seiner Weltlichkeit und von dieser wieder zu seinem Unglück. Er führt aber noch weiter. Im Rationalismus lauert auch eine innere Gefahr, die der Teufel beinahe noch besser kennt und auszunützen versteht wie die äußere: der Egoismus. Es ist also nicht etwa eine notwendige Folge, sondern eine Gefahr, ein Abgrund, an dem die rationale Geisteshaltung vorbeiführt. Denn die Verständigkeit, die alles gern in ihr Kalkül einbeziehen möchte, vermag dem Ich manche Rolle zu sichern, die anfangs oder im Grunde wohl ein Mittel zur Erreichung des guten Zieles ist, aber unbemerkt und verschleiert auf die schiefe Ebene der Eitelkeit, Ruhmsucht und Habsucht führen kann. Das System der bewußten Mittel bietet eine ungeheure Anzahl von Schlupfwinkeln für dunklere Leitmotive. Dazu kommt noch die moralische Gefahr allzugroßen irdischen Unglücks. Ermattet sinkt schließlich der Verfolgte in ethische Skepsis oder in sittlichen Nihilismus und verzweifelt an Gott und dem Sinn des Guten, wenn er nicht so stark ist wie — Tycho. Alle diese Gefahren bleiben aber Dem erspart, der, wie Kepler, kindlich und unbeirrt seinen eindimensionalen Weg geht. Denn es ist klar: Wer mit einer Fläche das Chaos anrennt, findet stärkern Widerstand, als wer sich einen Schacht bohrt.

Allen diesen Gefahren unterliegt Tycho einige Male. Doch immer wieder reißt ihn seine grundethische Natur heraus, immer wieder sucht er neu vertrauend den Weg zu Gott. Und durch alle Gefahren und Wirrnisse seines Lebens findet er ihn schließlich, zerbricht alle egoistischen Schranken und erlebt erschauernd die Gottähnlichkeit des Geistes, der frei das Gute wählt. Er erkennt in seinem hellen Verstand, daß er seine Bewußtheit und Klugheit ganz und restlos einstellen muß in den Dienst des Guten.

Entkleiden wir dieses herrliche Menschenleben alles Fleisches, so bleibt uns eine wertvolle Erkenntnis in der Hand. In der ethischen Verachtung der Vernünftigkeit liegt eine Verschiebung. Nicht auf Vernunft oder Instinkt, auf Bewußtheit oder Unbewußtheit, auf Weltlichkeit oder Welfremdheit, auf Einseitigkeit oder Vielseitigkeit kommt es an, sondern — wie einfach ist es! — darauf: das Rechte zu wollen. Der Weg zu Gott führt auch über die Vernunft, wenn fester Wille und schärfste Achtsamkeit und Selbsterkenntnis die typischen Gefahren des Rationalismus: den Egoismus und die Skepsis zu überwinden helfen. Um dieser Gefahren willen aber die Vernunft als möglichen Weg zu Gott abzulehnen, heißt: vor der Gefahr fliehen, anstatt sie zu besiegen.

Es gibt wohl Ankläger des Rationalismus, die mit diesem Sündenregister der Vernünftigkeit noch lange nicht zufrieden sind. Sie werden triumphierend auf alle jene traurigen Figuren unsrer

Zeit weisen, die, wie sie sagen werden, ihre Vernünftigkeit um das wirkliche Leben gebracht hat, auf die Schar der „Händler“ aller Art, die ihre Rechenhaftigkeit zu Rechenmaschinen gemacht hat, auf die Gelehrten, denen vor lauter Verstand und Wissen das Leben entglitten ist, auf Politiker, denen die Parteiklugheit den freien Ausblick geraubt hat, kurz: auf alle Menschen, deren ursprüngliches Wachstum durch den Verstand verkümmert ist, der sich zwischen sie und die Wirklichkeit eingeschoben hat. Was ist dagegen Tycho, der von vorn herein so geartet ist, daß alle diese Mängel des Rationalismus im Feueratem seiner Leidenschaft und Lebendigkeit schmelzen! Der Dichter, werden sie sagen, ist nicht schuld an dem Fehlbeweis! Im Gegenteil: den Dichter führte sein Genius ganz richtig und ließ ihn eine lebensvolle Gestalt schaffen, die eben alles bereits in sich hatte, was zur Ueberwindung rationalistischer Schwächen nötig war. Wenn aber der Dichter im Recht ist, so ist sein Interpret tausendmal im Unrecht, wenn er die Konstruktion, die den Dichter sein künstlerisches Gefühl vermeiden ließ, nachträglich zwangsweise über die fleisch- und blutvollen Gestalten spannen möchte.

Es sei dem Interpreten erlaubt, sich gegen diesen Vorwurf zu verteidigen. Keineswegs will er diese dichterische Wirklichkeit mit dem Begriffe meistern, sondern er will von ihr den Begriff abziehen. Er will an diesem lebendigen Fall lernen, und glaubt zu erkennen, daß dieser Tycho gar kein so ungeeignetes Exemplar für einen rechten Rationalisten ist, wie es vielleicht einen Moment scheinen könnte; denn die Annahme, daß der Rationalismus einen unheilvollen Einfluß auf den sittlichen Willen ausübe, der erst irgendwie überwunden werden müsse, ist eine unbewiesene Behauptung, ja gradezu eine typisch falsche Behauptung, in der ein einfaches Nebeneinander für ein Wegeneinander genommen wird. Einem so beliebten und verlockenden Denkfehler kann man nur durch gewissenhafte Prüfung der Zusammenhänge steuern. Man muß sich ehrlich fragen: Was ist denn, genau betrachtet, der geistige Mangel in allen diesen seelischen Mißständen, die man auf die Rechnung des Rationalismus setzt? Es ist ein Willensfehler; das wird jeder zugeben. Nichts andres als der Wille ist krank, wenn der Mensch seine ganze Lebenskraft in eine Richtung zwängt, die ihm eine mechanische Entwicklung und automatische Gewöhnung gewiesen hat, anstatt sich selbst zu entscheiden, täglich und stündlich von neuem und aus dem tiefsten Grunde seines Selbst, frei von allem, was dem Sinne eines Willens fremd ist, der wahrhaft ein Eingriff des einmaligen Individuums in das metaphysische Weltgeschehen ist. Aus dem göttlichsten Instrument des Menschen ist ein verstaubtes Requisit geworden, dort, wo er verknöchert und versteinert ist; wo er mechanisch abrollt, wie er von außen aufgezogen ist, oder, wie er sich einstmals — als er vielleicht noch wahrhaft lebte — eingestellt hat; wo er nicht ständig mit gespanntester Kraft auf seine ethische Richtung kontrolliert wird, wo er nicht

jeden Morgen aus ernstestem Verantwortungsgefühl frisch geboren wird. Dieser Zustand des Willens, dieses „Mechanisiertwerden" des Willens ist es eben, was man gemeiniglich als Wirkung des Rationalismus ansieht. Und doch hat es nichts mit der Vernunft, nichts mit der Bewußtheit zu schaffen. Es ist eine reine Willenserkrankung. Es ist ein mattes Zurücksinken des Willens, ein Sich-los-lösen aus seinen beiden metaphysischen Angelpunkten, der Persönlichkeit in ihrer letzten Individualität und dem echten Eingriff ins Universum. Wohl findet sich diese Willensmechanisierung oft mit rationalistischen Qualitäten gepaart. Aber dieses Zusammentreffen beruht auf keinem Causalnexus; das geht schon daraus hervor, daß noch viel öfter diese Willensverkalkung mit höchst bescheidenen rationalistischen Anlagen vereint ist.

So kann uns denn Tycho weiter als wahrer Repräsentant des guten Rationalisten gelten. Denn alle Gefahren, die wahrhaft mit dem Rationalismus verbunden sind, hat er zu bestehen. Daß er aber einen sittlichen, sich seiner Verantwortlichkeit stets bewußten Willen hat, ist ebensowenig eine künstliche Kompensation gegen ein anti-ethisches Element des Rationalismus, als dieser die Ursache des ethischen Willens ist; nur wer dies annehmen wollte, wäre ein Rationalist im verwerflichen Sinne. Kein vernünftiger Verteidiger der ratio wird behaupten wollen, daß sie vor dem sittlichen Willen oder vor allen ursprünglichen Lebenskräften da sei, oder daß sie vielleicht gar ein Ersatz für all das sei, was von Natur aus irrational ist. Nur das soll behauptet werden: die ratio schädigt diese irrationalen vitalen Kräfte und vor allem den sittlichen Willen nicht. Wohl droht die Gefahr des Egoismus und der Skepsis, wie wir es bei Brods Tycho gesehen haben, aber der gute Wille, wenn er nur gut genug ist, überwindet diese Gefahren. Und mehr als das! Das Plus, um welches Tycho am Schluß des Romans Kepler überragt, verlangt auch noch eine abstrakte Deutung. Kepler wird wohl seinen Weg zu Gott weitergehen, er wird sogar seine großen „Gesetze" noch finden; aber diese Gottnähe, in welche Tycho die glückliche Ueberwindung aller sittlichen Gefahren gebracht hat, wird er nie erreichen. Objektiv zwar mögen Tycho und Kepler gleich weit, Kepler vielleicht doch noch weiter auf dem Wege zum Guten vordringen, aber das beseligende Gefühl, Gott errungen zu haben, dieses Bewußtsein allerhöchster Menschenleistung, das blüht nur im Helden Tycho auf. Denn er hat mit Gott gekämpft ein ganzes Leben, und nun segnet ihn Gott dafür. Nur ihm ist es vergönnt, Gott von Angesicht zu schauen und sich im Gefühl mit ihm zu vereinen.

Dieser Abschluß von Tychos Leben ist nicht etwa eine Flucht in Mystizismus. Denn um das Wunder der freien Entscheidung für Gott auszudrücken, ist alle Mystik noch zu nüchtern. Wer sich seines äußersten sittlichen Sieges bewußt wird — in dem kann es nicht göttlich genug zugehen.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Der Künstler kann das Gegenwärtige in die Zukunft projizieren. So erfaßt er im Erleben den Erinnerungswert des Erlebnisses.

*

Sie wissen höchstens, was „ihm ähnlich sieht“. Ihn selbst erkennen sie niemals.

*

Der Dichter erlöst verwunschene Worte.

*

Von Dummköpfen bewundert werden, ist noch kein Grund, an sich zu verzweifeln. Man hüte sich nur, die Bewunderer für keine Dummköpfe zu halten.

*

Ein paar jämmerliche Kerle, die mir einmal gefällig waren, können es nicht verstehen, daß ich ihnen mit meiner Undankbarkeit den letzten Rest von Achtung zolle.

*

„Sie kommen mir bekannt vor“ ist eine Beleidigung.

*

Wenn sie doch endlich das Schelten auf die konventionellen Phrasen sein ließen! Ich für mein Teil schwärme dafür. „Mein Kompliment! — Wie steht es mit der werten Gesundheit? — Immer noch so fleißig?“ Das alles bedeutet doch mindestens eine Galgenfrist. Oder sollte der Tropf gleich mit seiner Seele kommen dürfen?

*

Man weiß alles von den Augen eines Menschen, wenn man weiß, wofür sie blind sind.

*

„Wir nehmen Anteil an deinen Freuden und Schmerzen“, riefen sie dem Einsamen zu. „Ich glaube euch“, antwortete dieser. „Mit euerm Neid und eurer Schadenfreude.“

*

Manche Menschen, die man zwanzig Jahre nicht gesehen hat und dann wieder trifft, meinen, ohne weiteres dort anknüpfen zu können, wo sie seit damals stehen geblieben sind.

*

Schutz vor Enttäuschungen: Ich nehme die Leute, wie ich bin.

*

„Können Sie schweigen?“ fragen meistens jene, die es nicht können.

*

Gewissen Erforschern des Genies: Mit der Lupe wird nicht Astronomie getrieben.

*

In Dingen des Humors verstehe ich keinen Spaß.

*

Was habt ihr aus euerm Lachen gemacht!

Schnitzler-Abend

Dreimal Anatol — ein ‚Schnitzler-Abend' hätte sich abwechslungsreicher zusammenstellen lassen. Anatol wird dreimal von derselben Seite gezeigt. Wenn er weiter keine Seite hat? Eben drum reichts aus, ihn ein Mal von dieser Seite zu zeigen. Er ist ein homme à femmes, der vielen Frauen unwiderstehlich ist, und dem alle Frauen unwiderstehlich sind. Was schon im Frieden nicht mehr das ganze Leben der Frau ausgemacht hat, macht noch das ganze Leben dieses Männchens aus. Schnitzler selbst ist längst über diesen Typus hinausgewachsen. Die Eheleute im „Zwischenspiel' etwa (das doch zu seinen Nebenwerken gehört) sind Erotiker bis über die Ohren: zugleich sind sie geniale Musiker, die Frau nicht minder als der Mann. Anatol aber verrät mit keiner Silbe, ob er eine menschenähnliche Existenz führt, geteilt zwischen die verschiedensten Interessen, eine Existenz, in der die Liebe ihren Platz hat und nicht alles beherrscht. Er kennt nur Einen Gesprächsgegenstand: die Liebe. Himmel und Erde bewegen sich für ihn nur um Einen Pol: die Liebe. Er ist sich nur des Einen Triebs bewußt. Ein Dichter von Schnitzlers Geist und Kulturgefühl läßt die Geschöpfe seiner Phantasie, die Objekte seiner Beobachtung dauernd das Tier mit den zwei Rücken spielen oder sich zu dieser Beschäftigung rüsten oder sich von ihr erholen oder sich im besten Fall vergeblich nach ihr sehnen. Dreimal Anatol: da wird nicht einmal angedeutet, daß noch die idyllischste Friedenszeit andre Ideen, Nöte, Strömungen und Ziele gehabt hat. Das ist eine Welt, das heißt eine Welt! An sich ist dieses Weltchen zweifellos mit Meisterschaft gezeichnet. Der Zyklus hat einen Akt (den das Theater der Königgrätzer Straße nicht spielt), worin von der Aufrichtigkeit ermüdeter Lügner gesprochen wird; und wenn Anatol sie auch nicht hat, sondern durchaus nicht ermüdet, zu lügen, so ist es doch diese Stimmung von ironischer Wehmut und melancholischer Heiterkeit, die der Reihe die psychologische Wahrheit und die künstlerische Einheit gibt. Wir spazieren behaglich um die Liebe im allgemeinen, unterscheiden allerlei Sonderarten von Liebe, erfahren unüberrascht, daß weder Männer noch Frauen monogam sind, und wünschten für eine dramatische Steigerung nur, daß Anatol, dem jede Frau, mehr oder weniger schnell, langweilig wird, genügend Ressourcen in sich hätte, um in jedem Fall uns nicht noch schneller langweilig zu werden. Diese Gefahr hat Schnitzler, tief, allzu tief in sein Weltchen, sein Lustweltchen eingesponnen, ganz und gar übersehen: daß sein Anatol, im Geiste schwach, im Herzen arm, auch als purer Liebhaber, als Viveur im oberflächlichsten Sinne kein genügend reizvolles, launenhaftes, schillerndes Exemplar seiner Gattung ist. Nach zwanzig Minuten kennt man ihn auswendig. Dann beginnt er, uns zu verdrießen. Schließlich droht er unerträglich zu werden. Die Rettung ist, daß er in einen handfesten Schwank wie das ‚Abschiedssouper' gestellt wird. Aber zur reinen Freude wird dieser Schnitzler-Abend doch erst, wenn sich Anatol abgeschminkt hat. Wenn der andächtige, sogar lächelnd noch andächtige Schilderer eines Lustwäldchens von spezifischer Färbung sich lachend darüber erhebt. Wenn er dem Dunstkreis seines Metiers so weit entschlüpft, daß er diesen selber satirisch beschwören kann. ‚Literatur': das ist ein so meisterhaftes Stück Kleinarbeit, daß es nach fünfzehn Jahren keinerlei Altersspuren zeigt. Was es jung erhält? Ein Witz, der niemals vom Dichter gemacht wird, sondern organisch aus der Turf-Atmosphäre eines sanft blödelnden Barons oder aus der Caféhaus-Atmosphäre eines versnobten Bohemepaares herausspringt und eine quellende Dichtigkeit hat. Essenz, von der sich Generationen deutscher Lustspielautoren ihr Süppchen kochen werden. Ein Standwerk unsres Einaktervorrats, auf das man immer wieder zurückgreifen wird. Von ‚Anatol' durch die artistische Entwicklung und die menschliche Erfahrung

eines Lebens getrennt; was das Theater dadurch bekräftigte, daß es die Pause, statt in die Mitte des Abends, vor den vierten Teil setzte. Auch seine Schauspielkunst war durch einen Abgrund in zwei Lager getrennt. Hie Eugen Burg, für Anatol nicht mehr fünfundzwanzigjährig genug, aber ein zwingender Clemens ohne den leisesten Strich Uebertreibung; Alexander Ekert, für Max nicht mehr schlank genug, aber ein Gilbert von saftigsten Humoren; die Triesch, keine Adelheid von Walldorf, aber eine Lustspielcharakteristikerin von blühendem mimischen Reichtum. Hie Fräulein Orska. Was sie gab, sollte Wien sein; und war, wie wenn die Tauentzienstraße in Brünn und Brünn irgendwo in Galizien läge.

Wiener Theater von Alfred Polgar

Der Floh im Panzerhaus' ist eine Schicksalsgroteske von Robert Forster-Larrinnaga. Der Titel ist bizarr genug. Und der Theaterzettel schmunzelt gradezu herausfordernd pfiffig. Die Figuren tragen keine Namen, sondern werden eingeführt als „die Dame mit den fragenden Augen", „das Mädchen mit dem musculus biceps bracchii", „die Kleine" und so. Ein übermütiges Personenverzeichnis ist immer verdächtig; auf dem Speiszettel wünsche ich keine Spuren des Menus. Der Vorhang geht hoch, die Darsteller zeigen sich als Marionetten, an Drähten hängend, der Vorhang fällt. Ein Gedanke erfüllt allsogleich sämtliche Zuhörer. Er lautet: aha! Der Vorhang hebt sich neuerdings, und wir sind sofort mitten in der Ironie. Ort der Handlung: ein Panzerhaus, als dessen Chef „der Alte im Fahrstuhl" sich kundgibt. Er hat sich das Haus errichtet, weil er von der menschlichen Komödie draußen nichts mehr wissen will, und eine Reihe wohlhabender Seelen-Schiffbrüchiger um sich versammelt. In Wechselreden von oft witziger Fassung enthüllen sich die respektiven fixen Ideen. Ein Floh, der dem Zoologieprofessor aus dem Schächtelchen entweicht, bringt Unruhe in die Panzerhausgemeinschaft, und diese Unruhe führt in letzter Folge die versammelten Absurditäten ad absurdum. Insbesondere die Liebe feiert einen fidelen Lustspielsieg. Minutenlang ist das Spiel spaßig, viertelstundenlang recht öde. Umgekehrt wäre bessere Oekonomie. Das Ganze macht einen ziemlich gequälten Eindruck. Der Humor muß mühevolle Verrenkungen vornehmen, um seine Absicht, sich selbst die Zunge hinterm Rücken herauszustrecken, gut zu erfüllen. Esprit ist vorhanden, aber der Zerstäuber, der ihn ringsum verteilen will, ist irgendwie kaput; meistens kommt nur Luft heraus. Sehr ergiebig an Frohsinn zeigte sich die Verwechslung eines Gifttrunks mit einem Abführmittel. Auch für dieses ist rechtzeitig ein Gegenmittel da, und so resultierte als Abschluß der Komödie: ein halber Durchfall. Ob die Darstellung der Neuen Wiener Bühne den tiefern Absichten des Autors gerecht wurde, weiß ich nicht, da ich sie nicht ganz durchschaue. Jedenfalls war die Regie des Herrn Stahl-Nachbaur, der auch als Darsteller des „Alten im Fahrstuhl" seine beste Nußknacker-Miene und -Rede beisteuerte, dem Stück ein sorglicher Anwalt und Herrn Mendes sanft gezierte, sozusagen lyrisch gelockte Ironie vortrefflich am Platz. Man hatte die Empfindung, die Sache wäre ganz lustig, wenn sie nur lustiger wäre.

Traum im Herzen von Ananas

von Heinrich Eduard Jacob

Im Nebel vor meinen sinkenden Lidern zerging das weiße Mittagsgewölbe, rings um den Schlafenden schwand der Baum, die Felderhitze, die Wanderstraße und das Flügelschleifen der Grillen. In dem trocken durchatmeten Gaumen blieb, ein letztes Erinnern, Durst.

Traum kam geflogen und brachte Verwandlung. Traum nahm mich mit und ließ mich doch liegen ... War das die Ebene, die ich gegangen? Ich lag gestürzt in das mittlere Herz der feuchten, goldhellen Ananasscheibe. Kühler Erdbeerduft rann durch das Blachfeld, quirlte aus Erdlöchern, schwankte gesammelt und wogte fächelnd die Müdigkeit fort. War es der Südwind, der mich gedörrt? Zwischen dem golden verschwimmenden Fleisch zogen die weißen härteren Adern, gleich Straßen, die trocken durchs Aehrenland gehn, wenn es die lauen spiegelnden Wasser eines ersehnten Gewitters schlürft.

Wie nun mein Gaumen wollüstig aufbrach! Am ganzen Körper entsprangen mir Zungen. Aus meinen Schultern drangen sie her, rückenabwärts, und regten sich flügelnd. Ich wälzte mich saugend und zungenschlagend über den obstgewordenen Boden, wie ein großer trunkener Vogel, wenn er badet und Federn spritzt. Nimmergesättigt; von krallendem Durst tiefer ins Fleisch der Erde getrieben.

... Nun bin ich seit kurzer Minute erwacht und noch ganz wirr von der Stärke des Traumes. Noch ist der Boden an manchen Stellen, wenn auch schwächlich, von ihm getränkt. Noch quillt es goldweiß aus Zweig und Grashalm. Durch die Erdrinde taumelt noch immer ein Schaum, lautlos wie springende Bläschen im Weinglas. Leise nimmt die Erscheinung ab. Duftlose Schwere bemächtigt sich wieder der dumpf hinwuchtenden Weite. Alles Fruchtfleisch erbräunt zur Erde. Ein abschiednehmender Süßgeruch weht warm, pulsklopfend, über die Ebene. Daß ich ihn halten, oh, halten könnte! Meinen Gaumen sengt wieder weißliche Dürre. Mein Zahnfleisch runzelt. Ich möchte aufstehn; ich möchte mit hangender Zunge gehn und die Borke der Bäume anlecken. In mir lebt Wollust und durstige Angst, die Erscheinung möchte vergehn, eh' auf das saftverzauberte Land eine Wolke genügenden Zucker schneite.

Das Ausfuhrproblem

von Vindex

Nach dem Kriege wird sich der deutsche Wirtschaftspolitiker sowohl wie der Praktiker die Frage nach der Neuerrichtung der deutschen Ausfuhrorganisation vorlegen. Zwar ist der deutsche Export während des Krieges keineswegs etwa zum Stillstand gekommen; Eisen, Kohle, Chemikalien, Luxusgegenstände haben uns vielmehr in den letzten Jahren für die Aufrechterhaltung unsrer Beziehungen zu den ausländischen Märkten sehr wertvolle Dienste geleistet. Andrerseits ist der Außenhandel wichtiger Zweige unsrer Volkswirtschaft notwendig mehr und mehr zurückgegangen, weil die beschaffbaren Rohstoffe für die Versorgung des in-

ländischen Marktes verarbeitet werden mußten; allmählich wurden ja sogar noch Streckungsmaßregeln zur Deckung dieses Bedarfs erforderlich. Um nur ein Beispiel anzuführen, sei darauf hingewiesen, daß die Textil-Industrie und namentlich die Textilstoffe verarbeitenden Industrien ihr früher blühendes Auslandsgeschäft fast völlig haben aufgeben müssen, daß hier ein auf viele Millionen zu beziffernder Gewinn der deutschen Wirtschaft verloren gegangen ist.

Grade an dem Beispiel der Textil- und Bekleidungs-Industrie zeigt es sich aber auch, daß die Wiederherstellung des deutschen Außenhandels in dem wünschenswerten Umfang an die Voraussetzung geknüpft ist, den Ausfuhr-Industrien, und namentlich den weiterverarbeitenden Gewerben, zunächst einmal die nötigen Grund- und Rohstoffe zugängig gemacht werden. Und hier ist der Punkt, wo sich das Ausfuhrproblem mit der Frage der Einfuhrregelung nach dem Kriege eng berührt, und die Beachtung dieses Zusammenhangs dürfte als eine der Hauptaufgaben des Reichskommissars für Uebergangswirtschaft anzusehen sein.

Freilich wird eine andre Obliegenheit dieser Reichsstelle dadurch zunächst einmal in die zweite Stelle gerückt, nämlich die Aufgabe, um die Hebung unsrer Valuta auf den normalen Stand bemüht zu sein. Hierfür käme natürlich die beschleunigte Aufnahme einer umfangreichen Exporttätigkeit als Hauptmittel in Frage — aber der Forderung nach dieser Schleunigkeit werden, wie die Dinge liegen, nur verhältnismäßig wenige deutsche Industrien nachkommen können. Der Rohstoffhunger, der in der Textil-Industrie heut bereits besteht, wird in sehr vielen andern Gewerbezweigen sich, da der Krieg einstweilen andauert, ebenfalls mit der Zeit bemerkbar machen, und es wird nach alledem die Valutafrage während der ersten Monate des Friedens für uns in den Hintergrund treten müssen, wir werden unter Umständen sogar eine weitere Verschlechterung unsrer Valuta fürs erste hinnehmen müssen, da wir vor allem dafür zu sorgen haben werden, unsre Fabriken mit Material für ihre Maschinen und ihre Männer zu versehen.

Die Reichsstelle für Uebergangswirtschaft wird sich daran zu erinnern haben, daß die deutsche Industrie zum überwiegenden Teile ihrer Kunst der Weiterverarbeitung Ruf und Anerkennung verdankt. Man wird bei dem Reichsamt ferner beachten müssen, daß diese Weiterverarbeitung als im höchsten Sinne produktive Tätigkeit anzusehen ist, daß sie die Ware einem Veredlungsprozeß unterwirft, und daß, namentlich, dieser Prozeß besonders wertsteigernd auf den verarbeiteten Stoff einwirkt.

Das Geld und die Werte, die somit zuallererst für die Herbeischaffung von Rohstoffen bei Beginn der Uebergangswirtschaft auszugeben sein werden, sind für die deutsche Industrie also keineswegs fortgeworfen. Sie kehren bei Ausfuhr der Fertigfabrikate vervielfacht wieder.

Antworten

Rudolf Kurtz. Sie sagen ganz richtig, daß die Oeffentlichkeit, die Max Reinhardts neue Gründung finanzieren soll, auch ein außerordentlich großes Interesse daran habe, wie der Plan ausgeführt wird. Denn ihm „droht Scylla und Charybdis. Das Programm kann zu weit gefaßt werden: dann werden sich Uebersetzungen eindrängen, Neubearbeitungen vergilbter Jugendwerke um das Rampenlicht werben, es wird sich eine gewerbsmäßige Schatzgräberei vergessener Literatur bilden. Oder man findet sich zu sehr an den Wortlaut des Programms: dann wird

man ungehobene Werte lebender Dichter unbeachtet lassen, nur weil die Verfasser nicht mehr als ‚junge Autoren' bezeichnet werden können. Der Doppelzweck des Unternehmens, ans Licht dringende deutsche Dichtung zu fördern und die sozialen Nöte noch nicht durchgedrungener deutscher Dichter zu mildern, muß vor allem dem Geiste nach alle Maßnahmen der Gesellschaft leiten." Bis dahin bin ich mit Ihnen einverstanden. Dann aber sagen Sie weiter: „Prüfung und Auswahl der Manuscripte ist nicht Sache eines Einzelnen, sondern der Gesellschaft. Das bedeutet, daß die Arbeit des Unternehmens auf durchaus demokratische Grundlage gestellt werden muß. Es soll gegen die Dramaturgen Reinhardts kein Mißtrauensvotum ausgesprochen werden; aber ich habe es doch erlebt, daß einem jetzt auf dem Höhepunkt des Saisonerfolges stehenden jungen Dichter auf sein Erstlingsdrama von einem prominenten Mitglied des Reinhardtschen Stabes ebenso belehrend wie blütenreich geantwortet wurde: Kunst muß sein wie ein verschneites Bauernhaus. Und Else Lasker-Schülers tiefsymbolisches Meisterwerk ‚Die Wupper' wurde von der gleichen Autorität mit dem Bemerken abgelehnt, daß es zu ‚naturalistisch' sei. (So liegt dieses frühe Werk deutscher Stilkunst seit mehr als einem halben Dutzend Jahren kaum beachtet da, vermodert, veraltet, bis es die Beziehung zur Zeit verloren hat und erkaltet sein wird.) Es ist daher von ausschlaggebender Bedeutung, daß die Auswahl der aufzuführenden Stücke von einem Kollegium geschieht, das sich zusammensetzt aus der Person des Gründers, Vertretern der jungen deutschen Dramatik, führenden Kritikern und besonders geeigneten Mitgliedern des Unternehmens. Nur so ist es möglich, Einzelinteressen auszuschalten und den Willen der Gesamtheit in größtmöglicher Annäherung auszuführen." Nicht doch, nicht doch! Dies wäre ja der falscheste Weg, auf den man das Unternehmen stoßen könnte. Die Gesamtheit hat gar keinen Willen. Hier, wenn irgendwo, muß der Wille des einzelnen überlegenen Kopfs zu entscheiden haben. Die Freie Bühne wäre elend gescheitert, wenn der Zehnmänner-Ausschuß sich nicht nach kürzester Zeit entschlossen hätte, den einen Otto Brahm mit monarchischen Befugnissen auszustatten: völlig selbständig durfte er über die Wahl der Dramen, über ihre Darstellung und Inszenierung entscheiden; nicht einmal ein künftiger Wechsel in der Leitung, ein jährlicher Turnus etwa war vorgesehen. Brahms Persönlichkeit war begrenzt, ohne Zweifel. Aber ich fürchte, daß zwanzig unbegrenzte Unpersönlichkeiten erheblich weniger, und daß fünf Persönlichkeiten, von denen ja dann jede ihr eigenes Weltbild, ihre eigene Kunstanschauung, ihr eigenes Ziel haben würde — oder es sind eben keine Persönlichkeiten — überhaupt nichts ausrichten würden. Daß den Dramaturgen Reinhardts im Riesenwarenhausbetrieb der drei Theater jedes Unterscheidungsvermögen für die junge Dramatik, welches der Meister selber erst gar nicht besessen hat, seit langem abhanden gekommen ist, das beweist der Spielplan der letzten Jahre, das beweist vor allem ein Nichtspielplan von verblüffender Reichhaltigkeit. In diese Hände den Geist der neuen Freien Bühne befehlen, heißt: ihn morden, bevor er gelebt hat. Aber Reinhardt ist der Mann der Ueberraschungen. Er hat sich in fünfzehn Jahren so viele Helfer jeder Fakultät entdeckt, daß er vielleicht auch einen kleinen Brahm entdeckt und gegen die Kamarilla der geräuschvollen Mittelmäßigkeiten in seinem Hause durchsetzt. Warten wirs ab. Lassen wir ihm Zeit auch zu den Kinderkrankheiten des neuen Unternehmens und putschen wir höchstens rechtzeitig die Dramatiker auf, sich bei diesen Fleischpreisen weniger denn je den Belag von der Brotkarte nehmen zu lassen. Ich schließe mich Ihrer Warnung an: „Es kann nicht genügen, daß das Werk in einer geschlossenen Vorführung das Licht der Welt erblickt und dann aus irgendwelchen Gründen — seien es persönliche Bedenken, sei es ein vollbesetztes Repertoire oder ein grade erfolgreiches Serienstück — in die Versenkung verschwindet. Reinhardt müßte durch

Statut der Gesellschaft gezwungen sein, entweder das Werk in sein Repertoire mit hinüber zu nehmen oder seine Rechte an jedes andre Theater, das die Aufführung für opportun hält, abzutreten. Nur dann wird der Autor die Gewißheit haben, daß die von ihm geschaffenen Werte nicht an einem Einzelwillen zu Grunde gehen." Wunderschön. Aber dazu ist kein „Statut der Gesellschaft" nötig. Auch diese Gesellschaft kann ja kein Drama aufführen, über das nicht der Autor oder sein Verleger einen Vertrag mit ihr geschlossen hat. Wenn in diesen Vertrag die schwächere Partei eine solche Klausel hineinsetzt, ist sie gesichert genug. Und nun: der Worte sind genug gewechselt — laßt uns im Spätherbst Taten sehen.

Rudolf Leonhard. Ich verwehre Ihnen keineswegs, zum Fall Rankins „noch einmal Stellung zu nehmen". Sie sagen „nun in scharfer Prosa", zu Bab gewendet: „Dieses Gedicht, das ich sofort nach dem Lesen des Vorfalls niederschrieb (und das in der ‚Schaubühne' vom sechsundzwanzigsten April gestanden hat) ist ein politisches Gedicht. Für dieses Gedicht ist heute noch zu betonen, was für alle seiner Art selbstverständlich ist: daß ich den Inhalt noch mehr vertrete als die Form, die mein persönliches Recht ist. Ich wäre nicht in Erregung geraten und hätte das Gedicht nicht geschrieben, wenn ich nur Pazifist und nicht auch — die beiden Bewegungen scheinen mir, der an die ‚Einheit der Bewegung' glaubt, nahe verbunden — leidenschaftlicher Anhänger der Frauenbewegung wäre; aus Gründen übrigens, die den landläufigen zum Teil entgegengesetzt sind und sich mit einigen decken, die Andre zum Antifeminismus bestimmen. Davon werde ich in einer Schrift, die ‚Erhebung der Frauen' heißen soll, genauer Rechenschaft geben. Heute nur so viel, zur Verteidigung der Miß Rankins — und eben zu meiner: ich will, daß im Staate, der eben keine ‚männliche Gesellschaft' ist, auch das notwendig antibürgerliche Ferment der echten Frauen (man vergleiche Blüher mit Weininger!) zur Geltung komme. Ich bin, nebenbei, auch für das, was als ‚Sentimentalität' zu unrecht verschrien ist, insofern als es zum Pathos der Seele gehört, auf der ungetrennten Einheit ihrer Totalität zu bestehen: deshalb sind Schimpfworte wie ‚Rationalismus' und ‚Sentimentalität' Ehrennamen, die wir begeistert aufnehmen. Aber Miß Rankins war nicht sentimental, nur vom großen Gefühl des Augenblicks erfüllt. Julius Bab (in der ‚Schaubühne' vom zehnten Mai) deutet den Vorfall um. Miß Rankins war beim ersten Stimmaufruf zugegen; aber die Größe des Augenblicks nahm ihr die Stimme. Ich an ihrer Stelle hätte empört geschrien — aber man kann über die Notwendigkeit des Ausdrucks nicht streiten. Als sie dann sprach — weinend, ja, eben weinend; noch einmal erinnere ich an die Totalität der Seele — da war der erste Teil des Satzes vom Gefühl bevorzugt, nicht der zweite; sie liebe ihr Land, das, wie sie glauben mußte, den Krieg verlangte. Und nun frage ich: war die Abstimmung der Männer für den Krieg, dort und überall, weniger vom Gefühl entnötigt? Miß Rankins jedoch fuhr fort: ‚. . . aber ich kann nicht für den Krieg sein'. Entschuldigend? Nein, behauptend! Hier grade wurde, entgegen dem Gefühl des ersten Satzes, das Prinzip behauptet. Grade das ‚Aber' betonte den Grundsatz. Was nur in Italien und sonstwo einige verborgene Sozialisten gewagt hatten — diese Frau hat es, im deutlichsten Bewußtsein des Augenblicks und der erhöhten Stelle, und darum weinend, weinend vor Uebermaß, getan: zum Grundsatz sich bekannt, weinend in einer Welt, die ihm widerstreitet, rührend, nicht gerührt — zum Grundsatz sich bekannt. Sie ist politisch gewesen." Darauf antwortet Bab: „Ich kann auf Leonhards Antwort auf meine Antwort nur antworten, daß ich von Wesen, Wirkung und Würde eines politischen Betragens eben eine andre Vorstellung habe als er — und daß mir die sentimentalischen Vorstellungen von politischen Formkräften, wie sie jetzt in den Köpfen der, mir sonst herzlich nahen, jungen lyrischen Aktivisten spuken, überhaupt in mancherlei Sinne be-

denklich scheinen. Sie sind der Verwirklichung ihrer schönen Gesinnungen nicht günstig, diese formalen Sentiments. Aller guten Dinge und Betrachter sind drei. Und so stelle ich mich entschlossen auf Ihre Seite, Rudolf Leonhard.

Heinrich Schulz. Schade, daß Sie nicht neulich im Beethovensaal geredet haben. Der Rechtsanwalt Seelig hat nur angedeutet, was Sie jetzt im ‚Vorwärts' (vom fünfzehnten Mai) überzeugend ausführen. Mit einem Schlage wäre der Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur, der vorläufig Phrasen drischt, des Anteils der unbenebelten Theaterleute sicher: wenn er nämlich „alle Organisationen, die sich mittelbar mit der Pflege des Theaters befassen, zu einem Zweckverband, zu einem Theaterkonsumverband zusammenfaßt, um dadurch zweierlei zu erreichen: gute Vorstellungen und Besuch dieser guten Vorstellungen durch die Massen". Das klingt gescheiter als die Litanei von dem sittlichen Verfall der Bühne, der durch die Verbannung aller Weltkinder aufgehalten werden müsse. „Wenn es durch Zusammenfassung der Kräfte, durch organisatorisches Einwirken auf die Theaterleitungen und Stadtverwaltungen, durch Schaffung guter Wandertheater für kleine Städte und Dörfer gelingt, gute Vorstellungen zu schaffen, und wenn es ferner gelingt, die Massen dafür zu gewinnen, so ist das allerdings eine sehr ernste und wertvolle Arbeit für die Pflege des Theaters, aus der der Kultur im allgemeinen mannigfache Segensströme zufließen, und die den Bühnenangehörigen und den schaffenden dramatischen Dichtern unmittelbar zugute kommt. Dann kann man es der weitern Entwicklung der Dinge und der Initiative der einzelnen örtlichen Arbeitsgemeinschaften überlassen, ob und inwieweit über dieses elementare Programm hinaus noch eine weitergehende Zusammenarbeit positiver Art zugunsten der Förderung der Theaterkultur möglich ist." Bravo! Ich wünsche dem hildesheimer Verband und der deutschen Bühne mehr solche Realpolitiker wie Sie.

L. G. in Mecklenburg. „Unsre Leser wissen, daß es den dafür zuständigen Stellen nicht gelungen ist, die Fabrikation für Zeitungsdruckpapier so sicher zu stellen, daß die deutschen Zeitungen ungeschmälert und pünktlich hergestellt werden können. Gelungen ist es dagegen, insgesamt erhebliche Mengen von Zeitungsdruckpapier für das Ausland in Deutschland herzustellen und pünktlich auszuführen. Von diesem deutschen Papier dürften möglicherweise ganze Ladungen über das neutrale in das feindliche Ausland befördert und dort wie auch in deutschfeindlichen Blättern im Zeitungskriege gegen uns verwendet worden sein. Während also die Waffe der deutschen Presse geschwächt wird, wird die gegnerische gestärkt." Das ließe man sich von der Frankfurter Zeitung, dem Berliner Tageblatt und dem Vorwärts gefallen — unter den großen Zeitungen diejenigen drei, die am besten wissen, was Deutschland nottut, und es am unerschrockensten aussprechen. Aber es steht — du glaubst es nicht — im Berliner Lokal-Anzeiger. Wenn der lateinisch verstünde, so würde man ihm erwidern: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes! Wer die Waffe dieser Sorte deutscher Presse schwächt, der tut ein Werk, das Deutschland und dem Himmel wohlgefällig ist. Nicht bloß geschwächt: zerbrochen müßte diese Waffe werden. Schade, daß die Obrigkeit hier nicht gleich ganze Arbeit macht. Diese Zeitung, die in der Geschichte des Krieges ein besonderes Kapitel erhalten wird, weil sie seinen Anfang durch ihr berüchtigtes Extrablatt verfrüht ausgerufen und damit unsern Gegnern für immer die Möglichkeit gegeben hat, uns des übereifrigen Kriegswillens zu zeihen, die zur Entschädigung aber das Ende des Krieges durch ihre Haltung verzögern hilft; diese Zeitung, die sich, je nachdem, wer sie verproviantiert, parteilos oder alldeutsch gebärdet und immer sensationswütig und gesinnungslos ist; diese Zeitung, die gar zu gern hochoffiziös sein möchte und jetzt, wo man sie nicht an die Nachrichtenkrippe läßt, eine kleinliche Rachepolitik gegen die Regierung

treibt — eine solche Zeitung dürfte höchstens Papier für den Heeresbericht zugeteilt kriegen, der leider nicht befragt werden kann, von was für Händen er zum Druck befördert werden will.

Heinz M. Ich glaube Ihnen gern, daß der junge Riesenelefant, den ich hier am dritten Mai — in der Antwort an einen Ostpreußen — aufgespießt habe, „sich leicht um ein Dutzend vermehren ließe. Angesichts derartiger Ausgeburten provinzialer Kunstbetrachtung", was auch nicht der schönste aller deutschen Sätze ist, erheben nun Sie „die Forderung nach einer Organisation, die rücksichtslos den Kampf gegen derartige Erscheinungen aufnimmt. Und zwar müßte man sich nicht etwa gegen diese unglückseligen Auch-Rezensenten wenden, die meist gänzlich unschuldig, ja mitunter gegen ihren Willen auf den kurulischen Stuhl erhoben worden sind, sondern gegen das gewissenlose Verlegertum, das aus Rücksicht auf seinen Geldsack einen solch ahnungslosen Engel mit dem kritischen Richtschwert betraut. Grade in einer Stadt wie Königsberg, wo außerdem zwei gut redigierte Zeitungen erscheinen, hat das nicht viel auf sich. Es gibt aber noch genügend Provinzstädte, wo das Publikum diesen Schmöcken ausgeliefert ist." Und da rechnen Sie darauf, daß ich mich dieser Sache annehme. „Denn die Berufsverbände haben in entscheidenden Fragen noch stets versagt. Allein der Initiative Einzelner kann es gelingen, in dieser wie in vielen andern Fragen, die Kritik und Theater betreffen, Bresche zu legen." Ich bin — abgesehen davon, daß ich den Akkusativ vermisse, in den die Bresche zu legen wäre — wahrhaftig für die Initiative Einzelner. Aber jeder Einzelne, wofern er kein gewerbsmäßiger Zeitverschwender ist, soll sie nur da ergreifen, wo er sicher ist, Macht zu haben. Und von allen Mächten, die ich nicht habe, dürfte diejenige über die Verleger der Provinzzeitungen die imposanteste sein. Ja, ich muß Sie noch ärger enttäuschen. Selbst wenn ich die Macht hätte: ich würde sie nicht anwenden. Ich schlage ein Provinzblatt auf und finde — doch ich will nicht vorgreifen. Lesen Sie zunächst, was ich hier einander gegenüberstelle.

Um eine Truhe wird viel Wesens gemacht, als berge sie wer weiß was für Geheimnisse. Dann zerschlägt der Jäger sie und ruft: „Da is ja nix darin als wie a Spinnweben." Die Truhe ist das Stück. Ein Hintergrund in Fresko mit ein paar Ziffern davor ist gewiß kein Drama: aber sogar den Hintergrund zu ersparen, das heißt: die Knauserigkeit übertreiben. Zweimal zwei ist vier, oder: wenn der muskulöse Grenzjäger auf Befehl seines Vorgesetzten mit der strotzenden Frau des kranken Schmugglers scharmuziert, um diesen zu fassen und dafür belohnt zu werden, und wenn die Schmugglersfrau auf Wunsch ihres Mannes dem Soldaten das Koderl kraut, um die Belästigung des Schmuggelgeschäfts zu verhindern — so wird die Natur sie wohl nicht mit sich scherzen lassen. Jung und stark gesellt sich gern. Befehl und Wunsch sind vergessen. In den Armen liegen sich beide, und der Spaß wäre aus, bevor er recht angefangen hätte.

In dem Stück wird viel von einer verschlossenen Truhe geredet. Man denkt zunächst ganz unbefangen, sie berge die größten Geheimnisse. Aber der Muskelmann und Kraftlakl von Grenzjäger zerschlägt den Deckel mit harter Faust, und der pfiffige Bauer sagt hernach: „Da is ja nix drin als Spinnweben." Die Truhe ist das Stück selbst. Schönherr spart in dem Drama sogar an einem Hintergrund. Wenn der Grenzer mit den Eisenmuskeln und der Pferdebrust auf Befehl des Grenzkommandanten mit der Frau des Schmugglers liebelt, um diesen zu fassen und sich das „Sterndl" an den Kragen zu verdienen, und wenn die lebenssüchtige Schmugglersfrau auf Wunsch des Mannes den Jäger im Hause hält, daß die Schmuggler ungestört arbeiten können — dann wird eben die Natur ihr Recht verlangen. Jung und stark gesellt sich gern, das ist so klar wie zweimal zwei vier ist. Würden sie sich gleich in den Armen liegen, dann

Das darf nicht sein. Das gäbe kein abendfüllendes Schauspiel . . . Bei Schönherr, dem Stück Unnatur, geschieht es nie . . . Nachdem er mit boshafter Künstlichkeit verzögert hat, was unabwendbar ist, zeigt sich, daß es garnicht unabwendbar ist. Zwei glühende Menschen brauchen nicht zu einander zu gelangen, wenn der Drahtzieher anders will; und der Jäger tötet den Schmuggler nur, weil Schönherr grade nicht eingefallen ist, den Jäger vom Schmuggler töten zu lassen. Es könnten auch alle Drei leben bleiben. Sie könnten den friedlichsten Dreibund bilden. Oder der Schmuggler könnte hinausgeworfen werden. Oder der Jäger. Oder das Weibsbild. Jede Lösung ist denkbar, da man Schönherr doch keine glauben würde.

hätte das Leben gesprochen und nicht Herr Schönherr; dann wäre die Literatur um ein abendfüllendes Stück von fünf Akten ärmer, denn eigentlich müßte doch geschehen, was von vorn herein unausbleiblich erscheint. Aber es geschieht eben nicht. Fünf Akte wird das Unabwendbare verzögert, und dann zeigt der Dichter, daß es doch nicht unabwendbar ist. Die glühende Brunst braucht nicht zur Tat zu werden, wenn es der Dichter nicht will. Der Jäger tötet den Schmuggler, weil es Schönherr so gut erscheint, ebenso hätte es auch umgekehrt sein können, oder alle drei könnten leben bleiben, oder das Weib hätte an die Luft gesetzt werden können, oder der Alte hätte zur Tür hinausfliegen können. oder der Jäger. Alles ist denkbar; wir würden aber Schönherr keine Lösung glauben, weil eben die zwingende, innere Notwendigkeit fehlt.

. . . Schließlich ists ja egal, aus welchem Munde das Spruchband hängt . . . Sie sitzt zum ersten Mal dem Jäger gegenüber. Dann steht er auf, tritt an die Rampe und flüstert uns vertraulich zu: Mir scheint, die brandelt schon. Sie ihrerseits: Treibt der nun noch sein Spiel mit mir, oder ist ihm schon warm? . . . Es soll eine Stimmung entstehen, von der wir bei einem Dichter fühlen würden: Frühjahr und Brunstzeit. Da bei Schönherr diese Stimmung selbstverständlich nicht entsteht, so sind wir dankbar, daß das Weib plötzlich erklärt: Es ist Frühjahr und Brunstzeit. Am Schluß eines Akts ist nicht zu vermeiden, daß wir mit dem Schmuggler verspüren, zu welch leichtsinnigem Spiel er sein Weib gebraucht hat. Da singt er bereits: „Jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf: mein Haus brennt." Schönherrs Psychologie ist allerdings so wahnsinnig kompliziert, daß wir verhängnisvoll in die Irre gehen würden, wenn nicht jeder jederzeit sein Innenleben nach außen kehrte. Der Schmuggler: „In mir ist eine Unruhe, eine gewaltige"; das Weib: „Jetzt bin ich eine ganz andre." Durchaus in der

Die Feinarbeit der Psychologie fehlt. Ich denke immer an die Figuren auf alten Bildern, die ein Spruchband im Munde führen, auf dem geschrieben steht, was sie sagen. Einige Beispiele hierfür: das Weib sitzt dem Jäger zum ersten Male gegenüber. Dann steht er auf, tritt an die Rampe und berichtet dem Publikum: „Mir scheint, die brandelt schon." Sonst hätten wir es nicht gefühlt, meint wohl der Dichter. Uns fragt das Weib: „Treibt der nun noch sein Spiel mit mir oder ist ihm schon warm?" Als ob das Weib nicht fühlen könnte, was der Dichter mit ihr vor hat. Die Stimmung wäre bei einem echten Dramatiker von selbst beim Hörer. Frühling und Brunst. Diese Stimmung entsteht natürlich nicht. Deshalb erklärt die Frau uns: „Es ist Frühjahr und Brunstzeit." Schließlich kommt uns auch das Gefühl, das Spiel des Alten mit seinem Weibe wird gefährlich. Damit wir es glauben, schreit er uns zu: „Jetzt geht mir auf einmal ein Licht auf; mein Haus brennt." Ebenso zweckmäßig erscheint es Schönherr, uns immer wieder über das Seelenleben der drei Personen aufzuklären. Der

Ordnung, daß die drei Personen keinen Namen haben . . .

Schmuggler sagt es uns: „In mir ist eine Unruhe, eine gewaltige.“ Das Weib berichtet: „Jetzt bin ich eine ganz andere.“ Solche theatralischen Menschen brauchen auch keine Namen.

Pallenberg hat für den Wechsel zwischen dem bedrohlichen Banditen und dem hinfälligen Siemannderl einen mimischen Reichtum an Biegungen und Spannungen . . . Die Höflich . . . Ur-Eva als Gebirgsbäuerin . . . Naivität und Gärung: man wüßte nicht, was . . . Die Höflich hat eine dumpf-animalische Lache . . .

Leo Tischler hatte für den Wechsel zwischen dem gefährlich schlauen Hehler und dem hilflosen Manne einen starken Reichtum beweglicher Mimik. Erika Kristen war zuweilen das, was sie sein soll. Ur-Eva, Gebirgsbäuerin. Naivität und Gärung paarten sich nicht ohne Kunst. Wenn die Lache noch animalischer gewesen wäre . . .

Was das ist? Linker Hand ein Stück Kritik aus dem vierten ‚Jahr der Bühne‘, rechter Hand aus dem Provinzblatt. Ausnahmefall? So lass' mich nicht lumpen. Ein zweiter Fall.

Vor neun Jahren schien mir, daß man Shakespeares ‚Wintermärchen‘ nicht selten genug singen könne, daß es zu drei Vierteln tot sei. Heute scheints mir zu drei Vierteln lebendig. Da die Aufführung sich zwar in den meisten Einzelheiten, nicht aber in der Qualität und dem Gesamtton verändert hat, muß meine Empfänglichkeit für Shakespeares Beseeltheit gewachsen, meine Empfindlichkeit gegen seine dramaturgische Unbekümmertheit geschwunden sein.

Ich war in meiner Jugend Maienblüte der Meinung, daß dieses Märchen literarisch mehr tot als lebendig sei. Jetzt wage ich es auszusprechen, daß ich es mehr für lebendig als erledigt halte. Wie mag das kommen! Denn wenn ich mich an frühere ‚Wintermärchen‘-Abende bei uns erinnere, so hat sich wohl manches in den Einzelheiten, nichts aber im Gesamtton und den besonders charakterisierenden Qualitäten geändert. Früher überwog eben meine Ueberempfindlichkeit gegen diese dramaturgische Unbekümmertheit des großen Briten, heute hat meine Empfänglichkeit für Shakespeares Beseeltheit den Sieg behalten.

Damals fand ich Dummkopf tadelnswert, wie der Dichter in Zeit und Raum herumaast, wie er psychologische Entwicklungen von einer allegorischen Person vor der schwarzen Gardine verkünden läßt, statt uns diese Entwicklungen ohne Gardine greifbar vorzuführen: heute finde ich einfach schön, was sich vor und nach dem Einschnitt abspielt, und verspüre den Sprung, weil ihn nur die Größe wagen darf, als einen Reiz mehr. Damals war ich taub für des Leontes Leiden: heute bin ich hellhörig für die Schmerzenslaute eines Neurasthenikers, den es wahrhaftig nicht angeht, daß uns seine Eifersucht unzureichend begründet vorkommt. Damals fehlte mir

Früher stieß ich mich wie an scharfen Ecken an diesem Jonglieren mit Raum und Zeit, an diesem Uebertragen von psychologischen Entwicklungen auf allegorische ‚Zeit‘-Personen; heute finde ich das, wo ich früher Erklärungen verlangte, einfach und schön, weil nur das Genie es wagen darf, den großen Riß, der das Ganze teilt, so oberflächlich zu kitten. Vielleicht klingen mir heute des Leontes Schmerzenslaute so stark in den Ohren, daß ich ganz vergesse, daß dessen Eifersucht vom Dichter eigentlich recht unzureichend begründet ist. Nicht überall sah ich in diesem ‚Märchen‘ grade die Märchenhaftigkeit, aber nun erkennt man es doch, daß im Spiel

offenbar das Organ für den besondern Charakter dieser Märchenhaftigkeit: heute bewegt mich tief, wie ein wissender Dichter spielend gestaltet, daß die Zeit vergeht und das Gesicht aller Dinge verändert, daß Kummer verblaßt und Entfernung die Liebe vergrößert, daß die Jugend braust, das Alter aber dir nichts nimmt, was es dir nicht erstattet.

Heute lobe ich nicht mehr, daß wir um Perditas Aussetzung und Auffindung kommen. Heute tadle ich noch mehr, daß viele kluge, liebgewordene Worte zwischen Florizel, Polyxenes und Perdita gestrichen sind.

Die Orakelszene ist eine unter vielen, nicht, wie ehedem, der Höhepunkt des ersten Teils. Der Akzent liegt auf dem Drama, das sich zwischen Leontes und Hermione begibt. Die Heims ist rein und hold.

Der kranke Mann muß jedem furchtbar leid tun. Wenn man ihn dann im zweiten Teil gealtert wiedersieht, so klagt aus seinem müden Blick, aus seinen welken Zügen, aus seinem weißen Haar der schwere Gram . . .

Dazu hat wieder Humperdinck, der Märchenkomponist, eine Musik gemacht, die sich in dem Maße Shakespeare nähert, wie sie sich von Wagner entfernt.

ein Dichter wissend und groß uns lehrt, wie die Zeit über Wunden und Leidenschaften, über entfernte Liebe und verblassenden Kummer Rosen streut.

Es gab Zeiten, da ich es trefflich fand, daß hier von Shakespeare gestrichen wurde, was sich allenfalls als Strich vertreten und auch nicht vertreten läßt. Jetzt muß man bedauern, daß manches feine Wort zwischen Perdita, Florizel und Polyxenes beseitigt wurde.

Die Orakelszene war nicht unterstrichen, zum Höhepunkt des ersten Teils herausgearbeitet, der Nachdruck lag, wie es sein muß, auf dem Drama zwischen Leontes und Hermione! Frau Mehring hatte bald die Gunst aller sich erworben, echt shakespearisch, rein und hold.

. . . der kranke Mann, der jedem leid tun muß. Da klagte aus müden Augen und welkem Blick der schwere Gram so menschlich rührend . . .

Dazu die Humperdinck-Musik, die von Wagner loszukommen und zu Shakespeare zu gelangen strebt.

Sie werden selber nicht wünschen, daß ich den wichtigern Aufgaben meines Organs noch mehr Raum entziehe, trotzdem mir jede Woche derlei Gelegenheiten gäbe, oder daß ich gar die guten und schlechten Witze vorweg nehme, die einem Leser des ‚Falls Jacobsohn' hierbei einfallen könnten. (Wer übrigens kein Leser ist, der werde es, indem er sich vom ‚Verlag der Schaubühne' für eine halbe Reichsmark diese lustige Broschüre kommen läßt.) Aber nun verstehen Sie gewiß den Satz, zu dem Sie vorhin den Kopf geschüttelt haben: daß ich meine Macht, auch wenn ich sie hätte, nicht anwenden würde. Ich bin viel zu vergnügt, aus einem Schriftsteller, der vor dreizehn Jahren für unfähig genug gehalten wurde, sich fremde Sätze borgen zu müssen, in diesem verhältnismäßig kurzen Zeitraum ein Schriftsteller geworden zu sein, der alle Ursache hat, der außerberlinischen Presse für ihr Vertrauen zu danken. Hat sie nicht recht? Nur selten sind in den berliner Blättern so gute Kritiken zu finden wie diese beiden Provinzleistungen, die ich absichtlich nicht kenntlicher mache, weil der Verleger in seinem Bereich vielleicht auf ein gleichmäßig niedriges Niveau hält und den Mann, der darüber hinausragt teils deshalb, teils weil ich ihn lobe, schnöde entläßt.

D. A. in Dresden und vielen Andern. Das Register für 1916 II. ist erschienen und wird auf Wunsch kostenfrei zugestellt.

Willi W. Mir ists selbst keine Freude, daß in der vorigen Nummer das achte Kapitel von Berthold Viertel gefehlt hat. Aber die Postverbindung zwischen Ostgalizien und Berlin ist fast so schlecht wie zwischen Berlin und Wilmersdorf; und da der Mitarbeiter Soldat ist, kann er Expreß-Sendungen weder aufgeben noch empfangen (die ja übrigens neuerdings auch innerhalb Deutschlands den Postverkehr eher verlängern als verkürzen). So ist das Kapitel leider nicht einmal für diese Nummer zurechtgekommen. Ersetzen Sie sichs durch das neue Heft der ‚Fackel' vom zehnten Mai (das beim Verlag in Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 2 und im Buchladen am Kurfürstendamm 210 zu haben ist). Wie waren Sie entsetzt über mich, der am fünfzehnten März Hebbels „Judith' ins Literaturmuseum verwies und Nestroys Parodie den Vorzug gab. Jetzt bestätigt mich Karl Kraus. „Man habe nur einmal den Mut, unmittelbar nach einer Lektüre der Nestroyschen Judith die Hebbelsche zu lesen. Dann wird man auch den Mut haben, sich selbst — und auf alle mögliche Gefahr hin auch andern — einzugestehen: daß die Parodie von Hebbel ist und nicht von Nestroy." Von diesen fünf Seiten über ‚die Literaturlüge auf dem Theater', fünf gedrängt vollen Seiten, die ein gelernter Literarhistoriker sogar dann zu einem Wälzer strecken würde, wenn er nicht in allen Punkten der entgegengesetzten, also der falschen Ansicht wäre — davon gehen Sie über zur ‚Schweizer Idylle'. Die Mitglieder des Burgtheaters haben in Zürich und Umgegend gastiert, und Karl Kraus bestraft „die Schadenfreude, mit der die Heimgekehrten den Daheimgebliebenen erzählen, was es dort alles auf ihre Kosten zu fressen gab. Die journalistische Schamlosigkeit, die dem Herrn Treßler erlaubt, uns spaltenweise den Nachtisch zu servieren und in Tagen, wo das Blut in Tonnen fließt und sinkt, sich zum Mittelpunkt der Betrachtung zu machen, gehört zu den undenkbaren und dennoch körperhaften Erlebnissen dieses allerschuftigsten Zeitalters" und macht die Geneigtheit des Karl Kraus verständlich, „nach diesem Krieg sein Geheimnis den Schakalen in der Wüste zu verraten", und den pathetischen, nicht zu pathetischen Fluch „gegen die Zeitung, die durch ihr bloßes Dasein der Zeit, der sie dient, die Ehre geraubt hat und die Scham, es zu fühlen". Von Herrn Treßler ist es nicht weit zum Direktionswechsel am Burgtheater, der . . . Aber wenn ich schon schweren Herzens verzichten muß, die ganzen hundert Seiten der fünffachen Nummer abzudrucken, so will ich mein bißchen Raum nicht an dieses belanglose Lokalereignis vergeuden, das nur durch den Betrachter wichtig wird, sondern lieber Ihren Blick auf ‚Unser weltgeschichtliches Erlebnis' lenken. „Um nicht rasend zu werden, sage dir immer wieder, daß das Sterben einen dir vorläufig verborgenen Sinn gehabt hat, weil doch so viele Menschen nicht ausschließlich deshalb gestorben sein können, um ein Hinterland von Schreibern und Wucherern zurückzulassen; und daß jene, die nicht sterben mußten, weil sie schreiben konnten, und jene, die wuchern durften, weil sie nicht sterben mußten, die Instrumente einer kulturellen Mission waren, deren Bedeutung wir darum allein nicht schlecht machen sollen, weil sie uns vorläufig unbekannt ist. Sei weise und bedenke, daß es der Staat nicht sein kann, denn Weisheit würde ihn entwaffnen." Dies ist der Abgesang des grauenhaft schönen Tonwerks, der Kalokakophonie, die jedes Heft der ‚Fackel' darstellt: und er nimmt das Thema der mächtigen Ouvertüre wieder auf. ‚Wehr und Wucher' — eine Schilderung des Prozesses Kranz, die allein von diesem übrig bleiben wird. „Was mit Ehre aus den Amtszimmern der Kriegsgewalt entlassen wurde, ist mit Schande aus dem Gerichtssaal gezogen, nur leider mit einer, deren Abwicklung den Nachrichter der Kulturgreuel ungeduldig macht. Als solcher bestaune ich die Korrektheit eines Verfahrens, das zur Verurteilung Beweise braucht, statt sich mit Gesichtern und Geräuschen zu begnügen. Ich hätte in der ersten Stunde alles, was da war, inklusive Auditorium, verhaften lassen und keineswegs den

Zeitraum, der seinerzeit zur Erschaffung der Welt gereicht hat, mit dem Dialekt und der Wissenschaft einer Zunft anfüllen lassen, deren Leben außerhalb des Zuchthauses doch nur auf ein administratives Versehen zurückzuführen ist. Und dennoch, um zu erproben, wie abgehärtet unser Ohr ist, war es notwendig. Als Kulturhistoriker — wenn man diese mitleidig befangene Zeugenschaft gegen alles und jedes so nennen will — muß ichs zufrieden sein. Nur daß ichs muß, macht mich so unzufrieden. Denn es ist eine verfluchte Pflicht, den Aussatz der Welt, der sich zum Sprechen ähnlich sieht, zu einem Tanz der Höllenvisionen aufzureihen, und der Schmerz beißt sich konvulsivisch in die Hand, die den Verrat an der Sonne zeichnet. Zentraleuropa von der Region des Menschenersatzes bis zu den Pußten des Raubtiers immer wieder an einen Begriff von Europa auszuliefern, auch wenns den längst nicht mehr gäbe unter der sieghaften Allgewalt des letzten Idioms — das ist die Ausgabe, die nicht endet, weil sie unerfüllbar ist. Es ist immer wieder der Griff in die Unmittelbarkeit, die sich von selbst formt und immer nur die Plastik dieser sechs Gerichtstage hat, deren Inhalt Weltzerstörung war, und auf die kein Tag der Ruhe folgt." Ich weiß nicht, ob mirs gelingen wird, die Resonanz dieses großen Schriftstellers nennenswert zu verstärken. Er selbst bezweifelts. Aber vielleicht verstehen Sie nach diesen seinen Sätzen, daß ich mein Gewissen belastet fühlen, daß ich vor mir die Berechtigung zu meiner eigenen Arbeit verlieren würde, wenn ich nicht immer und immer wieder von dieser fremden, die eben keine fremde ist, Kunde gäbe.

Geschäftliche Mitteilungen

Die Galerie Flechtheim, Düsseldorf, wird am 5. Juni von Paul Cassirer und Hugo Helbing in den Räumen am Kurfürstendamm versteigert. Flechtheim steht seit dem ersten Tage dieses Krieges im Heeresdienst und ist deshalb gezwungen, seine Kunsthandlung aufzulösen. Für Berlin bedeutet diese Versteigerung schon als Ausstellung ein Ereignis einziger Art. Die Bestände Flechtheims setzen sich aus Werken zweier sonst im Kunstleben streng geschiedener Kunstgruppen zusammen; der einen geben die Bilder der Düsseldorfer Malerschule den Hauptakzent, auf der andern stehen die viel umstrittenen, von manchem Enthusiasten bewunderten, oftmals belächelten Arbeiten der jüngsten Richtungen deutscher und französischer Malerei. Das gibt zusammen ein außerordentlich anregendes und für heutige Verhältnisse selten buntes und frisches Ganzes. Unter den Düsseldorfern dominiert F. te Peerdt mit einer langen Reihe von Landschaften und Skizzen. Zahlreiche Bilder von Schadow, Lessing, Schirmer, Rethel, den beiden Achenbachs, Bendemann, Gebhardt, Deiker rechtfertigen den großen Einfluß, den diese Meister nicht nur auf F. te Peerdt, sondern auf den ganzen Düsseldorfer Kreis genommen haben. Während die genannten Künstler zum mindest ihrer Art nach dem vorigen Jahrhundert angehören, entstammt die andre Kunstgruppe diesem Jahrhundert. Kontrastreiche und eigenbewußte Beispiele von Neo-Impressionismus, Expressionismus, Kubismus und Futurismus stehen ohne Unterschied der Nationalität nebeneinander. Da stehen Hodler und Amiet neben Munch, Renoir; van Gogh und Gauguin, Vuillard, Bonnard, Signac, Vlaminck neben Nauen, Marc, Macke, Erbslöh, Levy, Genin, v. Wätjen; Picasso ist so gut vertreten wie seine deutschen Nachfolger, kurz: das ganze Gewimmel der Namen, die vor dem Kriege die Kunstwelt zu bewegen begannen, stehen plötzlich wieder vor uns. Es wird spannend sein, zu verfolgen, wieviel Sympathie sich diese jüngste Kunst inzwischen erobert hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Zwei Siegesziele von Germanicus

Es ist schon heute gewiß, daß auch die große Offensive vom Frühjahr 1917, die endgültig Deutschlands Zusammenbruch erzwingen sollte, vorbeigelungen ist. In ihrer Entfaltung von vorn herein durch das Versagen Rußlands erheblich eingeschränkt, hat sie weder an der französischen noch an der italienischen Front irgendwie nennenswerte Erfolge erzielen können; nicht einmal der greisenhaft perverse Optimismus Ribots konnte ernsthaft von einem Durchbruch noch von einer Zermürbung unsrer Linien fanfaronieren. Die militärische Lage der Mittemächte ist heute besser, als sie je war, und noch niemals ist so deutlich geworden, daß die Zeit unser Bundesgenosse ist, wie in diesen Monaten, deren jeder eine zunehmende Ziffer für die Versenkungen auf allen Meeren und unzweideutige Symptome für den Verfall der Nahrungsmittelversorgung und des Rohstoffvorrats in den Ententeländern aufzuweisen hat. Unter solchen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß sich die Kriegszielforderungen unserer Gegner spürbar, wenn auch noch lange nicht ausreichend und noch immer mit reichlichen Deckungsklauseln rückwärts konzentrieren. Wir können zufrieden sein. Wir werden aus diesem Krieg mit so viel Macht hervorgehen, wie wir notwendig brauchen, um die Entwicklung, die dem deutschen Reich und seinen Verbündeten durch die diesem staatlichen Komplex innewohnenden Kräfte vorgezeichnet ist, sicherzustellen. Wenn wir gleichwohl nicht ohne Sorge in die Zukunft zu blicken vermögen, so deshalb, weil keineswegs in gleichem oder auch nur annäherndem Maße eine Festigung der deutschen Substanz zu erkennen ist. Mehr als je klafft Deutschland in Parteien auseinander und nur, wenn wir ermessen, daß trotz diesem verwirrten Zustand die Leistungen unsres Volkes dem Ansturm ganzer Welten Widerstand entgegenzusetzen vermögen, erfaßt uns die Gewißheit, daß der Sieg, den wir — was den europärschen Krieg betrifft — militärisch zu verzeichnen haben werden, auch ein politischer, ein sozialer, ein wirtschaftlicher, ein sittlicher und ein kultureller Sieg sein wird. Freilich: der Bestand des siegenden Deutschland kann nur gesichert werden, wenn es zugleich ein besiegtes Deutschland gibt, einen Sieg über den Egoismus und Doktrinarismus der eifernden Interessentengruppen und der selbstgerechten Parteien, einen Sieg über die Phrase, das Pathos und die Engbrüstigkeit eines Geschlechts, das Weltpolitik machen möchte und noch immer in Feudalismus und in der Kleinstaaterei gefangen ist.

*

Das peinlichste Wahrzeichen unsrer politischen Unreife ist der anscheinend unaufhaltsame Drang, immer wieder jede glücklich er-

reichte und zum Ausdruck gekommene Einheit des Volkswillens zu zerstören oder zum mindesten als künstlich konstruiert und der Realität entbehrend aufzudecken. Für diese — eigentlich nur als pathologisch zu bezeichnende — Sucht war die Methode, wie die Konservativen sich bemüht haben, die Kanzlermehrheit vom fünfzehnten Mai zu analysieren und zu zerstücken, besonders charakteristisch. Für diesen Vorgang wird sich so leicht, wenigstens in diesem Krieg, bei keinem der beteiligten Völker eine Parallele finden lassen. Es ist geradezu paradox, daß es offenbar kaum etwas Schlimmeres und Verdächtigeres geben konnte als den — hilf, Reventlow! — Bethmann-Block, und daß es notwendig war, die Legende von solch einer an und für sich doch immerhin begreifbaren Bildung zu zerstören, um jene Mehrheit nicht schwer zu kompromittieren, wenn nicht gar auseinanderfallen zu machen. Erst spätere Zeiten werden einmal begreifen, welch eine politische Unvernunft und welch eine Verbohrtheit in diesem Kapitel unsrer innern Destruktion sich ausgewirkt haben.

*

Wenn sichs dabei nicht um gar so ernste Folgen handelte, könnte man beinah komisch finden, wie von rechts und von links der Reichsregierung das Gespenst der Revolution an die bekannte babylonische Wand gemalt worden ist. Zwar soll der General von Gebsattel nur gewarnt haben, während Scheidemann frech wie der Bürgermeister Zech direkt drohend geworden sei. Wobei freilich zu bemerken ist, daß der Empfänger des Briefes von Gebsattel jedenfalls eine Bedrohung empfunden und dementsprechend geantwortet hat. Einerlei: es ist ein böses Symptom für die schwere und gefahrvolle Geburt, die dem neuen Deutschland beschieden sein wird, wenn noch heute die Gesinnungsgenossen des Herrn von Gebsattel eine Handlung, die damals schon töricht genug war, unentwegt zu rechtfertigen versuchen, ja sie ziemlich ungeniert wiederholen. Denn was war es andres als eine Wiederholung der Methode Gebsattel, wenn wenige Tage nach der konsolidierenden Kanzlerrede Herr von Heydebrand die heraufziehende Republik weissagte und die Erwartung gegen den Thron rief, daß der König nun endlich die Konservativen holen werde. Mit Recht hat das Hamburger Fremdenblatt darauf hingewiesen, wie durch die Antwort des Kanzlers an den Revolutionsgeneral festgestellt worden ist, daß die Reichsregierung in ihrer politischen Grundauffassung vom Sinn und Ausgang des Krieges konsequent geblieben ist. Konsequent geblieben sind allerdings auch die Alldeutschen, aber nur in ihrem „Mangel an politischer Einsicht, ins Groteske gesteigert". Es ist beinah bewundernswert, wieviel Scharfsinn und Witz diese Herren aufbieten, um ihren dank der Gewalt der Tatsachen immer wieder versandenden Absichten neue Maulwurfsgänge zu graben. Man kann nicht sagen, daß sie sich dabei irgendwelche Hemmungen auferlegen; sie operieren wie Glücksspieler, sie mißbrauchen den besten Trumpf,

den Deutschland wie ein Idol zu schützen hätte. Der pseudo-politische Unfug, den die sogenannten besten Deutschen mit dem Namen Hindenburg treiben, wird für den Geschichtsschreiber einmal mehr als eine traurige Quitzowiade sein.

*

Dabei sind diese Organisatoren der Zersetzung von einer geradezu rührenden Empfindsamkeit, was ihre eigene Person betrifft. Eine politische Korrespondenz hatte gewagt, die Herren Reventlow und Westarp in eine Gleichung mit Ledebour und Cohn zu binden und zwar unter der Ueberschrift: Hemmende Extreme. Die Entrüstung der Kreuzzeitung kannte keine Grenzen. Das Deklarantenblatt vergaß, daß wenige Tage vorher die schwesterliche Deutsche Tageszeitung als eine höchst verdächtige, Deutschlands Zukunft schwer bedrohende politische Reihe nebeneinander gestellt hatte: Hertling, Czernin, Bethmann, Scheidemann und Cohn. Von der Heuchelei, die in solchem doppelten Maß sich enthüllt, zu schweigen: welche Kurzsichtigkeit entblößt sich in einer derartig umgestülpten Einschätzung zweier Parteigrößen einerseits und andrerseits in der verächtlichen Beiseiteschiebung von Männern, die nicht nur das Vertrauen der Krone, sondern auch die Zustimmung des weit überwiegenden Teils der Bevölkerung trägt. Aber so sind nun einmal unsre Konservativen. Heydebrand stellt den platonischen Uebungen des Verfassungsausschusses gegenüber mit Patriotentenor fest, daß bisher noch immer der Kaiser den Reichskanzler zu ernennen hatte, und vergißt hinzuzufügen, daß es zu den Ehrgeizen und den Lebensaufgaben der Konservativen gehört, den (doch nicht durch „seine Majestät den Zufall" bestellten) Bethmann zu stürzen. Und Gebsattel prophezeit im Mai 1915, daß das enttäuschte Volk sich erheben werde, dasselbe Volk, mit dem noch heute die Einsichtslosen gegen die vernünftige Bewertung der uns durch den Verlauf des Kriegs zugewachsenen Ergebnisse operieren. Dieser Terror, den eine kleine, aber überrührige Gruppe von Eiferern (von Gefährdeten) unter Vergewaltigung des ihnen sonst höchst gleichgültigen „Volkes" verübt, gehört zu den Dingen, die rücksichslos besiegt werden müssen, wenn der Sieg, den Deutschland sich erkämpft, wahrhaft von historischer Bedeutung sein soll. Es ist kein Zeichen von einer Erstarkung des Reichsgedankens, wenn, während das britische Imperium durch die Belastungsprobe der Dominions und durch den erfolgreichen Verlauf der Reichskonferenz über alle Erwartung sich festigt, die Frankfurter Zeitung darauf hinweisen muß, wie die politischen Absichten der Reichsregierung sogar durch preußische Minister durchkreuzt werden. Ein peinliches Symptom, das auch mit Recht durch die Dresdner Neuesten Nachrichten aufgescheucht worden ist, als sie schrieben: „Es macht dem deutschen Volk und dem Reichskörper die beliebte Brunnenvergiftung nicht bekömmlicher und zuträglicher, wenn zutrifft, was gut unterrichtete Leute sagen, daß nämlich der Berliner Lokalanzeiger sein Verfahren

auf die Auffassung und die Absichten eines Ministeriums, insbesondere eines dort wirkenden Geheimrats stützt, dem die vom Reichskanzler geförderte Umwandlung der inner-preußischen Verhältnisse besonders nahe gehen dürfte."

*

Spärlich sind die Anzeichen einer Besserung in diesen Kreisen, die nur durch das Prestige ihrer Vergangenheit leben und weit über ihre eigentliche Bedeutung hinaus noch Einfluß üben. Als solch einen dürftigen Vorfrühling verzeichnen wir nicht ohne einige Genugtuung einen Artikel des ‚Reichsboten', worin ein anonymer Theologe sich zwar zu den Kriegszielen des in Politik dilettierenden Professors von Seeberg bekennt, aber dennoch den Begriff eines deutschen Friedens ablehnt. Wir haben hier stets den Standpunkt vertreten, daß der Friede ein Koalitionsfriede sein wird, und daß er nimmermehr einseitig ein deutscher, ein österreichischer oder ein türkischer wird sein können; der Theologe des ‚Reichsboten' geht noch weiter: er verlangt, daß der Friede gleichermaßen ein französischer, ein russischer und ein englischer werde. Nur dann könnte von einem gerechten, das heißt: von einem sittlichen Frieden die Rede sein. Wir finden diese Auffassung nicht nur ethisch, sondern auch politisch durchaus zutreffend; in der Tat: ein für Deutschland günstiger Friede muß eine gewisse Zufriedenstellung, zumindest ein gewisses „Sichabfinden" unsrer Kriegsgegner einschließen. Der europäische Ausgleich, so verpönt dieser Gedanke unsern Alldeutschen auch sein mag, ist die Voraussetzung für den ruhigen Aufbau, den wir nach dem Abschluß der gewaltigen Verwüstung werden vorzunehmen haben. Die Idee vom Ausgleichsfrieden, der allerdings auf einiges von Dem, was die Souffleure des Professors von Seeberg für unerläßlich halten, wird verzichten müssen, beginnt sich durchzusetzen. Und mit ihr zugleich befestigt sich die Erkenntnis, daß der Friede kein Diktat sein wird, sondern durch sachliche Verhandlung gefunden werden muß. Es will immerhin etwas bedeuten, wenn die Deutsche Tageszeitung, zu einem Teil allerdings aus Gründen, die Eingeweihten nicht verborgen geblieben sind, als neuste, aber nicht witzlose und jedenfalls einigermaßen dehnbare Formel den Frieden „durch Verhandlungen, die einem Diktieren nahekommen" gefunden hat.

*

In jenem Artikel des Hamburger Fremdenblatts wird bedauert, daß der Kanzler seine Antwort an den revoltierenden General nicht selbst und nicht schon früher veröffentlicht habe. Auch wir bedauern diese Zurückhaltung. Das Deutschland, das von den Deutsche selbst besiegt werden muß, kann nicht hart genug geschlagen und verfolgt werden. Erst wenn es zerbrochen am Boden liegt, ist die Bahn frei, daß das Deutschland, das den Vernichtungswillen des englischen Bündnisses abwehren konnte, wahrhaft siege.

Sezessionistischer Jahrmarkt

von Willi Wolfradt

Dem Beschauer, der in der Berliner Sezession an den dicht behängten Wänden entlang schlendert und kaum je so recht, von einem kräftigern Eindruck gepackt, zum Stehen kommt: dem drängen sich schließlich die Bedenken über diese ganze Art von Ausstellerei in den Vordergrund seiner Erregung. Hilflos geht das Auge über so ein buntes Sammelsurium, das Werke der Plastik, der Malerei, der Graphik, des Kunstgewerbes, Werke vom neunten Jahrhundert bis zur jüngsten Gegenwart, Werke geringster, mittelmäßiger und höherer Qualität, Werke aller Stile, allen Formats, aller Grade geistigen Anspruchs, Werke von Berühmtheiten, von Namenlosen, von Unbekannten, von Erstarrten und Bewegten zu einem furchtbaren Stimmengewirr vereint. Mag auch diese Ausstellung an Gesichtlosigkeit das Gewohnte übertreffen: die Methode, Kunst aller Art zu häufen und auf ein Besucherpublikum loszulassen, das der selbständigen geistigen Organisierung denkbar unfähig ist — diese Methode ist ein allgemeiner Unfug. Ein Künstler schart Freunde, Schüler, Heimatlose um sich und bildet eine Gruppe, die mit ihrem Schaffen vor die Oeffentlichkeit tritt. Wie gering muß doch die innere Ueberzeugheit dieser Leute sein, daß sie, anstatt nur Sich hinzustellen, immerfort in die Vergangenheit und in die Zukunft schielen, Ausschau halten nach Aelteren, wie um sich auf das Traditionelle ihres Schaffens (des, ach, so umstürzlerischen!) zu berufen, sich festzuhalten an den anerkannten Namen der Väter — und daß sie andrerseits durch Aufnahme wesensfremder Elemente modernster Frisur das Rot einer gewaltsamen Verjüngung auflegen und mit einer Zukunftsgeste sich schmücken, die grade von ihnen selbst fortweist.

Nicht Tempel noch Tribüne: Jahrmarkt aller Techniken, Stile und Gesinnungen ist solche Ausstellung. Die ungewöhnlichste Schöpfung bliebe in dem Kramladen der Mittelmäßigkeit verschüttet; wo ist hier für den heilig-bereiten Betrachter die Möglichkeit still hingegebener Versenkung? Von allen Seiten her schwatzt es auf einen ein, und in allen Idiomen der Linie und der Farbe heischt es Beifall. Der Hingerissene wäre hier einfach eine komische Figur. Die Wände sind mit Talentproben gespickt. Mir kommts manchmal so vor, als hätte ein und derselbe Tausendsassa, heimlich beauftragt von einer Zivilisation, die zwischen Kaffeehaus und Börse gedeiht und die schönen Künste begönnert, all diese Dinge gemacht, je nach Bedarf in Corinth-Manier, im Jaeckel-Stil oder auf Strucksche Art. Diese Sezession ist in alle Sättel gerecht. Es ist erschreckend, zu denken, daß solche Form der Begegnung des Künstlers mit Denen, für die er schaffend lebt, jahraus, jahrein in schematischer Kritik als Selbstverständlichkeit hingenommen wird. Selbst wer zu hoher Empfängnis bereitet naht, wird günstigstenfalls zum hochmü-

tig Interessierten. Abschätzenden Blickes gehen wir herum wie Eunuchen auf dem Weibermarkt. Glücklich, die sich wenigstens noch schämen können, wenn sie hier einer Königin begegnen. In den Feuilletons aber, wo die Zeit die über sie tödlich Erschrockenen mit Klappern und Süßigkeiten beruhigt, erzählen die Eunuchen von der Andacht.

Was für eine klägliche Einrichtung solch eine Ausstellung ist, wird erst offenbar, wenn sie, wie diese Frühjahrs-Sezession, in keinem Sinne Aeußerung einer wie immer gearteten Gemeinschaft ist. Gewiß, man könnte auch anerkennend durch diese Räume gehen und finden, daß im allgemeinen den ausgestellten Werken ein „erfreuliches Können" eignet. Solches „Können" mag erfreulich sein, wenn es einem als Wandschmuck in einer Wohnung begegnet, wenn einem der Künstler das einzelne Blatt zeigt. In der richtungslosen Anhäufung einer Kunst-Passage ist solch Nichts-als-Können kläglich genug. Auch der Durchschnitt will sich verkaufen, sicherlich; aber gefälligst in Läden, und nicht an der einzigen Stätte, die Menschen aufsuchen können, um an der Kunst ihrer Zeit teilzuhaben. Wer sich mit der Häufung des „Könnens" bescheidet, gibt ein Stück geistiger Sehnsucht mehr auf.

Das Einzelne kommt neben alledem heute nicht in Betracht. Es ließe sich ohne Zweifel Erfreuliches namhaft machen: Angermanns gespannte Körperlinie, Zellers stark akzentuierte Bewegung, Dettmanns beseelte graphische Notiz, Kohlhoff, Krauskopf, Julie Wolfthorn und noch einige andre verdienten es schließlich. Das Durchschnittsniveau der Plastik könnte als etwas höher bezeichnet werden, einige ehrliche Illustrationskunst verdiente Anerkennung — das alles will wenig besagen. Die schlichte Schmuckfreudigkeit der Miniaturistengeneration verdrießt, wenn ein ihr ganz wesensfremder Klüngel sie dem Snob vorführt. Von Menzel und Spitzweg freilich gibts da ein paar unauffällige Bleistiftzeichnungen voll wundersam zartem Reiz. Wie Spitzweg zwei Umrisse von Menschen im Kahn leise aneinander bringt, das ist von großer Schönheit und bezwingt in der Sparsamkeit des Ausdrucksmittels alle hier sichtbaren Versuche jüngster Richtung. Aber auch solche glücklichen Funde in der Vergangenheit scheinen ganz zufällig, denn diese Sezession lehnt sich unbefangen an Dinge von Boehle, Thoma und Greiner an, die an Schundigkeit ihresgleichen suchen. Greiners ‚Herkules am Scheidewege', wo ein völlig ausgezogener Jüngling aus der Konfektion mit zwei starkhüftigen weiblichen Aktmodellen sächselt und eine in Heringsdorf oft beobachtete Pose durch die bekannte idealistische Landschaft leipziger Konvenienz spazieren führt, — und Thomas ‚Frigga', die wie ein Kitschplakat zu Frigga-Briketts aussieht: das ist der Vorspann der Berliner Sezession geworden. Wie ihr Lenker aber persönlich immer mehr vom Schwung ins Schludern, aus der Fülle zum Einfall, von der brutalen Kraft ins laute Schwatzen abkommt, das ist vielleicht das Entmutigendste.

Karl Kraus von Berthold Viertel

VIII.

„Wer wäre, was er ist, wo Trug und Wesen
Die Welt vertauscht in jämmerlicher Wahl!"
Karl Kraus

Als es, in mythischer Zeit des Verfalles, die große, die heilige Erneuerung galt, hat Jehova seine Boten ausgesandt und sie mit überwältigender Vollmacht ausgestattet: „Siehe, ich setze dich heute, dieses Tages, über Völker und Königreiche, daß du ausreißen, zerbrechen, zerstören und vernichten sollst und bauen und pflanzen." „Denn Ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule, zur ehernen Mauer machen im ganzen Land wider die Könige Judas, wider ihre Fürsten, wider ihre Priester, wider das Volk im Lande." „Und er soll sie weiden mit einem eisernen Stabe, und wie eines Töpfers Gefäß soll er sie zerschmeißen." Als ein Weltkreis schwand und ein Weltkreis sich öffnete, war wiederum zur Erneuerung des heiligen Geistes eine jüdische Zunge am Worte entflammt. Nur „des Menschen Sohn", aber „aus seinem Munde ging ein scharf zweischneidig Schwert". Solch ein Schwert schlug „die Lästerung von denen, die da sagen, sie seien Juden, und sinds nicht, sondern sind des Satans Schule". Bei den Juden hat der Gotteskämpfer mit dem Wort seine ganze Furchtbarkeit entfaltet und die äußerste Strenge der Entscheidung verwirklicht. Er wurde, an der Verlorenheit des Volkes, Täter und Gewalttäter des Geistes durchaus, füllte sich mit glühender Inbrunst und fieberte im „Pathos der Forderung" (Buber). Bei den Juden trug der strafende, der rächende Geist das höchste Amt auf Erden; er nahm den Religiösen, den Dichter in sich auf und überbot sie; heißere, blutigere Weihen empfangend und gebend als sein milder Bruder, der Psalmist, der Troubadour Gottes. Er ist der Absolute, der den Meißel der Rede schwingt gegen den trägen schweren Menschenstoff dieser formlosen Welt. Ich treibe nicht Geschichtsklitterung, wenn ich sage: wir können heute wieder ermessen, was der Prophet bedeutete, als der Tempel fiel. Wir ahnen wieder diese Reinheit, diese Macht, diese Tragik. Wir lechzen wieder nach dem zornigen Segen eines allerjüngsten, alleraltesten Gerichts. Einer Schöpfermacht gegenüber, die sich in Weltuntergängen, in Apokalypsen offenbart, gibt es für den kleinen, vergänglichen Menschen nur eine Reue: wie häßlich im Geiste er die Gaben des Friedens, die Gaben des Lebens genossen hat! Gibt es nur ein Gebet: daß ein Gott komme, auf den Trümmern der Kultur nun endlich auch den Geist zu richten, ohne Erbarmen Unrein von Rein zu sondern! Einer Saat von Eisen, Feuer, Blut, Tränen entkeimt das messianische Ideal.

Ist dieses Ideal jüdisch? Ist es christlich? Mag diese Frage entscheiden, wer heute noch beten kann; aber nicht, wem mitten im Gebete ein Gähnkrampf den Schlund der innern Ohnmacht und Leere aufreißt! Die Welt ist voll von Solchen, die da sagen,

sie seien Juden, sind aber nur des Satans Schule. Sie wissen längst nicht mehr, warum die Rotte Korah vom Schwerte fallen mußte, warum Mose über sein Volk vierzig Wüstenjahre, Jahre des Todes verhängte, und warum er selbst auf dem Berge Abschied nahm, von wo aus er das gelobte Land sah, das auch er um seiner Sünde willen nicht betreten durfte. Sie erraten nicht mehr, was der Zorn der Propheten wollte, ahnen nicht, daß nur Eines not tut: Erneuerung, Wiedergeburt im Geiste, und wie toll ihre Phantasie ausschweifen mag, sie reicht nicht bis zur Heiligung. Sie wähnen, die Flüche ihrer weiland Gottesmenschen seien aus dem Knechtessinn erflossen vor einem Götzen, so furchtbar, daß Keiner seinen Namen auszusprechen gewagt hätte. Jetzt buchstabieren sie munter den Namen, der ihnen nichts mehr bedeutet, und gemerkt haben sie sich nur den Fluch, in ihre Nerven eingegraben blieb allein die Rache. Wer ist nun der Heutige, der es wagt, die Donnerworte in seine zeitbestimmte Rede einzureihen und mit den Runen der strafenden Offenbarung zu spielen wie ein Kind mit dem Zepter des Todes? Der Ausgeborene ihrer Geistesunzucht: darf er seine Ausgeburt des Hasses dem hellen Tage zeigen? Der Artist der Schmähung: fürchtet er nicht, daß ihn mitten im Schnauben seiner Bosheit ein Erzväterblick treffe und ihn zur Sodomssäule erstarren mache mitten in seiner verruchten Zeile? Mögen sie ihn — und verstünden sie noch ein andres Zeichen? — daran als einen Juden erkennen, daß er die große Tradition des Fluches zu wahren und den Fluch zu vollziehen weiß bis ins Kleinste ihrer Kleinheit! Mehrt er nicht ihr Urerbe, und wenn nur um einen paradox geschliffenen Splitter im Auge seines Nächsten? Seine Uebertriebenheit erweckt die übertriebensten Vorstellungen vom Jüdischen wieder; die Juden hatten längst nicht mehr die innere Macht, sich so zu übertreiben. Er macht die berüchtigten Qualitäten literaturfähig: die Unduldsamkeit, die Rachsucht; die Halsstarrigkeit; die immer tiefer fressende Entzweiung, die bloßlegend durch Form und Gehalt reißt; die Erbitterung, die schlaflos auf der Lauer unsrer Hinfälligkeiten und Sachfälligkeiten liegt; das Befremdende einer eigensüchtigen Intensität, die gewaltsam anzieht und abstößt; die dunkle Verbohrtheit einer Konzentration, welche wie eine chinesische Marter hernimmt. Karl Kraus war nicht der „Satiriker", wie sie ihn meinten, der Spaßbold ihrer Zeitschriften, wenn er mit der verbissenen Kleinarbeit seines Mutterwitzes und Vätereernstes den subtil und atomistisch gewordenen Juden- und Christengeist wie mit Nadeln aus jeder Pore der Zeit heraustrieb; wenn seine satirische Schärfe bis auf die nackte Menschlichkeit durchätzte; wenn seine Komik die Verlogenheit, die geheuchelte Idealität so stellte und einengte, daß es kein Entrinnen mehr gab. Peinlicher war kein Pathos je beglaubigt; aber sie spüren alle, alle die Beglaubigung im Blute, wenn sie es auch nicht zugeben wollen. Und wenn seine Anti-Reflexion mit infernalischer Wut die Aller-

weltsmeinung umschlang, um dem falschen Ton der Rotte Korah das Herz herauszupressen, dann bäumte sich ein Orgasmus des Zornes und des Fluches auf, ein Fieber der Rache und der Verkündigung raste, daß sich ein Stein vom alten Tempel loslösen mochte, um in die leere Tiefe der Zeit zu stürzen. Kein Zweifel: Karl Kraus ist ein Erzjude.

*

Wenn ich ihn so nenne, möchte ich damit das Literaturjudentum der emanzipierten Gegenwart nicht verleumdet haben. Einen Peter Altenberg, einen Weininger, eine Lasker-Schüler, einen Albert Ehrenstein und einen Franz Werfel trifft es freilich. Die andern alle dispensiere ich. Die alte Eigenart hat sich zwar allerorten erhalten, aber nobilitiert, vom jüdischen Dämon gereinigt. Aus dem Propheten war der Publizist geworden und zuletzt der Sonntagsplauderer, in dessen Damenschnaps man kaum noch ein Rüchlein der einstigen Essenz wird nachweisen können. Da war noch die Zweiheit von Rechtseifer und Gefühlsweichheit, von Witz und Schwärmerei; nur weitläufig abgeflaut. Statt des Rachegeistes eine Kastration, die Ironie; statt der fressenden Vernunft die zahnlose Klügelei; statt der verzückten Inbrunst die fettige Verlogenheit. Noch mit dem jüdisch Menschlichen, Allzumenschlichen, der Empfänglichkeit und Plastizität des seelischen Rohstoffes war derart Schindluder getrieben worden, daß der „Psychismus" heute als eine jüdische Unart gilt. Und so weit hat es die jüdische „Utiliteratur" gebracht, daß sie heute alle Spielarten aufweist, nur keine eigene. Wer erblickt nicht — mit Karl Kraus — auf dem Grunde dieser Entwicklung das gewiß reizvolle Spiel Heinrich Heines? Auf keinen prominenten Juden paßt so wie auf Heine das Wort Weiningers: „Wenn also im Juden vielleicht noch immer die höchsten Möglichkeiten, so liegen doch in ihm die geringsten Wirklichkeiten; er ist wohl der zum Meisten veranlagte und doch zugleich der innerlich des Wenigsten mächtige Mensch." Heine hat alles angeregt, Echtes und Falsches, was vom Judentum ausgehen kann. Daß zuletzt doch nur das Falsche von ihm kam, erweist die Schrift ‚Heine und die Folgen' durch eine verblüffende Luftlinie der geistigen Entwicklung, die von Heine zielsicher in die moderne Niederung führt. Heine selbst hat mit allen jüdischen Möglichkeiten gespielt, auch mit den heiligsten. Von Heine aus ließe sich sogar das biblische Heroentum wieder aufbauen, wenn gewisse eingesprengte Stellen als ein produktives Zentrum wirken könnten. Heine ist auch — wie Kraus sagen würde — der „Vorahmer" des erotisch-aesthetischen, des künstlerischen Durchbruchs durch den „Dekalog" und den cant des Rabbinismus, einer tiefen Rassenerschütterung, einer erneuernden Blutbewegung, deren paradoxe Zeichen ich im Werke des Karl Kraus nachgewiesen habe. Heine springt mit beiden Füßen ins Europäische, und dort steht er, dort schwankt er! Haltlosigkeit ist das Stigma seiner kosmopolitischen Haltung. Und

wie soll einer Halt haben, der weder in einem Volke noch im Geiste eine Wurzel hat? Heine konnte alles Mögliche: das Sabbathlied und das katholische Wunder und die protestantische Vernunft; die Drolerie, die Gascognade und die schlichte Wucht des deutschen Michels; die Hybris des Aestheten und das demokratische Herz; die sexuelle Libertinage und die Schrift gegen Platen; die Beziehung zu Rothschild und die Barrikade. Das alles zusammen ergibt für das ‚Buch der Lieder' kein einziges erfülltes Gedicht. Ein Schein von Liebe nur in dieser Jugend, ein Schein, der das Gefühl narrt; Pfiffigkeit foppt die Leidenschaft und entwischt. Alles ist nur Spiel, aber ohne den kindlichen Ernst der menschenwürdigen, der göttlichen Spiele. Was übrig bleibt: Sentimentalität und Ironie, der Entscheidung ausweichend, in Schwebe, Tat vermeidend. Was die Aestheten an Heine entzückt, ist der Takt, mit dem er jeder Entscheidung entgeht. Diese Unverbindlichkeit halten sie für geistige Freiheit. Was übrig blieb: der revertierte Konvertit; der untragische, nur kranke Jongleur zwischen Empfindung und Spott, zwischen Jüdisch und Europäisch; der das Schicksal seines Volkes sah und beklagte und bewitzelte; der Zauberer seiner Geschicklichkeit ohne die letzte Kraft der Entscheidung. (Karl Kraus vergißt nicht, daß Heine als der arme Lazarus endete und als ein wahrer Dichter; da hatte das Leben, energisch genug, Ernst gemacht und an seiner Statt enschieden.) Mag ihm eine allgemeine Demokratie der Seele und des Standes eine gute Erinnerung bewahren: der Stolz und die Demut des wahren Juden gedenken seines trügerischen Zaubers mit Schmerz und Scham. Eine nach seinem Beispiel, und ohne sein Talent, gebildete Generation wäre doch nur das heutige jüdische Unwesen in Politik, Kunst, Wissenschaft und Journalistik. Da hätte nichs andres entstehen können, als eben entstand: die entsetzliche, alleskönnende, teuflisch betriebsame Geschicklichkeit assimilantischer, kapitalistischer, intellektualistischer Artung. Deshalb mußte sich ein Züchtiger und Selbstzüchtiger wie Karl Kraus mit Erbitterung gegen den „ungezogenen Liebling der Grazien" wenden, wenn er den zeit- und weltläufigen Intellekt im eigenen Ich satirisch untergraben und bis zur Wurzel durchstoßen wollte. Damit hatte er zugleich das pseudo-jüdische Wesen in einer ernsten Einsicht überwunden.

■

Karl Kraus, der Erzjude — dessen Geistesanlagen heute niemand besser deuten könnte als Martin Buber, der einzige Verkündiger jüdischer Geistes-Tiefe und -Hoheit, der einzige wahrhaft Wissende um den jüdischen Geist — darf ein Ketzer scheinen, ein Verräter am materiellen Interesse, am Welterfolg seines Mitjudentums: um den Preis, einen pseudojüdischen Ehrgeiz vor die Stirn zu schlagen, der weder echter Natur noch echtem Geiste entspricht, und der auf die tiefe Wurzel gern verzichet, wenn er nur im allgemeinen Raubbau der Aera, im Spekulantentum einer ent-

wurzelten Zivilisation die eigne Volkskraft, die Volksseele mitverbrauchen darf. Hier hat der Krieg sein Pamphlet mit Blut geschrieben. Heute müßten — so sollte man glauben — die jüdischen Opfer, die Gefallenen und Vertriebenen, die Enteigneten und die Drangsalierten (nächst den Bekennern der Pflicht) das Uebergewicht erlangt haben über die skrupellosen Gewinner, denen kein Bankerott schadet, am allerwenigsten aber der Bankerott der Seele. Nie war, vom Geiste aus gesehen, die jüdische Verlorenheit beschämender; nie der Kampf gegen sie unerläßlicher! „Im Kampf gegen sie entzündet sich allezeit die spezifische Genialität der Propheten und Lehrer Israels; sie ist eine kämpferische Genialität, und die jüdische Fruchtbarkeit ist eine kämpferische Fruchtbarkeit. Im Gegensatz zu der des Abendlandes, die auf das Werk geht und an ihm ihre Grenze hat, hat die jüdische Produktivität Form, aber keine Grenze; sie hat, darf man wohl sagen, die Form des Unendlichen, denn sie hat die Form des Geisteskampfes." (Buber.) So entsteht immer wieder „die jüdische Lehre von der Entscheidung und der Umkehr". Aber der Führende ist heute ein Vereinzelter, wie Karl Kraus oder Otto Weininger, aus dem Zusammenhang des Weges gerissen, mit schrecklicher Unbedingtheit auf seinen Geist gestellt; vereinsamt bis zur Lebensgefahr. Was er gestaltet, ist das heutige Nonplusultra an Paradoxie einer solchen jüdischen Existenz, die gradezu selbstmörderische, jedenfalls selbsthassende, wenn nicht selbstverachtende Verzweiflung der messianischen Prophetie. Grade weil Geister dieser Art mit ganzer Inbrunst die schauerliche Tragik des jüdischen Zustandes in ihrem ehrlichsten Wollen erleben, versuchen sie jedes historische Band zu zerreißen und als nackte Einzelne, vom toten Ballast befreit, den Boden der Idealität zu gewinnen. Aber was sie dem Verfall, der Vernichtung des unmittelbaren, des heroischen Juden aus ihrer eigenen Brust entgegenzusetzen haben, ist wieder nur, in solcher Verkleidung oder in welcher Form auch immer, die urjüdische Idealität. Mag der Schüler Europas die Verwirrung der Seinigen, mit der rasenden Parteilichkeit gegen blutsverwandte Fehler, an fremden Werten messen: er sucht doch immer nur den eigenen Wert, erhärtet immer nur die eigene Art. Und wohl ihm, wenn er findet, wenn er hart wird in sich selbst! Wie unwillkürlich wahr und bedeutend ist an Karl Kraus der instinktive Hang, den Schulen Europas zu entlaufen und von Asien, vom Orient zu lernen, vom mütterlichen Geist des Ursprungs, der immer noch (auch an Europa, das frühreife, frühalte Kind) zu spenden vermag. Dahin hat den Satiriker nicht sein Witz geführt, sondern die Sinnlichkeit, jene tiefere Schicht. Otto Weininger fehlte solche Hilfe im Blut. Er war der abstrakten Not ungeschützter preisgegeben, ihm mangelte das Künstlertum, das ihn hätte erhalten können. Er war schroffer noch, großartiger, unversöhnlicher veranlagt, ärmer an Gnade; die Natur hatte gegeizt. Wie verstand er, was dem Judentum fehlte: „das unmittelbare

Sein, das Gottesgnadentum, der Eichbaum, die Trompete, das Siegfriedmotiv, die Schöpfung seiner selbst, das Wort: ich bin." „Innerliche Vieldeutigkeit, ich möchte es wiederholen, ist das absolut Jüdische, Einfalt das absolut Unjüdische." Wie tief erfaßt er, warum sich der Jude an die Realität mit wilder Gier klammert: „Weil er nichts glaubt, flüchtet er ins Materielle; nur daher stammt seine Geldgier: er sucht hier eine Realität und will durchs ‚Geschäft' von einem Seienden überzeugt werden — der einzige Wert, den er als tatsächlich anerkennt, wird so das ‚verdiente' Geld." „Es ist wie ein Zustand vor dem Sein, ein ewiges Irren draußen vor dem Tore der Realität." „Das frömmste Volk der Welt sind die Griechen gewesen" — welche verzweifelte Sehnsucht hat einen Juden zu dieser Erkenntnis gebracht! Und dann: „Der Jude singt nicht." Dieser Schrei steigt mit Tränen herauf. Kein Zweifel, das Pamphlet Weiningers ist die tiefste Schilderung der Diaspora, die es gibt. Er nahm sie, in seinem Amoklaufen der Ideensucht, für das absolute Wesen des Judentums. Und mit einem gewissen metaphysischen Rechte; denn so betrachtet muß das jüdische Wesen an einem Volksschicksal, das unter den Völkern einzig ist, mitschuldig gewesen sein; wenn auch nur in dem Sinn, daß dieses Volk um jeden Preis dem Untergang entgehen wollte, sei es auch um den Preis der Diaspora. Die so vermiedene, die so hinausgeschobene Entscheidung zwischen Leben und Tod kann auf die Dauer nicht umgangen werden. Die rätselhafte, wunderhafte Zähigkeit der Selbsterhaltung läßt auch den Skeptiker vermuten, daß die historische Mission der Juden noch nicht beendet sei. Das immer neue Aufflammen der jüdischen Idealität und Prophetie bezeugt die nicht erloschene geistige Mission.

Martin Buber, der Verehrungswürdigste, glaubt an eine religiöse Möglichkeit des Einzelnen als einer großen schöpferischen Möglichkeit. Dieser tragische Jude, der am Judentum so furchtbar gezweifelt hat wie noch nie ein Mensch, schreibt den Satz: „Vielleicht ist er (Jesus) der einzige Jude und wird es bleiben, dem dieser Sieg über das Judentum gelungen: der erste Jude wäre der letzte, der ganz und gar Christ geworden ist; vielleicht aber liegt auch heute noch im Judentum die Möglichkeit, den Christ hervorzubringen, vielleicht sogar muß auch der nächste Religionsstifter abermals erst durch das Judentum hindurchgehen." Karl Kraus, der Satiriker, war kräftiger für den Zustand vor der Erfüllung solcher Träume ausgerüstet. Er konnte sich den Selbsthaß erleichtern, indem er ihn gerechter Weise auf alle Kinder der Zeit, Juden und Nicht-Juden, verteilte. Die Entscheidung, an der er unmittelbar, an der er zum Künstler wird, ist das Nein, das er gestaltet. Was das Judentum anlangt, so lehnt er dessen heutigen Erfolg mit Erbitterung ab und wehrt sich gegen den Verlauf der Dinge. Er dringt fanatisch auf das Fundamentale, er hungert und friert nach dem Absoluten; er fragt und fordert; und sieht die

Werte des höhern Lebens, die er mit schrecklicher Unduldsamkeit erstrebt, grade durch seinen Bruder, den erfolgreichen Verweltlicher, bedroht. Er verzehrt sich, mitten in der brutalsten Realität, nach idealer Reinheit, und endet damit, auch diese Sehnsucht künstlerisch zu gestalten. Der Fanatismus, mit dem die Rotte Korah aller Zeiten am absoluten Stoff hängt, ist nicht unerbittlicher und zäher als der Fanatismus, mit dem dieser Einzelne nach dem absoluten Geiste drängt. Ein Mann wie Karl Kraus ist noch nicht der unmittelbare, der gläubige, der metaphysische Jude, noch nicht der große Gerechte, der Erfüllende. Und Kunst, Geist: das ist noch nicht Religion. Aber wie die schöpferische Eigenart — wenn man genau zusieht, nicht weniger als bei Altenberg und der Lasker-Schüler — von religiösen, von prophetischen Elementen stark durchdrungen ist, so reicht das, was er in der empfänglichen Seele, und eines Tages in der allgemeinen Seele, bewirkt, weiter vielleicht als bei den andern allen über die Kategorien des Aesthetischen hinaus, und die Geist-Wirkung fällt bereits in die religiöse Kategorie. Und weil Karl Kraus seine Intentionen immer nur am einzelnen Fall, am Detail, jedenfalls am Konkreten dartun kann: so hat er seine religiöse Innerlichkeit, das Tiefste seines Wesens, in die Gestaltung und Erkenntnis seines Sprachgefühls gepreßt. Seine Sprachphilosophie ist kein Theorem, sondern ein religiöser Kultus. Um zu zeigen, ein wie tiefer Wesenszug der urjüdischen Seele hier in einem vereinzelten guten, ja besten Europäer durchbricht, will ich aus Bubers Buch ‚Vom Geiste des Judentums‘ zitieren, was die Chassidim, also ostjüdische Volksmystiker, von der Sprache sagen: „Man soll die Worte sprechen, als seien die Himmel geöffnet in ihnen. Und als wäre es nicht so, daß du das Wort in deinen Mund nimmst, sondern als gingest du in das Wort ein.“ „Denn in jedem Zeichen sind Welten und Seelen und Göttliches, und sie steigen auf und binden sich und vereinigen sich miteinander, und danach vereinigen sich die Zeichen, und es wird das Wort, und die Worte einen sich in Gott in wahrhafter Einung, da ein Mensch seine Seele in sie geworfen hat, und alle Welten einen sich und steigen auf, und die große Wonne wird geboren.“ Karl Kraus gegen Heine: „Das Geheimnis der Geburt des alten Wortes war ihm fremd. Die Sprache war ihm zu Willen. Doch nie brachte sie ihn zu schweigender Ekstase. Nie zwang ihn ihre Gnade auf die Knie. Nie ging er ihr auf Pfaden nach, die des profanen Lesers Auge nicht errät, und dorthin, wo die Liebe erst beginnt. O markverzehrende Wonne der Spracherlebnisse!“ So (nur so) wird das jüdische Wort geboren, von dem ein Rassenphilosoph die Rettung des Ario-Germanentums und ein gläubiger Christ die Erneuerung der Innerlichkeit, des wahren Geistes erhofft. Denn die Befruchtung des Geistes geschieht durch die Art und Eigenart, der absolute Geist aber, die Frucht, kennt kein artliches Vorzeichen. Es ist die Frucht des Lebens.

Kulturverband und Schutzverband

Lieber Herr Jacobsohn, ich wage es trotz Ihrer lebendigen Ablehnung des Theaterkultur-Verbandes im Vertrauen auf Ihre Objektivität, Sie um die Wiedergabe des nachstehenden kurzen öffentlichen Protestes zu bitten.

Ich glaube aber, Ihnen diese Veröffentlichung dadurch zu erleichtern, daß ich auf die sachlichen Gegensätze absichtlich nicht eingehe, sondern mich darauf beschränke, gegen die Methode des Schutzverbands Deutscher Schriftsteller oder, um mich sofort richtig auszudrücken, seines Vorstands, öffentlich Verwahrung einzulegen. Der S. d. S. ist, wie Sie wissen, eine rein gewerkschaftliche Organisation und ist glücklicherweise nach keiner Richtung hin bisher politisch und aesthetisch gebunden worden. Sein Vorstand kann daher nicht, wie etwa der Goethe-Bund, in kunstpolitischen Fragen ohne besondern Auftrag und ohne Zustimmung seiner Mitglieder sprechen oder gar zu öffentlichen Entschlüssen noch andre Vereine anreizen. Wenn der Vorstand des S. d. S. so etwas für notwendig hält, hat er zunächst seine Mitglieder zu befragen, deren Beauftragter der Vorstand in dieser Organisation mehr als in jeder andern ist. Es war deshalb von vorn herein unsachlich und einseitig, in der Art, wie es geschehen, gegen den Theaterkultur-Verband Stellung zu nehmen. Die Methode wurde dadurch verschlimmert, daß in der Versammlung nicht eine Diskussion mit gleichen Rechten ermöglicht wurde, und die Methode wurde auf den Höhepunkt ihres Widersinns getrieben, als der Vorstand nun auch einen vermittelnden Vorschlag des Verhandelns mit dem Theaterkultur-Verband rundweg ablehnte.

Ich wiederhole, daß ich mich hier mit der sachlichen Materie nicht befassen möchte und mich auch selbst durch diesen meinen bescheidenen Protest nicht einseitig festlegen möchte, aber ich glaube, daß ich nicht nur in meinem, sondern auch im Namen vieler andrer Mitglieder des S. d. S. spreche, wenn ich gegen diese Methode des Vorstandes öffentlich Protest erhebe und feststelle, daß durchaus nicht alle Mitglieder des S. d. S. die Auffassung ihres Vorstands über den Theaterkultur-Verband teilen und erst recht nicht ihm auf dem Wege folgen möchten, den er zur Bekämpfung des Theaterkultur-Verbands einzuschlagen für gut befunden hat.

Ich danke Ihnen im voraus für die Gastfreundschaft, die Sie diesem öffentlichen Protest trotz Ihrer gegenteiligen Auffassung gewähren und grüße Sie in alter Ergebenheit als Ihr

Max Grunwald

*

Darauf antwortet der Schutzverband Deutscher Schriftsteller:

Als alter Fachmann in Fragen der gewerkschaftlichen Organisation müßte Herr Grunwald wissen, daß das Mitglied eines Verbandes, das gegen einen Vorstandsbeschluß Widerspruch erheben

will, dies auf dem verfassungsmäßigen Wege zu tun hat. Herr Grunwald hätte in einem formellen Antrag beim Vorstand die Einberufung einer Mitgliederversammlung verlangen können. Seinem Protest können wir demgemäß nur die Bedeutung einer Einzelmeinung zu sprechen. Unsrerseits werden wir, sobald wir den Zeitpunkt für gekommen erachten, die Mitgliederschaft befragen; wir sind überzeugt, daß die Entschließung des Vorstandes, mit dem Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur keine Beziehungen anzuknüpfen, in vollem Umfange gebilligt werden wird. Herr Grunwald irrt, wenn er glaubt, daß der Verband durch diesen Entschluß sein gewerkschaftliches Programm durchbrochen habe. Der Beschluß wurde nicht etwa durch die Absicht, gegen irgendeine Weltanschauung zu kämpfen, herbeigeführt, vielmehr allein durch die Erkenntnis, daß eine Organisation der Konsumenten in der Art, wie der Theaterkulturverband dies beabsichtigt, die Freiheit jeder künstlerischen Produktion auf das Aeußerste gefährden würde. Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß der Schutzverband sich einseitig gegen etwa vorhandene katholische und nationalistische Tendenzen des Kulturverbandes wende. Davon kann gar keine Rede sein. Der Schutzverband wendet sich gegen jede Bevormundung des Schrifttums durch die breite Masse und macht dabei grundsätzlich keine Ausnahme gegenüber den sozialdemokratischen Gewerkschaften und Bildungsausschüssen, die sich, das bisherige Prinzip der Freien Volksbühnen verleugnend, den verhängnisvollen Absichten des Theaterkulturverbandes anschließen würden.

*

Zum Schluß möchte ich, lieber Herr Grunwald, meine „gegenteilige Auffassung", die Ihnen wie meinen Lesern bekannt ist, noch einmal unterstreichen. Es ist dem Schutzverband kein Vorwurf daraus zu machen, daß er damals im Beethovensaal keine Diskussion mit gleichen Rechten ermöglichte. Er hatte sein Programm festgelegt und gedruckt, konnte nicht voraussehen, welchen Radau der Kulturverband anzetteln würde, und tat genug, daß er nach Abwicklung des Programms so lange diskutieren ließ, wie die Behörde erlaubte. Wäre die Polizeistunde für solche Versammlungen — statt Elf — Zwölf oder Eins oder Zwei, so wäre eben weitergeredet und ein gewisses Gleichgewicht hergestellt worden. Das sollte nun nachträglich durch eine förmliche Zusammenarbeit beider Verbände hergestellt werden. Ob der Vorstand des Schutzverbands sich gegen diesen Vorschlag des Kulturverbands auf eigene Faust ablehnend verhalten durfte, ist eine interne Angelegenheit, die er mit seinen Mitgliedern zu ordnen hat. Die Oeffentlichkeit hat ein Interesse nur an der Frage, ob diese Zusammenarbeit die Möglichkeit gehabt hätte, irgendeinen Nutzen zu stiften. Mir ist das in so hohem Grade unwahrscheinlich, daß auch ich den Antragstellern die kalte Schulter gezeigt hätte. Freilich nicht, weil ich ihre Absichten für verhängnisvoll halte, sondern weil mir das ganze Unternehmen, wie sichs vorläufig darstellt, völlig belanglos erscheint. Was hat der Goethebund in beinah zwanzig Jahren geleistet? Nichts. Wer führt das große Wort im Goethebund? Herr Sudermann. Des Kulturverbands werden sich die erfolglosen Sudermänner, die rechtens unaufgeführten Dramatiker bemächtigen, um nach zwanzig Jahren dieselbe Unterbilanz aufzuweisen. Dazu der Lärm?

Friedrich Kayßler von Marianne Bratt

O Wort voll herrischer Gewalt,
Du bist wie eine heiße Quelle,
Die aus dem schroffen Felsenspalt
Emporbrängt zu des Tages Helle.

Du bist ein blankes Heldenschwert,
Wenn es aus Feuers Schmiedegluten
In Eiseskühle zischend fährt —
Wie machst du Herzen jauchzend bluten!

Doch zart umweht den scharfen Stahl
Ein Duft von Purpurblütenzweigen . . . .
Dein dunkler Klang voll Lust und Qual
Ringt mit der Scham und ihrem Schweigen,

Und ist wie flüssig helles Glas,
Das sich zu seltnen Wunderdingen
Der Schönheit formt ohn Unterlaß,
Die ihre eignen Weisen singen.

Ergebnisse von Alfred Grünewald

Wenn an einem Gedicht nichts andres zu rühmen ist als das „echte Gefühl", das darin zum Ausdruck kommt, so bedeutet dieses Lob nicht mehr als das Lob des Spaßvogels, der da versichert, ein Gemälde sei mit echten Oelfarben gemalt.

*

Die zarteste Freude und der zarteste Schmerz sind immer noch Rohstoffe, wenn es das Werk des Dichters gilt.

*

Der wahre Dichter horcht in sich hinein und wähnt dabei, hinauszuhorchen. Beim Pseudo-Dichter ist es umgekehrt.

*

Auf die Frage, ob ich viel auf Aeußerlichkeiten gebe, lautet meine Antwort: Alles.

*

Schweigen ist Gold. Lege Deine Worte auf die Goldwage.

*

Mit einer Meute von hundert Worten machst du vergeblich Jagd auf eines, das dir entschlüpfte.

*

Glück und Leid sind aus gleichem Urstoff. Eines ist immer nur der allotrope Zustand des andern.

*

Es ist eine erschütternde Erkenntnis, wenn wir manchmal jäh begreifen, daß in den Straßen unsres Alltags lauter Schicksale umhergehen.

*

Beim Blumenkorso wird die Menschheit in Gaffer und Begaffte eingeteilt. Die hinter der spalierbildenden Menge gehen, zählen überhaupt nicht.

Zu diesem Krieg von Schopenhauer

Die Wahrheit ist: wir sollen elend sein und sinds. Dabei ist die Hauptquelle der ernstlichsten Uebel, die den Menschen treffen, der Mensch selbst. Wer dies Letztere recht ins Auge faßt, erblickt die Welt als eine Hölle, welche die des Dante dadurch übertrifft, daß Einer der Teufel des Andern sein muß, wozu denn freilich Einer vor dem Andern geeignet ist, vor allem wohl ein Erzteufel, in Gestalt eines Eroberers auftretend, der einige hunderttausend Menschen einander gegenüberstellt und ihnen zuruft: Leiden und sterben ist eure Bestimmung — jetzt schießt mit Flinten und Kanonen auf einander los! Und sie tun es.

Papierne Millionen von Vindex

Die Frage der Neuordnung unsres Finanzwesens nach dem Kriege ist an dieser Stelle schon mehrmals gestreift worden. Sicher läßt sich über diese Frage einstweilen lediglich sagen, daß die Notwendigkeit für die Neuordnung feststeht; das Wie liegt noch ganz im Dunklen, und so lange der Krieg nicht entschieden oder beendigt ist, läßt sich darüber nichts bemerken. Höchstens könnte man feststellen, daß mit der Fortdauer des Krieges die Aufgabe immer greifbarer hervortritt, vor die sich unsre Finanzpolitiker eines Tages gestellt sehen werden, und daß diese Aufgabe immer gigantischer anwächst. Will man sie mit wenigen Worten kennzeichnen, so wäre etwa zu sagen, daß die Wiederherstellung des normalen Geldwertes das Ziel der künftigen Finanzmaßnahmen sein muß. Der Weg dahin kann nur gebahnt werden, wenn man die Milliarden von Geldwertzeichen, die den Notwendigkeiten des Krieges ihre Entstehung verdanken, wieder beseitigt.

Der Anfang dazu — ein vorläufig noch schwacher Anfang — ist durch die Kriegsgewinnsteuer gemacht worden. Sie eröffnet einen Kanal, der die vom Staat geschaffenen Geldzettel wieder den Staatskassen zuführt und dem Verkehr entzieht. Der Rückfluß der Milliarden ist also eingeleitet, und der neuerdings beschlossene zwanzigprozentige Zuschlag auf die Kriegssteuer weist darauf hin, daß die Strömung dieses Rückflusses durch verhältnismäßig einfache Mittel verstärkt werden kann. Es sieht auch ganz so aus, als ob der jetzt beschlossene Zuschlag zu der Kriegsgewinnsteuer nicht der letzte sein wird, und mit Recht können sich unsre Finanzstaatsmänner darauf berufen, daß die Kriegssteuer der Feinde zum Teil noch immer sehr bedeutend höher ist als bei uns.

Da sich aber die neuen Milliarden in unzähligen Verzweigungen weithin über den Volkskörper ausgebreitet haben, so wird die Kriegsgewinnsteuer, selbst wenn man sie noch straffer anspannt, dennoch nicht entfernt ausreichen, den Papiergeldumlauf wieder seinem normalen Umfang anzunähern. Wie fein auch die Steuergesetze erdacht sind: man weiß, daß durch die Maschen des Netzes noch immer hindurchschlüpfen kann, wer mangels der als ethisches Postulat wohlbegründeten, in der rauhen Wirklichkeit aber doch seltenen Steuerfreudigkeit sein Geld lieber für sich behalten will, als es dem Staat zu geben.

Es werden also noch ganz andre Mittel nötig sein, um die papiernen Millionen, die ein schweres Hemmnis für die Rückkehr besserer Preis- und Produktionsverhältnisse sind, wieder verschwinden zu lassen. Und es wird auch dabei wohl nicht so leicht und gefällig abgehen wie bei bloßen Abgabezahlungen, die schließlich noch immer aus der Fülle angesam-

melter Vermögensvorräte beglichen werden. Auch mit der Behutsamkeit des Vorgehens, zu der man vielleicht aus Gründen der Rücksicht und des menschlichen Mitgefühls bei der großen Blutentziehungskur der Zukunft raten möchte, wird man kaum in der erforderlichen Weise vorwärts kommen: es bleibt nichts andres übrig als ein kräftiges Zupacken; die meisten der Kriegsmillionäre sind ja auch nicht grade zaghaft im Ergreifen der Gewinngelegenheiten gewesen.

Daß eine allgemeine Erschütterung des Wirtschaftslebens von einem solchen kräftigen Zugriff zu befürchten ist, kann nicht als Beweisgrund dagegen vorgebracht werden. Wir sind in den letzten drei Jahren an allerhand Erschütterungen so hinreichend gewöhnt worden, daß eine letzte, die der Vorbereitung der Gesundung dient, keine Besorgnisse mehr zu erregen braucht und sicherlich schnell überwunden werden wird.

Ob man die Maßregeln für die notwendige Zurückziehung der papiernen Millionen aus dem Geldumlauf mit der Bezeichnung ‚Steuern' belegt, ob man sie ‚Enteignung' oder sonstwie nennt, ist gleichgültig. Nicht auf das Wort, sondern auf die Sache kommt es an, und wir haben im Lauf dieser Jahre doch wohl gelernt, uns durch Worte wie Staatssozialismus, Gemeinwirtschaft und Reglementierung nicht mehr allzusehr schrecken zu lassen. Inhalt und Zweck einer Staatshandlung sind es, die den Wert dieser Handlung bestimmen. Niemals ist deutlicher geworden als jetzt, da die Flut der Kriegsmilliarden in das Land sich ergoß, daß die privaten Rechte der Einzelnen hinter den öffentlichen Ansprüchen der Volksgesamtheit zurückstehen müssen.

Antworten

Armin Th. Ich selbst kann nicht dienen. In meiner Erinnerung lebt Gustav Maran als ein liebenswert zarter und bescheidener Mensch, der außerhalb der Bühne nur an seiner Schwermut als Komiker zu erkennen war. Aber ich habe ihn zu selten spielen sehen und vor zu langer Zeit, zum letzten Mal vor dreizehn Jahren, um viel mehr von ihm zu wissen, als daß ich Tränen über ihn gelacht habe, daß er diese Wirkung mit den delikatesten Mitteln erreicht, und daß die Gattung der pariser Ehebruchsschwänke bei weitem nicht seine Anlagen ausgenutzt hat. Um mehr zu erfahren, müssen Sie sich schon an meine wiener Freunde halten. In der ‚Schaubühne' hat ihn am achten Februar 1906 Willi Handl förmlich greifbar gemacht, hat ihn nach einzelnen Rollen immer wieder mit wenigen Sätzen Alfred Polgar charakterisiert. Von dessen Kritiken suche ich Ihnen ein paar aus den alten Nummern heraus. ‚Florette und Patapon'. „Am meisten wurde natürlich über Maran gelacht. Seiner stillfrohlockenden Bosheit und seiner Art, die kümmerlichen Weisheits-Produkte eines beschränkten, mechanten Gehirns freudestrahlend vorzutragen, widersteht man nie. Wenn er sagt: ‚Zweierlei spricht dafür, daß ein betrogener Ehemann seine Frau töten soll: erstens wird er nicht lächerlich, und zweitens ist er dann Witwer', so leuchtet sein ganzes Gesicht von einem beispiellos komischen Abglanz infamer innerer Freude, und seine Augen hüpfen förmlich im Vorgeschmack der Witwer-Seligkeit." ‚Haben Sie nichts zu verzollen?' „Man hat immer neue Freude an seinem ganz ruhigen und doch so essentiell-scharfen Witz, an seiner Fähigkeit, Pointen zu blicken, an seiner originellen Art, mit Frohsinn und herzlicher Innigkeit gemein zu sein, und ganz besonders an seiner Kunst, in einer einzigen überraschenden Grimasse die lächerlichen Geheimnisse einer duckmäuserischen geilen Natur förmlich entzwei zu reißen." ‚Das kleine Postfräulein'. „Sicher eine seiner allerbesten und wertvollsten Leistungen. Er ist, ohne von seiner Komik etwas abzu-

schwören, gradezu innig; er zeigte — wer mochte das von diesem genialen Darsteller der hilflosen Gier vermuten? — Gemüt, echtestes Gemüt. Er hat ein Spiel um die Mundwinkel, ein Zittern in der Stimme, flehende Blicke, verlorene Gesten, die rühren. Seine mimische und Gebärden-Sprache ist so hinreißend komisch wie immer; aber man spürt durch alle Komik hindurch den Ernst wirklicher seelischer Kämpfe, als deren letztes, drolliges, nach außen tretendes Symptom diese Mimik und diese Gebärde erscheint. Er hat das, was der Dichter so gern hätte: den Witz, der aus der Tiefe kommt und ins Tiefe geht. Er drückt mit seinem komischen physischen Register die seriösesten psychischen Vorgänge aus. Wie wenn einer auf einem skurril klingenden, maßlos verstimmten und heisern Instrument die ernstesten, ja die traurigsten Melodien so greifen könnte, daß sie noch ihren Ernst und ihre Traurigkeit bewahren." ‚Bibi'. „Maran ist souveräner Herr aller entfesselten Schwankgeister. Er hat Verlegenheitsgrimassen und ein Beben der Angst in den Knien und kümmerliche Energie-Anfälle, die, ich möchte sagen: etwas Zeichnerisch-Vollkommenes haben. Wie Karikaturen eines ersten Meisters, die für Sekunden zu einigem Leben erwacht sind. Die stupide Pfiffigkeit seines Lächelns, die hinterhältige Wehmut seiner Resignation, die überlegene Gleichgültigkeit, zu der er gelangt, wenn alle Lügenbrücken gebrochen und seine Lage rettungslos geworden ist: dies alles ist aus einem Gebiet der Komik geholt, das erst seine Eigenart für die Bühne erschlossen hat. Ich rechne zu den unvergeßlichen Maran-Augenblicken den in ‚Bibi', in dem er — einsehend, daß alles verloren ist, daß die ekelhafte alte Erbcousine, der zu Liebe er den ganzen Schwindel arrangiert, die Kokotte als seine Frau, den Freund als seinen Diener vorgestellt hat, den Truc im nächsten Moment durchschauen muß — zu Bibi sagt: ‚Hau' ihr eine herunter! Jetzt ists schon alles eins.'" Es liegt an Ihnen, wenn Sie hierdurch nicht wenigstens einen Begriff bekommen haben, was für ein Schauspieler der selige Maran gewesen ist.

Alter Demokrat. Sie sind ein Optimist, daß Sie von der kompromittierenden Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen dem Freiherrn von Gebsattel und dem Kanzler, die wir dem ‚Vorwärts' danken, eine „empfindliche Schädigung" der Alldeutschen erhoffen. Deren Parole lautet: Es wird weiter getobt. Deshalb bleibts selbstverständlich doch erfreusam, daß eine Zeitschrift wie das ‚Neue Deutschland', als deren Beiblatt ‚Mitteilungen aus der Reichs- und freikonservativen Partei' erscheinen, mit immer heftigerer Energie von den Alldeutschen abrückt. Jüngster Anlaß: die Schrift von Otto Baumgarten über ‚das Echo der alldeutschen Bewegung in Amerika'. Hier ist diese Schrift am zwölften April begrüßt worden. Aber wenn das von Todfeinden der Alldeutschen und ihrer Bestrebungen geschieht, von Menschen, die das Ende des Krieges auch deshalb herbeisehnen, weil es zugleich das Ende des Burgfriedens sein wird, so wiegts allerdings leichter, als wenn Adolf Grabowsky, nach dessen Meinung der alldeutsche Verband „Großes geleistet" hat, Sätze schreibt wie die folgenden: „Dieser Chorus von Schreiern tyrannisiert einen immer größern Teil der deutschen Presse. Und doch sind die Schichten, die dahinter stehen — das sei dem Ausland immer aufs neue gesagt — ganz dünn. Grade weil diese Leute wissen, daß der bei weitem größte Teil des deutschen Volkes sie nicht deckt, lärmen sie ja auf so unsinnige Weise ... Ein erheblicher Teil der wüsten Anpöbelungen Deutschlands durch das Ausland und der wahnsinnigen Kriegsziele der Entente ist nichts als das Echo der alldeutschen Maßlosigkeiten ... Es ist vielleicht der wundeste Punkt der alldeutschen Bewegung, daß man das dunkle und dumpfe Gefühl hat, daß hier sehr viel schwerindustrielles Geld umgeht. Diese Industrie hat, wie jeder andre Berufsstand, das volle Recht, ihre Interessen zu verfechten. Aber sie tue das frei und offen und nicht durch das Medium einer Bewegung, die einen fremden Klang in die deutsche Politik hineinbringt, einen fremden Klang auch im

das Deutschtum, das die Alldeutschen doch immer im Munde führen. Hetzerischer und hämischer Ton, Selbstgerechtigkeit und Selbstbespiegelung sind noch niemals deutsche Eigenschaften gewesen. Und mangelndes Verantwortungsgefühl auch nicht ... Grade weil das ‚Neue Deutschland' durchaus weltpolitisch gerichtet ist, sind wir genötigt, stets aufs neue gegen die Form, die die alldeutsche Bewegung heute angenommen hat, Front zu machen." Das ist Musik für meine Seele; die im übrigen neugierig ist, mit welchen neuen Künsten die Herren um Fuhrmann und Bacmeister die peinliche Tatsache verdrehen werden, daß man auch anderswo als auf unsrer Seite hellhörig für sie zu werden beginnt.

Eduard Strauß. Hier haben Sie, Herr Doktor, auf Ihren Einwand vom siebzehnten Mai auch noch eine Antwort von Egon Friedell: „Zu der Sache mit den Fletchern habe ich eigentlich nichts mehr zu äußern, da Sie, lieber S. J., die Angelegenheit mit restlosem Verständnis aufgeklärt haben. Nun ist ja überhaupt jede philosophische Behandlung von Dingen des Lebens (Gottseidank!) eine ‚spielende'; aber in diesem Falle hat die ‚Vertauschung der Wertsphären' noch eine besondere Berechtigung. Ich glaube nämlich: ‚Physis' und ‚Geist' sind nur zwei falsche Worte, zwei unklare und unzutreffende Bezeichnungen für ein Drittes, das unaussprechlich, unbegreiflich und doch das einzige Wirkliche ist. Dieses Dritte äußerte sich zum Beispiel bei Schopenhauer einmal als pessimistische Philosophie, das andre Mal als habituelle Obstipation. Das stilistische Hauptmerkmal des Dyspeptikers Carlyle könnte man als träge Peristaltik bezeichnen, was aber grade den Reiz und die Originalität seiner Schreibweise und Gedankenbewegung ausmacht. Und so weiter. Was nun das speziell Medizinische des Einwands anlangt, so habe ich nur zu bemerken, daß ich weder in meinem Aufsatz über das Fletchern noch sonstwo behauptet habe, Magensaft sei verschluckter Speichel; und ich kann mir auch nicht denken, daß irgendein andrer Mensch das heute noch behauptet. Daß der französische Arzt Beaumont diesen Irrtum durch eine Magenfisteloperation aufgeklärt hat, erfährt jeder Mediziner spätestens im dritten Semester. Was ich hingegen behauptete, war dies, daß dem Darm durch diese Ernährungsweise (kurz gesagt) ‚funktionelle Atrophie' droht. Diese droht ihm natürlich durch mangelhafte mechanische, nicht durch mangelhafte chemische Beschäftigung. Eine mechanische Darmverdauung findet aber beim Fletchern so gut wie nicht statt. Im übrigen bliebe wohl auch chemisch nicht viel zu tun übrig, da etwa drei Viertel der festen Teile der normalen Nahrung aus (in diesem Fall schon ausgiebigst vorverdauten) Kohlehydraten bestehen und außerdem Fletcher vorschreibt, daß nicht völlig geschmacklos Gemachtes wieder ausgespuckt werden soll. Und schließlich und endlich halte ich es für unzulässig, aus dem Organismus einer zusammenhängenden Deduktion einzelne Sätze herauszustechen, weshalb ich vermute, daß der geehrte Einsender weniger Physiolog als Chirurg ist."

Alfred Keller. Ein Brief von fünf Quartseiten ist kein Spaß. Aber ein paar Sätze daraus werdens auch tun. „Nein, das kann ein Fachmann, der sich jahrelang mit der schweizerischen Mundart beschäftigt hat, nicht ohne weiteres hinnehmen, was Alfred Polgar am siebzehnten Mai darüber geschrieben hat. Selbst wenn er es vorsichtigerweise nur in die Möglichkeitsform gefaßt hat. Ueber das Musikalische der schweizerischen Mundart wollen wir nicht mit ihm streiten. Wir wissen, daß ihr gutturaler Akzent manchem Hochdeutschen Schmerzen im Hals verursacht. Aber farbmatt oder gar flachgedrückt — nein, das ist das Hochalemannische nicht. Eher das Gegenteil. Die drei schweizerischen Stücke, die in Wien aufgeführt wurden, dürfen nicht zur Beurteilung des Schweizerdeutsch benutzt werden. Wenn die Einakter in reinem Schweizerdeutsch geschrieben wären, so hätten sie vom zürcher Stadttheater, das nur über hochdeutsche Künstler verfügt, garnicht aufgeführt werden können und wären in Wien überhaupt nicht verstanden worden. Aber wenn Eine

deutsche Sprache Farbe, Bildkraft, Relief, Reichtum hat, so gewiß das Schweizerdeutsch. (Von einem einheitlichen Schweizerdeutsch kann man allerdings nicht reden. Es wird in jedem Kanton, in einzelnen Gegenden an jedem Ort anders gesprochen.) Das Schweizerdeutsch ist herb und rauh, aber kraftvoll und gesättigt mit strotzendem Leben. Auch das Liebliche fehlt darin nicht. Es wäre . . ." Genug. Das reicht zu Polgars und unsrer Belehrung. Habet Dank.

Frau Elisabeth H. im Rheinland. Kinder, Kinder, wie soll das noch enden! „Sie werden lachen über den winzigen Anlaß meines Briefes: es ist der Fall Fein. Ich habe diese Schauspielerin nie gesehen, erinnere mich nur, wie oft ich früher, wo ich Sie kontrollieren konnte, Ihrer Meinung war, und glaube Ihnen von vorn herein, daß sie so schrecklich ist. (Von Ihrem andern Liebling, der Orska, weiß ich, daß sie so schrecklich ist.) Aber was mich quält, ist das eine: Wie ist es möglich, daß S. J. und Max Reinhardt in diesem Punkt so vollständig verschiedener Meinung sind? Wie erklären Sie sich, daß Reinhardt von dieser Schauspielerin noch immer nicht genug hat?" Hm .. der Fall Fein als Haupt- und Staatsaktion: die Dame selbst wird größenwahnsinnig werden, und der Oeffentlichkeit wird sich förmlich der Eindruck aufdrängen, daß an einer so heftig umstrittenen Erscheinung doch wohl was dran sein muß. Immerhin: ich werde nicht kneifen. Und da ich auf jeden Leser, der sich entschließt, seine Qual herauszuschreien, ungefähr hundert rechne, deren Nächte in ähnlicher Weise verstört werden, die nur nicht übermäßig beflissen sind, einen Brief zu verfassen, und die dann doch auf einmal sich dazu aufraffen: so werde ich, um alle solche Episteln im Keim zu ersticken, gleich diesmal denkbar gründliche Arbeit tun. Es wäre nämlich zu einfach und eine Umgehung des Kernpunkts, auf Ihre bündige Frage ebenso bündig zu erwidern, daß es Reinhardt herzlich gleichgültig ist, was ich über ihn und seine Mitglieder schreibe. So wahr das sein mag: der Fall ist trotzdem ein bißchen verwickelter. Eines Tages dringt der Ruf einer sächsischen Hofschauspielerin nach Berlin. Der Ruf schwillt an. Man wispert einander zu, daß da ein zeitgemäßer Ersatz für die Wolter heranwächst. Dergleichen kann Reinhardt gebrauchen. Ob die Fama nicht lügt: darüber wäre Klarheit zu schaffen, wenn der Meister nach Dresden hinüberführe und Fräulein Fein in einigen Rollen ansähe. Das tut er nicht. Seit einer langen Reihe von Jahren hat Reinhardt die neuen Kräfte als Mimiker erst auf seiner eigenen Bühne kennen gelernt. Auch dieses Fräulein kommt nach Berlin und spricht vor. Eine schöne Figur; ein fabelhaft, gradezu beispiellos umfangreiches Organ; zum Ueberfluß sogar Nerven. Offenbar wirklich eine „moderne" Heroine. Unter allen Umständen: ein gefundenes Fressen für einen Menschenfänger von Regisseur. Die vielen und mannigfachen Unarten schrecken nicht ab; sondern reizen erst recht, sie zu beseitigen. Aber: vorgesprochen ist nicht gespielt. Als es Ernst wird, gibts eine grauenhafte Enttäuschung. Ob auch für Reinhardt: das weiß ich nicht. Ich lasse mir nur die Hand dafür abhacken, daß er, wo nicht sofort, doch allmählich meiner Meinung über die neue Wolter geworden ist. Seit der Maria Stuart, seit fast zwei Jahren, hat er selber mit ihr nichts weiter als die paar Sätze der Hekate, der Lucile und der Fanny Wilton gearbeitet: das ist für mich der Beweis. Die fetten Rollen muß Fräulein Fein unter Begabungen ihres Ranges: den Herren Hollaender und Gregori spielen. Aber wie kommts, daß sie diese Rollen überhaupt noch kriegt? tönt Ihre ungeduldige Zwischenfrage. In provinzialer Naivität setzen Sie da voraus, daß ein Theater der Reichshauptstadt unbedingt nach künstlerischen Gesetzen regiert wird. Dies könnte das Kapital, das in solch einem Unternehmen steckt, garnicht dulden. Fräulein Fein hat die große Stellung in Dresden nicht ohne genügende Sicherung aufgegeben. Sie verschlingt meines Wissens fünf Jahre lang eine Gage, die im Verhältnis zu ihren Gaben riesenhaft,

aber auch an und für sich sehr beträchtlich ist. Dafür läßt eine Direktion, die kaufmännisch so gewiegt ist wie diese, ein Mitglied ungern spazieren gehen. Gleichwohl müßte sie es, wenn das Mitglied in der Tagespresse so zugerichtet würde wie in der ‚Schaubühne'. Und hier sind wir endlich der Lösung des Rätsels nahe. Ein Drittel der Kritiker weiß nicht, wo Gott wohnt. Der Glaube an die Firma macht selig. Wenn ein Theater wie Reinhardts eine Schauspielerin immer wieder in den Vordergrund stellt, so wäre ein Zweifel an ihrer Größe Vermessenheit. Das zweite Drittel ist innerlich unsicher. Es verwechselt die „Dankbarkeit" der Rolle mit den Fähigkeiten der Schauspielerin, läßt sich von Hollaender vor und während der Vorstellung unter einem Sprühregen zuzischen, daß sich hier ein Genie von epochaler Bedeutung auswirke, und stammelt tief in der Nacht seine Informationen nach, da er ja doch dafür bezahlt wird, sein Fach zu verstehen. Diesen zwei Dritteln wird der Himmel vergeben: sie wissen nicht, was sie tun. Das dritte Drittel ist schuldig. Von dieser Gruppe sagt Einer klipp und klar die Wahrheit über Maria Fein und erklärt nach einiger Zeit, daß er niemals wieder ein Stück ansehen werde, worin sie beschäftigt sei. Er hält sein Versprechen — und von da an singt sein Kollege im außerordentlich verbreiteten Blatt bei jeder Gelegenheit einen Hymnus auf die Hausleererin. Die andern aber von dieser Gruppe: mit ein, zwei Ausnahmen stumpfen sie ab. Von Mal zu Mal mehr. Sie gewöhnen sich an die Laster des kritischen Objekts und sind ganz ehrlich davon durchdrungen, daß diese kaum noch vorhanden sind; ja, manche von ihnen schmeicheln sich, daß ihr Tadel das Fräulein bestimmt habe, sich zu bessern. Hollaender aber drückt die linke Faust in die Hüfte, ründet das rechte Bein und spricht mit der rechten Hand: Woala! Und im Vollgefühl seines Sieges schreitet er zu dem löblichen Werk, das nächste Genie von epochaler Bedeutung durchzusetzen. Nur ich armseliger Monomane bleibe verdammt, selbst in Jahren nicht abzustumpfen und mit entsetzlicher Hartnäckigkeit immer weiter das alte Genie anzweifeln zu müssen. Aber wie es nichts Neues unter der Sonne gibt, so ist auch unser Fall schon mal dagewesen. Als ich Maria Fein das erste Mal hörte, entrang sich meinen erbleichenden Lippen der Schreckensruf: Clara Ziegler! Die kleine Zehe der Clara Ziegler! Nun habe ich mich an meinen nie versagenden Tröster Theodor Fontane gewandt und aus dessen Kritiken über die münchner Wandervirtuosin zusammengestellt, was — mutatis mutandis und im Maßstab von Hundert zu Eins — für unser Unglückswurm gilt. Ich habe die bedrängende Fülle nachträglich zu verringern getrachtet; aber ich unterliege dem Zauber dieses anschaulichsten aller deutschen Theaterkritiker immer wieder in einem Grade, daß ich außerstande bin, mich von einer Zeile zu trennen. 1872. „Dieser Zug des Unechten spiegelt sich wie in der Plastik dieser Künstlerin, so auch in ihrer Deklamation, und eingestreut in das wunderbar Schönste von Macht und Wohlklang der Stimme find' ich ganze Sätze, Zeilen, Wörter, die mir den Forderungen ihres innerlichen Lebens nach völlig auf den Kopf gestellt erscheinen. Das Publikum und das heutige mehr denn je steht unter dem Einfluß der äußern Mittel, aber die Kritik kann von der Frage nach einer tiefern Berechtigung des Gebotenen nicht absehn und darf ihr Urteil nicht nach der Stärke des rein sinnlichen Eindrucks bemessen. Die Zeit wäre sonst da, wo jeder türkische Teppich den großen Schüler Peruginos aus dem Felde schlägt." 1877. „Sie steht starr und feierlich da wie eine Göttin oder springt auf wie eine Löwin; sie wickelt sich in ihren Mantel oder schleudert ihn fort; sie donnert oder schmilzt hin in Tönen. Ginge man nun in das Theater, um sich — etwa wie man in einem Musterbuche nachschlägt — eine Anzahl verschiedener Affekte vorführen zu lassen, so müßte man dies virtuose Abspielen von Gegensätzen bewundern. Der Zweck

des Theaters ist aber ein andrer, und bestimmten durch die Dichtung gegebenen Situationen gegenüber stellt man bekanntlich die Forderung, daß die dargestellten Affekte auch der darzustellenden Situation entsprechen. Fräulein Ziegler ist eine Kalamität. Soll uns der bare Unsinn einem bloßen Ton, einer Stellung, einer Bewegung zuliebe aufgezwungen werden, will sich diese von der Dichtung losgelöste, bloß auf eine oberflächliche Tableaux-vivants-Wirkung gestellte Kunstmanier als gleichberechtigte Kunst geben, so muß man sie perhorreszieren. Sie bedeutet Verfall und zwar einen allertraurigsten, weil geistlosen." 1879. „Ein philosophischer Freund sagte mir einmal, nichts sei falscher als der Glaube, daß die Formen, in denen sich unser Leben bewege, sehr reich und mannigfaltig seien; er reise viel und könne mir auf das bestimmteste versichern, daß zum Beispiel eine Konversation zwischen Berlin und Leipzig höchstens ein Doppelgleise habe, grade wie die Bahn selber. An diesen Satz werd' ich durch das Spiel der Frau Clara Ziegler beständig erinnert. Immer die gleichen oder doch sehr ähnlichen Gerichte, die nicht in ihren Zutaten, sondern in der Reihenfolge dieser Zutaten verschieden sind, etwa wie das Eiweiß, jenachdem es etwas früher oder später geschlagen oder ungeschlagen in die Form oder Pfanne kommt, ein paar kleine kulinarische Variationen schafft. Die Frau Clara Zieglerschen Zutaten sind bald aufgezählt: ruhige Stellung an einer dorischen Säule, königliches Herabschreiten von einer höhern oder niedrigern Freitreppe, Stellung am Stuhl, Stellung am Altar, Griff in die Saiten einer Leier, Manteldrapierung, elegischer Hinschmelzungs-, ernstrollender Donner- und jäh einschlagender Verzweiflungston. Was etwa noch dazwischen liegt, bedeutet nicht viel. Es ist das Aeußerlichste, zugleich auch das Stereotypste, was ich auf der Bühne kennen gelernt habe. Frau Clara Ziegler ist offenbar nicht an ihrem eigentlichsten Platz: im heroischen Ballett, an der Stelle, wo sich Klio und Terpsichore die Hand reichen, hätte sie Wunderdinge geleistet und Aufgaben gelöst, wie sie vorher auf dem entsprechenden Gebiete vielleicht niemals gelöst worden sind. Aber an den Scheideweg gestellt entschied sie sich statt für die mimisch-plastische für die dramatische Kunst und inaugurierte dadurch eine neue Aera der hohen Tragödie, der nicht nur die Seele, sondern auch das Verständnis fehlt. Dies mag manchem übertrieben oder gar gehässig erscheinen; es ist aber umgekehrt eher ein zu milder als ein zu harter Ausdruck. Wenn Oxenstierna sagen durfte: Du glaubst garnicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird!, so läßt sich mit noch viel größerer Berechtigung sagen: Du glaubst gar nicht, o Publikum, mit wie wenig Verstand die Gestalten des Trauerspiels tragiert zu werden pflegen! Frau Clara Ziegler spielte diesmal die Phaedra (von Racine). Phaedra ist eine Tochter des Minos. Was der erst sagen würde, wenn er zu Gericht zu sitzen hätte! Es ist mir leid, einem berühmten Gast, einer liebenswürdigen Dame gegenüber immer wieder und wieder diese Sprache führen zu müssen. Aber ich halt' es andrerseits für meine Pflicht, gegen den Ziegler-Enthusiasmus zu protestieren und die Vorstellung, soweit es in meiner Kraft liegt, nicht aufkommen zu lassen, als habe man in unsrer Mitte hundert Jahre nach Goethe schöne plastische Stellungen von hoher dramatischer Kunst nicht zu unterscheiden gewußt. Die schönen Stellungen hat Frau Clara Ziegler, die hohe Kunst hat sie nicht." 1883. „Das Aeußerliche der Kunst genügt und wird immer genügen, um auf das Publikum, das in seiner Mehrheit über das mit Sinnen Wahrnehmbare nicht weit hinauskommt, einen bedeutenden Eindruck zu machen. Das Elend fängt erst an, wenn man schärfer zusieht. Dann zeigt sich plötzlich ein trauriges Chaos, alles öde und leer, nichts paßt, nichts stimmt, weil es ebensosehr an Kunst und Verständnis wie an einer reichen und glücklichen Natur gebricht, an einer Natur, die der Kunst entbehren kann, weil ihr das Schönheitsgesetz eingeboren wurde." Noch sechs Jahre später, als die Reisen der Ziegler längst aufgehört haben schreibt Fontane von einem Gast

des Schauspielhauses: „Er steht neben Clara Ziegler, ist ihr aber freilich sehr überlegen. Seine Kunst ist ein Zurückgreifen auf eine Schule, die längst vom Schauplatz abgetreten ist, und deren Erloschensein man nicht beklagen kann.“ Maria Fein ist der Clara Ziegler offenbar sehr unterlegen. Nach ihrem Persönlichkeitswert würde ihr mit einer konsequenten Bekämpfung viel zu viel Ehre erwiesen. Aber ihre „Kunst“ ist ein Rückfall in eine erloschene Schule, die ich, „so weit es in meiner Kraft liegt“, nicht wieder lebendig werden lasse. Wenn es dem weisen Fontane gelohnt hat, die Clara Ziegler elf Jahre hindurch zu verfolgen, so wird es meiner Unweisheit nicht darauf ankommen, ihrer Nachfahrin in Duodez so lange zuzusetzen, wie deren und Reinhardts Widerstandsfähigkeit reicht; und sollten es auch elf Jahre werden. So lange; aber — das gelobe ich feierlich — nie wieder so lang wie heute.

Berufsgenosse. Darüber werden wir uns niemals einigen. Wir vertreten verschiedene Interessen: Sie das Interesse des Standes, ich das Interesse der Kunst. Man sollte beide Interessen vertreten, selbstverständlich: aber im Zweifelsfalle steht mir die Kunst beträchtlich höher. Es ist nämlich keineswegs so, wie Sie ziemlich erregt an mich schreiben: „Ich habe Sie im Verdacht, daß Sie nur darum, weil es vor tausend Jahren einen ‚Fall Jacobsohn‘ gegeben hat, die skrupellosen Benutzer Ihrer Kritiken nicht nennen. Das ist Schwäche. Es könnte Ihnen wahrhaftig wurst sein, wenn Böswilligkeit oder Dummheit Ihnen die Befugnis absprechen wollte, in dieser Sache Richter zu sein. Aber es geht ja doch nicht an, daß Sie die Provinzkritiker geradezu ermutigen, sich Ihrer Schriften zu bedienen. Schließlich hat unsre Presse hart genug um ihr Ansehen zu kämpfen. Daß da noch den Dieben ein Freibrief ausgestellt wird: für die peinlichen Folgen solcher Unüberlegtheit entschädigt mich der lustigste Sarkasmus nicht.“ Der würde mich ebenso wenig entschädigen. Ich habe mir auch sehr wohl überlegt, was ich sagte. Aber ich kann Ihnen leider nicht helfen: mir ist weiter nichts wichtig, als daß an möglichst vielen Stellen geschrieben wird, was ich für die Wahrheit halte. Und daß ich Ihnen mein amoralisches Herz ganz entdecke: ich ziehe den Kritiker, der mit meinen Worten den ‚Weibsteufel‘ ablehnt, unbedenklich dem Kritiker vor, der ihn mit seinen eigenen Worten empfiehlt. Jener hat den guten Instinkt, daß Schönherr sich durch nichts als den Dialekt von Sudermann unterscheidet, und kann nur seine gesunde Meinung nicht ausdrücken. Also borgt er sich meinen Ausdruck. Er könnte hundert Kritiken abschreiben, worin Schönherr gelobt wird: aber er wählt die beinah einzige, die Schönherr tadelt, und bei der die Gefahr, daß man ihn erwischt, an die hundert Mal größer ist. Er trägt ein Risiko, um ein reinigendes Urteil zu verbreiten. Sein Kollege dagegen, seine hundert Kollegen, die Schönherr hinnehmen oder lobhudeln — ja, was liegt an den „eigenen“ Worten von Spaltenfüllern, die ihren schlechten Geschmack übertragen und das bißchen Empfänglichkeit ihrer Leser verderben? „Schreiben“ kann heute jeder. Nicht daß, und nicht wie geschrieben wird, sondern was gedruckt wird: darauf kommts an. Deshalb spielt sich bei jedem neuen ‚Jahr der Bühne‘ der Vorgang ab, daß der Verlag mir händeringend vorklagt, wie viele Rezensionsexemplare von mittlern, kleinen und kleinsten Provinzblättern eingefordert würden, die erfahrungsgemäß das Buch nicht besprechen, und deren Besprechung auch wertlos wäre — und daß ich ihn bitte, trotzdem zu schicken und immer wieder zu schicken, weil mir nichts an Lob, nichts an Absatz, aber alles an Wirkung liegt, und weil es mir lieber ist, daß mein Schloßabzug unter fremder Marke, als daß gemeiner Fusel unter der echten Marke seines ehrlichen Brenners getrunken wird.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin [illegible]-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Politik und Presse von Germanicus

Es wird niemand daran zweifeln, daß wir einigermaßen energisch für die Freiheit der Presse eintreten. Wir haben schon mancherlei Gelegenheit gehabt, uns mit den Hemmungen der Zensur auseinanderzusetzen, und wir geben gern zu, daß wir oft genug mancherlei mehr und vieles anders sagen würden, wenn wir nicht harte Eingriffe fürchteten. Trotz alledem haben wir, wie sich die Leser erinnern werden, nie viel dafür übrig gehabt, daß in diesen Kriegszeiten die Grenzen, die der Presse durch das Walten der militärischen Mächte gesetzt sind, eine wesentliche Erweiterung erfahren. Ein Zugeständnis, das selbstverständlich nicht rührt an die von uns rücksichtslos geforderte und verteidigte Freiheit der Künste und Wissenschaften. Was aber das politische Tagesgeschäft betrifft, so konnten wir uns nicht einmal für die Eröffnung der Friedensziel-Diskussion sonderlich erwärmen. Wir sind eben der Meinung, daß, solange die Vernichtungsgefahr, von der Deutschland bedroht ist, noch besteht, dieser Zustand gewisse, sogar bedeutende Einschränkungen der öffentlichen Redefreiheit fordert. Wir wissen, daß das meiste von dem, was wir sagen möchten, heute nicht gesagt werden kann. Wir halten es darum nicht für nützlich, uns eifernd dafür einzusetzen, daß die andern, deren Auffassung scheinbar mehr das Kolorit der kriegerischen Gegenwart aufweist, es besser haben. Wir wählen lieber zehnfache Einschränkung als eine Freiheit, die wir doch nicht benutzen können, die wir auch gar nicht benutzen wollen, einfach darum nicht, weil wir uns zu der Einsicht durchgerungen haben. daß heute Disziplin und innere Einheit mehr bedeuten und unendlich wichtiger sind als die equilibristischen Kunststücke des Subjektivismus, auch des unsern. Wir würden uns demgemäß auch jeder neuen Einschränkung der Pressefreiheit — wenn sie für den Bestand des Reiches oder die Durchführung irgendwelcher militärischen oder politischen Maßnahmen notwendig wäre — willig unterwerfen, vorausgesetzt freilich, daß sie gegen alle Staatsbürger gleichermaßen zur Anwendung käme. Was wir uns aber nicht gefallen lassen wollen, das ist die Freiheitsberaubung, die sich eine gewisse, seit einiger Zeit besonders eifrige Nebenzensur gegen uns gestattet. Es ist dies ein beinah paradoxer Zustand; man will uns hindern, uns zur Politik der Reichsregierung zu bekennen. Das wäre noch einigermaßen verständlich, wenn diese Erzieher unter unsern Brüdern von links säßen. So ist es aber nicht. Im Gegenteil: grade jene Lauten und Ueberlauten, deren Schreie ihnen selbst im Konzert des Krieges besonders harmonisch klingen, kommen über uns. Ihnen ist die sachliche Mäßigung der Reichsregierung unsympathisch, und so bedrohen und

beschimpfen sie alle Die, deren Verstand und Temperament einer Politik als Kunst des Möglichen zustimmen. Gegen diese Bedrohung unsrer Freiheit wehren wir uns. Wir können und wollen uns auf die Dauer nicht gefallen lassen, als verkappte oder gar erkaufte offiziöse Schreiblinge beschimpft zu werden. Wir können auch ernsthaft nicht einsehen, warum es ehrlos oder gar dumm sein soll, zu glauben, daß die Regierungsinstanzen, die doch schon technisch die Sachlage am ehesten zu überblicken vermögen, ein weniger richtiges Urteil haben als die Gefühlvollen, bei denen immer der Wunsch der Vater ihrer spärlichen Gedanken ist. Wir glauben nun einmal nicht an die Unfehlbarkeit der Presse; dazu kennen wir sie zu genau, dazu wissen wir zu gut, wie sie zu arbeiten pflegt, und von welcher oft recht geringen Qualität Die sind, die sie machen. Wir haben auch nicht die geringste Ehrfurcht vor dem weltbewegenden Leitartikel, denn wir wissen, wie leicht es ist, ihn zu Papier zu bringen. Wir wissen vor allem aber, daß Politik durch ganz andre und wesentlich wichtigere Faktoren gemacht wird. Wir halten noch immer den Direktor einer Schiffahrtsgesellschaft oder irgendeinen Industriekapitän für maßgebender als selbst den hervorragendsten Chefredakteur. Wir kennen die Eitelkeit, das unsterbliche Selbstbewußtsein und den Machtkitzel der federgewaltigen Kommandeure in den Zeitungsfabriken, und wir wissen schließlich, daß sie insgesamt oft bewußt, oft ohne daß sie es ahnen, doch nur Sprachrohre sind gewisser Gruppen von Wirtschaftsinteressenten, mit deren Hilfe ihre Zeitung sich ernährt. Da dies alles nun auf uns nicht zutrifft, da wir uns wirklich innerlich und äußerlich ganz frei wissen, so wollen wir uns nicht als knechtselig denunzieren lassen, wenn wir das tun, was uns respektlose Beobachtung und kühle Sachlichkeit gelehrt haben: nämlich den Fachleuten der Regierung mehr zuzutrauen, als den schon um des Effektes willen aufbegehrenden Leitartiklern. Wobei wir noch anmerken, daß wir auch sehr skeptisch sind gegen die Anmaßung, als wären alle diese geistvollen Federhelden direkt vom Volk beauftragt, so zu schreiben, wie sie tun. Sie schreiben ja alle im Namen des Volkes, so links wie rechts. Wir ziehen es darum vor, in der Mitte zu bleiben, ohne Pathos, ohne Leidenschaft, den Dingen ruhig in das Gesicht schauend und die Vorgänge wägend, dabei immer überzeugt, daß die Männer, die wahrhaft und eigentlich die Politik machen, von ihr mehr verstehen als wir, die wir sie nur paraphrasieren. Gewiß, es mag schon vorgekommen sein, daß große politische Bewegungen erst durch die Schrift in das Bewußtsein der Bevölkerung gehoben worden sind; Lagarde steht in enger geistiger Beziehung zur Sozialpolitik. Aber: erstens ist unser Zeitungsschreiber in der Regel nicht Lagarde, und zweitens würde sich bei einer genauen Untersuchung selbst dieser Geistesgrößen und ihres zeugenden Einflusses ergeben, daß sie letzten Endes doch nur die empfindenden

Ausdeuter dessen waren, was unbewußt im Ablauf der Wirtschaftsprozesse und der Produktionsvorgänge an die Oberfläche drängte.

Wir sind überzeugt, soeben viele Ketzereien gesagt zu haben, wir sehen deutlich, wie die Auguren mitleidig lächeln. Das geniert uns garnicht. Wir fühlen uns mit ihnen viel zu wenig verbunden, als daß wir es nicht wagen könnten, die Hohlheit der von ihnen angemaßten Stellung darzutun. Und so bleiben wir denn dabei, daß selbst eine mäßige Regierung immer noch bessere Politik zu machen vermag als selbst eine journalistisch (wie man so zu sagen pflegt) auf der Höhe der Annoncen stehende Zeitung. Wir können es darum auch nicht im geringsten als eine Selbstknebelung empfinden, wenn wir — zumindest für diese Kriegszeit — die Aufgabe der Presse viel weniger darin erblicken, die Regierung zu kritisieren und für minderwertig zu erklären, als vielmehr darin, sie zu stützen, ihr Echo zu schaffen und ihren Absichten unter der Bevölkerung, aber auch unter Deutschlands Feinden Anhänger zu gewinnen. Wenn einmal die Gefahr der nationalen Vernichtung für uns überwunden ist, wird sich alles andre finden.

*

Man kann auch das kulturelle Niveau der politischen Tagesschriftsteller gar nicht niedrig genug einschätzen. Es gibt viele unter ihnen, die (ohne Bismarck zu sein) es für eine Schande achten, einen Rembrandt von einem Neuruppiner Bilderbogen unterscheiden zu können. (Hier ist auch der Barockkoller der Zeitungspaläste und die typographische Hilflosigkeit der Zeitungsköpfe zu nennen.) Wir sind so anmaßend, zu behaupten, daß solch Mangel an Universalität die Schuld an der Monomanie und an der Selbstüberschätzung unsrer meisten Leitartikler trägt. Wir wissen andrerseits, daß unsre vielbegeiferten Diplomaten immerhin einigermaßen gebildete Menschen sind. Wir glauben, daß ohne gehobene Menschlichkeit auch das Spezialistentum nichts bedeutet. Geschärfte Organe geben immer ein Uebergewicht. So soll Rubens kein schlechter Diplomat gewesen sein.

*

Alles in allem glauben wir, daß der Respekt, den die Vertreter der Regierung und die eigentlichen Träger der Politik vor der Presse haben können, nicht groß zu sein vermag. Wir mißbilligen darum die gewisse Aengstlichkeit, womit diese ausschlaggebenden Faktoren all die großen und kleinen Glöckner streicheln. Wir glauben, daß es um die Oeffentlichkeit besser bestellt wäre, wenn auch für das Verhältnis der Regierung zur Presse der alte Wahlspruch gälte: Jedem das Seine. In England, das uns politisch, demokratisch, vor allem weltpolitisch um vieles voraus ist, ist es durchaus keine Schande, wenn die Presse sich als Instrument der gemeinsamen Weltregierung fühlt und als solches gleichmäßig verständnisvoll und selbstbewußt zu handeln weiß.

Karl Kraus von Berthold Viertel

IX.

> „So zwischen Schmach und Schönheit eingesetzt, rückwärts die Welt und vorwärts einen Garten ersehend, bleibt die Seele unverletzt."
>
> Karl Kraus.

> „Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet: sein Buchstab Tötet, aber es macht Geister lebendig der Geist."
>
> Hölderlin.

Otto Weininger — in seinem posthumen Buch ‚Von den letzten Dingen', das zeigt, wie ein bis zur völligen Selbstaufgabe hingegebenes Gemüt gegen die Ueberfälle seiner eigenen metaphysischen Genialität immer wehrloser wird — erblickt die transzendente Seelennichtigkeit jenes Judentums, das er in sich selber fürchtet und in der Welt draußen verabscheut, als in dem Geschlecht der Fliegen verkörpert. Das Fliegenhafte, Fliegenartige und nichts andres, geistig genommen, international erfaßt, ist der Stoff der Satire eines Karl Kraus. Weininger, in derselben Epoche seines Denkens, knapp vor dem Selbstmord, drängt seine ganze Ethik in ein einziges metaphysisches „Sei!" zusammen. Um nichts andres als um dieses „Sei!" ringt heute in seinen Tiefen und Höhen, physisch und geistig, vom Wucher bis zum Messianismus, das entwurzelte, zerrissene jüdische Wesen, krankhaft und krampfhaft. Wie gefährlich schwer der Jude, der „nicht singt", es hat, wo es um das Höchste geht: dafür ist Weininger ein Beispiel, in der Mitte zwischen dem Heiligen und dem Beklagenswerten.

So weit Karl Kraus reicht, in allen Stadien seiner Individualität, hat er das „Sei!" fanatisch verwirklicht. Er setzt — in der Glosse ‚Er ist doch ä Jud' — den Satz der Rassen-Antisemiten: „Aus der Rasse kann man nicht austreten", fort: „Ich habe aber das unbestimmte Gefühl, daß man auch aus dem Leben nicht austreten kann, wenn man sich gleich umbringt, und daß man, ohne sich umzubringen, jenes höhere Leben des Geistes führen kann, dem man doch rettungslos verfallen wäre, wenn man sich umbrächte. So glaube ich wohl, daß man auch innerhalb der Rasse jenen höhern Zustand bewähren kann, der einmal keiner Rasse versagt war, oder der, ihr einmal erreichbar, sie nie unerträglich gemacht hätte. So ist es mir wohl auch möglich, Eigenschaften zu hassen, die ich auf jenem Stand der Judenheit, wo sie sich noch nicht von Gott selbständig gemacht hatte, vergebens suchen würde." „Ich glaube von mir sagen zu dürfen, daß ich mit der Entwicklung des Judentums bis zum Exodus noch mitgehe, aber den Tanz um das goldene Kalb nicht mehr mitmache und von da an nur jener Eigenschaften mich teilhaftig weiß, die auch den Verteidigern Gottes und Rächern an einem verirrten Volke angehaftet haben. Ich weiß nicht, was heute jüdische Eigenschaften sind. Wenn es nur eine gibt, die alle andern, bessern verstellt, Machtgier und Habsucht, so sehe ich die auf

alle Völker des Abendlandes gleichmäßig und nach dem Ratschluß teuflischer Gerechtigkeit verteilt, und wenn es dann nur noch eine gibt, den singenden Tonfall, in dem sie ihre Geschäfte besorgen und besprechen, so sage ich, daß ihn die andern auch treffen, denn es ist der Tonfall, der das Rollen des Geldes wohlgefällig begleitet." „Wenn wir aber auch zugeben, daß hundert Jahrgänge sämtlicher antisemitischer Drucksorten ein feiges Stammeln sind neben der Sprache, die eine einzige Glosse der ‚Fackel' spricht, so wollen wir doch der Tendenz solchen Judenhasses die Ehre lassen, daß sie zu einem Ursprung strebt und nie zu einem Ziel." „Solcher Judenhaß" dichtet beim Anblick eines Herrschaftsdieners die Strophe: „Der Diener ist schon alt, als hätt' er viele Jahre Schon Gott gedient, so sieht er in die fremde Zeit. Zehntausend Juden sind nicht wert dies eine, wahre, Einfältige Gesicht voll Dienst und Dankbarkeit." Und streift im ‚Gebet an die Sonne von Gibeon' das Sakrileg, einem biblischen Urtext die Lesart des Hasses unterschiebend, um sich darüber zur biblischen Gewalt einer religiösen Läuterung zu erheben. Am tiefsten aber hat Karl Kraus seine Anschauung von den beiden Gegenkräften, die im jüdischen Wesen wirken, ausgedrückt (seine unwillkürliche Anschauung unwillkürlich ausgedrückt), als er, das Judentum garnicht meinend, die beiden Arten des Geistes, den Geist, den er liebt, und den Geist, den er haßt, und deren Weg durch die weite Welt in dem orphischen Epigramm ‚Zwei Läufer' schilderte:

„Zwei Läufer laufen zeitentlang,
der eine dreist, der andre bang:
Der von Nirgendher sein Ziel erwirbt;
der vom Ursprung kommt und am Wege stirbt.
Der von Nirgendher das Ziel erwarb,
macht Platz dem, der am Wege starb.
Und dieser, den es ewig bangt,
ist stets am Ursprung angelangt."

So spricht bei Karl Kraus ‚Gott' zum ‚sterbenden Menschen': „Sahst hinter dich und suchtest meinen Garten. Du bliebst am Ursprung. Ursprung ist das Ziel." Die Welt — als ein Irrweg, Abweg, Umweg zum Paradiese zurück. Und so versuche ich denn auch die Entwicklung dieser merkwürdigen Begabung zu deuten: Intellektualität als ein Abweg, der zur Unmittelbarkeit, zum Geiste zurückführt. Publizität — ein Irrweg zur Sprache zurück. Die Satire — ein Umweg zum Gedicht.

Stofflich war der kühnste Vorstoß und Durchbruch gegen die Unmittelbarkeit, gegen den Ursprung hin geschehen, als es um den Eros ging. Hier fand sich der radikale Selbstbekenner so weit voran ins Urlebendige gestellt, wie in dieser Richtung kein Andrer vor ihm gestanden hatte. Es gab kein Zurück auf diesem Wege, es gab nur ein Durch zu sich selbst. Ein Durch zum Geiste. Da der Eros, den er suchte, ein schaffender Eros war, befand sich der Denker auf einem schöpferischen Wege. Karl Kraus mußte nicht wissen, daß dieser

Durchbruch — durch die Paradoxie zum Elementaren — von einer gewaltigen Krisis seiner Rasse angetrieben wurde.

Karl Kraus mußte nichts ahnen von dem Problem, daß er, der Jude, in einer fremden Sprache zum Wort kam. Wie diese fremde Sprache ihm zur eigenen wurde, das war sein schöpferisches Erlebnis und sein tiefer, leidenschaftlicher, geduldiger Dienst um jeden Buchstaben, um jedes Satzzeichen. Er hat die deutsche Sprache nicht nur vorgefunden, als er in sie hineingeboren wurde, weil er in ihr Kind war: er hat sie auch erwählt mit der Liebe des Mannes. Er hat in ihrem Geiste sein Werk gezeugt. In jener Glosse ‚Er ist doch ä Jud‘, wo Karl Kraus sein Nicht-Wissen um jüdische Eigenschaften trotz seinem bessern Wissen darum beteuert, weiß er alles, was er glauben will. „Und weiß dabei nicht, ob es eine jüdische Eigenschaft ist, an jeden Atemzug, den ein Gedanke braucht, um Wort zu werden, so viel Leidenschaft und Weltentbehrung zu wenden, daß man es einem Werk von fünfzehn Jahren nicht ansieht, und so die Zeit zu vergeuden, die sich die Händler und Genießer der Literatur nur vertreiben wollen.“ „Ich weiß das alles nicht. Wie es mit mir beschaffen ist, kann ich nicht sagen, wenn es nicht aus meinem Lebenswandel ersichtlich ist. Ich glaube, daß hier, wie überhaupt bei der Erschaffung des Menschen und bei der Erschaffung der Werke durch den Menschen, höhere Einflüsse im Spiele sind, als sich bei gebildeter Betrachtung des Rassenproblems zeigen mag.“ Eine Ahnung von seinem problematischen, aber lebendigen Verhältnis zur deutschen Sprache spricht aus dem epigrammatischen Gedicht ‚Bekenntnis‘: „Ich bin nur einer von den Epigonen, Die in dem alten Haus der Sprache wohnen.“ „Doch hab' ich drin mein eigenes Erleben, Ich breche aus, und ich zerstöre Theben.“ Während das Ende dieses Gedichtes von der Sprache fort in den vererbten Seelengehalt weist, in den tiefern Ursprung des Sprechers einer wahlverwandten Sprache: „Bin Epigone, Ahnenwertes Ahner. Ihr aber seid die kundigen Thebaner.“ So, zwischen Wissen und Ahnen, durchdrang er die Sprache mit seinem Wesen, sein Wesen mit der Sprache. Und indem er aneinander, ineinander beides unablässig reinigte und steigerte, den menschlichen Gehalt und die Sprache, wurde seine Glosse zur Kunstform, sein Fühlen, Meinen und inneres Tun zur eigenwüchsigen Reflexion, und aus der Reflexion schälte, löste sich der Kern, das Gedicht los. Das Gedicht, das jenen irrationalen Rest des Geistes verwertet, den man nur fühlen, ahnen, glauben kann.

*

„Es werde immer wieder Licht. Es war schon da und sammle sich wieder aus der Farbenreihe. Wissenschaft ist Spektralanalyse: Kunst ist Lichtsynthese. Der Gedanke ist in der Welt, aber man hat ihn nicht. Er ist durch das Prisma stofflichen Erlebens in Sprachelemente zerstreut, der Künstler schließt sie zum Gedanken. Der Ge-

danke ist ein Gefundenes, ein Wiedergefundenes." Das Gedicht ist bei Karl Kraus ein Stadium dieses organisierenden Prozesses. Von Anfang an war seine Prosa durchsetzt mit lyrischen, dramatischen, bildhaften Elementen. Die Anteilnahme am Stoff war eine urpersönliche; der Satiriker war ein Verletzter, und die Intensität der Verletzung trieb die mit dem Stoffgewicht des Tages belasteten Streitschriften in die gehobene Sprache, in die Dialektik und Rhetorik des Kämpfers, in den Rhythmus der Leidenschaft. So wurde der Satiriker zum Dichter, indem er sich über die Aktualität erhob (während die Dichter heute nur allzuleicht der Ueberredung dringlicher Tatsachen erliegen). Die rhythmischen Satiren des Karl Kraus verdichten sich bis zum Monumentalen, sie deuten den einzelnen Fall zur Zeitlosigkeit empor, und die Haltung des Satirikers wird mythisch, wird zu der des alttestamentarischen Propheten. Die Kraft der Darstellung erweist sich als ungeheuer, zumindest aber als ungeheuerlich; der Haß, der Zorn, der strafende Eifer erreichen ein Maß und Unmaß des Riesenhaften. (Tod und Tango; Eine Prostituierte ist ermordet worden; Die Fundverheimlichung.) Hierher gehören die Kriegsgedichte (darunter: Eeextraausgabeee—!; Beim Anblick einer Schwangeren; Die Leidtragenden; Mit der Uhr in der Hand; Gebet), von denen Siegfried Jacobsohn mit Recht sagte, er sei „neugierig, wie unsre Kriegsgedichtsammler einmal verantworten werden, daß sie den Dichter übergehen, vor dem selbst ihre Parade-Autoren verblassen. Er ist das Schwert, er ist die Flamme, und seine Schläg' und Gluten sind von allen dadurch unterschieden, daß sie die Opfer anderswo als bei den Feinden suchen". Die Höhe dieser Gedichte, die kein Vorbild haben, erschwingt das persönlichste Pathos, ihre Gefahr ist die Rhetorik. „Diesem Sündenfall waren die Juden von jeher ausgesetzt, und nicht immer die mittelmäßigen." (Buber.) Eine Gefahr, der ein so verzehrender Fanatismus niemals allzunahe kommt.

Aber die Kunst des Karl Kraus gräbt tiefer noch ins Innerste hinein. Er konzentriert sich auf die Urform des satirischen Erlebnisses, sucht dessen Wurzel zu fassen oder das metaphysische Ziel der satirischen Intention zu deuten. So entsteht das angeschaute zufällige und persönliche Ereignis: die Lyrik. Solche jetzt in Versen selbständig werdende Gefühlszartheit verdeutlicht, ein wie zartes Gefühl hier von Anfang an verletzt wurde. Das Gewissen des Satirikers schlüpft in den innersten Empfindungsmittelpunkt der Erscheinung und bewaffnet sie nach außen hin mit Stacheln. So geharnischt und gefeit, steh auf, Leben, und wandle! Diese Gebilde von wunderbarer Originalität (Elegie auf den Tod eines Lautes; Die Krankenschwestern; An einen alten Lehrer; Epigramm aufs Hochgebirge; An den Schnittlauch; Bekenntnis) sind auf entfernten Wegen zur Urform des Epigramms oder des Sinngedichts zurückzu-

führen, erheben sich aber über diese Formen durch den dichterischen Zauber, der sich offenbart, indem das Weben der Sprache sich mit dem Walten des Gefühls geheimnisvoll verquickt.

Es ist nicht leicht, sich in diese eigenwilligen Prägungen, in diese Bohrungen durch die Sprachlogik hineinzufinden, hineinzuleben; bis man erfährt, daß diese Schachte, diese Schrauben ins Edelmaterial der Sprache, dort, wo es hart und echt ist, führen — daß sie Goldadern des Sinnes unverhofft bloßlegen und auf liebliche Quellen treffen, Melodisches hervorsickern lassend. Diese Gedichte sind unbequem, sie beunruhigen durch ihre gedankliche Konzentration; und ihre sprachliche Konzentration zwingt das Ohr, sich gegen sie zu wehren. Vor allem aber sind diese Gedichte: neu; und muten dabei, in einer Literatur von Könnern, Technikern, Tausendsassas der Gelenkigkeit gradezu linkisch an und schwerfällig, als die Erzeugnisse eines strengen Ernstes, der nicht alles kann, sondern das Seinige muß. Das gequält Denkerische daran, das Aphoristische, wird belebt von jener Irrationalität, die einen Kämpfer wie Karl Kraus zum Dichter macht: vom Blitzartigen und Hauchartigen, vom Ungreifbaren, Imaginären des Daseins, das nur erhascht und wie flüchtig in das Spiel der Worte gebannt werden kann. Und dieser Zauber, diese Innerlichkeit geht über das geistige Glück des Aphorismus weit hinaus

Und immer weiter hinaus. Welch eine Entwicklung des Dichters zwischen ‚Worten in Versen I' und ‚Worten in Versen II', von denen Eins (im Verlag der Schriften von Karl Kraus, Leipzig, 1916) erschienen ist, Zwei sich aus den seither in der ‚Fackel' veröffentlichen Gedichten ergibt. Die Satiren, die Zeitgedichte treten zurück, die Kindheits- und Liebesgedichte treten vor, das Persönliche (Autobiographie des lyrischen Ichs) überwiegt immer mehr das Soziale, das Visionäre zehrt das Satirische auf. Ein verlorenes Paradies taucht wieder empor, das Paradies der Kindheit, des Eros, der Natur, der Sprache, des Traumes. Etwa in ‚Verwandlung':

„Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks,
kam durch den Winter der Welt der goldene Falter.
Oh, kniet, segnet, hört, wie die Erde schweigt.
Sie allein weiß um Opfer und Träne."

„Siehe, so führt ein erstes Menschenpaar
wieder ein Gott auf die heilige Insel!"

Oder ‚Wiese im Park':

„Wie wird mir zeitlos. Rückwärts hingebannt
weil' ich und stehe fest im Wiesenplan,
wie in dem grünen Spiegel hier der Schwan.
Und dieses war mein Land.

Die vielen Glockenblumen! Horch und schau!
Wie lange steht er schon auf diesem Stein,
der Admiral. Es muß ein Sonntag sein,
und alles läutet blau."

„Nicht weiter will ich. Eitler Fuß, mach halt!
Vor diesem Wunder ende deinen Lauf.
Ein toter Tag schlägt seine Augen auf.
Und alles bleibt so alt.“

Was sich so im ersten Bande in einigen wunderbaren Gedichten eröffnet hat, durchströmt seither als Grundgefühl, als gewonnene lyrische Seele die ganze Produktion und greift auf die entferntesten Stofflichkeiten dieser innern Welt über. (Zuflucht; Abenteuer der Arbeit; Fahrt ins Fextal; An einen alten Lehrer; Alle Vögel sind schon da; Memoiren; Vor dem Einschlafen; Der Ratgeber; Der Reim; Landschaft; Gebet an die Sonne von Gibeon; Als Bobby starb.)

Diese Gedichte sind das zarteste, innerste, letzte Ja des Verneiners, seine eingestandene Menschlichkeit, sein einbekanntes Sehnen — ein letzthin Persönliches und zum ersten Mal restlos Ueberpersönliches; der „Garten“, den er, von der „Welt“ sich abwendend, wiederfand („Fern zeigt das Leben seine blutigen Scharten, An mir hat es sich selber wundgehetzt“). Das Paradies! Ein vom Pöbel beschmutzter Adel des Fühlens hat sich gereinigt, geläutert. Ein Königliches. Ein Heiligtum. Das ist nicht mehr Reflexion, die ins Blühen geriet! Das ist Unmittelbarkeit. Freilich nicht die erste Unmittelbarkeit, angeschaute Natur, wie bei Goethe und Liliencron, oder romantische Natur, wie bei Hölderlin, oder der Mensch, der sein Inneres singt, wie bei Claudius, bei Mörike. Es ist die zweite Unmittelbarkeit auf der geistigen Ebene; metaphysische Unmittelbarkeit. Der Mensch singt nicht — er lauscht, er lauscht dem Echo vom Sange eines Traums. Das Glück des Elementaren, das vegetative Glück liegt ewig drüben, jenseits, unerreichbar. Ein Geisterbann hält sie zurück, eine unsichtbare, aber mächtige Grenze. Drüben liegt das gelobte Land; er darf es schauen, aber nicht betreten, der Kämpfer, der Pfadfinder — um der Sünden der „Welt“ willen, in die er verstrickt war und verstrickt bleibt, weil es zutiefst, zuinnerst seine eigenen Sünden sind.

Bilder und Bücher von Benno Lages

Das Geschäft, das in diesem Jahre berliner und münchner Kunsthändler gemacht haben und weiter machen werden, wirft ein scharfes Licht auf manchen Untertan unsres hochzuverehrenden Vaterlandes: auf den Kriegsgewinnler. Einesteils sitzt ihm die Angst vor den Steuern in der modisch geschnittenen Hose. Zum andern Teil ist so etwas wie — Scham in ihm erwacht. Er weiß noch aus jener Zeit, da er, ein wackerer Commis, die geheiligten Räume seines kommerzienrätlichen Chefs mit der Unterschriftenmappe betreten durfte, daß dort eine Art Bibliothek zu sehen war, und daß Bilder an den Wänden hingen. Dieser Kommerzienrat ist immerhin einer der Götter des Kriegslieferanten: gehören demnach Bücher und Bilder zum augiastischen Olymp.

Ehrliche Sammler, Kunsthändler, die etwas auf sich halten (man kann sie zählen), stehen entsetzt und betrübt. Die andern schöpfen aus den vollen Säckeln Derer, die das Volk und den Staat zu schinden wußten. ‚Die Schusterwerkstatt' von Quieringh Brekelenkam bringt auf einer berliner Auktion 13 200 Mark, eine Flußlandschaft von Jan van Goyen 31 300 Mark, ein Pieter de Hooch 76 800 Mark, ein Bild aus der Schule van Dycks ‚Abladen der Jagdbeute' (ein verwandtes Bild von Rubens befindet sich im Louvre) bringt 30 000 Mark. Das sind Preise, die ans Lächerliche grenzen, so übertrieben sind sie. Den Käufern ist es gleichgültig, ob sie einen Waggon Futterkleie oder ein Bild ersteigern. Es gilt zu kaufen. „Es wird sich schön machen in dem blauseidenen Salong von meiner Frau!"

Einige Gegensätze. Auf einer berliner Kunstauktion im März dieses Jahres brachte Corinths ‚Jugend' 5000 Mark, auf einer zweiten Auktion im Mai die schlechtern ‚Grazien' (was für ein Bild schuf Mengs dafür!) 9000 Mark. Courbet wurde auf der einen Auktion mit 8000 Mark, auf der andern mit 14 000 Mark bezahlt. Beides gleichwertige Bilder. Die Nationalgalerie kaufte auf einer der Auktionen für 41 000 Mark Liebermanns ‚Haus in Hilversum'. Schade um die Galerie und um das Geld. Wieviel schönere, ehrlichere Kunstwerke hätte man dafür kaufen können!

Auf einer Bücher-Auktion, bei einem berliner Antiquar, konnte man eine neckische Beobachtung machen. Der Antiquar hatte unter dem bibliothekslüsternen Publikum reichlich Tam-Tam gemacht, und so saßen denn auch eine stattliche Anzahl mit gefüllten Brieftaschen begabter Leute im Auktionssaal. In ihrer Mitte aber, vergnügt und über dem Schmerbauch die Daumen kreisend, der Mitinhaber eines bekannten münchner Verlags, der neben Ernsthaftem auch leichtere Lektüre kaninchenartig unter das deutsche Leserpublikum wirft. Hier wurde ihm ein erheblicher Teil seiner Luxusausgaben abgenommen, was seinem nicht grade gefüllten Geldbeutel sehr zu statten kam. Nachdem Stefan Georges ‚Teppich des Lebens', der heute noch beim Verleger für 100 Mark zu haben ist, 165 Mark gebracht hatte, wurde ‚Der blaue Reiter', Luxusausgabe, bis zum Tag der Auktion für 60 Mark aus dem Verlag von R. Piper & Co. zu beziehen, für 505 Mark versteigert.

Diese Preistreibereien schaden sowohl dem Bücherhändler wie dem Bibliophilen. Wer heute zum Beispiel den ‚Blauen Reiter' besitzt, ohne Verständnis für Bücher zu haben, stellt natürlich den letzten Auktionspreis als Norm auf und versucht, erfolglos, sein Werk nicht unter diesem Preis zu verkaufen. So wird aus der Bibliophilie, aus dem edlen Trieb, Kunstwerke zu sammeln, ein Eier- und Buttergeschäft, in dem nichts andres mehr eine Rolle spielt als bestialische Geldgier. Und so wird schließlich jede vornehme Regung infiziert von der gemeinsten Krankheit (der schmutzig-

sten in der Welt): vom Kriegswucher. „Im Innern aller Länder, hinter den Fronten, Zeitgenossen, schaut euch um: welch ein Geschlecht von nie gesehener Jämmerlichkeit ist es, zum Gottserbarmen, das in Lustsucht und Gewinngeilheit seinen Alltag dahinlebt, unbekümmert und händereibend, als ob sie es nicht wüßten, daß das ganze Erdrund von Blut und Wunden fiebert, daß mehr als zehn Millionen von Europas Besten bereits mit ihren Leichen die Erde düngen!" Das sagt der Abraham a Santa Clara unsrer Tage.

Theater und Schule von Hans Lebede

Ergebnisse theatergeschichtlicher Arbeit in die Schule hineintragen heißt sicherlich annoch Vielen: großen Aufwand nutzlos vertun. Es sei verstattet, auf Grund von Ausführungen in Vorlesungen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht („Klassische Dramen auf der Bühne', erschienen, als Ergänzungsheft der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, bei Teubner, Leipzig und Berlin, November 1916) zu sagen, welche Gründe für Einbeziehung solcher Dinge in den deutschen Unterricht sprechen, und wie sie in der Praxis als möglich erkannt worden sind.

Zuvörderst: die Gründe. Die Klagen sind alt, die gegen die übliche Art der Dramenbehandlung in der Schule erhoben werden. Schon 1903 ist auf dem Kunsterziehungstag in Weimar von „Aufbau-Architekten", „Schuldschnüfflern" und „Textgründlingen" geredet worden, deren Wirken in der Schule nicht grade freudiger Begeisterung zu begegnen pflegt. Auf der andern Seite ist sicher, daß Jungen wie Mädel leicht für alles zu interessieren sind, was mit der Wunderwelt des Theaters zusammenhangt: hier gilt es anzuknüpfen und ihnen klar zu machen, daß nicht das bedruckte Papier vor ihnen die Hauptsache ist, sondern die lebendige Wirkung eines Dramas von der Bühne herab, für die es doch nun einmal bedacht und gemacht ist (oder sein sollte). Ob man dabei den Weg wählt, mit einer ganzen Klasse ins Theater zu gehen, ob man ihnen solcher Art eine „Erlebnisstunde" gibt, die tausend Kräfte: künstlerisches Empfinden, Steigerung der Phantasie, der Beobachtung wachruft, oder ob man nur mit den Fragen Einzelner rechnet, die ins Schauspielhaus gekommen sind und nun ihre Eindrücke für die Mitschüler mit nutzbar machen lassen können, ob die Vorstellung der Lektüre eines Dramas vorangehen oder ihr folgen soll: das sind Dinge, die in jedem einzelnen Fall anders entschieden werden mögen, jenachdem die örtlichen Verhältnisse den einen oder den andern Weg vorzüglicher erscheinen lassen. Sicher ist, daß den Kindern allerlei auffallen wird, was den Bühnentext vom Buchtext unterscheidet; das Natürliche ist, daß sie nach den Gründen fragen und aus den Antworten des Lehrers Aufschluß über die Wechselwirkungen erhalten, die notwendig zwischen der (immer fortschreitenden) Bühnentechnik und der dramaturgischen Arbeit am Text bestehen. Die Frage kommt von selbst: warum denn nicht gleich der Dichter auf all diese Dinge Rücksicht genommen habe, warum er denn überhaupt einen Buchtext statt eines Bühnentextes geschrieben habe.

Und wieder wird die Antwort dahin weisen müssen, daß zu seiner Zeit eine vollständigere Darbietung seiner Dichtung möglich war als gegenwärtig, weil die einfachern Hilfsmittel der Szene eine Verwandlung unnötig oder ganz rasch ausführbar machten, während mit dem Wachsen der Ansprüche an die Bühnenausstattung auch die Zeit für den Umbau der Szene zunahm und nun notwendig der Dichtung genommen werden mußte, falls nicht der Theaterabend zu unzweckmäßiger Länge ausgedehnt werden sollte. Nun wollen die Schüler wissen, wie denn wohl so eine Bühne zur Klassikerzeit ausgesehen haben mag. Da kann ihnen reiche Belehrung werden: weiß man doch aus der bis vor kurzem unverändert erhaltenen lauchstedter Goethebühne genau Bescheid über die ihr entsprechenden Einrichtungen des weimarischen Theaters! Dann aber kommt ein Drama von Shakespeare vor, etwa der ‚Macbeth‘, und sie hören: Schiller habe das für Weimar bearbeitet. Wie denn? War solche Bearbeitung denn nötig? Shakespeare hätte doch als Schauspieler selber genugsam mit dem Theater Bescheid wissen müssen? Diese Frage führt zur Belehrung über die Gestalt des englischen Theaters, soweit sie aus den wenigen Bildern ungedeckter Sommer- und gedeckter Wintertheater zu erschließen und unter vorsichtiger Benutzung der auf die Bühneneinrichtung hinweisenden Textstellen (weniger durch die Spielanweisungen!) zu folgern ist. Und von den mehreren Spielplätzen des Shakespeare-Theaters bis zur Marktplatzbühne der geistlichen Spiele oder den Gerüsten, die sich die Komödianten in Gasthöfen aufschlugen, ist nur noch ein letzter Schritt zurück zu tun: dann sieht der Schüler die ganze Bühnenentwicklung in großen Zügen und in einer ihm durchaus verständlichen, ihn interessierenden Form vor sich. Leicht bringt man ihn nun zum Nachdenken darüber, ob nicht die ältern Bühnenformen den gegenwärtigen mit ihren so vielen Nachteilen vorzuziehen wären. Er wird in der Regel den lebendigen Eindruck einer modernen Theaterdekoration nicht missen wollen und deshalb mit seinem Urteil zögern: dann beruhigt ihn der Bericht davon, daß man unablässig bemüht ist, durch technische Einrichtungen die Umbauzeiten zu verkürzen und dem vollständigern Text größern Raum zu schaffen: Drehbühne, Schiebebühne und Versenkbühne lassen sich leichtlich mit ein paar Strichen anschaulich machen und in ihren Vorteilen und Nachteilen erklären. Das ist so Ein Weg, um vielerlei Kenntnis zu vermitteln, die nicht verstaubt, sondern frisch und lebendig bleibt, wenn über andres Schulwissen sich längst dichte Schleier des Vergessens gesenkt haben.

Ein ander Bild: Schillers Prolog zum ‚Wallenstein‘. Genügt es, zu sagen, daß die Eingangsverse sich auf einen Umbau des Theaters beziehen? Man muß doch wohl versuchen, zu zeigen, wie es denn darin aussah. Bequem genug machen einem das, neben verstreuten zeitgenössischen Berichten, neuere Arbeiten zur Bühnengeschichte Weimars. Weiter: dient man dem Fragenden recht mit der Erklärung, der „edle Meister“, der das weimarische Publikum „in die heitern Höhen seiner Kunst durch seinen Schöpfergenius entrückte“, habe Iffland geheißen und öfter an der Ilm gastiert; genügt es, zu sagen, daß der Satz von der

Hoffnung, die man lang gehegt, auf einen andern berühmten Schauspieler namens Schröder bezogen werden müsse? Das heißt: Steine statt Brot geben! Lebendig werden müssen die beiden: einer als Vertreter des Virtuosenspiels, das nur allen Glanz auf den Hauptdarsteller fallen lassen soll, der andre als Vorkämpfer einer Kunst und Natur aufs glücklichste vermählenden Schauspielkunst (und als verdienstvoller, wenngleich nicht immer zu billigender Interpret des damals noch wenig bekannten Shakespeare). Und so kommt man von einem aufs andre, macht durch eine Fülle kleiner, hier und da anzubringender Züge die dramatische Lektüre fesselnder, ohne doch zu wahllosem „Hineintragen sonderwissenschaftlicher Bestrebungen und Stoffe in das Lehrgut unsrer höhern Schulen" zu kommen oder zu viel Zeit zu brauchen, wenn „ein planmäßiger Aufbau des Unterrichtsgangs an bereits Erörtertes immer wieder kurz anzuknüpfen erlaubt . . . ; auch darf bei der Beurteilung der Zeitaufwandfrage natürlich immerhin der Wert mit veranschlagt werden, den ein zweckmäßiges Vorgehen des Lehrers allen diesen Erörterungen als vortrefflichen Gelegenheiten zur Uebung der Schüler im freien Vortrag und Meinungsaustausch zu geben imstande ist."

Der Schüler Verständnis für Fragen der Szene zu wecken, sind endlich Aufführungen, die man mit ihnen einübt, ein gutes Mittel. Der leitende Lehrer bedarf der Kunst Heinrich Laubes, das Theatralische herauszuarbeiten, alles zu sehen, alles zu hören und praktische Winke geben, vormachen zu können, bis alles sitzt. Dabei wird sich über Schauspielkunst und Stil einerseits mancherlei sagen lassen; auf der andern Seite werden die primitiven Verhältnisse der Schulbühne leicht zu Betrachtungen über Wert oder Unwert des Dekorativen hinführen: das alles sind Dinge, die aus der Schule ins Leben mitgehen und lebendig nachwirken und Lust und Liebe zu Werken wachhalten, die frühern Generationen nach oft wiederholtem Urteil durch die Unterrichtsbehandlung verleidet worden sind. Und der Erreichung solchen Ziels theatergeschichtliches — und theatertechnisches — Wissen zu Nutze zu machen, scheint doch wohl durchaus geraten.

Bassermann in Wien von Alfred Polgar

Narciß' von Brachvogel ist ein Theaterstück, dem die Methode des ‚Urner Spiels von Wilhelm Tell' (wie es uns die Zürcher gezeigt haben) recht sehr taugte. Wie sympathisch, wenn der Herold vorträte und sagte: „Jetzt bespricht der Herzog mit der Gräfin den Plan, wie sie der Marquise undsoweiter!" Szenen, ja Akte ließen sich solcherart ersparen, der Weg von Bassermann zu Bassermann ginge in der Luftlinie, nach dem Theater bekäme man noch Kaffee, und die Volksbühne wäre der Mühe ledig, ihre braven Leute als Marquisen, Enzyklopädisten, Herzöge zu verkleiden. Immerhin fügten sich Fräulein Schreiber und Herr Momber mit Anstand ins achtzehnte Jahrhundert, und wenn Fräulein Straub ein unzerstörbar roh-Bürgerliches in ihrer Pompadour merken lassen wollte, so ist ihr das gelungen. Bassermanns Narciß bot das wunderliche Schauspiel einer vor Ueberreife in Gärung ge-

ratenen Technik. Dem verehrten Meister ist das komödiantische Handwerk (und Mundwerk) schon zu leicht geworden. Also ersinnt er unablässig neue Verwendung seiner Kraft-Ueberschüsse. Er ist wie ein Schütze, dem alle Ziele zu nah. So tut er das Aeußerste, um Distanz zwischen sie und sich zu legen. Wenn er plötzlich auf den Händen geht — seltsam genug bei dem unterernährten Narciß — ist das in mannigfacher Hinsicht Symbol. Die Künste des normalen Schreitens sind für ihn eben erschöpft; die Schauspielerei läuft, um eine Schraubenwindung höher, in ihre akrobatischen Anfänge zurück; und die Seele trägt Trikot. Gewissermaßen: als letzte Entwicklung des Thespiskarrens steht wieder der grüne Wagen da. Objektiv, für den Zuschauer, bedeutet diese Höchst-Entwicklung von Bassermanns Kunst kein Mehr gegen früher. Er verwaltet heute wohl jegliche Art Pathos; aber jenes, von dem Anselm Feuerbach schreibt: „Das feinste Pathos liegt in der Einfachheit!", das ist ihm, leider, abhanden gekommen. Er war ein Menschendarsteller, von dessen überlegener, unmerklicher Magie sich Herz und Hirn willig bezaubern ließen. Jetzt ist er: schrecklich amüsant. Sein tragischer Aufruhr: ein Feuerspeien, das zur fröhlichsten Bewunderung hinreißt. Seine Art, eine Minute, die ihm nichts angetan hat, zu achtzig Sekunden auseinanderzurenken, zwar quälend, aber doch ein lebhaftes „Bravo!" herausfordernd. Sein Krächzen, Schnaufen, Stöhnen, sein Springen, Tanzen, Hüpfen, sein ganzer, wenn man so sagen darf: dynamischer Uebermut, sein Verkehr mit einem leblosen Ding wie mit einem spiellustigen Hündchen, seine kleinen athletischen Intermezzi, seine herablassenden Tändeleien mit Zeit und Raum: all das wirkt wie sublimer Ulk. Götterlaune, meinetwegen. Ja, so ganz den Kreis der Möglichkeiten überwindend und schließend ist die Technik des Meisters, daß sie, auf großartigem Umweg, am Ende doch dorthin gelangt, wohin kleinere Könner nur einen Schritt brauchen: ins Lächerliche.

*

‚Aristid und seine Fehler' heißt ein neues Lustspiel von Hans Saßmann, der ein Held an Fruchtbarkeit gleich Calderon und Lope. Sein dieswöchentliches Stück ist von einem französischen Lüftchen bewegt. Das gab wohl Herrn Saßmann einen Namen wie „Aristide" ein. Er konnte nicht anders. Und dann schnitt er ihm das stumme e weg. Der ganze Titel klingt jetzt wie ein aus patriotischen Rücksichten überklebtes ‚Aristide et ses fautes'. Vom Titel abwärts wird das Stück übrigens immer deutscher. Es findet zwischen klug und albern einen netten Mittelweg, macht hie und da, fest angeseilt an die Trivialität, einen Seitensprung ins Originelle, ist naiv, witzig, süßlich, und verrät, wie alle Saßmannschen Produkte, ein leicht blühendes, dem Zufall und Einfall unbekümmert hingegebenes Schreib-Talent. Aristid ist ein Prachtkerl ältern Stils. Seine Fehler sind von erster sexueller Güte. Daß er geliebt werden will, ohne zu gefallen, ist ein koketter Dreh, denn er braucht ganz bewußt dieses Nicht-Gefallen-Wollen als Mittel zu gefallen;

daß er sein Selbst der geliebten Frau nicht preisgibt, das heißt: ihrem Geschmack keine Konzessionen macht, ist schön von ihm, aber daß er sich was darauf einbildet, sehr dumm, so dumm etwa, wie wenn der Onkel auf den Wunsch der kleinen Nichte „Laß mich hotte-hüh machen“, erwiderte: Niemals werde ich mich zum Pferd erniedrigen; daß endlich Aristid dialektisch die Oberhand behält, wundert keinen, denn er redet hübsche und politierte Sätze, indes die Dame durchaus Gänsernes antwortet. Frau Else Bassermann besorgt diese Aufgabe mit Temperament; und erhebt gegen die Unbeträchtlichkeit, die der Autor über die Figur verhängt hat, keinerlei darstellerischen Einwand. Sehr erquicklich Grete Jacobsen, ein kleines, feines, zierliches und begabtes Fräulein. Vorläufig ist ihr ganzes Theaterspielen gleichsam noch in der Fistellage; aber die Melodie einer Persönlichkeit, wenn auch spitz und dünn, klingt schon vernehmbar durch. Dem Aristid spendet Bassermann seine Liebenswürdigkeit, Elegance und schöpferische Laune. Es ist reizend, wie er mit der Komödie Komödie spielt. Er gibt der Figur Charakter, dem Spiel einen Schatten von Ernst, dem Unsinn Geist, dem Geist eine Flüchtigkeit, die ihn verwehen läßt, ehe er die Luft dick machen kann. Also ergings den Zuhörern wie der stolzen Baronin mit Aristid. Erst wehrten sie sich ein wenig, aber zum Schluß war alles verliebt in Bassermann und seine Fehler.

Das schreitende Kind von Berta Lask

Die schweren Flügel schlug der Traum zusammen
Brausend über des Kindes Haupt.
Es schritt zwischen züngelnden Sonnenflammen
Unter Bäumen dunkel belaubt.

Es schritt, nicht wissend von seinem Schreiten,
Mit graden Schritten über das weiche Moos.
Der Traum umschloß es von allen Seiten
Und überwölbte es bogig groß.

Es war ein buntes Leuchten und Flimmern
In dem bunten Traumgemach,
Und war doch nicht wie die Enge von Zimmern
Und nicht wie die Luft unter Balken und Dach.

Es spann sich ein Faden breit und golden
Weit hinaus in den Weltenraum
Ueber Wolken und Sterne und Blütendolden
Und kam zurück in den schreitenden Traum,

Umschlang des Kindes Haupt und Hände
Feurig bindend und lösend zugleich.
Das schritt hinweg über Anfang und Ende
Trunken durch ein zeitloses Reich.

Mann und Weib von Otto Eisenschitz

Die Frau liebt die Sanftmut beim Manne nur dann, wenn sie ihn innerlich stark weiß.

Die Liebe des schwachen Weibes ist immer widerstandsfähiger, ausdauernder als die Liebe des starken Mannes. Kein Mann ist fähig, so „männlich" zu lieben wie die Frau.

Wenn ein Mann in Liebesdingen lügt, so tut er es zumeist aus Dummheit; die Frau aus Klugheit.

Manchmal kommt man mit einer Frau sehr weit, aber man kommt mit ihr nicht weiter.

Junggesellensteuer von Vindex

Drei Gründe sind es, die der Junggesellensteuer zum Siege verhelfen werden: die Logik, die dieser Abgabe auf den ersten Blick innewohnt; der Geldbedarf des Staats, der unbedenklichere, schnellere, gründlichere Befriedigung heischt als je; und das bevölkerungspolitische Ziel, das mit der Abgabe anscheinend leicht verknüpft werden kann.

Wir werden die Junggesellensteuer mit vortrefflicher Begründung serviert erhalten. Und der Regierungs-Assessor oder -Rat, der den ersten Entwurf dieses Steuergesetzes zu motivieren haben wird, hat sicherlich einfaches Spiel. Er wird erklären, daß die Regierung die Gründe, die ihr denselben Steuergedanken vor fünf Jahren schwierig und unannehmbar vorkommen ließen, nachgewogen und zu leicht befunden hat. Gewiß sei richtig, daß nicht jeder Junggeselle allein deswegen, weil er die — materiellen — Ehelasten spart, besser mit dem Gelde daran ist als die Männer mit Frau und Kind. Auch auf manchen ledigen Männern ruhen Verpflichtungen rechtlicher oder moralischer Art, und bei nicht wenigen mag es grade die Last dieser Verpflichtungen gewesen sein, die sie von der Uebernahme neuer Bürden durch Eheschließung abgehalten hat. Aber, so wird der Regierungs-Assessor oder -Rat fortfahren: fest steht bei alledem, daß die Mehrzahl der unverheirateten Männer weniger aus der Scheu vor Mehrausgaben als aus Gründen der individuellen Freiheitsliebe (mißverstandener Freiheitsliebe, wird der Staatsbeamte sagen), möglicherweise aus Mangel an Entschlußkraft oder gar aus Neigung zu zigeunerhafter Behaglichkeit den Anschluß an die Ehe, bewußt oder doch halbbewußt, verpaßt hat. Und die Folge, vielleicht auch das gewollte Ergebnis, wird in all diesen Fällen (die die Mehrzahl sind) in finanziellen Minderleistungen und Minderbelastungen gegenüber dem unbedenklicheren Teil der männlichen Menschheit zutage treten. Mag das Steuergesetz immerhin einige Sonderfälle erheblicher, auf Rechtsbasis beruhender finanzieller Beschwerung von Junggesellen berücksichtigen: Grundsatz muß bleiben, daß die Unverheirateten durch einen Zuschlag zu der allgemeinen Einkommensteuer der Gesamtheit direkt zu entrichten haben, was die verheirateten Männer durch die Erhaltung ihrer Familie, durch die Erziehung ihrer Kinder dem Volk indirekt zuführen und leisten.

Wer nach Befreiung aus den Ketten dieses Gedankengangs sucht, dem wird der Regierungsentwurf ernstlich vorhalten, daß es ihm offenbar an der rechten Staatsgesinnung gebricht. Opfer zu bringen erforderte die „große" Zeit, erfordert nicht minder die (etwas kleinere) nachher, auf Generationen hinaus. Ihr Junggesellen sollt helfen, den

Staat wieder auf die Beine zu stellen: sollt es nach euern Mitteln und euerm Vermögen. Wenn ihr auch nicht allesamt eine entschlossene Schar von Genießern sein mögt — sicher ist, daß ihr, im Licht der Staatsaufgaben betrachtet, vielfach ein drohnenhaftes Dasein führt. Jetzt verlangt der Staat von euch, daß ihr in die Bresche springt, die ohne eure Geldopfer offen bleiben würde. Es gilt die Fundamente des neuen Staates miterrichten helfen. So mauert ihr mit euerm Geld an einer Zukunft, die länger währen soll, als ihr zu leben habt. Da ihr sonst für die Zukunft meist nichts tut, tut wenigstens das Eine: Zahlt!

So wird mans zu lesen und zu hören bekommen; und wer dadurch getröstet wird, der mag sich, wenn das Gesetz angenommen und die erste Steuerrate fällig ist, daran erinnern, als welche vorzügliche Handlung doch diese Steuerzahlung angepriesen worden ist.

Von den bevölkerungspolitischen Absichten wird der Gesetzentwurf, wenn ein tüchtiger Assessor (oder Rat) ihn begründet, schweigen. Denn daß hier eine Zwickmühle droht, ist leicht ersichtlich. Schließlich ist keine Steuer dazu da, um die davon Betroffenen zu Gegenmaßregeln aufzureizen und dadurch schleunigst ertraglos zu werden. Die Begründung wird sich daher jeglicher Winke nach dieser Richtung hin vorsichtig enthalten, sie wird stillschweigend der grundsätzlichen Abneigung nicht weniger Menschen gegen jegliche Steuer, wie sie auch aussehen mag, vertrauen und sich davon einer immerhin spürbaren und im Sinne der Volksvermehrungsbestrebungen günstigen Wirkung versehen. Worauf indes der akademisch gebildete Verfasser der Motive zu der neuen Steuer nicht verzichten wird, ist der Hinweis, daß diese Abgabe gar keinen neuen Gedanken einführt, sondern nur einen alten (deutschen) wieder erweckt. Im frühen Mittelalter galt das Recht der Hagestolze den Rhein und den Main auf und nieder. Wer über ein gewisses Alter hinaus war und noch kein Eheweib hatte, der verlor das Recht der freien Verfügung über sein Eigen und Erb; der war kein voller Volksgenosse mehr und mußte den besser Berechtigten, den Beweibten und Bekinderten, Platz machen.

Alles in allem wird der Gesetzentwurf eine unterhaltende Lektüre sein, und man kann mit einiger Spannung dem Echo entgegenlauschen, das er in der Oeffentlichkeit erwecken wird. Schon bisher hat man ja allerhand Amüsantes über das Projekt, das kaum schon ein Plan genannt werden kann, vernommen, und die öffentliche Meinung hat sich bereits in die Spalten gewisser Tageszeitungen, die für derlei zu haben sind, Bahn gebrochen. Da ist es denn besonders kurzweilig, zu sehen, welche Hoffnungen die durch den Krieg freilich im Kampf um den Mann recht schwierig gestellte Weiblichkeit an das Gesetz zu knüpfen beliebt. Eine Antwort auf diese Hoffnungen gibt die Aeußerung eines berliner Junggesellen, der, von dem Entweder-Oder der neuen Steuer überrascht, nach nur kurzem Besinnen meinte: „Ich ziehe die Steuer vor."

Danach scheint für die Damen nur wenig von der Junggesellensteuer zu erhoffen zu sein. Man sollte deswegen billig verfahren und dafür sorgen, daß die Frauen von ihr auch nichts zu befürchten brauchen. Man sollte die unfreiwilligen Jungfern und Ledigen nicht noch obendrein besteuern. Oder sollte es wenigstens nur, solange sie Hoffnung haben, doch schließlich noch einen Mann zu bekommen. Jede wird dann, dessen können wir versichert sein, ihr Möglichstes dazu tun; aber impossibilium nulla obligatio.

Antworten

Wiener. Sie vermissen seit Wochen eine Aeußerung von mir — „da in der wiener Presse so furchtbar viel gelogen wird" — über den Prozeß des Herrn Carl Wallner. Ich kann eure Presse aus eigner Kenntnis nicht beurteilen. Ich verfolge sie nicht. Ich habe an unsrer genug. Für die eure verlaß' ich mich auf die ‚Fackel'. Was die zitiert, erweckt den Wunsch nach einem Erdbeben radikalster Wirkung, nicht nach einem Abonnement. Aber in diesem besondern Fall war wohl keine Lüge laut genug, um den Prozeßbericht zu übertönen; und wenn der auch durch Kürzungen zu fälschen ist, so wird ihn von euern Blättern zum mindesten dasjenige vollständig gebracht haben, gegen das Herr Wallner geklagt hat. Was soll ich da noch sagen? Mich rühmen, daß ich an dem Tage, wo die Ernennung dieses seltsamen Theaterleiters gemeldet wurde, hier über ihn schrieb: „Er stammt vom wiener Operettenmarkt; und das ist eine Gegend, gegen die der Pferdemarkt von Debreczin so etwas wie der Weiße Saal des Königlichen Schlosses von Berlin ist. Wenn man sich schon so viele Mühe gab, den Direktor eures Deutschen Volkstheaters zu stürzen, so geschah das nur zum kleinern Teil, um ihn loszuwerden, zum größern unbedingt, um einen bessern Mann an seinen Platz zu setzen. Man war nicht darauf gefaßt, daß die Gelegenheit, das Niveau der Theaterstadt Wien zu heben, dazu benutzt werden würde, es noch um ein Stockwerk herunterzubringen. Leute von Bildung und Künstlerschaft bewarben sich um den Posten, und gewählt wurde ein Herr, für den nichts weiter sprach, als daß er durch den Vertrieb der ‚Dollarprinzessin' und ihrer Geschwister zum Dollarkönig geworden war und deshalb als Einziger die geforderten fünfhunderttausend Kronen in bar vorzuweisen hatte. Gewiß war es sinnlos, einen Akademiker zu nehmen, der nach vier Monaten verkracht wäre. Aber schließlich gibt es Zwischensprossen. Das gelenkige Wien verfehlt jede und kommt zu Fall, zu dem Entdecker und Agenten von Leo Fall." Und so weiter. Damals wurde mir vorgeworfen, daß ich Herrn Wallner ja gar nicht kennte. Das stimmte: ich hatte nie eine Leistung von ihm gesehen. Aber ich habe eben das Pech, den Leuten dieses Schlags auf hundert Meilen anzuriechen, was mit ihnen los ist, und die Selbstüberzeugtheit, ohne daß ich umständlich die Entfernung zwischen ihnen und mir verringert habe, rund heraus zu sagen, wie sie riechen. Darin werde ich erst vorsichtiger werden, wenn Sie mir aus dreizehn Jahrgängen der ‚Schaubühne' nachgewiesen haben, daß mich meine Witterung je betrogen hat. Was also Herrn Wallner betrifft: er hat mich nicht im Stich gelassen. Aber man nimmt unwillkürlich für ihn Partei, wenn man in einer Artikelserie von Max Epstein über das wiener Theatergeschäft, die die Berliner Börsenzeitung soeben veröffentlicht hat, an den Satz kommt, daß „Björn Björnson wochenlang von seinem wiener Hotel aus die Fäden gegen Wallner spann und nur auf den Augenblick lauerte, wo der Prozeß doch wenigstens in einem Punkt zu Ungunsten Wallners ausfallen würde". Tatsächlich übertraf es bei weitem die Peinlichkeit des Prozesses, wie der norwegische Meister der Reklamenotiz jeden Morgen und Abend die öffentliche Stimmung für sich und gegen Herrn Wallner bearbeitete. Es bot sich der Anblick, daß ein Mann, der noch um sein Dasein kämpfte, meinetwegen ein minderwertiger Mann, aber der ja doch vorläufig nicht erlegt und erledigt war, bei lebendigem Leibe beigesetzt und seines Besitzes zum mindesten auf dem Zeitungspapier beraubt wurde. Epstein fährt fort: „Der ererbte Name des ehemaligen norwegischen Theaterdirektors darf selbst dann nicht imponieren, wenn er sich mit seinem Freunde Hauptmann drapiert. Da haben wir doch in Deutschland und schließlich auch in Oesterreich noch ganz andre Kerle an die Spitze zu stellen." Das will ich meinen. Und es wäre jammerschade, wenn ein großer Kerl

wie Hauptmann, der in Berlin schon als Dramatiker mit sich machen lassen muß, was Reinhardts Leuten gefällt, und der als Regisseur so bedeutend ist, daß wir ihn nur uns selber gönnen — wenn der auf der Suche nach einem Kumpan für die Prinzipalschaft des Theaters, das uns fehlt, keinen andern fände als den Propagandachef Björn Björnson.

E. R. Weiß. Sie sprechen, Herr Professor, in der Vossischen Zeitung von den Leiden der „nicht gemachten" bildenden Künstler und rechnen darunter „das kurze, allzu kurze Urteil des Kunstschriftstellers oder Kritikers, der in einer Zeile (wenn er sie überhaupt schreibt!) die Arbeit von Monaten abtut". Und dann setzen Sie in einer bemerkenswerten Parenthese hinzu: „(Darf bei dieser Gelegenheit einmal davon gesprochen werden, mit welcher Bitterkeit, mit welchem Ekel es die Künstler erfüllt, tagaus tagein zu sehen, daß die Zeitungen Raum dafür haben, mitzuteilen, daß Herr X. sich mit Herrn Y. zusammengetan hat, um den Text zu einer neuen Operette zu schreiben, die Herr Z. komponieren wird? Daß Fräulein so und so — meist Mizzi — am Possentheater da und da mit großem Erfolg gastiert hat? Daß Herr Joe Lehmann ein neues Filmdrama komponiert hat, in dem Fräulein Vera Veranda — Grete Matschke, Gipsstraße — die weibliche Hauptrolle kreiert? und so weiter.)" In den Zeitschriften ist das oft beklagt worden. Gut, daß es auch einmal in einer Zeitung geschieht, die sich nicht mit der Theorie zu begnügen brauchte, sondern auf der Stelle allen andern Zeitungen in der Ausübung einer Praxis vorangehen könnte, über die Sie sagen: „Was der Künstler will und glaubt beanspruchen zu können, ist eine eingehende Würdigung der größern gemeinschaftlichen Ausstellungen, in der Art, wie dies zum Beispiel die pariser Zeitungen von jeher tun. Diese bringen eine allgemeine Uebersicht zur Eröffnung und dann eine Folge ausführlicher Besprechungen, nach Gruppen oder Gegenständen geordnet, die das Interesse an der Ausstellung wachhalten, auch dem weniger bedeutenden oder vielleicht nur weniger auffallenden Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie wenigstens von ihm sprechen und schließlich dem Publikum eine Art Führer sind, der ihm den Eindruck einprägt, daß eine Sache, die so ausführlich erörtert wird, doch eine gewisse Wichtigkeit haben muß." Hic Rhodus. Wir werden ja sehen, ob sich die Vossische Zeitung mit Ihren schönen Worten begnügen wird. Grade sie brauchte nur an ihre eigene Vergangenheit anzuknüpfen. In meiner Jugend kam hier auf jede große berliner Ausstellung eine Riesenbesprechung in mindestens zwanzig Fortsetzungen. Unglückseliger Weise war sie Jahrzehnte, ich glaube gar: ein halbes Jahrhundert lang von Ludwig Pietsch, dem unvergleichbar besten Reporter und dem schlechtesten, schädlichsten Kritiker seiner Zeit. Aber in dieser Beziehung wäre wohl nicht zu befürchten, daß die Tante Voß, so rückschrittlich sie politisch geworden ist, an ihre Vergangenheit anknüpft.

Philosemit. Nein, so viel Zeit hab' ich nicht, um mich mit den Bestrebungen des amusischen Herrn Karl Storck auseinanderzusetzen. Sie richten ja auch wirklich keinen Schaden an. Wer sich von einem Blatt für Geist und Gemüt wie dem ‚Türmer' belehren läßt, statt es auszulachen, an dem ist ohnehin nichts verloren. „Der Deutsche sieht nur Stoff" — der Alldeutsche erst recht. ‚Madame Legros' ist ein Revolutionsdrama — folglich hatte unsre Zensur in der Zeit der russischen Revolution die Verpflichtung, es zu verbieten. Dieser Sorte von Kunstbetrachtung ist unsereins nicht gewachsen. Aber machen wir uns nichts vor: sie grassiert. Eine ernste Zeitschrift wie die ‚Christliche Welt', die ich sonst nicht mit dem ‚Türmer' in einem Atem nenne, erlaubt einem Mitarbeiter, folgende Sätze niederzulegen: „Wiederholt wird der Frau Legros Ehebruch mit ihrem Verwandten vorgeworfen. Es wird von ihr behauptet, sie sei dem Zollbeamten, ihrem Vetter, gefügig, um Zolldefraudationen im Interesse ihres Geschäftes zu ermöglichen. Auf diesen

Punkt, der gleich zu Beginn in aller Deutlichkeit hervorgehoben, also doch beachtlich genug ist, kommt der Verlauf des Dramas nicht mehr zurück. In der Schlußauseinandersetzung der Ehegatten wird er vergessen, grade da, wo man es verstehen könnte, wie Jemand, der selbst schuldig ist und sich dann in Läuterung und Ueberwindung erhebt, zu Welterlösungsgedanken kommt, an ihnen zerschellt. Das alles fehlt — und damit fehlt auch jeder Glaube an die Echtheit der Madame Legros. Man zweifelt an ihrer Kraft, an ihrem Wollen, an Allem. Wenn also das Drama gewisse ethische Probleme anschneidet, so ist nicht einmal der Versuch zur Lösung dieser Fragen unternommen." Man muß das Drama kennen, um die Abenteuerlichkeit, die phantastische Sinnlosigkeit dieser Anschuldigung ganz zu ermessen. Die Verwandte des Herrn Legros, die kleine Hure, beschmutzt die reine Herrin des Hauses, weil sie ihr unerreichbar ist, von hinten mit unzüchtigen Redensarten, die auf sie selber zurückfallen: das ist alles. Daraus macht dieser Analphabet der Aesthetik eine derartige Staatsaktion. Christliche Welt! Man frage den unbezweifelbar deutschen und christlichen Dichter Heinrich Mann, in was für Hände er das Werk seiner Kunst beruhigter gibt: ob in die Hände von Christen oder von Juden, von Alldeutschen oder von Schulkameraden Karl Liebknechts.

H. L. D. Das ist zuviel verlangt, daß ich nicht bloß die ‚Schaubühne' herstellen soll, sondern auch einen Kommentar dazu. Bisher sind ihr immer nur Vorwürfe ob ihres Nationalismus gemacht worden. Sie liefern einmal die Probe vom Gegenteil. Aber lassen Sie sich grundsätzlich gesagt sein, daß ein Gedicht noch immer herrlich sein kann, auch wenn es für den Verstand nicht deutbar ist. Was den besondern Fall betrifft, so scheint mir allerdings die Schuld an Ihrem Verstande zu liegen.

Emil Josef B. Sie müssen sie unbedingt lesen, die neue Broschüre von Karl Bücher. Sie heißt: ‚Ueber die deutsche Tagespresse und die Kritik' (ist bei J. C. B. Mohr in Tübingen erschienen) und setzt sich mit der Kritik auseinander, welche die deutsche Tagespresse an Bücher geübt hat, als er sich vor zwei Jahren unterfangen hatte, furchtlos und deutsch ‚Unsre Sache und die Tagespresse' zu behandeln. Man konnte ihm prophezeien, daß die Vergeltungsmaßregeln, von der Presse an ihm geübt, ihm nachträglich jedes seiner Worte als zu mild erscheinen lassen würden. Wie war es denn gewesen? Bücher hatte im ersten Kriegsjahr unter den anständigen Lesern der Zeitungen eine Empörung über diese bemerkt, die ihn „wahrhaft erschreckte", die er teilte, und die ihm zur Pflicht machte, mit beiden Händen ins Wespennest zu greifen. Wenn ein Mann von siebzig Jahren, dem bekannt ist, daß Wespen stechen, lieber deren giftige Stiche hinnimmt als die Ruhe seines Gewissens preisgibt, so wird bei solchem Anblick jeder Mensch Achtung empfinden, der nicht von Geburt und Beruf zur Respektlosigkeit verdammt ist, wie Karl Büchers Opfer. „Der Zustand der Presse in einem Lande geht das ganze Volk an; von ihm hängt, wie nun einmal die Dinge liegen, seine nationale Zukunft ab." Im Interesse dieser Zukunft hatte Bücher musterhaft vornehm und sachlich den Zustand der Presse geschildert. Es war selbstverständlich, daß die Mehrzahl ihrer Vertreter sich zu der bewährten Totschweige-Taktik bekennen, daß zwei, drei Ausnahmen sich zu ehrlichem Zweikampf stellen, und daß der Rest lügen, frech und schamlos lügen würde. Den Rekord schlug, wie immer . . . Aber jeder wird raten, welches Blatt es fertig bekommen hat, einen Mann von der Lebensleistung des leipziger Nationaloekonomen, den Herausgeber der ‚Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft', der aus der Schreiberzunft hervorgegangen ist, an der Frankfurter Zeitung seine Lehrjahre abgedient und Jahrzehnte darangesetzt hat, das Wesen der Presse zu erforschen, um ihr einen Nachwuchs heranzubilden — also wo wird man wohl diesen Bücher „einen Dilettanten" genannt haben, „der weder

von der Arbeit noch von den Ehrbegriffen des deutschen Journalisten die rechte Vorstellung hat, und der sich auch den deutschen Verleger nur als gewinnsüchtigen Kapitalisten zu denken vermag"? Wo? Richtig geraten: im Berliner Lokal-Anzeiger, der je nach dem Winde rechts oder links hin wippenden Zierde des deutschen Blätterwaldes. Aber da es doch zu wenig gewesen wäre, sich nur mit dreizehn Zeitungen mit einer dermaßen wichtigen Anklage zu befassen, so traten die Presse-Verbände auf den Plan. Von diesen wieder erklomm den Gipfel der Journalisten- und Schriftsteller-Verein zu Hamburg, Altona und Umgebung. Er nahm eine ‚Entschließung' gegen Bücher an, sandte — um zu beweisen, daß Abneigung gegen Fremdwörter den Charakter bessert, den die Tagschreiberei verdorben hat — davon ein Exemplar an das Königlich Sächsische Kultusministerium und drückte in einem seiner Organe die Hoffnung aus, es werde „die sächsische Regierung Veranlassung nehmen, sich diese Blüte der Kultur des grünen Tisches etwas näher anzusehen, und den Herrn verhindern, weiteres Unheil anzurichten, denn sein Verhalten in diesen schweren Zeiten ist wahrscheinlich nicht weit vom Vaterlandsverrat entfernt". Auch vor dieser schäbigen Denunziation verliert der prachtvolle Bücher nicht seine Haltung, sondern liest „mit wahrer Beschämung, daß ein Mensch, der durch den Doktortitel vor seinem Namen sich als Träger akademischer Bildung ausweist, das Verhältnis zwischen Kultusministerium und Universitätsprofessor sich etwa so denkt, wie es zwischen Zeitungsverleger und Journalisten da bestehen mag, wo jener diesem befiehlt, was er schreiben, und was er nicht schreiben soll. Welchen Schutz soll eines unsrer Grundrechte, die akademische Lehrfreiheit, in einer Presse finden, die von solchen Personen geleitet wird?" Und zuschlechterletzt kommt ein Herr Gottfried Stoffers in Düsseldorf und sammelt alle Verleumdungen seiner Kollegen gegen den unerschrockenen Bekämpfer des Zeitungsunwesens zu einer Broschüre. Bei ihrem Empfang setzt Büchers neue Arbeit ein mit zwölf Zeilen, für die man alles hingibt, was seine Gegner Zeit ihres Lebens zusammengeschrieben haben: „Am Abend habe ich sie gelesen, in der Hand einen Resedenzweig aus meinem Garten; die übeln Gerüchlein, welche von ihr aufstiegen, mochten die Freude an dem süßen Duft dieses Herbstkindes steigern. Als ich zum Schlusse gelangt war, mußte ich lachen. Ich gedachte Ekkehards, der auf seinem Turmzimmer im Hohentwiel in ähnlicher Weise das Pamphlet seines mönchischen Gegners genossen hatte, und habe, wie er, vortrefflich darauf geschlafen. Aber heute früh bin ich mit dem Entschlusse aufgewacht, es nicht zu machen wie er, indem ich schweigend ertrage, was irgendwo ein Mann der Feder in Deutschland über mich verhängen mag." Der Entschluß hat zu hundert Seiten geführt, die Sie, noch einmal, unbedingt lesen müssen. Auf keiner von ihnen steht der Name Karl Kraus, den Bücher garnicht zu kennen scheint, weil er sich sonst diesen stärksten Kronzeugen, den er im deutschen Schrifttum zu finden vermöchte, gewiß nicht hätte entgehen lassen. Aber er kennt Lassalle, und an dessen nüchtern-wahre und unwiderlegliche Definition der Zeitung erinnert die seine: „Für das kapitalistische Erwerbsunternehmen, das die Zeitung herausgibt, ist sie eine Ware, durch deren Verkauf der Gewinn hereinkommt, den jedes Unternehmen haben muß, wenn es bestehen soll. Verkauft aber wird nicht die Zeitung als begehrtes Gut, sondern der Annoncenraum oder, wenn man lieber so will, die Publikationskraft, welche die Zeitung für die Verfolgung von Privatinteressen bietet. Der Anzeigenteil ist ein Fabrikat, das nur appretiert auf dem Markte erscheinen kann, wie ein Baumwollstoff für Frauenkleidung. Die Appretur aber liefert die Redaktion; dafür ist sie allein da. Je besser sie arbeitet, je mehr Abonnenten die Zeitung infolgedessen gewinnt, um so gesuchter wird der Anzeigenteil sein, um so teurer der Raum in demselben verkauft werden können. Es kann nicht entschieden genug ausgesprochen werden. Die Redaktion ist für die kapi-

537

talistische Erwerbsunternehmung nichts weiter als ein lästiger Kostenbestandteil, der gebraucht wird, um die Annoncen vor die Augen von Menschen zu bringen, auf die sie wirken können. Der Abonnementspreis ist ein atavistisches Ueberbleibsel aus der Zeit, in der die Annoncen noch nicht erfunden waren, und er deckt bei den meisten Zeitungen heute nicht mehr die Hälfte der Herstellungskosten. Wer weiß, ob er im Fortgange der seitherigen Entwicklung nicht einmal ganz fallen gelassen und die Zeitung denen, die sie haben wollen, kostenfrei ins Haus gebracht wird? Zur Einsicht in ihr Wesen würde das zweifellos viel beitragen." Zur Einsicht in das Wesen der Presse tragen die beiden Schriften Karl Büchers unendlich viel bei. Wer die erste gelesen hat, ihre dankenswerten, überzeugungsfesten, unwiderleglichen Anklagen wider die Institution als solche, von denen sich die Ausnahmen nicht getroffen zu fühlen brauchten, und wer darauf am Schluß der zweiten Schrift diesen Satz liest: „In den Zeitungen erhob sich keine Stimme für die Freiheit der Meinung, keine ernstere Mißbilligung all der Niedertracht, die sich gegen mich austobte, kaum einmal eine Mahnung zu größerer Mäßigung und dann noch mit dem entschuldigenden Zusatz, daß man den gerechten Unwillen begreife" — wer das gelesen hat, der wird von dieser schweigenden Feigheit und dieser Niedertracht vielleicht nicht so überrascht sein wie der feine, reine, stille Greis, der die Miasmen solcher Luft bis dahin nicht zu schlucken bekommen hatte, und dem deshalb wirklich eine ungenügende Kenntnis des Territoriums vorgeworfen werden konnte. Dieser Leser wird mit ihm „für die Dauer des Krieges von Denen nichts andres erwarten, die den Bezweifler ihrer Wahrhaftigkeit mit Keulen glaubten erschlagen zu müssen". Er wird mit ihm hoffen, „daß nach dem Kriege aus dem Felde eine Generation zurückkehrt, mit der ein frischer Luftzug auch in diese Stickatmosphäre und Begriffsverwirrung eindringt". Aber wenn alle Hoffnungen trügen, so wird ihn nichts hindern, weiter allein für den frischen Luftzug zu sorgen.

Berliner Schriftsteller. Sie gibts? Merkwürdiger Fall. Aber leider kein Einzelfall. Sie fragen ganz ernsthaft — und Ihresgleichen tut es ab und zu mit ähnlichen Worten —, wie es möglich sei, daß ich Ihnen seit drei Jahren jede Woche ein Manuskript zurückschicke, trotzdem Sie nie vergäßen, mir in den überschwänglichsten Ausdrücken Ihre unerschütterliche Verehrung zu bezeugen. Ich schlage Ihnen nicht minder ernsthaft einen Gegenversuch vor: schreiben Sie mir einmal, daß ich das fürchterlichste Brechmittel der bewohnten Erde sei, und legen Sie dieser Kundgebung einen Artikel bei, der keine andre Eigenschaft hat, als druckbar zu sein. Wollen wir wetten? In der nächsten Nummer wird er erscheinen. Ich gehöre nämlich, da man für Sie und Ihresgleichen vielleicht noch deutlicher werden muß, zu der allerunangenehmsten Sorte von Menschen: ich beurteile meine Mitmenschen nach ihrem Wert, ihrem Wesen, ihren Leistungen, nicht aber nach ihrem Urteil über mich und meine Tätigkeit. Denken Sie: ich lehne aus tiefster Seele Autoren ab, die seit einem Jahrdutzend drucken lassen, wie hoch sie mich schätzen; und ich singe bei jeder Gelegenheit das Lob von Autoren, denen das höllisch gleichgültig ist, ja, die mir gradezu stecken, wie sehr sie mir abgeneigt sind. Aber dadrum keine Feindschaft nicht mit Ihnen. Sie hocken in einem Riesenklüngel, wo auf Gegenseitigkeit kritisiert, wo für jede Anerkennung eine Quittung ausgestellt wird. Bleibt diese einmal aus, dann entsteht die Abrechnungsszene zwischen Borkman und Foldal: dann verwandelt sich plötzlich eitel Gold in Dreck. Daß Sie um mich so lange geduldig buhlen, geschieht nur, weil Sie der völlig ungewohnte Gegensatz reizt, und weil Sie im Stillen hoffen, mich doch noch kleinzukriegen. Lasciate . . . Ich bin, als ich Ihren verzweifelt fragenden Brief erhielt, vor so viel niederschmetternder Unsachlichkeit einen Augenblick von Todessehnsucht befallen worden und habe meine Grabschrift verfaßt. Da haben Sie sie: Hier liegt der Kritiker S. J., Der rechtens

eingegangen zu Gott. Im Leben hat man ihm übel genommen, Daß er immer gegen den Strom geschwommen. Er hat auf der Andern Meinung gepfiffen Und beharrlich seine Waffen geschliffen, Hat Ruhm und Tadel nicht geacht', Ohne Seitenblick seine Arbeit gemacht, Hat genützt und geschadet nach bestem Gewissen, Das ihm für die Nächte des Jenseits ein Ruhekissen. Halb freuts ihn jetzt, das Getümmel von oben zu schauen, Halb weint er, daß er nicht mehr dazwischen kann hauen.

Geschäftliche Mitteilungen

Mitte Juni versteigern Paul Cassirer und Hugo Helbing in Gemeinschaft mit dem münchner Antiquar Jacques Rosenthal im Hause Paul Cassirer, Viktoriastraße 35, eine außergewöhnliche Graphik-Sammlung: Die seltenen Blätter, die Eduard Aumüller, einer der besten Kenner der Kleinmeister und Verfasser wertvoller Spezialwerke aufzuspüren verstanden hat. Darunter befinden sich Kostbarkeiten, die zum großen Teil sogar in unsern reichsten Sammlungen nicht zu finden sind, Blätter, die infolge ihrer Seltenheit kaum zu schätzen sind. Chronologisch betrachtet beginnt die Kollektion mit Israhel van Meckenem und Martin Schongauer, dem größten Stecher vor Dürer, von welchem ein herrliches Exemplar der ‚Großen Kreuztragung' und der ‚Maria der Verkündigung' nebst vielen andern Arbeiten da ist. Eine Sammlung für sich bildet die Abteilung Dürer, denn Aumüller hatte neben höchstem Verständnis für Qualität auch das Glück, zu einer Zeit zu sammeln, wo noch seltenste Drucke in schönstem Zustande zu finden waren, wie die ‚Große Fortuna', der ‚Heilige Eustachius', ‚Ritter, Tod und Teufel' oder das Spätwerk ‚Der Erasmus', das ‚Marienleben' in Probedrucken, der ‚Triumphwagen Maximilians' (1522 mit deutschem Text). Die deutschen Kleinmeister erscheinen in besonders glücklicher Auswahl, vertreten durch die Behams, Aldegrever, Bink und andere. Auch von dem gleichzeitigen glänzendsten Stecher der Niederlande, Lukas von Leyden, ist eine große Reihe bester Arbeiten in ungewöhnlichen Drucken vorhanden. G. A. da Brescia, Montagna, Ra'Dat und Barbari vertreten die gleichzeitige Kunstepoche Italiens und leiten zu Marc Anton hinüber, von dem, unter anderm, das berühmte und unauffindbar gewordene Bildnis Raphaels in der Sammlung enthalten ist. Die Niederländer sind mit demselben Verständnis in großer Reichhaltigkeit zusammengetragen, unter anderm das Selbstbildnis von Goltzius, vor der Schrift, ein Hauptstück der Sammlung. Der Mittelpunkt dieser Abteilung ist die stolze Serie von Radierungen Rembrandts, unter denen sich Aumüllers höchste Kostbarkeit befindet: Die Landschaft mit den drei Bäumen, ein vollendet schöner Druck. Landschaften von ähnlicher Seltenheit und Bildnisse (der große Coppenol, Rembrandts Mutter, der junge Haring) und zahlreiche andre erlesenste Drucke schließen sich an. Auch Waterloo, Everdingen, Berghem, Potter, Fyt, Dujardin, Dusart und Zustandsdrucke Ostades müssen genannt werden; ferner eine kleine Auslese reiner Aetzdrucke van Dycks. Für das gestochene Porträt tritt außerdem eine große Reihe ausgezeichneter Niederländer wie Cornelius Visscher und Blooteling ein. Von dem angeblichen Erfinder der Schabkunst, dem wunderlichen Feldherrn Prinz Rupprecht von der Pfalz, ist ein kaum in irgend einer andern Spezialsammlung vorhandenes Kriegerbildnis da. Auch das 18. Jahrhundert ist gut vertreten, unter anderm durch einige markante englische Zustandsdrucke von van Green, Watson und andern.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne: Berlin Pu...-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Der demokratische Frieden von Germanicus

Wenngleich es gegenwärtig mehr als optimistisch ist, ernsthaft vom Frieden zu sprechen, so scheint es doch nicht unangemessen, den gewaltig anschwellenden Chor der Friedensplatoniker durch eine Stimme zu bereichern: der Frieden wird, wann und wie er auch immer kommen mag, ein demokratischer Frieden sein. Das heißt: er wird nicht darauf beschränkt bleiben, von den Diplomaten gemacht zu werden, sondern er wird tatsächlich von Volk zu Volk abgeschlossen werden. Zwar nicht so, daß die Völker sich wahrhaft untereinander verständigen; dazu mangeln alle politischen und technischen Möglichkeiten. Auch diesmal werden noch die Diplomaten und die übrigen politischen Beamten die Verhandlungen führen, aber in ihr Bewußtsein werden sie mehr, als dies je in frühern Zeiten der Fall war, den Willen des von ihnen vertretenen Volkes, ja den Willen aller an diesem Friedensschluß beteiligten Völker aufgenommen haben. Uebrigens ein Beweis mehr für das Zustandekommen eines Ausgleichfriedens, eines Friedens, der gewiß nicht den frühern Zustand festlegen wird, der aber doch als obersten Maßstab die Dauerhaftigkeit und damit, wenn schon nicht die Vermeidung, so doch die Hinausschiebung eines neuen Völkermordens auf möglichst lange Zeit sich als oberstes Gesetz auferlegen wird.

Aber noch in einem andern Sinne wird der irgendwann einmal zustande kommende Frieden ein demokratischer sein; er wird die Völker demokratisiert vorfinden und wird ihnen die Plattform geben, auf der sie, jedes für sich und jedes nach seiner Art, die einen republikanisch, die andern monarchistisch, ihre Demokratie weiter entwickeln und dahin fördern werden, daß wenigstens die ersten Anfänge eines politischen Zustandes, in dem auch die Vorgänge der äußern Politik der Kontrolle und der Aktivität des Volkes zugezählt sind, aus der Utopie sich zur Wahrscheinlichkeit heben. Wenn vor Gott tausend Jahre sind wie ein Tag, so sind sie für das Problem einer demokratisch geführten Außenpolitik wie der Bruchteil einer Minute. Wir sind also gewiß nicht übermütig; dennoch sagen wir, daß der kommende Frieden ein demokratischer sein wird.

*

Mit solchen Erwartungen hat es allerdings nicht das Geringste zu tun, wenn die französische Kammer die gallische Keckheit besitzt, ihre Tagesordnung, durch die sie dem Kriegskapitalismus noch immer weitere Perspektiven auftut, mit einer Blasphemie sondergleichen beginnen zu lassen: „Die Kammer der Deputierten, als der direkte Ausdruck der Souveränität des französischen

Volkes, sendet der russischen und der Demokratie der andern Alliierten ihren Gruß." Selten ist in bitterernster Stunde ein Entschluß von so ungeheurer, über das Blut der Völker entscheidender Bedeutung in so lächerliche Worte kostümiert worden. Wir wollen den deutschen Reichstag gewiß nicht überschätzen; aber an ihm gemessen ist die französische Kammer nichts andres als der oligarchische Ausschuß einer Handvoll französischer Kapitalisten. Diese sogenannte „Souveränität des französischen Volkes" hat Robert Jouvinel hinreichend gekennzeichnet: „Alles in allem gibt es in Frankreich einige hundert oder höchstens tausend Personen, die die öffentliche Gewalt in verschiedener Form in Händen haben. Sie sind damit beauftragt, sich zu kontrollieren. Leider ziehen sie es vor, sich untereinander zu verständigen." Es ist ohne weiteres zu verstehen, daß die Entente den Aberglauben nährt, sie führe diesen Krieg um der Demokratisierung der Welt willen, sie habe nur Ein Ziel: den preußischen Militarismus und den mit ihm verschwisterten Feudalismus zu zerbrechen. Im Zeichen der russischen Revolution und des hinzugekommenen Amerika mag die Propagierung des demokratischen Phantoms notwendig, vielleicht sogar wirksam sein. Aber sie bleibt dennoch eine Lüge, und ist tatsächlich nichts andres als eine raffiniert gewählte Peitsche, gläubige Massen in Kreuzzugsfanatismus hineinzutreiben.

Was von Frankreich gilt, gilt nicht weniger von Amerika und ganz gewiß auch für England. Die Vorstellungen, die wir von der englischen Demokratie haben, bedürfen einer gründlichen Durchsicht. Das angebliche Vorbild der europäischen Demokratie zu kennzeichnen, genügt ein Satz, den schon Roscher geschrieben hat, und den jetzt Tönnies in seiner vortrefflichen Studie über den englischen Staat wiedergibt: „Die Tatsache, daß das englische Kabinett ein Geheimkomitee ist, stellt in Wahrheit eine höchst erstaunliche Erscheinung dar, obgleich Gewohnheit und Brauch ihre Bedeutung für unsre Augen verdunkelt haben. Wir nehmen es hin als etwas Selbstverständliches, daß die wichtigsten Angelegenheiten eines Volkes, innerhalb dessen sonst die Oeffentlichkeit und öffentliche Erörterung in einer Ausdehnung, die kaum ihresgleichen hat, vorwiegen, entschieden werden unter dem Mantel eines undurchdringlichen Dunkels." Die Entente hat wirklich keine Ursache und nicht den kleinsten Schimmer der Berechtigung, unter dem Feldgeschrei der Demokratie gegen Deutschland zu ziehen. Und selbst die russische Revolution wird uns als demokratischer Akt erst überzeugen können, wenn es ihr gelingt, sich aus den Fesseln des Entente-Kapitalismus zu befreien, und wenn sie wirklich die Politik des russischen Volkes machen lernt, nicht aber die des Zarismus, ob auch mit andern Vokabeln, fortsetzt.

*

Gewiß, es ist eine Schmach, und es macht uns, die wir die Freiheit der Persönlichkeit über alle Götter setzen, aufbäumen, wenn wir die brutale Tatsache voll begreifen, die Menschheitschändung: daß eine kleine Gruppierung von Interessenten, bestenfalls noch ein kleiner Kreis von halbwegs unterrichteten Beamten über das Schicksal der Millionen verfügen. Die mannigfachen Dokumente, die im Verlauf dieses Krieges von den einzelnen Regierungen veröffentlicht worden sind, haben in solchem Sinne unserm Widerspruch immer wieder neue Kraft zuströmen lassen. Die Frivolität solcher Tyrannis mag nicht immer so deutlich zum Ausdruck kommen, wie etwa in dem Brief des Grafen Benckendorff, den kürzlich die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zutage gefördert hat; grundsätzlich wird durch sie der gesamte außenpolitische und diplomatische Apparat der Gegenwart gekennzeichnet. Und so wäre es eine Reformation an Haupt und Gliedern, zugleich die Voraussetzung jeder wahren Demokratie, wenn das verwirklicht werden könnte, was die Tagesordnung der französischen Minderheits-Sozialisten ausgesprochen haben soll: „Sie betont den Willen, die geheime Diplomatie durch öffentliche und loyale Aktionen der Völker zu ersetzen, die allein Herren über ihre Schicksale sind." Wie gesagt: tausend Jahre gleichen dem Bruchteil einer Minute, wenn sich vollziehen soll, was hier Phantasten in das politische Kalkül der Gegenwart einfügen möchten.

*

In solchem Zusammenhang ist auch auf Das hinzuweisen, was der dänische Minister Stauning gekennzeichnet hat, als er davon sprach, daß die Oberschichten der ganzen Welt sich im Schatten des Krieges bereichert haben. Eine Demokratisierung der Außenpolitik ist überhaupt erst vorstellbar, wenn der Krieg nicht mehr steigende Dividenden für das an ihm beteiligte Kapital sicherstellt.

*

Trotz aller durch die geschichtliche Entwicklung bedingten Mäßigung des Tempos, unbekümmert darum, daß die entscheidenden grundsätzlichen Wandlungen noch lange auf sich warten lassen dürften, bleiben wir doch bei der Forderung eines demokratischen Friedens, bleiben dabei im besondern, was Deutschland betrifft. Es ist zutreffend, wenn das Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, der Professor Otto, darauf hinweist, daß die schnelle, ja die sofortige Durchführung der preußischen Wahlrechtsreform das Zustandekommen des Friedens beschleunigen müsse. Tatsächlich wirkt der Ruf, in dem wir stehen, das Land der finstern Reaktion zu sein, auf die Gegner Deutschlands kriegstreibend. „Grade diese Vorstellungen sind es," so sagt Otto in der ‚Deutschen Politik', „mit denen Wilson arbeiten muß, um den Kriegswillen der amerikanischen Jingos und Geldmagnaten durchzusetzen, und die

Opposition gegen den Krieg, die in den übrigen Klassen stark sein würde, dadurch in Schach zu halten ... Nach dem Urteil maßgebender Männer dürfte mit Bestimmtheit zu erwarten sein, daß die wirklich vollzogene Tat der Reform diesen Kriegstreibern, die oft schon jetzt nur noch mit Mühe die breitern Gruppen und Massen der Völker hinter sich herziehen, ihre Arbeit nicht unbedeutend erschweren würde." Nun ist es gewiß kein Zeichen starker nationaler Politik, wenn Fragen der innern Verfassung mit Rücksicht auf die Zustimmung oder die Ablehnung fremder Nationen gelöst werden. Aber darum handelt sichs auch nicht. Aus innern Gründen muß die Demokratisierung Deutschlands vollzogen werden; darin sind sich Kaiser und Volk durchaus einig. Wenn aber solche Wandlung zugleich den Oligarchien der Entente einen Teil des Windes aus den Segeln zu nehmen vermag, so ist dies nur ein Grund mehr, die Demokratie marschieren zu lassen. Es will immerhin als ein Symptom genommen sein, wenn die Neue Zürcher Zeitung, ein Blatt von großem politischen Radius, es für angemessen hält, den Brief eines deutschen Dichters an Kaiser Wilhelm den Zweiten zu veröffentlichen, einen Brief, der durch seine Marquis-Posa-Geste verstimmen muß, der auch im übrigen des Augenmaßes für die in Korrespondenz tretenden Größen durchaus entbehrt, der aber doch durch den Ort seiner Veröffentlichung ein gewisses Schwergewicht bekommt, und aus dem man darum die Zustimmung der Neutralen heraushören kann, wenn es heißt: „Die innerpolitische Frage in Deutschland — erkennen Sie das, Majestät! — ist die wichtigste, um zu einem nahen Frieden zu gelangen."

*

Von den Erfolgen der stockholmer Konferenz möchten wir nicht in übermütigen Tönen prophezeien. Sie wird gewiß die Wege zu einem demokratischen Frieden vorbereiten helfen, aber sie wird nicht vermögen, im Sprung des Wollens die Determination der hinter uns liegenden Jahrhunderte zu durchbrechen. Umso mehr ist zu beachten, daß der Freikonservative von Zedlitz im ‚Tag' ein immerhin überraschendes Bekenntnis geleistet hat: „Wohl aber dürften die bevorstehenden Sozialisten-Veranstaltungen die Möglichkeit bieten, die Russen vollständig aufzuklären. Sowohl die stockholmer Besprechungen wie namentlich diejenigen, zu denen die Russen selbst eingeladen haben. Die deutschen Teilnehmer werden Gelegenheit haben, jenen den wirklichen Sachverhalt darzulegen, und zwar auf dem Boden gegenseitigen Vertrauens mit Aussicht auf volle Wirkung." Wenn es wahr ist, daß letzten Endes auch in der Politik die Psychologie bestimmenden Einfluß übt, so ist aus der stockholmer Annäherung der durch ihre Regierungen und mehr noch durch ihre Kapitalskapitäne gegeneinander getriebenen Völker für das Zustandekommen eines

demokratischen Friedens immerhin einiges zu erwarten. Mehr freilich dürfte die Erkenntnis von der Gemeinsamkeit der gewerkschaftlichen Arbeit wirken: die wiedererwachende Einsicht, daß schließlich die spürbarsten Entscheidungen über Gedeih und Verderb des Proletariats international vor sich gehen, zwar von dem Schicksal der jeweiligen Nation nicht verschont bleiben können, aber doch, einerlei ob in Deutschland, Frankreich oder Rußland, sich nach den gleichen Gesetzen aus der Hörigkeit des Kapitals zur Freiheit des Volkswillens entwickeln — diese Einsicht wird dem demokratischen Frieden die stärkste Förderung sein.

Abend von Eduard Saenger

Wenn erst der Tag ergraut,
Verfließt er mit den Mauersteinen.
Die Häuser drüben wachsen mir ins Fenster,
Und manche Gasse schwebt zum Schrecken hohl
Vor dem gebannten Blick.
Doch seitwärts um den Brunnen ist die Straße
Von Kinderglockenstimmen hell,
Sie schlingen bunte Ketten, daß es klingt,
Und übertanzen wohl das Abendgrau
Und übertanzen alle Zeit.
Wie Sang der Drossel, Glanz des Fliederbaums
In tausend Gärten tausendjahr sich gleichen:
So ist Ein Dorf, Ein Abend, Eine Straße,
Ein Reigenzug; ihn sah dein erster Ahn. —
Oft schüttelt sich die Welt, speit Blut und Blüten,
Stellt Wonnebetten auf und öffnet Gräber:
Was liegt daran!
„Mariechen, warum weinest du?" — das ist
Der weise Chor zum Spiel. —
Und Nacht ist, wenn die Mütter kommen,
Die Kleinsten greifen und den Großen winken.
Dann stirbt die Lust und nebenan das Grauen.
Dann fließt Ein Raum durch Straßen und durch Gassen,
Geballter Raum, der so die Zeit verschlingt,
Daß Stunden wie auf Flügeln ziehn. Dann flammt
Hoch über weltgetrennten Häuptern
Der Schein der ew'gen Bilder auf.

Karl Kraus von Berthold Viertel

X.

Wer ein lebendiges Ich, wie „groß“ oder wie „klein“ es sei, aber ein Ich, das ist und wirkt, ein Ich in seinem Widerspruch, der die Kräfte unendlich bewegt, in Worte zu fassen sich vermißt: der wird vielleicht die Merkmale ergriffen und darüber doch das Lebendige ausgelassen haben. Nachträglich mag er dann Schöpfeimer versenken und Netze auswerfen und auf alle Berge steigen, um es zu fangen! Das Lebendige ist beweglicher denn Quecksilber. Es brennt durch, taucht in die Tiefe, entspringt zur Höhe, entgleitet, verflüchtigt sich, wechselt Aggregatzustände und sitzt bald wieder an seinem alten Ort, als wäre nichts geschehen, lächelt listig und höhnt den Enttäuschten.

Karl Kraus, der Vorleser, wird jeden, der ihn vorher nur gelesen und nicht lesen gehört hatte, überraschen. Nicht daß er anders wäre, als man ihn sich vorstellen muß — als er ist! Aber die Energie, die Konsequenz der Durchführung überbietet auch den kühnsten Vorsatz, den der Leser im Geiste seines Autors gefaßt hatte. So wenig ist dieses Pathos gegen die Skepsis der Zeit gedeckt. Kein Burgtheater würde heute diese ungebrochene Tonfülle wagen, die ein Redner ohne Bühne und Kothurn erklingen läßt. Kaum ein Jüngling würde sich von der Unbesonnenheit seiner Jugend bis zu diesem Grade der hochtönenden Behauptung hinreißen lassen. Wir Gebildeten von heute sind aus tausend Verschämtheiten und Bedenklichkeiten gebildet. Unsre innere Unentschiedenheit nennen wir Geschmack. Unser geistiges Gewissen gibt vor, keine absolute Autorität dulden zu können — und auch nicht den Ton davon. Nur hie und da ein Dichter, der sich seinen Rhythmen anvertraute, als diese Rhythmen ihn eines Tages vor das Publikum trugen, fand den Mut, seiner herrischen innern Gewißheit nicht zu widerstehen und sie — fremdartig genug! — laut werden zu lassen. So ließ zuletzt Franz Werfel seine starke gesteigerte Stimme ungebändigt hören (vielleicht erst, nachdem er Karl Kraus gehört hatte). Oder Richard Dehmel, früher schon, skandierte und sang seine Ekstase eines dringenden Willens zur Kraft; oder Rainer Maria Rilke, tiefer als jeder Andre, mit ganzer Seele und mit allen Sinnen an sein Wort vergeben! In Rilke war es — und beinahe blieb kein Rest! — Selbstaufgabe eines Vernunftwesens an die Inbrunst, Verschwingen und Verschweben eines Ichs in das Jenseits eines Zwischenzustandes, wo die Worte nicht mehr Worte, sondern musikalische Nervenfluida sind. Auf diesem Wege, nur nicht so wesentlich, strebten und streben ja auch die neu-romantischen Schauspieler von heute hinüber; hinüber zum Gesang, den sie nicht erreichen. Auf der Flucht vor unsrer Wirklichkeit, von Sucht und Sehnsucht gehetzt und dahingepeitscht, ver-

stecken sie sich (und wäre es auch nur hinter der Hysterie) — vor dem Leben.

Während Karl Kraus, wenn er auch, von der Lyrik mitgenommen, auch er, in musikalische Tönungen und zuletzt in den Gesang abgleitet, doch immer wieder der exakte Sprecher ist und bleibt, die Energie des Inhalts nie verlierend, das Wesen und die Grenze der deutschen Sprache wahrend, die Konsonantenhärte, die Lautsprödigkeit, die Geistesstrenge jedes Wortes und des Satzes Sinn und Seele unverwischt behauptend — auf daß sich diese keusch geherzte Sprache nicht in romanische Vokal-Ueppigkeit, in spielende Melodik, in sinnliche Klangschwelgerei verliere, nicht die Tonfarbe das Wort entkörpere und der Schwung die syntaktisch-logische Gedankenfolge zerreiße. Dieser Sprachrausch bleibt nüchtern, bleibt männlichen Geschlechts; diese Leidenschaft kennt kein andres Ziel als den sich frei quälenden Gedanken, den die Worte wirken und bauen. So gestaltet Kraus etwa, mit einer unvergleichlichen Kraft des Akzentes, die überreale Wucht einer Ballade von Liliencron. Oder er führt, den Regisseuren der Zeit entgegen, ein Drama von Shakespeare vielstimmig auf, indem er die eine führende Stimme in den Widerstreit der Gegensätze geraten läßt und das Steigen der blutbewegten Reflexion über die Klimax der Leidenschaft als eine urdramatische Tat der Sprache tut; und bedarf dabei der suggestiven Kulisse nicht, um die Phantasie mit einem Leser schwelgen zu machen, der zugleich ein Hörer und ein Sprecher und ein Täter ist. Und wenn er Hauptmann liest, wie Hauptmann geschrieben ist, dann wird es nebensächlich, wie nahe er den Aeußerlichkeiten des schlesischen Dialektes kommt: er erreicht jedenfalls den treuherzigen Mystizismus, das innige Fabulieren dieser Mundart; und die Elendsmenschen sind nicht länger statistische Nachweise, sondern sie werden zu kindlichen Phantasten, den Herzenskindern eines Dichters. Oder Kraus schnellt die Tiraden des „kosmischen Hanswurstes" Nestroy los und entwirkt im Sprechgesang die natürliche Drastik einer satirischen Mundart. Oder er entfaltet die verschlungene und verwachsene Gefühlsallheit der Sprachschwärmerei und Gedankenlyrik Jean Pauls, dieser wahrhaft kosmischen All-Rede. Der Schauspieler in Karl Kraus darf nie die Diktion sprengen; er darf sie nur mimisch beleben und bereichern. Und alles Unmaß, alles Uebermaß — denn Kraus hat, wenn seine Sprechgewalt entfesselt ist, nie genug; seine Steigerungen lassen die Fassungskraft des Hörers oft hinter sich, und seine Stimme kann immer noch, wenn das Ohr längst nicht mehr kann — findet stets zum Maß der kräftigen Sprache zurück. Ein durch berufsmäßige Theatergeherei innerlich abgetöteter Kritiker mag bei solchen Gelegenheiten nicht übel Lust verspüren, diesen Unband von einem Sprecher, dessen Wort unaufhaltsam durch und durch zu dringen entschlossen ist, vom Podium herunterzuschießen. Der echte Hörer gibt sich schließlich dem

tyrannischen Sprachwillen hin und läßt sich gern besiegen, wo so entscheidend für den Geist und mit dem Geiste gerungen wird. Freilich muß ein so ungezähmter Wille immer wieder den veredelten Haustiergeschmack verletzen. Penetrant wie der Wille aber ist hier auch die Zucht, das Können; und die äußerste Exaktheit des Wortes, des Satzes, wenn sie erreicht ist, wie sie angestrebt wird, bewirkt am Ende die gereinigte Idealität der Sprache.

*

Wie Unvergleichliches nun auch der Einzelne solchem Kult der Rede verdanken mag: das Publikum würde dabei doch nicht auf die Kosten kommen. Karl Kraus kann das Publikum durch die Kunst des absoluten Wortes bezwingen, er kann es erziehen vielleicht und erbauen: aber er beglückt es nur, wenn er Karl Kraus liest. Und er macht es überglücklich, wenn er Karl Kraus den Satiriker liest. Da wird seine Sprache restlos Inkarnation, Geist und Handlung, Witz und Temperament; da wird sie Person durchaus und wirkende Persönlichkeit; da wird die Form unmittelbar, die Kunst Augenblick. Solches Ereignis, solches Erlebnis allein erregt den echten Enthusiasmus. Von solchen Abenden geht dann, ohne daß eine Zeitung sie ankündigte oder gar priese, die werbende Kraft aus, die dem Vorleser seine breite Hörerschaft und der Vorlesung ihre lebendige soziale Wirkung sichert. Was Karl Kraus erstreben muß und erstrebt, auch wenn er den Erfolg noch so hartnäckig ablehnt: die unbedingte Herrschaft des schöpferischen Menschen über die Seele, die sich hingibt und empfängt — hier erreicht er es mühelos, und die Natur selbst spielt mit bei solchem Spiele. Da zeigt sich, als ein wesentliches Merkmal des Anti-Journalisten, seine starke Polarität zum Publikum. Kraus darf dem Publikum alles ins Gesicht sagen. Er sagt es so, daß der überzeugte Anhänger für ihn zittert: das Publikum ist beseligt. Von seiner Stimme durchbohrt, von seiner Miene geformt, von seiner Geste gedeutet, von seiner Sprache gesprochen: legt das Publikum alle Hemmung ab, Würde und Ehrgefühl, Meinung und Gewohnheit, die Dummheit sogar — und wird ein glühendes, brünstiges Plastikum, ein echtes rechtes Publikum. Mit Wollust läßt es sich Unrecht tun. Mit jeder Uebertreibung des Selbstdarstellers geht es mit, wenn sie nur genug entschieden ist. Das Publikum fühlt, daß der Zorn des Satirikers ihm eine Seele gibt, für einen Augenblick, da es seine Form annimmt. Bei dieser seltenen Gelegenheit wird sogar die gemeine Sensationslust, die den Pamphletisten um des Skandales willen umwirbt, den er verwertet: menschlich! Sie reagiert ab, sie tobt sich aus, sie sättigt sich, reinigt sich, läutert sich. Und weiß nicht, wie ihr geschah, wenn ihr Künstler sie gestaltet hat. Das edlere Empfinden des Einzelnen scheut hier zuerst zurück. Ihm widerstrebt es, die Stofflichkeit der Satire so vor den gierigen Augen der Menge ausgeweidet, ihr Persönliches ausgebreitet zu sehen, ihr Blamables

pointiert zu hören. Das Pamphlet gewinnt zwar eine letzte grausame Dringlichkeit; aber zugleich droht die Kunst des Pamphletisten wieder zur Meinung zu werden, zur Aktualität, zur Beleidigung, zur Peinlichkeit. Ich empfinde das besonders kraß — wahrscheinlich, weil ich Partei bin —, wenn Kraus, der Jude, den Jargon verhöhnt. In dieser wahrhaft kritischen Situation hilft freilich die Kunst des Sprechers; und man versteht wieder einmal, was eigentlich einen vitalen Geist wie Kraus mit solcher Inbrunst sich in das Absolute der Sprache werfen läßt: welche tiefe Fragwürdigkeit der Seele, welche Widerwärtigkeit des Stofflichen. Zuletzt aber entscheidet hier doch nur die lebendige Individualität. Sie überzeugt, wenn sie, wie der Selbstdarsteller Kraus, mit jeder Pointe das Herz hergibt. Kraus überzeugt durch eine wunderbare Tugend, die kaum jemand bei ihm vermutet hätte: durch Naivität. Ob den Zuschauerraum nun die Fratzen seiner Satire in Fleisch und Blut oder edlere Gestalten bevölkern: wie Kraus grell beleuchtet dasitzt und unermüdlich in das Dunkel hinein um Menschen wirbt, ist er — derselbe Mann, der, wahrhaftigen Teufels, zum Sprung geduckt und mit der knöchernen, treffenden, fassenden, würgenden Hand ausfahrend, den unheimlichen Umriß eines verderbenden Dämons annimmt, der seinen Basiliskenblick auf lebendigem Fleische weiden läßt, sodaß es erschauert — ist er immer wieder kindlich, liebenswürdig, herzgewinnend, begeisternd. So eitel könnte er garnicht sein, daß ihm nicht sofort vergeben würde, wenn er lacht (mit der Verschmitztheit eines Knaben)! Er ist ja, seht nur, sanft vor Bosheit, er ist glücklich, offen — und verschönt von innen her, wie nur ein ganz guter Mensch. Diese Naivität, behaupte ich, ist das Verbindende zwischen der nie gelösten Reflektiertheit, die ihn zum unheilbaren Grübler, Zweifler und Rabulisten macht — und dem leidenden, drängenden Gefangenen hinter den tausend Gittern der Reflexion: dem Elementarmenschen in ihm, dem Schauspieler, dem Dichter, dem Liebenden, dem Religiösen. Jetzt fühlen wir seine menschliche Wärme, seine Scham und seinen Schmerz, seine Scheu und seine Ritterlichkeit. Jetzt geraten wir in die gedeihliche Zone des Gefühls, zwischen Witz und Sinnlichkeit, Scharfsinn und Schönsinn. Aus diesen Reserven also konnte er den verschwenderischen Verbrauch seines Temperaments an Verneinung, wie aus einem unerschöpflichen Born der Bejahung, immerzu ersetzen. Und ich habe wohl bemerkt, daß diese Augenblicke des Verschmolzenseins nicht nur das Publikum befruchtet haben, sondern auch den Rhapsoden seiner selbst. Er stieg aufs Podium, als er den entscheidenden Schritt vom Publizisten zum Künstler gemacht hatte. Und seine innere Gestalt wuchs an diesen Festen der Unmittelbarkeit. Von dem heißen Atem der Menge beschwingt, erstieg er das Pathos des rasenden Verkünders. Dieselbe Menge, die er mit Blitz und Donner züchtigte, die sich zitternd beugte, wenn seine Stimme rachetobend

über sie hinfuhr — dieselbe Menge zu segnen, zu erquicken, löste sich immer quellender seine insgeheime Seele. Sie immer tiefer zu treffen, die indifferente Menge, sie immer reiner zu laben, hat er sich differenziert. Und wie in der ‚Fackel' schließlich, infolge dieser unvergleichlichen Inzucht eines Geistes mit seinem Stoff, mit seiner Welt, ein Zitat genügte, ein Titel, eine Interpunktion: so in der Vorlesung ein Anschlag der Stimme, ein Blick, eine Fingerbewegung. Und alles war gesagt, alles war verstanden. Und während sich das reife Werk loslöst, das Bleibende, die rein gewonnene Form: hört die immer neue Befruchtung nicht auf zwischen dem Tag und dem Gedanken, zwischen der Menge und dem Wort, wie sie in der ‚Fackel' und in der Vorlesung geschieht. Das intime Einverständnis, das sich so herausgebildet hat, stört kein Dritter: die Presse nicht und nicht der Staat. Zwischen den „Anwalt seiner satirischen Berechtigung", den „Exekutor seiner Anschläge", den „Wortführer seiner eigenen Beredsamkeit" und seine „geheimnisvolle Wirkung" (Kraus über den Schauspieler Nestroy) drängt sich kein Zensor. Auch nicht der Zensor im Kriege. So mußte das Hinterland horchen. So bekam der Krieg im Hinterland eine gellende Stimme, einen Mißton, der das Gewissen weckt und nicht mehr einschlafen läßt. Ein Pathos der Forderung, das nicht so bald, nicht so leicht ein Frieden beschwichtigen wird.

Kokoschka von Robert Breuer

Im dritten Juni sind im dresdner Albert-Theater drei dramatische Versuche des Malers Oskar Kokoschka aufgeführt worden. Was hat man davon behalten? Einige Worte, durch die wir uns aber nicht sonderlich bereichert fühlen; Bilder, Kontraste, Rhythmen, farbige Strömungen, die uns noch heute, wenn wir sie aus unsrer Erinnerung heraus reproduzieren (Vorteil und Schicksal der bildenden Künste), stark ergreifen. Von dem Stück ‚Mörder, Hoffnung der Frauen' blieben mir diese Eindrücke: Zwei Rudel streben auf einander zu, Männer auf Frauen, witternde Herden; der Mann reißt der Frau, die vor ihm aufgerichtet steht, mit hartem Eroberergriff den Schleier vom Gesicht; er läßt ihr sein Königszeichen ins rote Fleisch brennen; dann, nachdem das Weib sich an dem Mann gerächt hat, hebt sich der Leichnam des Erschlagenen, und sein bleiches Antlitz beginnt durch das eiserne Gitter, das ihn für immer festhalten sollte, hindurchzuleuchten; des Mannes strahlende Gewalt zerbricht das Gitter und macht es zerfließen; er schreitet durch den freien Raum. Vom ‚Hiob' blieb: eine graue Alltagsstube mit der zermürbten Karikatur eines idiotischen Geschlechtsgefangenen; ein seltsames Federvieh, ein bunter Fleck, der, das Grau aufreizend, durch den Raum kobolzt; ein Abseitsraum, das Inventar komplett, aber parodistisch verzerrt und aus der Realität (nach einem übrigens nicht neuen Rezept) in die papierne Darstellung zurückgedrückt, ein Fenster und draußen Nacht, ein Mann, der in den Sturm hinaus poltert, um dann

aus seiner kleinwelligen Erregung in eine lahme Geste zu verfallen, in die gebrochene Linie des Sklaven, der nur noch hier, unter dem Schutz der hygienischen Apparatur, zu sich selber kommen kann. Vom ‚Brennenden Dornbusch' blieb: die Räumlichkeit eines Waldes, dichtes Föhrengemäuer, oben Rippengeäst, halb Kerker, halb Dom; das Auftauchen und Zusammensinken eines irrenden Weibes, Menschenschatten, Schreitende, Suchende, sich Begegnende, Linien, Massen, die sich überschneiden, die aneinander vorüberstreichen und sich verlieren; die Gruppe einer Pietà, das Weib als schmerzhafte Mutter, als Gekreuzigter der Mann, die Gruppe eingerahmt von Chören, deren Wortwellen den Bildraum umgrenzen.

Das etwa ist es, was geblieben ist. Optisches also, Pantomimisches; der Worte, die gleichzeitig gesprochen wurden, erinnert man sich nur so, wie der Unterschriften unter wirklich starken Bildern: man fühlt, daß sie hätten fortbleiben können, daß sie gegen andre eingetauscht werden könnten. Das Augensinnliche herrscht; es ist durch das Sprachliche bestenfalls ein wenig verdeutlicht, vielleicht aber getrübt worden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Kokoschka einen starken Sinn für Bühnenwirkungen hat; man braucht nur zu vergleichen, was auf den wenigen Seiten des Stückes ‚Sphinx und Strohmann' (in der Ausgabe des Verlags Kurt Wolff) zu lesen ist, mit dem, was daraus in den Szenen, die jetzt ‚Hiob' heißen, geworden ist. Der Prozeß einer Versinnlichung des abstrakt Empfangenen ist offenbar. Als Kokoschka, die Bühne vor Augen, über seine eigene Dichtung gelangte, machte er daraus eine Reihung von starken Bildern, machte seine Worte zur Nebensache und das, was er aus menschlichen Körpern, aus farbigen Stoffen, aus Lichtern und Schatten aufbaute, zum Entscheidenden. Mit solcher Beobachtung erschließt sich das Wesen und zugleich die Begrenzheit dieses Künstlers; er arbeitet aus malerischer Vorstellung heraus, und wenn er Prosa oder Verse schreibt, so wechselt er wohl das Mittel, aber nicht die Einstellung, die er zur Welt einnimmt.

Die Worte, die er seinen Gesichten beifügt, sind nicht von deren Ursprünglichkeit, nicht von deren Blutreine und Rassenstärke. Man darf gewiß nicht sagen, daß diese Worte aus zweiter Hand seien, das wäre wohl zu hart; aber sie sind parallel empfunden, sie sind schon von Andern auch gesprochen worden. Wedekind, Strindberg, Maeterlinck und mittelalterliche Mysterienschreiber tauchen auf. Auch das eigentliche Thema aller dieser Worte ist nicht eine Bereicherung dessen, was wir von der Welt wissen oder von ihr wissen wollen; es geht um den Kampf zwischen Mann und Weib, bei dem der Mann als das geistige Prinzip entweder unterliegt oder überwindet, je nach dem. Was Kokoschka hierzu zu sagen hat, ist immerhin so, daß man es anzuhören vermag, aber es ist kein Aufreißen ungeahnter Tiefen, es ist keine neue Synthese, nicht einmal ein neues Zerbrechen. Etwa: „Ich hatte ein Weib, ich machte einen Gott aus ihr, da verließ sie mein Bett. Sagte zur schmerzlichen Kammerjungfrau: ‚Knüpfe mir meinen Reiseschleier um' und verschwand mit einem gesunden Muskelmann." Oder: „Furcht vor dem

Ehebruch ist ein Gift, das todsicher wirkt." Schließlich: „Erfindung der Perspektive ist optischer Schwindel der Kunstgelehrten." Man möchte meinen, daß dieses alles vom Marquis von Keith bereits in eine festere Form gebracht worden ist. Auch die Erinnerung an Mysteriensprüche, an die christianisierten Sehnsüchte der bräutlichen Seele ist deutlich:

„Greif mich mit deinem Finger an,
Damit ich auch dir glauben kann."

Oder der Mann spricht zum Weibe:

„Du zündest jetzt dein eigenes Licht
gleichsam an meiner Liebe an,
dein Leib gibt ihm die Nahrung dann."

Weitaus interessanter aber als diese Begleitworte sind die Bemerkungen zum Szenarium, wie sie sich auch schon in dem Buch vorfinden: „Suchen im Wald, Frau im Hemd, krankes Gesicht, instinktmäßig eine bestimmte Richtung suchend, weißer Boden, Baumstämme schwarz, Himmel schwarz, kein Licht außer der Reflexion des weißen Bodens." „Weißliches Licht, offene Tür, die jetzt Licht einwirft, Lichtstrahlen kreuzen sich und suchen sich aus den zwei Zimmern in der Mitte der Höhe; Lichtstrahlen heben sich und spielen und treffen sich wieder zur Ruhe." Dergleichen liest sich, wie sich Stimmungsnotizen im Skizzenbuch des Malers lesen.

*

Es ist sehr kennzeichnend, daß Liebermann einige beschreibende Bücher verfaßt hat (über Israels, über Degas), exakt arbeitende Analysen mit daraus sich ergebender, das technische Werk erfassender Synthese. Es ist nicht weniger kennzeichnend, daß Gauguin das Tagebuch eines sinnlichen Ausfluges in tropische Urwelt geschrieben hat und van Gogh seelenbiographische Briefe eines Mystikers. Kokoschka aber versuchte sich mit Dramen. In solchen Beziehungen dieser Maler zum Literarischen erschließt sich ein entscheidendes Merkmal ihres künstlerischen Spezifikums. Liebermann ist der besonnene Beobachter, der kritische Techniker, der ebenso zynisch wie gerührt wägende Naturdurchforscher, die denkende Leidenschaft. Gauguin ist der Pathetiker einer durch klassische Formgewöhnung gebändigten Erotik; van Gogh war ein Fanatiker der ringenden Gesinnung, ein Flagellant, der seinen Gestaltungstrieb beinahe ebenso sehr als Missionar unter den Grubentieren der Borinage wie als halluzinatorischer Esoteriker in seinen Bildern erschöpft hat. Kokoschka, dessen Nervenpsychologie sich bereits in der vibrierenden Radierung des Dehmel-Kopfes gespalten zeigt, der auch, wenn er sich den Gesetzen der optischen Darstellung unterwirft, auch zeichnend und malend, einen Kampf mit ausbrechenden und fortflutenden Absichten durchzufechten hat, mit Sehnsüchten, die über das optisch Mögliche hinauswollen — Kokoschka kommt, wenn er sich nun dazu treiben läßt, mit Worten zu gestalten, zur dramatisch bewegten Pantomime. Der Fall, daß Maler nebenbei als Dichter auf die Bühne steigen, ist bisher meist eine Vermehrung des dramatischen Kitsches gewesen, hat sich auch bisher meist an malerisch Unzulänglichen vollzogen. Kokoschka ist offenbar eine Ausnahme; wie

er als Maler stark gestaltet, so ist er als Dichter ein blutrein Wollender geblieben. Das ändert aber letzten Endes doch nichts daran, daß durch die Vertauschung der künstlerischen Möglichkeit über allem, was er hervorbringt, eine Wolke hängt, ein Halbdämmer, aus dem vielleicht eine zeugungsstarke Ursprünglichkeit, vielleicht aber auch ein rhapsodierender Jongleur treten könnte. Findet Kokoschka den rechten Anschluß an die Natur und das Menschliche, so wird die Wolke, die ihn heute noch überschattet, versinken. Man möchte meinen, daß er, der die rauhen Realitäten des Krieges durchgemacht hat, diesen Weg finden müßte. Man möchte es ihm jedenfalls von ganzem Herzen wünschen, denn er ist einer von den Wenigen.

Kanaan von Max Brod

Die ihr an fleckigen Kaffeehaustischen
Den Qualm von tausend Nächten lau beseelt,
Mit euern traurigen und heuchlerischen
Vereinsamungen euch und alle quält,
Wenn groß das Morgenrot golden
Ueber leeren Gassen erwacht.
Habt ihr noch niemals den holden
Gedanken „Volk" gedacht.

Dann seid ihr freilich wandertlang geschritten,
Die Stöckchen in den Händen matt betaut.
Betäubung lag auf euern Herzensbitten
Wie über Beulen, hart und aufgerauht.
Aus Markthallen und Budiken,
Aus schwärzlichem Pöbelhauf
Lockt wie mit Engelsmusiken
Gedränge und Volk herauf.

Wohl seid ihr morgens unter Kutscherknechten
Gesessen, habt mit Dirnen schön getan,
Doch eine Stimme: „Dies sind nicht die Rechten"
Kam durch den Schmutz und Suppendunst heran.
Ihr bliebt, von ihnen umschlossen,
Nur abgesperrt und allein.
Wo sind nun, sind eure Genossen,
Wer wollte doch Volk euch sein?

Da taumelt einer auf und wankt vor allen
Ins Freie, so sehnsüchtig und erbost,
Ein brüderliches Um-den-Hals-sich-fallen
Gibt seinen Augen vorgespielten Trost,
Aus Lüften ein neues Umfassen
Ist seinem Herzen bereit,
So möchte ers schlagen lassen
Für alle unendliche Zeit.

Der Brücke nah, wo Inselbäume ragen,
Aus grünen Blättern saugt der Seelenbrand
Genesung wie Arznei in Fiebertagen,
Und Hochmut wie Erniedrigung verschwand,
Der Träumer reckt auf die Glieder:
O Ferne, schon schwebt fortan
Grünender Baumduft nieder
Auch über dich, Kanaan.

Dort werde ich nicht mehr die böse Miene
Am Spöttertisch der Besserwisser haben,
Und im Gewühle, dem ich gerne diene,
Wird mich fremdartiger Odem nicht begraben.
In gleichem erhabenem Schreiten
Bin ich tausend Herzen gesellt,
Schon liebe ich Ewigkeiten,
Schon lieb' ich die ganze Welt.

Die Hexe von Basiris von Paul Zech

Es war ein Artillerie-Unterstand auszuheben. Tief im Unterholz. Wir standen achtzehn Stunden im Schlamm. Achtzehn Stunden von Regen gepeitscht, unter maßlosen Mißhandlungen eines Nordsturms. Und dazu Einschläge. In Viertelstunden-Pausen. Fünfzig, dreißig, zehn Meter vor uns. Es gab Sekunden aus Angst. Manchmal Minuten verrückten Lachens. Ueber das Herz fröstelte Angst. In den Schläfen trommelte Gelächter. Danach aber tobten in den Fäusten von zehn Menschen die Beile, Spaten und Sägen wie Kolben einer wahnsinnig getriebenen Maschine. Es waren noch weichliche Knaben unter uns. Anfänger. Deren Fingernägel spritzten Blut. Deren Köpfe geisterten weiß vor Erschlaffung.

Achtzehn Stunden schon hielten wir aus. Ein Spaß für Den, der uns trieb. Kniehoch schwoll der Schlamm, überdampft von üblen Schweißen. Der Regen löste den Lehm völlig auf. Zähe Flächen überkrusteten alle Körperteile mit gelben Panzerplatten. Wucht von achtzehn Stunden modellierte aus fröstelnden, fluchenden und zuckenden Zusammenbrüchen nahen Menschen: ungelenke Klumpen Elend. Der Fluch Gottes über Adam, verleiblicht in der Not von zehn Menschen, die da schufteten. Warum hatte man sie so hergerichtet?

Es war ein Artillerie-Unterstand. Keine tausend Meter vom Feind. Und niemand brüllte: Zuviel!

Aber ganz sinnlos notierte mein umschraubtes Gehirn: Ablösung . . . Tee . . . Tee . . . Schlaf . . . (oh, bis zum Ende —:) Schlaf . . . Schlaf!

Es war stürmischer . . . kühler geworden. Die Luft dünstete Schneefall und faules Gekröse. Es gingen schwer heraufgebrochene Seufzer.

Plötzlich hob sich die Batterie in ein hysterisches Schnellfeuer. Der ganze Wald kläffte: Rache! Rache!

Der ganze Wald heulte Rollsalven, Lagen, Trommelwirbel. Jeder Baum war eine Sechszehntel-Note in der Musik dieses Geheuls. Augen brannten um mich wie Lohgarben eines aufflammenden Schobers. Pupillen voll grinsender Genugtuung, Schmerz und Grauen.

Bedenklich nahe fingerte jedem Gehirn der Klaps.

So ist das Leben; wir standen bei ihm in keinem guten Geruch.

Von allen Erhörern, heiligen, verworfen, stand mein Gehirn schon nicht mehr real im Raum. Notierte schlafwandelhaft: Schlaf . . . Schlaf!

O dieser botokudische Refrain.

Da stöhnte ein Mann in seinen Tod. Triumph eines Splitters Eisen über Zentner Fleisch.

Der Offizier hockte unbeweglich auf dem Stumpf eines Baumes. Die Augen über ein Wasser gespreizt.

Die Batterie schwieg, wie mitten durchschnitten, augenblicks. Die Unterstände der Kanoniere füllten sich mit Geschwätzen und Qualm. Blechgeschirre lärmten. Der Offizier spannte in instinktivem Begehren die Arme. Wir schauten bleich zu. In den zerschundenen Gesichtern revoltierte Schmach.

Endlich schlichen wir heim. Eine Schnur wandelnder Bäume unter dem silbrigen Netz des Regens unser Zug. Das Wasser spritzte dottergelben Schaum, so war es von zerriebenem Lehm durchtränkt. Niemand sprach. Einige Gesichter, blond, eckig, stemmten sich hoch —: wir humpeln heim!

Zum zweiten Male begann die Nacht unter den Füßen, die wie Ruder patschten, und den Bäumen voll Schüttelungen und graubraunem Tuch.

Aus der Falte zwischen den Hügelstämmen rauchte unser Dorf endlich heran. Heimathaft ersehnt von schmerzenden Augenhöhlen und zersprungenen Lippen, die die Zunge kaum hielten. Zucken. Spucken. Krampf. O blasses Lila der Straße!

Die ewige Hexe im ersten Haus, das jeder von uns mied, zählte die Knoten der schwarzen Schnur, die wir zogen. Zählte unsre Reihe nach, so, wie sie sie gezählt hatte vor zwanzig Stunden, da wir auszogen.

Das Gesicht der Hexe blähte sich wie der Kropf einer Kröte —: niemand fehlte. Stockte die Maschine? Zahnreihen unter dem grauen Pergament des Nasenbeins mahlten. Es war in der Luft ein unsichtbares Sausen wie von Eulen. Und eine Glocke schläferte über die Ebene.

Das Leben ist doch unglaublich komisch: wartet so ein faltiges Reptil wochenlang auf den Einen, dessen ehrlicher Kampf-Tod die unehrliche Katastrophe ihres Sohnes (an der Kirchhofsmauer) sühnen sollte.

Wozu sind noch Mütter (daheim! daheim!), deren Aengste nach innen bluten? Dieses eine gemeine Weib (und Mutter, ja doch!) spie sie an. Spie sie an!

Das Elend dieser entmenschlichten Kreatur würgte meine Kehle. Mein Ohr begleitete die Wut der schwarzen Zähne.

Die Stöße des schlechten Pflasters brachten Beruhigung.

Die Gruppen müder Menschen teilten sich auf.

Die ganze Dorfstraße stank jetzt nach Kien und brenzligem Hammelfett.

Die Fenster, unter den Dächern fast, hatten halbverkniffene Angst-Augen.

Drinnen polterte Kartenspiel, und in schlecht beleuchteten Ecken knisterte Briefpapier. Jeden Abend wölbte Sehnsucht die tagblauen Himmel Deutschlands über dieses welsche Regen-Dorf.

Ich taumelte in die Kammer wie von Fusel beschwert. Suchte nichts als den schönen breiten Strohsack.

Zoe aber hockte am Herd. Ihr Gruß schlug scharf an. Mit übernächtigter Bewegung zerrte sie die Waschschüssel herbei, Tücher und bequemes Schuhzeug.

Ich nahm mit ihr den Tee, der nach Thymian schmeckte und Salbei. Sie wurde gesprächiger. Ihre Zunge schlug wie die eines Singvogels. Sie lächelte und war voll zärtlicher Gesten.

Ich legte den Kopf auf den Tisch. Sie rückte die Arme herzu. Die Wärme stieß mich auf. Ihr Gesicht wurde groß und schwebte wie eine über ein Heer entrollte Fahne. Rotweiß.

Draußen auf den Hügeln der Ailette entluden sich wieder alle Geschütze und tobten gegeneinander.

Morgen, das wußte ich, fegten mich scharfe Kommandos zum Sturm. Vielleicht wird aber die Sonne durchkommen. Ade dann, helle Frühlings-Au. Pflaumen und Aepfel im ersten Knospenglanz! Wir waren vorhanden, da wir hier waren. Minuten blond im Sturz der Kaskaden Blut. Leichte Feuer schlugen empor, da wir Zöpfe sahen, Blicke aus Augen, die da bangten, nicht um uns; aber um solche, deren festen Schritt wir schritten und an ihre Widder-Wildheit erinnerten, die ihr Herz in den Händen häuften und die Lauben ausfüllten mit dem Gesang der Sinne.

Und du, Zoe?

Ihr Haar hatte sich gelöst in den Knoten, schwebte wie ein mittelalterlicher Heiligenschein. Süße Ahnung füllte ihre Augen, daß sie wie gelbe Steine blitzten.

Ob sie wußte, daß morgen Sturm angesagt war?

„Morgen, ja, ade, helle Zoe!

Und was Dein Andenken ist: es wiegt nicht viel. In den drei Monaten des Quartiers: Zärtlichkeiten der Augen dann und wann. Süßes Ruhen der Hände auf Deinem Haar einen Abend lang. Nicht Magdalena warst Du mir. Wie hätte es auch sein sollen!

Martha müßte man Dich taufen. Denn Deine Geschäftlichkeit war enorm. Sie brannte sich ein in Wäsche und Geruch der Kammer. Immer stand ein Grün in der Vase. Immer standen mir Schuhe bereit.

Ich will Deinen Namen darum aufzeichnen. Und Du sollst Zoe bleiben . . .“

Wir sprachen derweil nichts. Vielleicht hatten meine Augen etwas Glanz. Denn ich dachte an das Viele, das um uns, zwischen uns war und nicht in uns.

Zoe war zum Verlieben voll leiser Röte.

Und plötzlich, als ob sie es miteins spürte, die Gewißheit fühlte, daß heute die letzte Nacht war, irgend ein gewaltsames Ende war —:

Ich fühlte ihren Mund; ein Biß!

Das durfte nicht kommen, Du!

Angst vor dem morgen betäubte mich so, daß ich zum Fenster sprang und die Stirn an die Scheiben preßte.

Hinter mir weinte, im Kampf mit dem Unbewußten, ein junges Dasein den ewigen, faden Refrain: Malheur la guerre . . .

Pause.

Man hörte die Herzen klopfen.

Vor mir stieg aus zwei, drei durchrungenen Stunden die Frühe, die ohne Regen war und mit verbleichenden Sternen befunkt.

Dann schallte der Ruf wie ein grauenhafter Spuk über die Höfe.

Alle Häuser schluchzten sich aus.

Ade, Zoe.

Wir marschierten in starken Reihen aus dem Dorf. Vor dem letzten Hause kauerte die ewige Hexe und zählte mit geschwollenem Kropf unsre Köpfe.

Wir werden nicht wiederkommen!

Aber wenn morgen die viehischen Neger den Wald durchtosen, die Trümmer des Dorfes erlösen und Dein Haar wiegen —:

Ade, Zoe!

Rußland und die Börsen von Vindex

Je deutlicher die Richtung sichtbar wird, wohin sich die Entwicklung der Dinge in Rußland vollzieht, desto interessanter ist es, die Einwirkung des Ganges der russischen Ereignisse auf die Stimmung der Weltbörsen zu verfolgen; denn wenn auch der große Menschheitskonflikt auf die Feinheit und Empfindlichkeit der Meßinstrumente, als die nach wie vor die Börsen gelten können, schwer und nachteilig eingewirkt hat, so haben sich doch im Laufe der langen Dauer der Kriegswirren bestimmte Reaktionserscheinungen beim Börsenverkehr ausgebildet, aus denen der Kundige seine Schlüsse auf die Weltlage ziehen darf, wie sie im Lichte des trotz alledem internationalen Kapitalismus erscheint.

Als die russische Revolution ausbrach und die Welt einen Augenblick den Atem anhielt, stellten die Börsen (das bedeutet: die führenden Männer der großen Wertpapier- und Kapitalmärkte der Welt) zwei Faktoren in ihre Rechnung ein, die sie sich von der Sicherheit, der Festigkeit und der Rentabilität ihrer über die Welt hin verstreuten Kapitalanlagen gemacht hatten.

Diese Faktoren waren: einmal die Tatsache, die unsern Enkeln wohl dereinst erstaunlich erscheinen wird, daß die Revolution und ihr Sieg aus Rußland gewissermaßen von Amts wegen durch die offiziöse russische Telegraphenagentur der gesamten Welt zur Kenntnisnahme übermittelt wurde; und ferner der Umstand, daß unmittelbar nach dieser Verkündigung die bekannte Erklärung Lloyd Georges erfolgte, worin er die Revolution begrüßte, die Neuordnung der Dinge in Rußland als so gut wie vollzogen darstellte, für den Krieg einen neuen Antrieb voraussagte und jedenfalls die Unterstützung der neuen russischen Verhältnisse durch England außer Zweifel stellte. Bei dieser Sachlage schien den Börsen, die mit Realitäten rechnen, jeder Optimismus begründet. Die russische Industrie, die russischen Banken, der russische Verkehr wür-

den, so glaubte man, von früherm Zwang und Druck befreit, einer schnellen, kräftigen, gewinnreichen Blüte entgegengehen. Und nicht nur in London und Paris, sondern auch in Berlin zeigte die Börse Vertrauen zu Rußlands Zukunft: die russischen Industriewerte, die Bankwerte und sogar die russische Valuta stiegen. Die französische Rentnerschaft, die dem Bundesgenossen so manche Milliarde vorgestreckt hatte, erlebte einige (sonst im Kriege selten gewordene) frohe Tage.

Aber, wie es so bei Revolutionen zu gehen pflegt: die russischen Zustände veränderten von Tag zu Tage ihr Gesicht, und nach den ersten kurzen Wochen anscheinender Stabilität trat ein selbst durch die Schleier der Havas- und Reuter-Darstellungen nicht zu verdeckendes Schwanken der Verhältnisse ein; an Stelle der Festigkeit, der Sicherheit und der Blüte zeigten sich in Rußland auf allen Lebensgebieten, und namentlich in Handel und Gewerbe, Schwäche, Ungewißheit und Verfall. Die Regierungsgewalt war zersplittert, uneinig und in ihrer Macht vielfach beschränkt, und die russischen Staatsrenten waren daher die ersten Papiere, an denen die bald nach der Revolution zu Tage tretende Verworrenheit im Innern Rußlands zu spüren war.

Nach Miljukows Sturz griff die Erschütterung der russischen Kapitalswerte auf die Aktien und Obligationen der Industrien und Banken über. Deren Kurse wichen an allen Börsen, und die Rechnung, die man sich nunmehr über Rußland zu machen hatte, sah schon bedenklich anders aus als zu Anfang der Revolution.

Neuerdings ist die ursprüngliche Hochstimmung vollends einem ausgesprochenen Pessimismus gewichen, und die am meisten interessierte pariser Börse zeigt deutlich, wie man jetzt in Frankreichs urteilsfähigen Kreisen über die Widerstandskraft der russischen „innern Front“ zu urteilen beginnt. Die Kurseinbußen haben zu Angstverkäufen geführt, und diese wiederum gaben Anlaß, daß eine größere Anzahl russischer Industriewerte an der pariser Börse von der offiziellen Notiz gänzlich gestrichen wurden. Zu diesen Papieren gehören bezeichnenderweise unter andern auch russische „Rüstungswerte“, Aktien, deren Kurs noch vor kurzem in Paris den Friedensstand teilweise um das Mehrfache übertrafen. Heut werden sie hintenherum zu Spottpreisen angeboten. Namentlich hat der (freilich recht sozialistische) Gedanke der Beschlagnahme aller Industriekriegsgewinne in Rußland, das heißt also: einer hundertprozentigen Kriegssteuer, an den westlichen Börsen die ernsthaftesten Besorgnisse wachgerufen; man sieht dort trübe in die Zukunft, weil man keineswegs weiß, welcher Streiche man sich von dem praktischen Sozialismus des östlichen Bruders noch zu versehen haben wird.

Daß es auch für Deutschland nicht ganz gleichgültig ist, wie Rußland mit seinen Kapitalisten und dem Kapitalismus umspringt, leuchtet ein, wenn man sich erinnert, daß auch deutsches Kapital in Rußland arbeitet, und daß wir auch sonst, aus politischen und wirtschaftlichen Gründen, lieber einen in Fragen der Kapitalsorganisation nicht allzu exzentrischen östlichen Nachbar haben als einen Umstürzler und Neuerer; was insbesondere für die Zeit nach dem Kriege gilt. Allein wie die Dinge heut liegen, können wir angesichts der russischen Zustände und ihrer Wirkungen auf die „große Allianz“ unsre Besorgnisse für später einstweilen zurückstellen und das „Ferment der Dekomposition“, das Rußland, wie sich mehr und mehr zeigt, für eben jene Allianz geworden ist, als friedensfördernd gutheißen und gewähren lassen.

Sommerspielzeit

Ihren Eingang segne Zavadil. Das erste unter Herrn Sladeks vier Theatern, das Deutsche — wie vorigen Sommer schallt, dröhnt, bebt, wankt es an jedem Abend von dem Gelächter, das Pallenberg sich erböhmelt. Was er treibt und darstellt, ist im fünften ‚Jahr der Bühne' zu lesen. Aber damit ich im sechsten auf der Höhe der Ereignisse bleibe: die tiefste Wirkung, die tragische Schlußpointe für ein Dutzend der besten Zuschauer fällt jetzt weg. Dieser Tschech hat kein Schicksal mehr, ist pure Possenfigur und beweist, daß Massenerfolg den Künstlerehrgeiz zerfrißt. Inzwischen hat in Herrn Sladeks zweitem Haus, dem Lessing-Theater, der gesangsunkundige, aber erzdrollige Waßmann zu der Musik von Oscar Straus einen Traum, dessen Albdruckscharakter verständlich ist, da die Damen Ottmann und Hesterberg darin auftreten. Solange das vor sich geht, wird der Librettist der ‚Niobe', Oscar Blumenthal, die richtige Lage im Sarg nicht wiedergewinnen. Um unsre Widerstandskraft auf keine zu harte Probe zu stellen, hat Herr Sladek über die Pläne des dritten Hauses, der Volksbühne, vorläufig noch einen dichten Schleier gebreitet. Das vierte Haus nimmt uns auch wirklich ausreichend her. Aehnlich der Sapho des Daudet, dem Star Hermann Bahrs und unzähligen andern Bühnenbeherrscherinnen der Literatur reißt diese ‚Tänzerin' Melchior Lengyls die Liebe zu einem frischen Jungen von Botschaftsvolontär im Mai auf sein sauber und reich bestelltes Land; aber wenn die Blätter fallen, reißt die Kunst ihr Opfer wieder zu sich zurück. Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden hat die Diva nur die bange Wahl; und entscheidet sich ohne Seelenfrieden, gradezu schmerzzerspalten gegen das Sinnenglück. Allzu spät für die kärglichen Einfälle, die dem Ungarn in seinen drei Akten gekommen sind. Sein Stück hat einen rechtschaffenen Wasserkopf. Aber wer blickt auf das Stück und seine Mißbildung, wo der vollendete Körper der Leopoldine Konstantin so unangezogen wie möglich zur Schau gestellt wird: Beine von köstlichstem Ebenmaß, ein göttlich prangender Nacken, Schultern und Arme wie atmender Marmor. Schade, daß diese Augenweide auch noch zu sprechen, zu spielen, zu charakterisieren hat. Denn das hat sie verlernt, weil sies mittlerweile zu gut gelernt hat. Ihre Redetechnik wetteifert mit dem Gezwitscher der künstlichen Vögel, die im zweiten Akt hinter der Szene ein Requisiteur funktionieren läßt. Ihre neckische Ausgelassenheit und gar der Krampf ihrer Herzensnot: wenn sie sich früher jemals beobachtet hätte, eine Erinnerung daran bewahrte und sich jetzt zwischen diesem mühelos liebenswürdigen Götz und dem Hort der Natürlichkeit Winterstein sehen könnte — nein, sie würde vermutlich nicht erschrecken, würde die Mätzchen der Gegenwart für eine Bereicherung, für eine farbige Ausgestaltung ihrer früher zu primitiven" Spielweise halten und triumphierend auf den Jubel der blöden Menge verweisen. Hat sie nicht recht? Ich Freiberger komme kein zweites Mal, und die Kammerspiele werden drei Monate lang von den besten Zahlern gefüllt sein. Und im nächsten Sommer wird sich Herr Sladek nicht mehr mit vier Theatern begnügen.

Antworten

Wilhelm C. Gerst in Hildesheim. Ich müßte ohne Sinn für idealistische Entschiedenheit sein, um nicht meine Zuschauerfreude daran zu haben, wie Sie auch mich nicht locker lassen. Auf jeden Satz, den ich über den Verband für Theaterkultur schreibe, antworten Sie: „Ermutigt durch Ihre Objektivität, möchte ich heute . . .“ Und dann berichtigen und erklären Sie, was das Zeug hält. Da Sie wittern (was nicht schwer ist), daß mich als überzeugten Juden nichts so sehr gegen den Verband aufgebracht hat wie der Verdacht, daß hier in Antisemitismus gemacht werde, so suchen Sie mir zunächst diesen „Irrtum“ zu nehmen. „Am Nachmittag vor der Eröffnungsversammlung in Hildesheim hielt eine kleine antisemitische Gruppe — sämtlich Herren, die mit den Vorarbeiten nichts zu tun gehabt hatten, und von denen einer sein Zeitschriftensüppchen auf unserm Feuer kochen wollte — eine Vorbesprechung ab, in der beschlossen wurde, durch eine forsche Attacke den zu gründenden Verband in antisemitisches Fahrwasser zu drängen. Diese Gruppe rief die Herren Rickelt und Seelig auf den Plan und verlor die Bataille, weil außer ihr niemand von einer Gegnerschaft gegen die Juden etwas wissen wollte. Ohne die Juden, sagen Sie, ist die Bühne nicht zu reformieren. Dasselbe habe ich wortwörtlich auf der hildesheimer Tagung gesagt, ich nannte noch Raphael Löwenfeld, den Sie vergessen haben. Sie haben nie einen Verband gebraucht, weil sie zunächst in den großen Städten zu arbeiten hatten. Sobald es sich um die mittlern Städte und auch die kleinern handelt, sobald die Aufgabe in Angriff genommen wird, die große Masse unsres Volkes in lebendige Beziehung zur Bühne zu bringen, im weitesten Sinne Theaterkonsumenten-Politik zu treiben, geht es nicht ohne Organisation. Keine andre Kunstbetätigung braucht nötiger die Organisation, um die künstlerischen Kräfte zur vollen Freiheit und Auswirkung gelangen zu lassen. Diese Freiheit verlange ich auch für mich. Es ist wirklich zu viel Ehre, aus meinen ersten theaterkritischen Gehversuchen das ‚literarische Vorleben‘ zu machen, das in die Versammlung des Beethovensaals geworfen wurde. Mein Bestreben war nie, ein exzellenter Theaterkritiker zu werden, weil ich dazu das Zeug garnicht in mir fühlte, sondern mich beschäftigten hauptsächlich die soziologischen Fragen des Theaters. Daß ich damit in einen unüberbrückbaren Gegensatz zu Denen geraten würde, die aus dem mangelnden künstlerischen Urteilsvermögen der Masse Kapital schlagen und es mit Schmutz und Schund um den Kunstgenuß betrügen, das war mir von vornherein klar. Daß aber auch ernste Theatermänner lieber einen Mann bekämpfen, der in einzelnen künstlerischen Fragen andrer Meinung ist, als einem gemeinsamen Werke gegen den Schund ihre Unterstützung leihen und mithelfen, dem Volk sein Recht auf Beteiligung an der Bühnenkunst werden zu lassen: das muß man erst erfahren haben, um es glauben zu können. Aber Sie kennen ja die Mache und die Macher und werden sich gewiß nicht wundern. Der Fortschritt in der Kunst kommt durch die Persönlichkeit unbedingt und allein. Sind es aber nicht grade die Persönlichkeiten, die nach Bekämpfung des Mammonismus rufen und Verständnis in den Massen für ihre Arbeit fordern? Glauben Sie an die Unfehlbarkeit des Theaterleiters, der von seinem Kassenrapport abhängig ist? Sie meinen, unser Verband machte vorläufig nur Phrasen. Lassen Sie doch nicht außer Acht, daß ein Verband, der erst einige Monate besteht und zunächst in der Hauptsache auf Werbearbeit angewiesen ist, viel reden muß, zumal in einer Zeit, wo die Werbearbeit nur ein Zehntel des Erfolges hat, den sie in Friedenszeiten zu haben pflegt. Die Materie ist so vielgestaltig, und die Menschen sind so verschiedenartig darauf eingestellt, daß das Problem der Zusammenfassung aller Kräfte zu positiver Arbeit eben nicht ohne viele Worte erfolgreich in Angriff genommen werden kann.“ Darüber

ließe sich streiten, ließen sich wieder viele Worte machen. Ich glaube, daß sowohl die Freie Bühne wie die Freien Volksbühnen, deren Erfolge Euer Verband nur zu haben braucht, um aus keiner künftigen Theatergeschichte weggelassen werden zu können — ich weiß sogar, daß diese und andre wertvolle Verbände beträchtlich geräuschloser und schneller zu „positiver Arbeit“ geschritten sind als Ihr. Aber ich will nicht das Karnickel sein, das schon wieder anfängt. Zugegeben: bei der Gründung dieses Verbands sind die Ungeschicklichkeiten gleich rudelweise begangen worden. Zugegeben: die Zeiten sind hart in jeder Beziehung. Zugegeben: Ihr besteht erst einige Monate (trotzdem der Lärm für Jahre reicht). Verlängern wir die Schonfrist also bis zum Herbst; gut: bis zum Spätherbst. Dann werden, müssen sich die ersten Früchte zeigen. Und dann wird mindestens an dieser Stelle mit vollkommener Unbefangenheit gekostet werden, ob sie taub oder eßbar sind.

Alte Berliner. Die Erinnerungen an den Zeitungsverkäufer ‚Max‘ muß ich Ihnen zurückschicken, da ich meine eigenen habe. Als ich geboren wurde, stand er schon unten am Eingang zum Stadtbahnhof Friedrichstraße. Ein ganzes langes Menschenalter stand er da. Es war also eigentlich garnicht so verwunderlich, daß er sich eine umfassende Kenntnis seiner Kunden und seiner Verkaufsgegenstände erworben hatte. Trotzdem: man war immer wieder verblüfft. Er konnte selbstverständlich nicht den winzigsten Bruchteil seiner Waren gelesen haben. Aber es hörte sich an, als hätte er alle gelesen. Er ersetzte Wissenschaft durch Intuition und äußerte diese meistens in einem schlagend berlinischen Witz. Ein Verleger von größerm Talent zum Leserfang als etwa ich hätte von den Unterhaltungen mit diesem hellen Kopf nicht wenig profitiert. „Loben müssen Se de Gauklers, Dokterchen. Wie Se über den X. jeschrieben haben — der Mann muß sich ja vor seinen Portjeh jenieren. Wie wollen Se denn da wat vakoofen! Der Ypsilon hat neulich von die scheene Kritik zwanzig Nummern jenommen und hat sich noch zehne nachkommen lassen. Der tappeziert sich de janze Wohnung mit aus. So is et richtig. Wenn Se bloß endlich vanimftija werden wollten! Na, ick wer dieses wohl nicht mehr erleben.“ Ich auch nicht. Aber er hats früher aufgegeben, der kleine, flinkäugige, redefertige, runde Mann, der im Kriege zusehends unrunder geworden war, bis er eines Tages nichts mehr zuzusetzen hatte. Wer wird fürderhin mir die Leviten lesen . . . ?

Rudolf Weinmann. Aeußerungen zu der Debatte über das Verhältnis zwischen Schauspielkunst und dramatischer Dichtkunst werden immer noch angenommen. Ihre lautet: „Zur völligen Klärung der Frage wäre vielleicht — trotz Emil Lind, der meines Erachtens am Kernpunkt der Sache vorübergeht — noch zu sagen, daß zwar Schauspielkunst schöpferische Körperkunst ist, daß sie aber in ihrer Wirkungsfähigkeit vom Werke des Dichters oder Autors abhängt. Nur ist diese Wirkungsfähigkeit nicht abhängig von der poetisch-literarischen, sondern von der theatralischen Qualität des Stücks. Und diese schließt in sich, daß seine Figuren zugleich gute Rollen sind. Wo poetische und theatralische Qualität sich vereinigen, entsteht dann die Möglichkeit zu Höchstleistungen der Bühnenkunst, Shakespeare, Molière, Schiller, Goethe. Selbst Virtuosen der Regie und Schauspielkunst können keine dankbareren Aufgaben finden, als sie diese Theaterdichter bieten. Man denke an die ‚Räuber‘ und ‚Kabale und Liebe‘, an Richard den Dritten, Mephisto, Hamlet, Harpagon, Falstaff. Nicht umsonst waren diese größten Theaterdichter selbst Schauspieler oder standen doch in innigstem Zusammenhang mit der lebendigen Bühne. Nicht poetisch, aber theatralisch treten gegen sie bedeutend zurück: Hebbel, Kleist. Berücksichtigt man nun die theatralische Qualität eines dramatischen Werkes, das heißt: die Möglichkeiten, die es der Entfaltung der Bühnenkunst als solcher bietet, so gelangt man zu einer höhern Einschätzung vieler, vieler Autoren und Stücke, als dies die übliche, sehr strenge und immer wieder zu litera-

rische Theaterkritik zulassen will. Die Kotzebue, Benedix, Moser, Fulda, Blumenthal, Sudermann vor allen — man denke an diese Rollen! — steigen im Wert und erscheinen zu Unrecht schlecht behandelt. Die Paraderollen Kean und Narciß und ähnliche bedürfen der Rehabilitation. Die gute Lokalposse, der wirksame Saisonschlager sogar heischt unsre Dankbarkeit, denn er gibt einer Reihe urwüchsiger komischer Talente Gelegenheit, sich auszuleben. Umgekehrt gehen bei literarisch ungleich wertvollern Werken Bühne und Schauspieler leer aus. Hierher gehört das gepflegte, aber langweilige Genre sehr gerühmter moderner Halbdichter. Typen: Schmidtbonn und Paul Ernst. Das Gleiche gilt selbstverständlich erst recht für das ohne poetische und theatralische Geschicklichkeit gezimmerte Machwerk, sei es Drama, sei es Posse, das kein Mitterwurzer und kein Girardi genießbar machen kann, da es kraft seiner Leerheit und Banalität, die nun einmal textlich festgelegt ist, die eben doch abhängige Schauspielkunst zu Boden zwingt. Zum Glück bringen alle Zeiten Vereinigungen des literarischen und theatralischen Vermögens hervor. Wenn auch Gipfel wie Shakespeare und Schiller unerreicht bleiben dürften. Aber mit Stolz kann die Gegenwart auf Ibsen, Hauptmann, Strindberg, Wedekind weisen. Nora, Volksfeind, Oswald, Hjalmar, Wehrhahn, Hannele, das Totentanz-Paar, der Kammersänger sind Geschöpfe von Dichtern und Paraderollen — trotz Narziß!" Ich müßte Emil Lind schlecht kennen, wenn er Ihnen darauf nicht antwortete.

Martin Buber. Aber gern und selbstverständlich stelle ich fest, daß im achten Kapitel von Berthold Viertels ‚Karl Kraus' ein schweres typographisches Malheur passiert ist. Es heißt dort (in Nummer 22, auf Seite 504): „Martin Buber, der Verehrungswürdigste, glaubt an eine religiöse Möglichkeit des Einzelnen als einer großen schöpferischen Möglichkeit. Dieser tragische Jude der am Judentum . . ." Und heißen muß es: „Martin Buber, der Verehrungswürdigste, glaubt an eine religiöse Erneuerung des jüdischen Volkes; Otto Weininger an die religiöse Möglichkeit des Einzelnen als eine große schöpferische Möglichkeit. Dieser tragische Jude, der am Judentum so furchtbar gezweifelt hat wie noch nie ein Mensch, schreibt den Satz: ‚Vielleicht ist er (Jesus) der einzige Jude und wird es bleiben, dem dieser Sieg über das Judentum gelungen: der erste Jude wäre der letzte, der ganz und gar Christ geworden ist; vielleicht aber liegt auch heute noch im Judentum die Möglichkeit, den Christ hervorzubringen, vielleicht sogar muß auch der nächste Religionsstifter abermals erst durch das Judentum hindurchgehen.'" Man erlebt an seinen Lesern die schnurrigsten Dinge. Geben Sie zehn Leuten einen Artikel, worin durch Zeilenverhebung eine Stelle völlig unverständlich geworden ist, zur aufmerksamsten Lektüre — und neunen wird überhaupt nichts auffallen. Das gedruckte Wort, ganz gleich, ob sinnvoll oder sinnlos, hat eine unheimliche Evidenz; was ja die furchtbare Gefahr der Presse ist. Aber trotz allen meinen Erfahrungen: die Leser, auf die es Ihnen, lieber Herr Buber, einzig ankommt, werden niemals für möglich gehalten haben, daß Weiningers Satz von Ihnen stammt.

Berthold R. Mißtrauisch wie immer, bezweifeln Sie „aufs entschiedenste", daß ich imstande sei, Leute zu loben, die mich tadeln. „In der Theorie ist das leicht und nimmt sich wer weiß wie überlegen aus. Aber in der Praxis hat diese Ueberlegenheit niemand. Es wäre auch wirklich zu viel verlangt." Verlangen Sie ruhig zu viel von mir. Ich fühle mich zahlungsfähig. Und verzichte nur darum auf alte Fälle, weil sich grade ein neuer bietet. Das ‚Zeit-Echo' war einmal, unter der Leitung von Friedrich Markus Huebner, ein wertvolles Blatt. Dann richtete es ein Schwachkopf zu Grunde. Jetzt, nach langer Pause, hat den Titel Ludwig Rubiner übernommen und die erste Nummer des dritten Jahrgangs erscheinen lassen. Da lese ich, daß die ‚Schaubühne' „während des Krieges eine schwankende Haltung" eingenommen hat, und

daß „auch der geistfernste Dünkel und die philosophisch verkleidete Beschränktheit aus der Feder von Konjunkturschreibern breiten Raum beanspruchen durfte". Ich finde das ungerecht bis zur Unsinnigkeit. Wer heute die erste Kriegsnummer etwa mit dieser vergleicht und zwischendurch xliebig viele Stichproben macht — ja, wenn der die Haltung der ‚Schaubühne' schwankend findet, so kann ich ihm nur grob und unzweideutig erwidern: Selber schwankend; und das bedenklich. Mag sein, daß man manchmal gestutzt hat. Aber wenn schon nicht der begabterere Leser, so muß unbedingt der Schriftsteller, der Kollege, der Herausgeber einer Zeitschrift wissen, daß weder Autor noch Redakteur eine Schuld trifft, wo eine dritte Instanz mit unbegrenzten Vollmachten waltet. Oder glaubt Rubiner, daß Berlin in der freien, neutralen Schweiz, seiner Wahlheimat, liegt? Und was Dünkel, Beschränktheit und Konjunkturschreiberei betrifft, so hätten meine Mitarbeiter das Recht, sich gegen solche Vorwürfe jede Verteidigung zu verbitten. Aber ists nun wirklich zu viel verlangt, daß mich diese Einschätzung meiner Arbeit nicht hindere, entzückt vor Rubiners eigener Arbeit zu stehen? Lassen Sie sich vom Zeit-Echo-Verlag (Benteli A.-G., Bümpliz-Bern) die erste Nummer, das erste und zweite Maiheft in einem, kommen. Ich urteile nicht: ich zitiere, auf daß Sie selber urteilen. „Jeder weiß heute, daß in allen Ländern die Menschen nur schweigen, weil sie glauben, von den andern nicht gehört zu werden. Aber es gilt nur, ihnen ein Zeichen zu geben, daß das Klopfen ihres Herzens drüben unter den fernen, unbekannten Brüdern wahrgenommen wird, daß ihre Sprache wie ein Händedruck herüberkommt, daß vor dem Geiste die Entfernungen nichts sind: und Grenzen, Drahtverhaue, Heere sind überholt." „Im Moment des Kriegsendes muß die geistige Welt dieser Erde bereit sein. Sprechen wir gar keine großen Worte aus; lassen wir die Schwüre, daß dieser Krieg der letzte sei. Das haben wir den kommenden Generationen als Geburtsgeschenk mitzugeben: die Verneinung, Verlachung, Verachtung, Verunmöglichung des Krieges. Aber dies kann erst eine Folge der ganzen Haltung und das Ziel im kommenden Zeitalter sein." „Und nun, Dichter und Maler, ihr habt euch zu stellen. Entweder ihr arbeitet für die Rente; dann wundert euch nicht, wenn ihr nächstens noch bei lebendigem Leibe nach Verwesung stinkt. Oder ihr arbeitet für die Menschheit, dann habt ihr Vorbilder zu entwerfen, nach denen Hunderttausende sehnend zielen werden Vorbilder über euch hinaus." „Wir werden nicht warten, bis die Wissenden dieser Zeit alle tot sind und eine neue Generation erwachsen, die der Kriegsdinge von Kindheit auf gewohnt ist! Das Einzige, das Geringste und das Schwerste, was uns auferlegt sein muß, ist, aus diesem Kriege hervor, durch ihn hindurch den Menschen zu retten." „Wer ist unser nächster Freund? Der wahrhaft Geistige. Der Mensch, welcher ohne Veranlassung durch natürliche Familieninteressen, Geburtsbande, Geschäftsangelegenheiten: nur durch seine Ueberzeugung, durch seinen Entschluß und seine Entscheidung die Menschen der andern Länder für seine Brüder hält." „Heute ist es nicht mehr zu früh. Das Erfühlen Europas, das liebende Zusammenhangswissen mit diesem zerhungerten, zerhackten, zerbluteten Endland ist heute bis in die starrsten Bürgerherzen gedrungen. Nichts ist schlimmer, als daß es erst einer überirdisch-unterirdischen Riesenfleischermaschine bedurfte, um die Herzen der Menschen für die europäische Idee zu erschüttern. Doch obwohl der letzte Antrieb Abscheu vor dieser Zeit ist: Wert und heilig ist uns, daß Europa sich durchsetzte." „Es gibt nichts, das heute allen Menschen der Erde, allen, so klar geworden ist, als die Idee der Freiheit, der Bruderschaft und des Mitmenschentums. Dieser Erde ist es so unglaublich schlecht gegangen, sie hat so nichts mehr zu verlieren, sie ist so verschwistert mit der Verzweiflung, daß endlich auch der Träge und Böswillige als Heilung erkennt, was früher nur erhabene Seelen, unter aller Gefährdung ihrer Sicherheit, in eine stählern feindliche Welt zu künden wagten." Lesen

Sie vierundzwanzig Seiten, glühend von dieser Gesinnung, und Sie werden nicht leugnen, daß Ludwig Rubiner sagen darf: „Diese Zeitschrift ist keine bibliophile, sondern eine moralische Angelegenheit."

Bruno D.-G. Sie sind unzufrieden mit den spärlichen Zeilen, die Sie in Ihrer Zeitung zu Ernst Heilborns fünfzigstem Geburtstag finden, erinnern sich an den Sums, der bei solchen Anlässen mit den übelsten Tantiemenjägern getrieben wird, und hoffen auf mich. Nicht vergebens. Die Gelegenheit ist günstig, einer Zierde unsres Standes unsern Glückwunsch zu entbieten und den Dank für eine Tätigkeit, die ihn umso mehr verdient, je weniger sie von sich herzumachen fähig ist. Man muß wohl selber Redakteur sein, um zu würdigen, was es heißt, eine Zeitschrift so zu leiten, wie Ernst Heilborn einstmals die ‚Nation' geleitet hat und heut ein Fachblatt ohne Fachblattsteifheit wie das ‚Literarische Echo' leitet. Man muß wohl auch selber Kritiker sein, um die Blume von Ernst Heilborns kritischer Kunst zu schmecken, wie sie geschmeckt sein will. Selten gehe ich mit jemand ins Theater, der vergäße, mich zu fragen, wer die hochgewachsene Erscheinung sei, mit einem gütig-schmerzlichen Ausdruck im völlig unbebarteten Gesicht, das ohne den leisen jüdischen Zug einem Abbé gehören könnte. Sie bewegt sich in formvollendeter Gemessenheit auf ihren Platz zu und läßt sich während des Spiels Zustimmung leichter als Ablehnung anmerken. Das ist bezeichnend für den Kritiker Heilborn, der sicherlich lieber seine stillen und weisen Romane schriebe, als sich durch zwanzig Schmarren zu einem Kunstwerk durchzufressen. Mustergültig, wie er, in seiner Frankfurter Zeitung, zu jenen Nein sagt: indem er nämlich garnicht Nein sagt, sondern sich einen beliebigen Nebenpunkt herausgreift, um, ablenkend, daran eine allgemeinmenschliche oder nur allgemein-aesthetische Betrachtung von unbetonter Ueberlegenheit anzuknüpfen. Wenn man diese Kritiken über den Hauptteil einer berliner Theatersaison zusammenstellte, so würde kein Bild von ihr, wohl aber von Ernst Heilborns Kunst- und Lebensphilosophie entstehen. Zu höchstens einem Zwanzigstel der berliner Theatersaison sagt er Ja; und das ist dann umso liebenswerter, als dieser Schriftsteller, um den die Luft der Matthäikirchstraße ist, der auf Distanz hält und das Echauffement verpönt, vor allem eins hat: Keuschheit der Zustimmung, eine Keuschheit, auf die man sich fester verlassen kann als auf die Berechtigung der Zustimmung selbst. Denn das spürt man an jeder Zeile des Kritikers Heilborn, daß er, wie überhaupt mit Theodor Fontane, so besonders mit demjenigen Aehnlichkeit hat, von dem Schlenther sagt: „Er las seine eigenen Kritiken mit Beklommenheit. Zuweilen wuchs sich dieses Gefühl bis zur Verzagtheit aus. Dann ließ er andre Zeitungen holen, durch die er entweder sein banges Gemüt beruhigte oder erst recht aufpeitschte. So litt er das Marthyrium eines gewissenhaften Rezensenten, der, von Subjektivität und Relativität aller aesthetischen Urteile durchdrungen, ohne das geringste Kritikersgnadentum die Pflicht zur eigenen Ueberzeugung fühlte." Dieser Mangel an Gottähnlichkeit — für viele bescheidene Rezensenten ein Schmuck, dem sich durchaus kein andrer gesellt — ist bei Ernst Heilborn ein positives Element. Wie er nicht mit unbedingter Entschiedenheit ab- und zuspricht, sondern ohne apothekerhafte Pedanterie mit der feinsten Goldwage seiner empfindlichen Nerven ab- und zuwägt, ist er eine Art Lemaître des guten, des besten alten Berlin, zierlich, ein ganz kleines bißchen zopfig, schwer, sehr schwer zu begeistern, auch in der Begeisterung ohne Hitze des Wortes, von einer unverbrüchlichen Herzensnoblesse: ein Mensch, ein Künstler, ein Kritiker hohen Grades. Der wählerische Poppenberg hat ihn geliebt wie Keinen. Dieses abwiegelnden Ironikers Auge leuchtete, wenn man ihm seinen Heilborn rühmte. Des Toten eingedenk begrüße ich das fünfzigjährige Leben.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck: Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

Der Kampf um die Krone von Germanicus

Man könnte es für unangemessen halten, in einer Zeit ganz angefüllt mit Bedrohungen gegen das Lebensrecht des deutschen Volkes auch nur ein Wort zum Kapitel unsrer innern Zwiste zu sagen. Indessen, zunächst sind wir nicht gar so ängstlich; uns schrecken weder die raubgierigen Menschheitsphrasen des Herrn Wilson noch des alten Ribot gestotterte Befreierpathetik. Wir sind durchaus bereit, auch einem Krieg von noch langer Dauer, wenn er unvermeidlich ist, ruhig und zuversichtlich entgegenzusehen; wir werden nicht einmal erbleichen, wenn es den völkerbeglückenden Absichten der Entente gelingen sollte, die Griechen in die gelichteten Reihen der Sarrail-Armee oder irgendwo an einer andern Stelle der zerrütteten Front einzuklemmen; wir werden unsre Zuversicht auf das restlose Gelingen unsrer Abwehrabsicht sogar dann nicht vermindert sehen, wenn das vielfache Liebeswerben der Entente die Russen noch einmal über den mit ihnen getriebenen Mißbrauch hinwegtäuscht und in eine neue, des Bluttods gewisse Offensive hineinreißt. Die von außen gegen uns drängenden Gefahren können uns also nicht abhalten, unser eigenes Haus zu ordnen und, wo dies nötig und möglich sein sollte, umzubauen. Im Gegenteil. Da wir der festen Ueberzeugung sind, daß Deutschland die Gefahren des Krieges nur dann wird überwinden können, wenn wirklich das Volk in seiner Ganzheit sich voll einzusetzen vermag, und da wir ferner überzeugt sind, daß der irgendwann einmal kommende Friede ein demokratischer Friede sein wird, so dürfen wir keine Gelegenheit verpassen, über unsre innern Verhältnisse Klarheit zu bekommen und die entdeckten Schäden bloßzulegen.

*

Es ist gewiß bedauerlich und mehr als das, daß der Streit der Parteien, der nun einmal zum deutschen Wesen zu gehören scheint, auch unter der furchtbaren Bedrohung dieses Krieges, auch im milden Zeichen des Burgfriedens nicht stillgelegt werden konnte. Immerhin ist solcher Ueberschuß an zuweilen recht kraftvollen Aeußerungen, an zuweilen recht komplizierten Operationen und weit ausgesponnenen Planungen auch ein Wahrzeichen für die Unverwüstlichkeit Deutschlands. Ein Volk, das beides auszuhalten vermag: den Krieg gegen eine Welt und das mit bösartigen Ueberraschungen geladene Chaos unsrer Parteipolitik — ein Volk von solcher Widerstandsfähigkeit kann nicht untergehen. Insofern möchte man beinah den Sturmkolonnen der innern Fronten noch dankbar sein; doch wäre es trotz alledem besser, wenn sie sich besännen und wenigstens den oder jenen ihrer Heimfeldzüge unterließen.

In letzter Zeit macht sich eine neue und nicht grade erfreuliche Nuance dieser innern Wirren bemerkbar: man streitet darum, welche von den Parteien am meisten die Selbständigkeit der Krone bedränge oder gar gefährde, und andrerseits: welche der Krone am besten und uneigennützigsten diene. Es ist von vorn herein klar, daß grade solcher Streit außerordentlich schädlich sein muß, und so dürfte es nur richtig sein, einmal deutlich auf seine Gefahren hinzuweisen, um ihn zugleich womöglich abzubauen.

Die Konservativen haben die Beratungen des Verfassungsausschusses benutzt, um laut festzustellen, daß die Rechte der Krone in Gefahr seien. Besonders der Vorschlag des Ausschusses, künftig die Offiziersernennungen durch den Kriegsminister oder den Chef des Reichsmarineamts gegenzeichnen zu lassen, hat die Freunde des Militärkabinetts sehr beunruhigt; man sprach von einem „Amoklaufen gegen die Kommandogewalt des Kaisers". Bis zu welchem Grade solche Aufgeregtheit gehen kann, zeigt die Rede des Erblandmarschalls Grafen von Seidlitz-Sandreczki, der pathetisch dem Universum mitteilte, daß die Konservativen dafür sorgen würden, die Monarchie nicht „im Schlamm der Demokratie" untergehen zu lassen. Der Erblandmarschall hat wohl selbst gemerkt, wie sehr seine Befürchtung die Schwäche der Krone zur Voraussetzung hat. Bisher war man im allgemeinen der Ansicht, daß Preußens Monarchie und Deutschlands Kaisertum fest genug gegründet wären, um jedem Sturm, woher er auch blasen möge, zu trotzen. Der Erblandmarschall hielt es darum für taktisch richtig, vorsichtig zu sein; er setzte seinen Seufzern schnell hinzu, daß für die Konservativen, wenn sie Kritik übten, die Person des Königs selbstverständlich aus der Diskussion ausscheide. Daraufhin hat nun, was man billig verstehen kann, der ‚Vorwärts' in einem schwungvollen Artikel auseinandergesetzt, daß die von den Konservativen beliebte Differenzierung grade vom konservativen Standpunkt nicht haltbar sei: grade weil die Konservativen das monarchische Prinzip, wie es unsre Verfassung festlegt, unbedingt als wirksam in Rechnung stellen müssen, grade darum sei, zum Beispiel, ihr grundsätzlicher und unversöhnlicher Kampf gegen den Reichskanzler, der doch nur durch das Vertrauen des Kaisers in seinem Amte ist und darin verbleibt, ein Kampf gegen die Krone. Diese Argumentationen haben in der Tat vieles für sich; es gehört schon einige Dialektik dazu, um den Kampf, den die Konservativen gegen Bethmann Hollweg führen, nicht an die Person Wilhelms des Zweiten rühren zu lassen. Wenn man den Kanzler stürzen will — und diesen Willen haben die Konservativen —, so muß man zugleich sich gegen Den wenden, durch dessen Willen dieser Kanzler im Amte ist. Das hat übrigens — wie die Vermahnung an einige höhere Militärs, von der neulich die Rede war, nur bestätigen würde — der Kaiser auch immer so empfunden; schon der nicht mißzuverstehende Absagebrief an den Fürsten Salm erwies, daß der Kaiser die poltern-

den Versuche, den Kanzler zu beseitigen, als einen Eingriff nicht nur in sein politisches Verständnis, sondern auch in seine Kronrechte zurückweist. Es dürfte sich also auch in solchem Zusammenhang das Paradoxon wiederholen, daß der ‚Vorwärts' die berechtigten Ansprüche der Krone richtiger versteht und zutreffender würdigt, als den vom Kanzlerhaß geblendeten Konservativen noch möglich zu sein scheint.

Nun weiß selbstverständlich der ‚Vorwärts' — und gibt es auch zu —, daß die Konservativen nicht absichtlich gegen die Monarchie arbeiten; aber er hat leider durchaus recht, wenn er fortfährt: „So sind die Konservativen, obwohl ihrer Gesinnung nach zweifellos Monarchisten, durch ihr Tun während des Krieges die einzig aktiven und die einzig erfolgreichen Minierer der Monarchie geworden." Zu solcher Feststellung und solchen Vorwürfen hat der ‚Vorwärts' umsomehr ein Recht, als grade ers ja gewesen ist, der noch vor kurzem ausdrücklich und mit spürbar ehrlicher Gesinnung feststellte, daß trotz Sozialdemokratie und angeblich republikanischen Tendenzen der weitaus größte Teil des deutschen Volkes monarchisch gesinnt sei — eine unzweifelhaft richtige Feststellung, bei der aber zu erwägen ist, wer wohl solcher monarchischen Gesinnung des ganzen Volkes mehr Kraft zuführt: die Konservativen mit ihrer verbissenen Kritik an Einrichtungen und Vorgängen, hinter denen die Aktivität des kaiserlichen Willens erkennbar ist, oder jene Kreise, von denen man zwar weiß, daß sie theoretisch und dogmatisch mancherlei gegen die Monarchie vorzubringen haben, von denen man aber in den langen Jahren dieses Krieges erfahren hat, daß sie trotz mancher Unbill, die es zu vergessen galt, und trotz manchem Wunsch, auf dessen Erfüllung kaum gerechnet werden konnte, dennoch als der starke Fels und die wahre Kraft der Monarchie sich erwiesen haben.

Es ist sehr zu begrüßen, daß solche Auffassungen auch von einzelnen Konservativen geteilt werden. Es darf wohl als Symptom bewertet werden, daß Friedrich Thimme, der Bibliothekar des Herrenhauses — der zwar, wie die Deutsche Tageszeitung ärgerlich mitteilt, kein inscribierter Konservativer ist, an dessen wahrhaft konservativer Staatsauffassung aber niemand zweifeln kann — in einem ganz ausgezeichneten Aufsatz (der Zeitschrift ‚Deutsche Politik') sich grundsätzlich und mit Kraft dafür einsetzt, daß erstens weder der Verfassungsausschuß noch das von ihm vertretene deutsche Volk auch nur im geringsten die wahren und entscheidenden Rechte der Krone anzutasten gedächte; und daß zweitens die Osterbotschaft bewiesen habe, wie sehr nach des deutschen Kaisers Ueberzeugung seine Krone von der Begeisterung und Entschlossenheit des ganzen Volkes geragen werden muß. Thimme hat auch in den ‚Grenzboten' einen Aufsatz — einen offenen Brief — über die gegenwärtige Politik der Konservativen veröffentlicht; darin wendet er sich direkt an Heydebrand und warnt den Führer der konservativen

Partei, nicht ihr Totengräber zu werden. Diese Warnung ist leider nur allzu berechtigt; sie kann zugleich als die allein richtige Antwort auf Heydebrands herforder Angebot betrachtet werden. Dies Angebot richtete sich an den preußischen König: die Konservativen seien bereit, seinen Ruf zu hören. Eine erstaunliche Naivität, oder — wahrscheinlicher — eine außerordentlich bedauerliche Rebellenergebenheit. Der König oder, was mehr bedeutet, der Kaiser hat gerufen, er rief im August 1914, er rief, als er durch seine Osterbotschaft jedermann aufforderte, an dem neuen Deutschland mitbauen zu helfen. Es ist schwer zu verstehen, auf welchen besondern Ruf die Konservativen eigentlich noch warten.

*

Inzwischen hat Friedrich Thimme — vor dessen klarer Weitsicht, politischer Instinktsicherheit und seltener Menschlichkeit die Konservativen Schrecken empfinden und Abscheu äußern, dessen Kraft aber die Regierung bei ihrer großen Armut an Männern in höherm Maße als bisher ausnutzen sollte — in den ‚Grenzboten' einen zweiten Offenen Brief an Heydebrand gerichtet. Mit vollkommener Sachkenntnis, eine Fülle von Beispielen heranziehend, als ein wirklicher Kenner der konservativen Politik, ihrer Ideale und ihrer Praxis, übt Thimme abermals eine vernichtende Kritik an dem konservativen Parteiaufstand unter der Führung Heydebrands und etlicher Alldeutschen. Thimme entwickelt den Begriff des Königtums von Gottes Gnaden, er erinnert daran, wie sich der zweite Friedrich mit Stolz „un roi des Gueux" genannt hat, und schreibt dann: „Ein solches Königtum von Gottes Gnaden kann natürlich nach seinem innersten Wesen und nach seinem hohen Vorbilde auch nicht in erster Linie darauf aus sein, möglichst viel von Vorrechten an sich zu raffen und ängstlich festzuhalten, es wird und muß vielmehr einem treuen, tapfern, tüchtigen und hochentwickelten Volke, um mit den Worten der Osterbotschaft zu reden, das rückhaltlose Vertrauen entgegenbringen, das es verdient, das heißt: es wird ihm und seiner gesetzmäßigen Vertretung alles dasjenige, und sei es auch auf Kosten der eigenen Vorrechte, an Volksrechten einräumen, was die freie und freudige Mitarbeit aller Volksglieder in Tat und Wirklichkeit umzusetzen geeignet ist." An solchem Maß mißt dann Thimme die Politik des Herrn von Heydebrand und kommt dabei zu dem unwiderlegbaren Ergebnis, daß die Konservativen dieser frondierenden Gattung in keiner Weise dem Geist des preußischen Königtums und dem klar zum Ausdruck gekommenen Willen des derzeitigen Kronträgers entsprächen. Weiterhin stellt Thimme fest, daß die Methode Heydebrand aber auch der zweiten Grundlage der konservativen Staats- und Weltauffassung entgegen sei: dem Christentum, dessen Geist, zum Beispiel, mit dem in erster Linie auf Besitz und Einkommen gegründeten Klassenwahlrecht unvereinbar sei. Thimme zitiert den sehr interessanten Ausspruch eines hohen rechtsstehenden hannoverschen

Geistlichen: „Es ist selbstverständlich, daß wir vom Standpunkt des christlichen Glaubens nicht den geringsten Grund haben, das alte Wahlrecht zu konservieren. Wehe der Kirche, wenn sie den Schein auf sich laden würde, als ob sie mit der Reaktion — das Wort im üblen Sinne genommen — sich verbinden wollte!" So, die Tatsachen reihend und Zeugen vorführend, die große Vergangenheit der konservativen Partei beschwörend, kommt Thimme immer wieder zu dem Ergebnis, daß die Politik des Herrn von Heydebrand und seines Anhangs einen Bruch nicht nur mit dem Christentum und den Traditionen der konservativen Partei, nein, auch einen Bruch mit der Monarchie bedeutet. Nun sind wir hier nicht dazu bestellt, wie dies Thimme für sich in Anspruch nimmt und nehmen darf, die konservative Partei auf den rechten Weg zurückzuführen; wir sind im Gegenteil durchaus entschlossen, die Herren um Heydebrand, wenn sie nicht anders wollen, sich in die Wüste hineinverirren zu lassen. Aber das, was Thimme sagt, bestätigt unsre Auffassung von der Art und von der Stärke der Beziehungen, die notwendig aktiv erhalten werden müssen, wenn das deutsche Volk in den Grenzen, die ihm seine geschichtliche Entwicklung gezogen hat, und trotzdem in der Freiheit, die allein die Erfüllung der gewaltigen neuen Aufgaben möglich macht, in Uebereinstimmung mit den Rechten und den Pflichten der Krone das alte Reich gegen die Bedrohung feindlicher Unvernunft bewahren, darüber hinaus aber das neue Reich aufbauen soll.

Von kommenden Dingen von Fritz Reck-Malleczewen

Wir standen in Guyaquil am Kai. Aus dem Kosmos-Dampfer, der in der Mitte des breiten, reißenden Stromes lag, luden die schönsten Menschen der Welt, diese Kreolen der Aequator-Republik das Wertvollste aus, das Europa zu bieten hat an Segnungen der Kultur: Paneelsofas und der Nußbaumstühle Renaissancepracht, bedruckten Kattun (zum geschmackvollen Ersatz der amerikanischen Bastgeflechte), emaillierte Kochtöpfe und Grammophone. Und in einem halbdunkeln Laden nebenan saß hemdärmelig und übelriechend des Reiches Konsul, umgeben von den Tragbändern und Unterhosen, mit denen er handelte, und schrieb auf einer klappernden Maschine eine Bericht an das Auswärtige Amt seines Staates. Ueber die Handelsbeziehungen zu Ecuador im besondern und zu Südamerika im Allgemeinen.

Die Sonne ging schon schlafen und rötete die nackten Leiber. Die Kraft dieser Magerkeit neigte sich willig unter die Kisten mit dem Schund. Die Halbgötter zogen in langem Zug und trugen und wußten nicht, was sie trugen.

Ich habe mich zum ersten Mal unsäglich geschämt, ein Europäer zu sein. Ich habe diese ganze brennende Schmach gefühlt. Die Schmach, die nun in Blut ersäuft.

*

Ach nein, ihr Herren, euer Spiel soll so leicht nicht sein. Es tritt vor euch Einer, der sagt: „Es ist eine Schmach und ein unerträglicher Zustand, daß ein überhitzter Erdteil alle Bodenschätze der Welt an sich saugt und sie von sich speit als Unrat." Und ihr erwidert: „Aus den Eindrücken von ein paar Stunden, Tagen, Monaten, Jahren vielleicht leitest du den Gedanken, daß die Wirtschaft Europas, gelenkt von seinen sachlichsten Hirnen, getragen von der Masse seiner Proletarier, zusammenbrechen kann?"

Sie mögens erwidern. Sie sind, wie jedweder anerkennt, und wie sie selber öfter versichern als notwendig — sie sind die besten Leute ihres Faches. Sie erfüllen die Welt mit dem Lärm ihrer Taten und hören doch nicht am Ende der Flamme wispern, daß es tief unten durch den Bau knistert. Die größesten Umwälzungen dieser Welt sahen niemals sie, sahen immer Die voraus, die Muße hatten und Beruf und Innerlichkeit, zu lauschen. Sie mögen heute noch lachen über die These, daß Europas Exportwahnsinn nie wiederkehrt. Sie buhlen um die künftigen Konjunkturen und halten das Ungeheuerliche, das früher oder später kommt, für unmöglich.

Gab es nicht auch einmal Zeiten, wo sie über das Ungeheuerliche lächelten, das nun schon gekommen ist?

*

Die Entwicklung, die sich langsam anbahnte, schon vor eben diesem Ungeheuerlichen, das nun zusammenschlägt über unsern Häuptern — diese Entwicklung ist folgende. Ein industrielles Unternehmen Europas, das etwa brasilianische Rohstoffe verarbeitete, wollte im Interesse einer verbilligten Produktion den Transport dieser Stoffe nach Europa und den Rücktransport der Produkte nach Brasilien durch die Gründung einer Filiale auf brasilianischem Boden ersparen. So und so viel technische und kaufmännische Leiter nebst beliebigen Hunderten oder Tausenden von Facharbeitern werden mit dem Firmennamen auf brasilianischen Boden verpflanzt. Die eben erwähnten leitenden Herren bemühen sich selbstverständlich im Interesse ihres Unternehmens um billige Einkäufe und billige Arbeitskräfte und werden so, im Verlauf von Jahren und ohne daß sies zunächst selbst merken, hineingezogen, immer, immer tiefer in das Räderwerk des exotischen Landes da drüben. Will sagen, daß sie selbstverständlich seine Sprache reden, in seiner Gesellschaft sich zeigen, Gefälligkeiten mit den wirtschaftlichen und politischen Exponenten des Landes austauschen, seine Töchter heiraten, Kinder zeugen, die als Kreolen bei der kreolischen Mutter aufwachsen. Und daß sie selbst, die längst Verwandelten, bei jedem gelegentlichen Besuch in Hamburg oder Cherbourg oder Southampton versichern, wie gute Deutsche, Franzosen und Engländer sie geblieben seien.

Mag sein, daß sie in einzelnen wenigen Fällen recht hatten. Ihr Unternehmen jedenfalls blieb nicht europäisch. Denn im nämlichen Maße, wie sie im Interesse ihrer noch immer deutsch oder britisch benannten Firma um die Psyche jener Exotik buhlen mußten — in demselben Maße wurden sie selbst Bürger des fremden Staates. Mehr noch: im selben Maße brach jenes Staates Kapital ein in den Bau des Unternehmens. Es ist, wie es ist: das überseeische Kapital, von uns chronisch unterschätzt, aufgerüttelt zum Bewußtsein seiner Macht, kaufte die Aktien, bemächtigte sich immer mehr des ganzen Unternehmens. Es war in steigendem Maße unmöglich, sich gegen die von den Volkswirten und Kaufleuten als unkontrollierbar und auch wohl ein wenig unheimlich angesehenen Triebkräfte eines ungekannten Volkes zu wehren.

Und eines Tages sahen die europäischen Gründer sehr erstaunt, daß die Inhaber aller Aktien dort drüben, die noch immer den Namen Stinnes oder Garett oder Gambier et ses fils trugen, daß die nunmehrigen Inhaber dieser Aktien dort drüben sich allesamt von Geschlechtern ableiten konnten, die bis auf die Inkazeit zurückgehn.

*

Einmal habe ich Gelegenheit gehabt, mit einem der Wenigen dort drüben zu sprechen, die jene eben erwähnten, unkontrollierbaren und wohl auch ein wenig unheimlichen Dinge als die treibenden Kräfte des eigenen Volkes kennen und werten. (Ich weiß, daß der Dichter und Publizist Ruben Dario in unserm Europa kaum gekannt wird. Denen drüben ist er einer der Exponenten jener erwachenden jungen Kräfte, geliebt und verehrt, wie kaum einer der Unsern in unsern geistigen Bezirken.)

Das Wesentlichste: „Glaubt ihr Europäer wirklich, wir hätten es nicht längst erkannt, das Unerträgliche dieses Zustandes? Hüllt ihr — unter andern klimatischen, erotischen, religiösen Bedingungen gezeugt — hüllt ihr Narren euch noch lange in den Größenwahnsinn eurer bevormundenden und erpressenden Wirtschaft? Glaubt ihr, der Bauer, Arbeiter, Hirt werde auf die Dauer willig aus Geschirren essen, die in Barmen oder weiß Gott wo, jedenfalls nicht unter unsern allein maßgebenden Voraussetzungen gefertigt wurden? Er werde sich länger noch mit Geweben behängen, für die er euch jährlich Unsummen steuern muß, und die in unser Klima auch dann nicht taugen, wenn der Weber in Sachsen oder in Manchester sie für dieses Klima tauglich machen wollte? Eine Frage des industriellen Anpassungsvermögens, sagen Sie? Eine Industrie, die in Europa sitzt, kann uns niemals geben, was wir mit unsrer mindestens gleichwertigen Intelligenz seit Jahrtausenden selbst herstellen. Die Maschine, die sie heute vor uns voraushaben, besitzen wir morgen nebst dem nötigen Menschenmaterial auch. Sie zweifeln daran? Denken Sie doch an Japan! Und wir, sage ich Ihnen noch einmal, werden uns hüten, uns weiter-

hin auf Ihre Handelssendboten zu verlassen, die unsre Bedürfnisse hier studieren wollen. Weswegen nicht? Weil sie diese Bedürfnisse niemals ganz erraten werden. Und letzten Endes? Weil wir nicht mehr wollen. Weil wir nicht mehr abhängig sein wollen von euch."

*

Was dieses Beispiel, diese Entwicklung, die vor dem Kriege schon im ganzen südamerikanischen Kontinent zu spüren war — was sie sagen will?

Die europäische Export-Industrie spricht: „Wir ruhen nicht, bis wir den letzten Samojeden zum willigen Abnehmer gemacht haben." Hinter diesem Willen steht selbstverständlich:

Das europäische Kapital.

Der europäische Proletarier.

Der ganze Riesenleib unsres heutigen Lebens, wie das neunzehnte Jahrhundert ihn gebar.

Was geschieht, wenn einmal die Außenwelt Japans Leistung nachahmt?

Zusammengekracht der Riesenbau, erdrosselt der Kapitalismus. Beseitgt die Sklaverei verkümmernder Menschheit, die unter Blödigkeit und Menschenhunger der Maschine seufzte. In Ungeheuerm versunken jene Geisteswirrnis und körperliche Entartung, die das schreckliche Jahrhundert brachte. Die Luft rein, endlich, endlich für neue ungebeugte Geschlechter . . . .

*

Die europäische Volkswirtschaft, tatkräftig noch immer und erfüllt von dem einst in jene Länder gebrachten Evangelium der Menschenliebe — diese europäische Volkswirschaft erwidert, daß es gewisse Machtmittel gäbe, um den Konsumenten zu zwingen. „Gold, zum Beispiel . . . ."

Was ist Gold? Ein Metall vom Atomgewicht 197,2, ein Element, das morgen schon entwertet ist, wenns in irgend einem Erdwinkel im selben Maße gefunden wird wie einst das Silber oder vor noch mehr Jahrhunderten der Pfeffer.

Ein Metall zudem, das Europa ja garnicht mehr besitzt . . . Und mit diesem armseligen toten Ding, ihr armen Wechsler und Schächer, wollt ihr die Menschheit zwingen, wenn sie sich nicht fügen will?

Haltets her, euer Gold: ists stark genug, auch nur den Blutwahnsinn zu bannen, der über euch gekommen ist?

*

Große Umwälzungen kommen immer rasch in die Welt. Aus einer Ecke, aus der mans nicht vermutete, kommen sie und blasen Berechnungen und Spekulationen um. Und ihr wißt nicht mehr, wo sie blieb, eure Weisheit von gestern.

Das Christentum kam so, trotz allen Vorläufern. Und die Gotik starb einmal so schnell an dieser pestigen Renaissance, ganz schnell, und wußte Keiner, warum.

Der homo religiosus der Mystik wurde so schnell zu dem sachlichen Menschen von heute, so schnell in wenigen Jahrzehnten. Weiß Keiner, warum.

Wie, Herr Walther Rathenau, Betrachter kommender Dinge — wie stünde sie morgen da, Ihre Welt, erhübe sich heute schon aus dem Ungeheuerlichen der große Sturmwind einer religiösen Bewegung, den wir im Stillen schon brausen hören? Wir, die wir warten in unsäglicher Gewitterschwüle und unsäglicher Gottlosigkeit?

Wie stünde sie da, Ihre kommende Welt mit ihren stöhnenden, verzehrten, entrechteten und entfreudeten Menschen?

Wie stünde sie da, ließe sich schon heute wieder Einer ans Kreuz schlagen um seiner unendlichen Menschenliebe willen? Der Starke, vor dem wir alle vergehn werden wie dumme Spreu?

Wie stünde sie da? Sagen Sie doch, was aus ihr würde?

*

Was haben wir zu schaffen, im Grunde, mit diesen Dingen allen? Und was geht es uns an, wie sie ihr Leben fristen und handeln in diesen kommenden Tagen? Sie fragen heute noch, wie sie die Welt verteilen, und könnte doch morgen schon in ihrer Mitte Einer entdecken, daß es garnicht von dieser Welt ist, ihr Reich.

Dieses zudem ist ja von den kommenden Dingen nur eines. Ein verschwindend und lächerlich Ding fast. Das einzige freilich, von dem man sprechen darf in diesen Tagen blutender Menschenliebe. Eines aber, dennoch, un dem ihr ermessen könnt, was über euch kommt, wenn einer ihrer Götzen — dieser nur — in Trümmer fällt.

Von den andern Dingen zu sprechen, die dann kommen werden — nein, sie ist noch nicht da, die Stunde . . .

Aber die Stunde kommt, und der verhaltene Sturm braust in der Ferne. Bis dahin wartet der Seher und lauscht und lächelt.

Kunst und Auktion von Oscar Bie

In der Vorrede zum Auktionskatalog Flechtheim macht Paul Cassirer den Vorschlag, die jungen und unbekannten Künstler sollten ihre Arbeiten gleich auf Auktionen geben, wodurch der Zusammenhang mit dem Publikum, den sie so schwer finden, auf eine einfache und nützliche Art hergestellt sei. Der Gedanke hat erregten Widerhall gefunden und viele Kenner haben sich zustimmend geäußert. Und wirklich wäre, wenn so etwas in geschickter Weise, etwa durch Cassirer selbst, eingeleitet würde, manches Unglück und mancher Vorwurf vermieden. Der junge Künstler hat

es heut schwer, sich durchzusetzen. Er hat die Salons und die Ausstellungen. Es gibt aber nur sehr wenige Salons, die ihm zur Aufnahme seiner Bilder zur Verfügung stehen, und in allgemeinen Ausstellungen kann weder das alles Platz finden, was gemalt wird, noch fällt es genügend auf, zumal die Referate in den Zeitungen nicht imstande sind, auf jedes einzelne Stück einzugehen: ein wertvoller und zuverlässiger Mensch kann überhaupt nicht referierend über sämtliche Bilder von Ausstellungen schreiben, das geht gegen seine künstlerische Natur — und ist er unkünstlerisch, hat sein Urteil keinen Sinn. Oft schließen sich die Künstler in Vereinen zusammen, um den Einzelnen mit der Kollektivität zu decken, doch auch das gibt nicht den genügenden Spielraum. Am freiesten waren noch die ‚Unabhängigen', die keine Jury, aber wenig Platz hatten. In Paris gewannen sie Bedeutung, in Berlin nicht. Dort liegt der Sinn für Malerei im Blute, es gibt Friseure und Portiers, die Sammlungen anlegen, ein jeder hat mindestens einen gewissen tendenziösen Geschmack — hierzulande ist es schlecht bestellt, das Publikum ist ratlos und traut sich selbst wenig zu. Immerhin stand zwischen den Unabhängigen und dem Publikum eine minimale Kritik. Bei der Auktion würde sie sich erst einrichten müssen. Große Blätter vermeiden Auktionskritiken, um die Preise nicht zu beeinflussen. Die Auktion ist nur zum Verkauf da, die Ausstellung nicht so ausgesprochen. Eine Kunstkritik unmittelbar auf Auktionen anzuwenden, scheut man sich, wie man eine Geschäftsauslage gewöhnlich nicht öffentlich kritisiert. Jedoch die Auktionen nehmen zu, sie werden immer interessanter, und langsam beginnt die Scheu der Kritik zu fallen.

Dieser Punkt scheint der wichtigste. Ohne öffentliche und ausführliche Wertung der Auktion scheint es mir unmöglich, daß sie bei jungen und unbekannten Künstlern Erfolg habe.

Die bisherige Auktion hatte ihr Wesen darin, daß es sich um anerkannte Besitzwerte handelte. Der verauktionierte Gegenstand war doch einmal im Besitz eines Sammlers, ein Kenner hatte sich dafür interessiert, hatte ihn absichtlich in der Spekulation auf seinen steigenden Wert oder aus persönlicher Liebhaberei erworben. Der Käufer ist also durch den Entschluß eines andern gedeckt. Er kauft nicht aus dem Blauen heraus, sondern als Glied einer Kette von Veräußerungen, die den Kunstmarkt darstellen und den Wert des Gegenstandes bestimmen. An sich ist ein Bild ein Stück Leinwand mit Farben, sein Wert erklärt sich erst aus der Schätzung des Künstlers und des einzelnen Stückes, und diese Werte werden in einer langen Reihe von Einflüssen zwischen Kunstschriftstellerei und Kunstkauf festgelegt. Sie sind durchaus imaginär, sie können künstlich erhöht und erniedrigt werden, in gewaltigem Ab- und Aufstieg, weil ja ihren Kursen kein tatsächlicher Nutzgehalt entspricht. Die Auktionen sind die Börsen dieses Marktes. Sie wären

das offizielle Material, wenn jemand einmal die höchst witzige Geschichte der Kunstpreise schreiben wollte. Auch auf Auktionen können Preise gemacht werden, um Kurse zu schaffen oder zu halten. Die Interessen zwischen Privaten, Museen, Kunsthandel und Auktion sind ungeheuer sensibel. Aber die Auktion ist immer das geringste Risiko auf den Wert. Wer dort kauft, gliedert sich ein. Er braucht kaum etwas zu verstehen, und kann doch an dem Marktgeschäft teilnehmen. Die Preise fallen wie die Schicksale, doch er weiß, daß er durch den Umweg über den Markt Teilhaber eines sich regelnden Besitzes geworden ist.

Sobald dieses Regulativ wegfällt, erscheint die Gefahr der Anarchie. Eine Auktion, die unmittelbar vom Künstler zum Publikum laufen würde, könnte uferlos werden. Die Künstler, die jetzt die beste Gelegenheit wüßten, irgend etwas irgendwie zu verkaufen, würden wie wild darauf losmalen und Ströme von Malerei versenden. Die an sich unerfreuliche Hemmung, die sie bisher zu überwinden hatten, und die sie doch schließlich als eine Art Erziehung anerkennen müssen, fiele weg, und widerstandslos träte der Fluß der Kunst über die Ufer. Ist schon der Prozeß des Druckes selten ein Hindernis für die Ueberschwemmung mit wahlloser Literatur, so der Prozeß des Malens noch weniger für diese so flüssige Kunst. Es wäre unausdenkbar. Und das Publikum vor diesem ungehemmten, ungesiebten, an sich wert- und wahllosen Material wäre vor Verlegenheit stumm und geizig. Was würde man kaufen, was wagen? Nach einigen Jahren würde ein Chaos entstehen von unbeschränkter Malerei und unerzogener Kauferei, das die ganze Kunst verschlingen könnte.

Auf der Flechtheim-Auktion konnte man einige Proben machen. Flechtheim ist ein düsseldorfer Kunsthändler — Spezialität alte Düsseldorfer und ganz Moderne — der im Kriege seinen Sozius verlor und selbst eingezogen war, sodaß er seine in Freundeskreisen viel beachtete große Sammlung resigniert unter den Hammer brachte. Bei seinen alten Düsseldorfern befand sich ein ausgezeichneter deutscher Künstler te Peerdt, zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Landschaften oft an Corot erinnern in der feinen, silbrigen und harmonischen Auffassung. Aber er ist unbekannt, und die Auktion seiner Bilder fiel buchstäblich ins Wasser. Aufregender war der erste größere Zusammenstoß der modernsten Kunst mit dem Publikum, der hier eintrat. Die Leute waren noch ungläubiger, und murmelndes Lächeln ging durch die Reihen. Ein hübscher Renoir, das war eine sichere Sache, er kam über 23 000. Auch der starke Zuave von Van Gogh brachte es natürlich bis 19 000. Die entzückenden Blumen von Odilon Redon noch bis 6600. Aber der Frauenkopf von Picasso 3200 und sein Violinbild 4600, die Inkunabeln des Kubismus, das war nicht sehr hoch. Derain erreichte grade 900, 1100, 1800, ein so feines Bild wie das Macke-Porträt von Nauen 500, das große

Frauenbild von Erbslöh 810. Marcs Hirte hatte es auf 3400 gebracht (hier ist ein Akkreditierter), Campendonck blieb zwischen 100 und 300. Uebrigens waren hier ein paar Außenseiter zu Flechtheims Besitz hinzugenommen worden. Weniger bekannte Maler neuester Richtung fielen ganz ab und erweckten kaum Angebote. Irgendein Namenloser kam überhaupt nicht mit auffallendem Interesse heraus! Fehlte die Sanktion, entstand sofort eine Leere, zum Beispiel bei Heinz May.

Ueberträgt man diese Erfahrungen auf das neue Problem der unmittelbaren Kunstauktion, so wird man wenig hoffnungsvoll. Sie sind unmöglich ohne Regulativ des Publikums. Fehlt die Sanktion des Namens und Besitzes, so muß unbedingt die Kritik dafür eintreten. Es sollen laufende Auktionen, warm aus den Ateliers, veranstaltet, aber auch genügend gewürdigt werden. E. R. Weiß hat bei der Besprechung des Cassirerschen Vorschlags in der Voß mit Recht auf den Mangel der üblichen deutschen Kunstkritik aufmerksam gemacht. Die kleinste Neubesetzung im Theater und, sagen wir, das unwichtigste Dilettantenkonzert wird ausführlicher genommen als die große Zahl der mit Blut und Hoffnung geschaffenen Kunstwerke. Weiß erinnert an die pariser eingehenden Kunstreferate. Aber sie sind meist nicht Kritiken, sie sind Plaudereien. Wirklich, über Sammelausstellungen kann man nicht gut schreiben, man kann dies und jenes hervorheben, kann ein Gesamtbild geben, aber alles aufzureihen und anzuschätzen, das hätte keine Sinnlichkeit und keine Ueberzeugungskraft, es würde von keinem Leser ernstlich genossen werden. Was also dann? Es gibt eine Belehrungsart, die viel sinnlicher und instruktiver vor der Malerei ist als alles Schreiben: das ist das Reden, der Vortrag am geeigneten Objekt, die mündliche Erkläɑung der Absichten und Wirkungen des Malers. Wer sich interessiert (und es sind noch nicht zu viele), soll hingehen und gleichzeitig zuhören und zusehen. Diese dankbare Aufgabe kann der Kritiker leisten, sie ermüdet weder ihn noch die Hörer, sie allein erzieht das Organ für Malerei, das Auge. Vielleicht wirkt der Vorschlag weiter: Auktionen von unbekannten Malern mit Vorträgen zur Vorbesichtigung. Die gewisse Siebung würde sich dann an Ort und Stelle ganz von selbst ergeben. Das Regulativ wäre in einer passenden Form gefunden. Und der unangenehme Eindruck einer Versteigerung frisch geschaffener Kunst würde nicht nur durch die Nützlichkeit und Zeitgemäßheit, sondern auch die soziale Form des Unternehmens quittiert.

Zu diesem Krieg von Frau Aja

Aus dem gantzen Wetzen wird kein Menschenkind gescheid — ich verbreche mir auch garnicht den Kopf drüber — das Ende das doch endlich einmahl kommen muß wirds uns weitzen — wer bestuhlgängelt worden ist.

Neue Jugend von Willi Wolfradt

Das ist es: früher schrie die Anmaßung hemmungsloser Literaten nur immer „Ich — ich!" Heute ist auch diese letzte Bescheidenheit geschwunden, und die Camelots der Geistigkeit brüllen: „Der neue Mensch!" „Die neue Generation!" „Die neue Jugend!" Wer schützt den Ehrentitel einer herrlich und keusch aufkeimenden Welt davor, Firmenschild für irgendeine Handvoll von Vokabeldrehern zu werden? Die Jugend, vom Kriege schwerer getreten als irgendein Stand, hat nicht vergessen, wie heiß und rein die Besinnung zu ihrer Mission in ihr aufstieg; das Bild der Jünglinge und Jungfrauen, die mit leuchtenden Blicken, verantwortungsbewußt und andächtig in eine verjüngte Welt zu schreiten sich trafen, ist nie verblaßt. Verbunden in der Wehr gegen Schule, Familie und allen weltlichen Betrieb, bei aller Unterschiedenheit geeint, eine jugendliche Kultur durchzusetzen, von Einer Sehnsucht beseelt, drangen sie auf diesen abgelebten Weltklumpen des Getues ein, hell und ernst. Es war zum ersten Mal gleichsam eine Jugend als geistige Macht. Aber sie hätte sich nicht „neue Jugend" genannt. Denn sie wußte sich von Ewigkeit zu Ewigkeit, obschon ein Anfang vorerst.

Die Zeit hat sie hart getreten, aber sie lebt wirklich fort; und wie sollte sie nicht, wird sie doch in jedwedem jungen Menschen neu geboren. Denn sie ist kein Programm, sondern ein Urprinzip. Sie lebt — und meidet ihren Namen. Denn dessen haben sich etliche flotte Schreier bemächtigt und ihn zu häßlichen Phrasen zerkaut. Jede Gruppe aufgeweckter Burschen hängt sich ihn um, und jeden dritten Tag prahlt eine „neue" Jugend von ihren Sonder-Ideen. Die „Rechte der Jugend" werden von jeder intelligentern Zeitung längst anerkannt, und Der ist ein Philister, der es, wie ehedem den Studenten, so heute den Literaten verargt, sich ein wenig auszutoben. Wer eine „neue Jugend" ausschreit, wird mit leicht spöttischem Wohlwollen beachtet, nur recht neu muß sie eben sein. Die vom April: überwundener Standpunkt — wir haben ja schon Juni. Immer das Neueste auf dem Gebiete der Jugend!

*

Jedes Dokument der Auferstehung erregt unsre inbrünstige Anteilnahme. Da erscheint eine neue Zeitschrift ‚Neue Jugend'. Man kann es nicht erwarten, den Freunden die Hand zu geben.

Dann aber will der Ekel einen erwürgen! Soll es denn jedem Klüngel nach irgendwelchen Ueberbietungen schnappender Caféhäusler erlaubt sein, über ihrer Schamlosigkeit des Wortes unsre Fahne zu hissen? Was aus diesem mit Plakatlettern bedruckten Times-Format aufsteigt, wirkt wie eine Parodie auf die tägliche Jugendposaune. Wenn es nach vielem Bemühen gelingt, aus dem fürchterlichen Satzgeschlinge und Vokabelschwulst

etwas wie einen geistigen Kern, ein Bekenntnis zu sondern, so findet man eine Formel, auf die man sich durchaus einigen könnte. Aber es ist, als reiße sich hier einmal dieser ganze bramarbasierende Betrieb von Propaganda und Manifest selbst die Maske herunter, wenn mitten aus dem großspurigen und salbungsvollen Hauptaufsatz ‚Der neue Mensch‘, der für die Forderung: „Die Stille muß aufstehen!“ das Tantam schlägt, die Worte: „Reklame-Beratung“ herausknallen. Auf allen Seiten grinst uns die schamloseste Reklame-Gesinnung entgegen, erhebt sich das Feldgeschrei dieser neuesten Jugend: „Wortreklame schlägt Bildreklame!“, schimmelt in einer alles Presse-Unwesen in den Schatten stellenden Unverschämtheit jene Verquickung von Kulturgetue und markerschütterndem Schrei. Dreist baut sich diese Jugend mit ihrer ethischen Revolution vor uns hin und gibt sich nicht einmal die Mühe, ihre grelle Geschäftigkeit zu verbergen. Die Säulen des Tempels, den sie uns verspricht, werden Litfaßsäulen sein. Die Kunst im Dienst des Kaufmanns — das haben wir ja schon gehabt; aber diese Art, in durchgreifender Weise „kulturschöpferisches Ungestüm“ kommerziell auszubeuten, ist in der Tat neu zu nennen. Die Reklame wird natürlich vertieft werden, wenn die Genies das Anreißertum in Händen haben. „Die Bearbeitung der Propagandamittel erfaßt den individuellen Kern der Waren!“ — das möchte man als Motto dieser „neuen Jugend“ ansehen.

Die aufdringlich betonte, den Ossa auf den Pelion türmende, nichtsdestoweniger satte Anerkennung des Bestehenden, die sogar ausdrücklich die Macht, das Böse bejaht, weil wir sonst um das Vergnügen kämen, dagegen zu kämpfen, heuchelt: „Endlich immer Nein sagen!“ Sie beißt einem halben Dutzend der klarsten, ernstesten Helfer der Welt in die Beine und verdreht gleichzeitig die Augen vor Menschenliebe. Die ‚Neue Jugend‘ „will das Männliche und Tüchtige, die Einfachheit und Solidität“, und empfiehlt Mampes Likörstuben (dies ist kein Scherz) und das Varieté und die Orska und überhaupt den neuen Menschen. Dabei gibt es zwischen Polemik und Anzeige keine auch nur angedeutete Grenze.

Steigen wir aber auf den Grund dieses johlenden und tragierenden Hexensabbaths der Phrasen hernieder, so finden wir endlich den Götzen, der diese übelriechende Ekstase zeugte: das Erlebnis. Das einzig Gemeinsame alles dessen, wofür diese Herausgeber sich einsetzen, von Reklamezauber bis Simplizität, vom Varieté bis zur Demut ist eben das Erlebnis. Vor ihm freilich muß alle Wertung aufhören, denn Erlebnisinhalt kann Gottes Engel so werden wie der Dompteur. Und von hier aus wird deutlich, wie tiefe Zusammenhänge obwalten zwischen dem geistigen Wesen und der Reklamepauke dieser Piraten. Ihr Ausrufertum ist die Agonie eines Geschlechts von Nichts-als-Erlebenden.

Die Jugend aber, deren Namen sie sich umhingen, der sie in dieser Kostümierung immer wieder die besten Freunde zu ver-

treiben drohen, wird auf der Hut sein. Den „Zuschauer" hinter sich werfen: das ist die erste Legitimation der Jugend. Nicht alles, was Funken gibt, ist Stahl. Wir haben es lange genug mit angesehen, wie auf allen Lebensgebieten die Schnellfertigkeit mit dem Wort sich „Jugend" nannte und als ihr Repräsentant galt. Ihr sollt schon wieder lernen, hübsch: „Ich — ich!" zu brüllen!

Der Fall Licho von Max Epstein

Seit jeher klafft ein furchtbarer Widerspruch zwischen dem, was das Publikum auf der Bühne sieht, und dem, was ihre Angehörigen in ihr sehen. Der naive Theaterbesucher, der einmal einen bedeutenden Darsteller des Franz Moor, empört von so viel Niederträchtigkeit, verprügelt haben soll, hat sicherlich den Falschen getroffen. Oft gebührten die Prügel Direktoren und Mitgliedern, die von Kunstbegeisterung und Edelmut auf und hinter der Bühne zu triefen scheinen, um desto besser ihre zweifelhaften Charaktere an andrer Stelle auszuleben. Die Zahl Derjenigen, die da lächeln und immer wieder lächeln und dennoch Schurken sind, ist in der Bühnenwelt besonders groß. Leider nimmt das Publikum von ihnen nur dann Notiz, wenn es sich um einen aus erotischen Uebergriffen entspringenden Theaterskandal handelt. Freilich pflegt man dem temperamentvollen Bühnenvolk mancherlei nachzusehen. Heute sind fast alle der Meinung, daß dem Doktor Martin Zickel eigentlich Unrecht geschah, als man ihm seine Konzession entzog. Man konnte ja nicht wissen, wieviel an seinen Opfern zu verderben war. Man nimmt, sobald der in Deutschland einstmals für vogelfrei erklärte Schauspieler in Frage steht, mancherlei hin, was sonst Entrüstung hervorrufen würde. Illegitime Verhältnisse werden durch allgemeine Billigung legalisiert, und die Bedeutung mancher Bühnenkünstlerin ist der Zahl ihrer Verehrer umgekehrt proportional. Wenn sogar ein verheirateter Theaterdirektor seine Primadonna zur secunda donna macht und mit deren wohlhabenden Anhängern auf Teilung spielt, so drückt das Publikum bei solch unlauterm Bettbewerb gern ein Auge zu. Es muß schon ganz schlimm kommen, wenn sich die Menge erinnern soll, daß schließlich die Bühnenkunst eine höhere Aufgabe hat, als die Sultansneigungen eines Bühnenleiters zu befriedigen.

So schlimm ist es gekommen im Fall des Adolf Edgar Licho. Der übernahm am Anfang des Krieges das dresdner Albert-Theater, um das es damals genau so schlecht stand wie um alle deutschen Bühnen. Man arbeitete mit Einnahmen von etwa zweihundert Mark täglich. Die neue Direktion pendelte, wie manche andre, in ihrem Spielplan zwischen Gut und Böse und brachte fast jede Woche ein neues Stück oder eine Neueinstudierung heraus. Zu Licho stieß bald Herr Doktor Max Alberty, welcher Kritiker der sozialdemokratischen Dresdner Volkszeitung gewesen war und

dank seiner parteipolitischen Stellung die besten Beziehungen zu den großen Arbeitermassen, Vereinen und Gewerkschaften hatte. Es war kein schlechter Griff, diesen arbeitsamen Mann zum stellvertretenden Direktor und Oberregisseur zu machen. Seit seinem Eintritt in das Theater — post hoc et propter hoc — hat das Albert-Theater einen geschäftlichen Aufschwung genommen. Licho ist dabei ziemlich unwesentlich. Freilich hätten sich die Einnahmen wohl auch nicht gebessert, wenn nicht mit dem Durchbruch von Gorlice ein allgemeiner Umschwung im Besuch der deutschen Theater eingetreten wäre. Werke und Aufführungen, die man vorher nicht beachtet hätte, gefielen dem Publikum und erzielten volle Häuser. Man mußte schon ein Idiot sein, um seit jener Zeit im Theater nicht auf einen grünen Zweig zu kommen. Ein Idiot war Licho allerdings nicht. Er zog ab und zu die Literatur heran, um den gebildeten Teil des Publikums und die Presse darüber hinwegzutäuschen, daß er im wesentlichen die oberflächliche Unterhaltung bevorzugte. Mit der ‚Seligen Exzellenz' und noch mehr mit ‚Hofgunst' erzielte die Direktion des sozialdemokratischen Doktor Alberty Höchsteinnahmen. Das Theater fing an, Gewinne aufzuweisen. Wenn Bassermann gastierte, kam man wohl auf eine Einnahme von mehr als dreitausend Mark, und auch sonst erreichte man oft den Höchstsatz von etwa zweitausendfünfhundert Mark an einem Abend. Die in Dresden überaus beliebte Lotte Klein, die Gattin Hanns Fischers, der leider noch immer am dresdner Hoftheater statt in Berlin wirkt, ist ein wahrer Günstling des dresdner Publikums, eine unerhörte Zugkraft. Licho legte gute Bilanzen vor. Daß er sie Aufführungen verdankte, die Menschen von Geschmack zur Verzweiflung treiben konnten, machte ja nichts. An manchen Tagen gab es drei Vorstellungen. Denn man hatte mit dem Verein Volkswohl einen Vertrag geschlossen und spielte außer im Albert-Theater in einem Saal der Altstadt mit einem Ergebnis von vierzigtausend Mark. Unter diesen Umständen ist es zwar nicht zu billigen, aber allenfalls verständlich, daß den Aufsichtsrat der Aktien-Gesellschaft selbst eine Affaire von krassester Häßlichkeit nicht vermocht hat, den Direktor Licho auf der Stelle seines Postens zu entheben. Man hat offenbar mehr das Bestreben, das Albert-Theater als Geschäft in Ruhe zu halten und nicht durch gewaltsame Eingriffe zu erschüttern.

Wir aber sehen hier einen Fall, wo das öffentliche Gewissen aufgerüttelt werden muß, und wollen versuchen, den Sachverhalt mit derjenigen Zartheit darzulegen, welche allein die Opfer der direktorialen Neigungen verdienen. Von Berlin ging Herrn Licho der Ruf voraus, daß er sich bereits im Hebbel-Theater und an der Volksbühne nicht ganz einwandfrei geführt habe. In Dresden jedenfalls begann er, sich als Pascha zu fühlen und künstlerische Bestrebungen zum Vorwand für die Befriedigung seiner erotischen Launen zu benutzen. Insoweit er hierzu taugliche Objekte be-

nutzte, gehen uns seine Abenteuer nichts an. Aber es ist die Besonderheit seines Falles, daß er planmäßig unverdorbene Menschen zu verführen suchte und in ihren reinsten Empfindungen verletzte. Man denke sich die seelischen Qualen eines blutjungen Mädchens, wenn der Direktor, von dem sie künstlerische Förderung und die Begründung ihrer Zukunft erwartet, sich ihr als Faun nähert. Fast methodisch zog Licho so junge Mädchen und Frauen von unantastbarer Gesinnung und aus den besten bürgerlichen Kreisen an seine Bühne und betraute sie mit wichtigen künstlerischen Aufgaben, solange er hoffen durfte, daß sie ihm für seine Art etwas bieten würden. Fünf überaus verdammenswerte Fälle sind zutage gekommen und durch Zeugenaussagen festgelegt. In dem einen handelt es sich um eine seit längerer Zeit der Bühne angehörige Frau, der keiner die Möglichkeit zutraut, durch ihr Verhalten zu dreisten Annäherungen Veranlassung zu geben. In den andern Fällen gar handelt sichs um siebzehn- bis zwanzigjährige Mädchen. Nach heftigstem Widerstand haben sich die Eltern entschlossen, diese Mädchen dem stets beargwöhnten Leben der Bühne anzuvertrauen. In einem Falle hat der erfahrene Vater des Mädchens, ein Mann von höchster Rechtlichkeit, dem Direktor Licho sogar vorgestellt, wie unendlich schwer es ihm falle, seine Tochter aus dem Elternhause zu lassen, und wie sehr er sich davor fürchte, die Reinheit seines Kindes durch den leider oft so rüden Ton hinter den Kulissen verletzt zu sehen. In diesem ärgsten der fünf Fälle hat Licho dem befreundeten Vater versichert, wie er seine Tochter hüten wolle. Es ist kaum zu beschreiben, was das arme Mädchen statt dessen zu erdulden hatte, welche Formen die Freundlichkeit des Direktors annahm. Dem machte es aber grade die Schamhaftigkeit seiner Opfer möglich, sein Treiben so lange fortzusetzen. Erst im November des vorigen Jahres klagte eine von diesen jungen Schauspielerinnen dem Obmann der Genossenschaft ihr Leid, ohne Einzelheiten sagen zu wollen. Sie war so streng erzogen, daß sie sich mit diesen Beschwerden garnicht vor ihren Vater traute. Der Vertreter der Genossenschaft vermutete sofort, daß es ähnliche Fälle im Theater gäbe. Das Material begann sich zu häufen. Der Direktor pflegte die Mitglieder, für die er sich interessierte, in sein Bureau zu bestellen und dann seinen Leuten die Anweisung zu geben, daß er für niemand sonst zu sprechen sei; in einem Falle befahl er sogar sorglich vorher, nach fünf Minuten das Licht im ganzen Hause auszudrehen. Mit der Zeit weigerte sich ein Teil der weiblichen Angestellten, das Bureau des Direktors noch zu betreten.

Was tat nun Herr Licho, als man hinter sein Treiben gekommen war? Zuerst steckte er im Bewußtsein seiner Schuld schriftliche Beleidigungen ein, die selbst einen dickfelligen Verbrecher zur Wut gebracht hätten. Dann aber begann er sich zu wehren. Und tatsächlich wäre die Sache vielleicht doch noch vertuscht wor-

den, wenn sich nicht die Zahl der Fälle als erschwerend herausgestellt hätte. Die betroffenen nächsten Angehörigen setzten sich mit einander in Verbindung und hatten mehr und mehr das Gefühl, daß hier gründliche Arbeit getan werden müsse. So begnügte sich eine Schauspielerin nicht damit, auf Verlangen des Gatten ihre Tätigkeit beim Albert-Theater einzustellen, sondern wandte sich mit Recht an die Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger. Gustav Rickelt, der sich durch alle Anfeindungen zum Glück nicht abschrecken läßt, seine Pflicht zu tun, schritt sofort energisch ein. Er kam mit seinem Syndikus nach Dresden und vernahm eine Reihe von verdächtigen und unverdächtigen Zeugen. Jedenfalls versuchte er, die objektive Wahrheit zu ermitteln. Als die Dinge so weit gediehen waren, sah sich Herr Licho veranlaßt, die Erklärung abzugeben, daß er von seinem Posten zurücktrete. Der Aufsichtsrat des Albert-Theaters bat nun aber, aus Geschäftsrücksichten den Direktor noch bis zum Ende dieser Spielzeit in seinem Amt zu belassen. Beim Theater können solche Verhandlungen, so wünschenswert es oft wäre, nicht geheim bleiben, und so kamen die ersten Nachrichten über Lichos Rücktritt und dessen Gründe in die Presse. Als dies geschehen war, und als die Zeitungen Lichos geringe künstlerische Verdienste wer weiß wie aufbauschten — da wurde er vollends energisch. Er klärte nicht nur die Blätter durch falsche Mitteilungen auf, sondern nahm, weil die Sache nun doch bekannt geworden sei, seine Rücktrittserklärung zurück und beschloß, alle Anschuldigungen zu entkräften und weiter Direktor des Theaters zu bleiben. In diesem Stadium befindet sich die Angelegenheit jetzt. Licho glaubt wohl, daß die jungen Mädchen Angst haben werden, ihre Namen durch die Oeffentlichkeit zerren zu lassen und vielleicht ihren guten Ruf damit zu zerstören. Er glaubt wohl auch, durch den prozeßpolitischen Kniff, sämtliche Mädchen wegen Beleidigung zu verklagen, die Zeugenschaft dieser Mädchen auszuschalten und um diesen Preis die Beleidigungen der Eltern ruhig hinnehmen zu können. Die Genossenschaft aber wird die Sache nicht ruhen lassen und, wenn es nicht anders geht, das Verfahren auf Konzessionsentziehung einleiten. Dies ist ein Fall, wo kein Pardon gegeben werden darf, gegeben werden wird.

Burgtheater von Alfred Polgar

Als erste Vorstellung der Direktion Millenkovich, neu inszeniert: ‚Die Räuber‘. Glut und Leidenschaft dieses vielgeliebten, unvergängliche Genie-Zeichen tragenden Werkes haben heute schon etwas recht Geisterhaftes. Sie hausen in dem hochgetürmten Bau der Dichtung als Gespenster, denen die Pietät der Enkel seine Grabesruhe gönnt. So wirkt, von der Bühne herab, die hundertfünfzig Jahre alte Zwanzigjährigkeit der ‚Räuber‘ unheimlich. Gewiß, das Werk lebt; aber ein mumifiziertes

Leben. Gewiß, das Jünglingsantlitz der Dichtung ist unsterblich; aber so verrunzelt und verwittert, daß es durch keinerlei Regie- oder Schauspielkunst seine strahlende Frische wieder erhalten kann. Für die steinalt gewordene und doch Jugend gebliebene Jugend wird das moderne Theater vergebens den richtigen Ton suchen. Und wo Moder aus dem Trauerspiel weht, dort spüren wir eben: Moder, auch wenn er auf Sturmfittichen daherkommt. Was die heutige Bühne den ‚Räubern' und die ‚Räuber' der heutigen Bühne geben könnten, wäre: die Sturm-Musik der Dichtung. Der Sturm-Text hat wenig lebendige Kraft mehr. An dem Katarakt von Worten entzückt das Kataraktische; daß es heute noch Mühlen der Begeisterung in des Hörers Seele treiben könne, ist Legende. Und strenge Pietät, hier an dem Text geübt, heißt pietätlos gegen das Werk sein.

Die jetzige Neuaufführung der ‚Räuber' im Burgtheater blieb in diesem Punkt schonungslos schonungsvoll. Da auch keine hinreißende Darstellungskunst half, geriet ein ermüdender, lang weilender Abend. Herr Heine führte Regie, eine Regie, für die Lob und Tadel in eins zusammenfließen: sie war nirgends zu merken. Die Räuberszenen im Walde sind noch immer geschmackvolles, farbiges Kostümfest, das Räuberlied noch immer ein künstlich zerraufter Männergesang. Neu an seiner Wiedergabe waren die gebrüllten Secco-Rezitative, deren rhythmisch genaue Ausführung durch eigene Chorgruppen die Disziplin der Bande in gutem Licht erscheinen ließ. Die Herren Rhomberg, Höbling, Herterich, Häussermann gröhlten ein paar sympathische Briganten. Ach, wie rauh! Um so lindern Melos hatte das Drama im Hause Moor. Amalia Medelsky spielte das Spinett und der alte Graf Devrient sprach melodisch seinen Gram dazwischen. Es war ein Idyll der Schmerzlichkeit. Herr Devrient ließ sein erraten, was für ein eiserner Kerl der alte Moor gewesen sein mochte. Er hatte, vom Unwohlsein bis ins Absterben, ein edles, markiges Tremolo. Sinngemäß tröpfelte das Mark immer mehr aus, und das Tremolo wurde immer weicher, bis es zum Ende ins Nichts verzitterte. Frau Medelskys Amalia spricht Tränen. Trockene und feuchte, kalte und glühende. Aber immer Tränen. In der Art dieser meisterlichen Darstellerin liegt eine stets bereite Schwermut, die das böse Schicksal anzieht, ansaugt. Ihre Kunst hat gleichsam eine trüb angelaufene Seele, in der sich auch das Heiterste melancholisch spiegeln muß. Geschöpfe von hoher schauspielerischer Wertigkeit sind der Ratsherr des Herrn Tiedtke und Herrn Straßnis Daniel. Eine sonderbare Figur macht Herr Marr als Bastard Herrmann. Das ist ja der wilde Jäger aus dem Weibsteufel! So derb und vierschrötig mag man sich auch gräfliche Nebenprodukte nur schwer vorstellen. Herr Gerasch ist kein übler Karl Moor. Er hat ein schönes Ungestüm der Rede und Geste, Haltung, Würde. Ein Gentleman-Räuber. Seine Inbrunst ist nicht überwältigend stark, aber zäh; und läßt den Augenblick, den sie einmal gepackt hat, nicht leicht locker. Seine Leidenschaft macht schönen Feuerlärm; Hitze spürt man wenig. Hie und da aber schimmert es wie Reflexe einer großen Flamme über sie. Und so hat dieser Karl Moor doch Momente, die in einem wirkungsvollen Rot-Ueberguß

leuchten. Um den Franz müht sich Herr Treßler. Man merkte die Energie, die er aufgewandt, um, mit Gewalt und List, sich einen Weg ins Innerste der Figur zu bahnen. Aber das ist nicht zu finden, denn die Canaille hat keines. Sie ist ein konstruierter Bösewicht, dessen Bösewichterei, nirgendwo haltbar verankert, frei, ein Elementar-Ding, durch den Raum schwebt. Deshalb wird dieses abenteuerliche Kunstprodukt, so sehr es Virtuosen reizen mag, nur jenem Schauspieler gut gelingen, der aus eigenem beizusteuern weiß, was der Figur am empfindlichsten fehlt: Natur. Grade in dieser Hinsicht ist Herr Treßler karg bedacht. Er schraubt sich mit Künsten aller Art, mit pfiffigen und mit einfältigen, geschmeidig um die Rolle herum, aber er hat sie nicht eine Sekunde fest und sicher. Am besten glückt ihm der deduzierende Franz. Am schlechtesten der verzweifelte. Sein Sterben ist Harlekinssprung, und seine Todesangst noch weniger. Herrn Waldens Spiegelberg scheint ganz durchtränkt von Pantomime, die sich in den rundesten und lebhaftesten Ballettgeberden über Tische und Stühle und Erdboden ergießt. Auch in der Stimme ist soviel Tanz, daß diesem Spiegelberg, Bestie hin, Bestie her, das Herz eines echten Wieners in der Tat kaum widerstehen kann.

An einen garnisondienstfähigen Dichter

von Theobald Tiger

Du schlägst die kriegerisch-verstimmte Leier,
du singst von Haß und Blut und Pulverrauch —
und heißt vielleicht nur Gottlob Emil Meier,
sanft wölbt sich dir der Zwei-Terrassen-Bauch . . .
Du singst vom Sturmangriff, von roten Hosen,
von England-Haß, von Not und Schlachtengraus,
vom Panjefeind und von den Erzfranzosen —
Komm raus!

Komm einmal raus! Besieh dir das persönlich —
gewiß: es ist nicht immer ideal,
mitunter gehts im Kriege ganz gewöhnlich
und schmutzig zu — besiehs dir nur einmal.
Nein! das genügt noch nicht: du mußt es auch erleben,
zieh an die schlichte Farbe unsres Graus.
Mach mit! Wir woll'n dir Fünf Mark Dreißig geben —
Komm raus!

Vielleicht wirst du dann endlich, endlich lernen:
Wer seine Pflicht tut, kämpft und steht und schweigt.
Steigt auch der Ruhm der Kameraden zu den Sternen —
sieh nur, wie lautlos und wie still das steigt!
Doch ziehn wir später einmal (Gott mag wissen,
wann das geschieht), zurück, sind Leid und Wirrsal aus:
dann, Meier, wollen wir dich gerne missen!
Dann bleib zu Haus!

Spreu von Hans Reimann

Raum ist in der kleinsten Hütte. Ja, aber kein Dienstmädchen!
Das häßlichste deutsche Wort: Frauenstimmrechtlerin.
„Volkes Stimme — Gottes Stimme." Die ruchloseste Gotteslästerung.
Ist es möglich: ich bin nicht aus Prag und werde trotzdem gedruckt?
Seltsame Redensart: „Man hat seine liebe Not."
Die gute alte Zeit ist bis Ersten August 1914.

Großkapital und Presse von Vindex

Es mehren sich die Anzeichen, daß die Form der Beherrschung unsres Pressewesens durch das Großkapital grundlegenden Wandlungen entgegengeht. Was der großen Tagespresse von heute, den verbreitetsten und meistgelesenen Zeitungen ihren besondern Charakter oder Anstrich verleiht, ist, wie man weiß, die Tatsache, daß die Blätter sich, wirtschaftlich gesehen, als Geschäftsunternehmungen darstellen, und daß sie die Exponenten der Erwerbstüchtigkeit des Gewinnstrebens und der Kapitalsinteressen einzelner Zeitungsherren und Inseraten-Industriellen sind. Wie bei dieser Sachlage die unvermeidbaren Konflikte zwischen dem Textteil und den souveränen Anzeigenteil zu lösen sind, und wie sie gelöst werden: davon soll für dieses Mal nicht wieder die Rede sein. Für heut genügt es, festzustellen, daß das einsichtige und unterrichtete Publikum allmählich dahin gelangt ist, beim Zeitunglesen einen stillen Kompromiß zu schließen und das Bild, das die Zeitung von den Dingen, Menschen und Umständen gibt, nur mit dem nötigen Vorbehalt gelten zu lassen. Der kritische Leser vergißt nicht, daß hinter der Zeitung als Druckwerk der Verleger als Geschäftsmann steht, und daß die Rücksicht auf Inserenten und (was erträglicher scheinen kann) auf Abonnenten die Feder des Zeitungsschreibers führt — wobei sich ja manchmal immerhin ergeben mag, daß die unabhängige Gesinnung des Schreibers mit dem, was der Zeitungsunternehmer gedruckt billigen kann oder wünschen muß, grade deckt.

So lagen die Dinge bis heut, und man hat anzuerkennen, daß es sich zum mindesten um klare Verhältnisse handelte. Man kann unsre Zeitungsmagnaten an den Fingern einer Hand schnell aufzählen und weiß, daß diese Männer es sind, die aus dem Zeitungsbetrieb ihre Rente ziehen, um sie zu verbrauchen oder zum werbenden Kapital zu schlagen oder sie sonstwie nach ihrem Gutdünken und ihren persönlichen Neigungen und Interessen zu verwenden.

Aber letzthin hat sich eine Aenderung angebahnt, und die Zustände im Pressegewerbe beginnen undurchsichtiger zu werden. Um es vorweg zu sagen: anstelle des persönlichen Kapitals, das Einzelunternehmern gehört, macht sich seit einiger Zeit unpersönliches und anonymes Kapital, das bestimmte Interessentengruppen zur Verfügung stellen, in unserm Zeitungswesen deutlich bemerkbar.

Wie diese Kapitalszuflüsse im einzelnen vor sich gehen, ist nicht leicht festzustellen. Aber ihre Wirkung läßt sich so wenig verkennen, daß man aus den letzten Monaten zwei, auch drei sichere Fälle aufzählen kann, wo die in Betracht kommende Kapitalistengruppe große Zeitungen in ihre Gewalt gebracht hat. Daß diese Besitzverschiebungen nicht öffentlich vor sich gehen, sondern im Geheimen abgemacht werden,

bis wir sie eines Morgens oder Abends staunend aus der plötzlichen Tendenz des Leitartikels ersehen — dieser lichtscheue Umstand sollte zu denken geben. In der Tat führt er auf einen kuriosen Weg: das neue Zeitungskapital soll, so ergibt sich, bestimmten politischen Tendenzen oder Ideen dienen. Natürlich geht man fehl, wollte man aus dieser Tatsache schließen, daß das Kapital hier gewissermaßen unter Verleugnung seiner selbst und voll purer Uneigennützigkeit nicht für die Kapitalbesitzer, sondern nur für das Wohl des Landes wirken soll. Davon ist nicht die Rede. Sieht man sich nämlich genauer an, welchen Tendenzen und Ideen die von dem neuen Gelde durchtränkten Blätter zu huldigen haben, so wird alsbald klar, daß die neue Kapitalsanlage auf einem großen oder vielleicht auch großzügigen Umwege eben dasselbe zu erreichen sucht, was auch sonst jede Geldinvestition: nämlich eine gute Verzinsung, eine gesicherte, langjährige und womöglich wachsende Rente für die Kapitalbesitzer.

Wer inzwischen noch nicht darauf gekommen ist, von welcher Seite diese neue Art, dem Kapitalismus auf die Presse Einfluß zu verschaffen, ausgeht und in Schwung gebracht wird, dem sei es zum Ueberfluß gesagt. Etwa seit der Adlon-Konferenz weiß die breitere Oeffentlichkeit, daß die Verbrüderung gewisser Teile der Großindustrie mit dem Agrariertum weite Fortschritte gemacht hat, und daß beide Stände sich unter anderm auf dem Boden gemeinsamer wirtschaftspolitischer oder, deutlicher gesagt, Geldsack-Interessen eng zu einander gefunden haben. Die mit dem alldeutschen Feudaljunkertum verbrüderte Industriellengruppe ist es, die neuerdings — und sie weiß sicherlich, warum — ihre nachdrückliche Aufmerksamkeit der Presse zugewendet hat, und zwar in jeder Weise, hinten und vorn herum, aktiv und passiv. Der ‚Wahlfonds der deutschen Industrie' ist die vor der Hand noch verborgene, aber anscheinend kräftig fließende Quelle, die namens der noch weiter im Hintergrunde bleibenden Gruppe den Acker mancher danach lechzender Zeitungen tränkt. Daneben wirkt, von derselben Gruppe inspiriert und errichtet, die ‚Auslandsanzeigen-G. m. b. H.', die sich die Verteilung von Inseratenaufträgen im Ausland — aber auch im Inland — angelegen sein läßt, und durch die sich die Hintermänner, wie man leicht einsieht, noch ein andres nicht zu verachtendes Mittel geschaffen haben, die Presse in ihrem Sinn zu beeinflussen und sich nutzbar zu machen. Auch an in- und ausländischen Telegraphen-Agenturen hat sich die Gruppe beteiligt, und aus der Rührigkeit, die sie überall zu entwickeln bereits begonnen hat, läßt sich mit Grund darauf schließen, wie bald sich möglicherweise die Umwälzungen in den Eigentumsverhältnissen und der Kapitalsverteilung des deutschen Zeitungsgewerbes vollendet haben werden.

Der Durchschnittsleser wird sich voraussichtlich der Wirkungen davon überhaupt nicht klar bewußt werden. Sachte wird er am Ohr genommen, und, von der durch den einen Kapitalisten vertretenen oder gutgeheißenen Meinung fort, der von der neuen Kapitalistengruppe vertretenen oder gutgeheißenen Meinung zugeführt werden. Welcher Segen oder welches Unheil der Gesamtheit oder, wenn man will, dem Vaterlande aus der großen Umkehrung der Anschauungen erwachsen kann, muß in diesem Zusammenhang ununtersucht bleiben. Die Manifestationen und die ewig unwandelbaren Strebungen des Kapitals galt es an einem packenden Beispiel, das uns alle angeht, zu zeigen; zu zeigen ferner, wie der Machtkampf draußen auch die alten Mächte im Innern gewaltig aufgeregt und gegen einander ins Feld gerufen hat.

Antworten

Kurt Br. „Wenn Schriftstellern vom Schlage Lengyels der Weizen blüht, so haben wir das der faulen Nachsicht von Kritikern zu danken, die grade da versäumen, das Messer kräftig zu führen, wo es heißt, überwucherndem Unkraut an die Wurzel zu gehen, denen das schlichte Pflichtgefühl fehlt, einer völlig verirrten Schauspielerin zu sagen, daß sie ihr schlechtes Komödiantentum, ihr hysterisches Geplärr mit allen Mitteln der Sprache bekämpfen wollen.“ Für die Wärmegrade dieses gesegneten Juni sind Sie ein bißchen sehr erregt. Aber in der Sache haben Sie leider recht. Es ist trostlos. Und man begreift nicht die Kurzdenklichkeit von Leuten, die sich nach neuen, jungen, deutschen Dramatikern heiser schreien und jede Gelegenheit, diesen dadurch Platz zu schaffen, daß sie zunächst einmal die unberechtigten Platzhalter aus dem Wege stoßen, mit gradezu rührender Einmütigkeit verpassen. Sie, mein Herr, verlangen, daß ich das ändere. Schade, daß Sie mir nicht auch sagen, wie ich es ändern soll. Wenn ich mit diesen Kritikern einzeln spreche, so erwidert mir jeder, daß er durchaus meiner Meinung sei, daß aber der Kollege im ebenso einflußreichen, ebenso massenhaft gelesenen Nachbarblatt ja doch für Lengyel und seine Konstantin eintrete, daß also der Erfolg nicht zu hindern sei, und daß es deshalb wirklich nicht lohne, sich die Anstrengung einer entrüsteten Ablehnung aufzuerlegen. Entrüstung wird garnicht gefordert. Wahrscheinlich hilft eine unentrüstete Ablehnung doppelt. Aber man male sich das gefälligst aus: jeder verweigert, die Wahrheit zu schreiben, weil sie nebenan auch nicht geschrieben werde. Und von dem Ethos dieser Berufsauffassung ganz abgesehen: keinem liegt dran, sich vorteilhaft abzuheben, sondern jeder will genau so dumm und urteilslos wirken wie sein Genosse. Als ich irgendwann hier erklärte, daß die Besserung unsrer Theaterzustände bei der Kritik zu beginnen habe, wurde ich ausgelacht: als ob die beste Kritik einen Dichter, einen Schauspieler, einen Regisseur hervorbringen könnte. Weiß der Himmel: das kann nur er und nicht sie. Aber die Kritik, über die wir verfügen, kann ja wohl und würde bestimmt dafür sorgen, daß der Fleck Erde, den der vom Himmel gefallene Künstler immerhin braucht, um Wurzel zu fassen und zu gedeihen, ihm erfolgreich von einem Nichtkünstler streitig gemacht werden würde.

Alle unaufgeführten Dramatiker, die ihr mich mit Manuscripten von mindestens drei-, gewöhnlich fünf- und höchstens allerdings zehnaktigen Dramen bitterlich heimzusuchen pflegt: ein großes Heil ist mir widerfahren. Ernst Leopold Stahl hat begonnen, im Auftrag des Verbands zur Förderung deutscher Theaterkultur ‚Dramaturgische Berichte‘ herauszugeben. Denkt euch: darin werden eure Dramen von Dramaturgen, Regisseuren und Kritikern besprochen, und wenn sechzehn Besprechungen beieinander sind, so wird ein Blatt draus gemacht und an Bühnen, Schriftsteller, Tageszeitungen und Zeitschriften übersandt und zwar in einer Auflage von dreitausend. Welch eine Wendung für euch und für mich! Ich konnte mich noch so oft weigern, konnte für die Lektüre die phantastischsten Preise fordern, konnte euch Monate, Jahre, was sag' ich: Jahrende warten lassen — irgendwie brachtet ihrs schließlich, meistens durch Tränen, doch zuwege, daß ich gutmütiges Luder mir von euerm wertlos gemachten Papier einen halben Nachmittag verkümmern ließ. Was nützte mirs, daß ich euch am nächsten Morgen einen wütenden Brief schrieb? Erstens entzogt ihr mir daraufhin eure Verehrung, in der ich mich so behaglich gesonnt hatte, und zweitens kamt ihr nach anderthalb Jahren reuig zu mir zurück, mit der Erklärung, daß die Distanz der Zeit euch von der Berechtigung meiner Ablehnung überzeugt hätte, daß ihr mich wieder für den größten lebenden Kritiker hieltet, und daß ich deshalb verpflichtet wäre ... Und das soll nun alles aufhören? Ich wage noch gar nicht, daran zu glauben. Es ist so märchenhaft unwahrscheinlich, wie wenn mir einer versicherte, daß der Krieg am dritten Jahrestage nicht aus sei, sondern aus ist. Aber das gelobe ich: macht der

Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur Ernst; bleibts nicht bei dem ersten Blatt vom ersten Juni 1917; verspüre ich eine Erleichterung davon, daß ich meinen lieben Klienten hiermit die Adresse: Hildesheim, Marktstraße 14 verrate — so wird kein Wort mehr gegen diesen Verband über meine gottlosen Lippen kommen, und ich will seine Gegner zu Paaren treiben, und die Namen Ernst Leopold Stahl, Ludwig Seelig und Wilhelm C. Gerst sollen mir fürderhin teuer sein, und ihre Träger mitsamt ihrer ganzen dramenprüfenden Sippe meines Mitleids gewiß, des Mitleid darob, daß in den nächsten Jahrzehnten sie auszustehen haben, was dreizehn Jahre ich mit euch, meine lieben Klienten, ausstehen mußte.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Schaubühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Schaubühne, Berlin, [illegible] 14. Druck: [illegible] G. m. b. H. [illegible]